(72) 409

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXVI.

(Juli — August — September 1903.)

64074
31/3/05

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Buda**[illegible]. C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul [illegible]gan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's [illegible] Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — [illegible] Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, [illegible] und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, [illegible]tken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praß). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. [illegible]olff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buch[illegible]ng. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh. Barkhaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 116

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundſechzehnten Bande (Juli — September 1903.)

		Seite
I.	Das grüne Band. Roman von **Georg Hirſchfeld.** VIII./XI. (Fortſetzung)	1
II.	Einige Erinnerungen an den Staatsminiſter Rudolf von Delbrück	35
III.	Frederi Miſtral, der Dichter der Mirèio. Von **Heinrich Morf**	46
IV.	Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung ſeiner Schweſter **Betſy Meyer.** V./VIII. (Forſetzung)	69
V.	Krim und Kaukaſus in literariſcher Beleuchtung. Von **Eugen Zabel**	99
VI.	Ein Satiriker des elften Jahrhunderts. Von **M. Manitius**	120
VII.	Aus dem Berliner Muſikleben. Von **Carl Krebs**	131
VIII.	Die Verkehrsauſpizien der Eiſenbahnverſtaatlichung in Öſterreich. Von Dr. **Max Reinitz**	137
IX.	Politiſche Rundſchau	142
X.	Kaiſerin Auguſta. Von **Friedrich von Weech**	147
XI.	Neuere deutſche Belletriſtik	152
XII.	Literariſche Notizen	158
XIII.	Literariſche Neuigkeiten	160
XIV.	Das grüne Band. Roman von **Georg Hirſchfeld.** XII./XIV. (Schluß)	161
XV.	Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung ſeiner Schweſter **Betſy Meyer.** IX./XIII. (Schluß)	189
XVI.	Eine Neuphilologenfahrt nach Korſika. Von **Max Kuttner.** I.	227
XVII.	Auerbach und Roſegger. Von **Anton Bettelheim**	247
XVIII.	Japans aſiatiſche Beſtrebungen. Von **O. Franke**	256
XIX.	Idealismus in Amerika. Von **M. Wilhelm** (New York)	275

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XX. Wann wir altern. Eine dramatische Plauderei von **Oscar Blumenthal** 284
XXI. Die deutsche Kolonialpolitik in französischer Beleuchtung. Von **M. von Brandt** 301
XXII. Politische Rundschau 304
XXIII. Ein Schlußwerk über Troja 309
XXIV. Florenz und Rom 311
XXV. Literarische Notizen 316
XXVI. Literarische Neuigkeiten 319
XXVII. Die schöne Andrea. Erzählung von **Carl Busse** . . . 321
XXVIII. Psalm 45. Ein Königshochzeitslied im alten Israel. Von **Hermann Gunkel** 352
XXIX. Hongkong. Eine englische Musterkolonie. Von **A. von Janson** 359
XXX. Italienische Entdeckerarbeit auf Kreta. Von **Friedrich von Duhn** 377
XXXI. Eine Neuphilologenfahrt nach Korsika. Von **Max Kuttner.** II. (Schluß) 389
XXXII. Die altniederländische Malerei. Von **W. von Seidlitz** 403
XXXIII. Emile Zola. Von **E. Platzhoff-Lejeune** 414
XXXIV. Spiele des Lebens. Aus dem Italienischen der **Grazia Deledda** 432
XXXV. Im Garten des Vatikans 461
XXXVI. Politische Rundschau 464
XXXVII. Heine und Napoleon. Von **Ernst Elster** 469
XXXVIII. Neue Gedichte von Paul Heyse. Von **Reinhold Steig** . 471
XXXIX. Herman Grimms „Unüberwindliche Mächte". Von **Ernst Heilborn** 473
XL. Literarische Notizen 475
XLI. Literarische Neuigkeiten 479

Das grüne Band.

Roman

von

Georg Hirschfeld.

VIII. Frankfurt a. M.

Herr und Frau Berthold Lehmann in Frankfurt am Main, die Eltern von Hertha Lisko, hatten der Rückberufung ihrer Tochter gegenüber kein gutes Gewissen. Denn eigentlich stimmte es ebensowenig, daß das Motiv für Herthas Rückkehr die zunehmende Kränklichkeit ihres Vaters war, als es stimmte, die häusliche Überbürdung der Mutter als Beweggrund anzugeben. Ein Drittes vielmehr, noch im Hintergrunde Befindliches, war für den Schritt der Eltern das Entscheidende gewesen, doch Hertha ahnte nichts davon, und man ließ sie auch vorläufig in der alten, etwas verbauten Wohnung, wo sie wie ein bunter und seltener Vogel aus fernen Landen wirkte, unbehelligt umherflattern. Doch war diese Wohnung auch die Stätte von Herthas Kindheit, und sie lebhaft an ihre eigenen tollen Jahre erinnernd, stürmten jetzt ihre jüngeren Geschwister darin umher, ein Knabe und zwei eben flügge werdende Mädchen, die noch ohne besondere Lebensinteressen in guter Kameradschaft zusammenhielten. Hertha fand aber trotz ihrer Zuneigung für die „Kinder", wie sie jetzt in einem fast tantenhaften Gefühle ihre Geschwister nannte, nicht die spielerische Zärtlichkeit, die jene von ihr erwartet hatten. Bald sah sie sich von ihnen in ihren musikalischen Studien gestört, bald neidete sie ihnen das freie, unbekümmerte Aufgehen in Verhältnissen, die sie selber eng und unerträglich fand.

Im Anfang noch vom Wiedersehen zerstreut und besten Willens, sich einzuleben, später aber die Gewissenlosigkeit, mit der man sie dem besseren Wirkungskreise entzogen, immer mehr erkennend, ward Herthas Gemüt allmählich von Bitterkeit erfüllt, und das Weh der getäuschten Hoffnungen schlug schwer und schwerer über ihr zusammen. Die Mutter, eine nervöse Frau von schwächlicher Leidenschaftlichkeit, suchte nach ihrer Gewohnheit die Ursache von Herthas Unglück nicht in der Kleinlichkeit ihres jetzigen Verhaltens, sondern in der

mühsam sich abgerungenen Seelengröße, mit der sie damals in Herthas Berufswahl eingewilligt hatte. Sie klagte sich pathetisch an, daß sie die Tochter niemals aus dem Hause hätte lassen, niemals sie der treuen, elterlichen Fürsorge hätte entziehen dürfen, und Hertha lief, wenn diese verspäteten Klagen kamen, zornig davon, die Türen schlagend, und kehrte oft gar nicht zum Mittagsessen heim. So stand es also schlimm um den häuslichen Frieden in der Familie Lehmann-Lisko.

Der Vater war nicht nur ein guter Kaufmann und echter Frankfurter, sondern es freute ihn auch, sich selber einen Philosophen zu nennen. Die rasche Heftigkeit seiner Gattin im stillen verurteilend, saß er oft stundenlang in seinem Lehnstuhl am Erkerfenster und betrachtete sinnend ein kleines Aquarium, in welchem Goldfische den immer gleichen Weg um ein Korallenriff herumschwammen. Herr Lehmann pflegte mit stillem Sarkasmus zu lächeln, wenn der häßliche, schwarze Wassermolch sich unten am Boden des Behälters vergeblich aufrichtete und nach den über ihm vorbeiziehenden, schimmernden Flossen der Fischchen schnappte. In den goldgepanzerten, zierlichen Tieren, die den plumpen Unhold keines Blickes würdigten, sah Herr Lehmann das tiefste Gleichnis eines reichen, vornehmen Daseins, und weil ihn das metallische Farbenspiel der Schuppen so entzückte, achtete er auf die stumpfsinnigen, offenen Mäulchen der Tiere und ihre dummen Glotzaugen nicht. Besitz zu sehen, war ihm alles. Dennoch hatte er sich im Innersten gegen das teure Berliner Studium seiner Tochter gewehrt, denn er sah auch hierin nur eine angenehme Zugabe zu der geringen Mitgift, die für Hertha einst die günstige „Partie" herbeilocken sollte. Jetzt aber wußte er Einhalt zu gebieten, da die wirkliche Entscheidung über ihr Schicksal sich genähert hatte. Er ließ ihre „Künstlerlaunen", da sie ihm nichts kosteten, ruhig austoben, freute sich an ihrer nirgends bezweifelten Anmut und der Lebensfertigkeit, die ihr Berlin gegeben, und saß dabei gemächlich vor seinen Goldfischen, indem er die beste Gelegenheit erwartete, das störrische Kind auf Philosophenmanier ins Gebet zu nehmen.

Eines Nachmittags, während Frau Lehmann ihren täglichen Kommissionsweg durch die Frankfurter Straßen machte, bot sich ihrem überraschten Gemahl die ersehnte Gelegenheit plötzlich dadurch, daß Hertha mit einer Bitte und folglich auch mit liebenswürdiger Miene in sein Zimmer trat. Sie bat den Vater zaghaft um eine besondere Gratifikation, da der Rest ihres Taschengeldes leider nicht ausreichte, ihr einen Herzenswunsch zu erfüllen, und dieser Herzenswunsch bestände darin, die heutige Vorstellung von „Tristan und Isolde" im Opernhause zu besuchen. Herr Lehmann zwang sich zunächst dazu, ein abweisendes und bedenkliches Gesicht zu machen, und seine Hand blieb vorläufig unentschlossen auf der Hosentasche liegen, in welcher sich das Portemonnaie befand — er griff noch nicht hinein.

„So", sagte er ruhig, aber nicht unempfindlich, „also wenn sie etwas von ihrem Vater haben will, dann ist das Fräulein zu finden. Die paar Stunden aber, die man im Kreise seiner Familie zubringen will, die werden einem vergällt, entweder mit sauren Mienen oder überhaupt — laß mich ausreden,

bitte. Ich möchte überhaupt 'mal, wenn du heute trätabel bist, über einiges mit dir sprechen, Hertha. Da setze dich auf den Puff. Nicht auf den Schaukelstuhl, das macht mich nervös, mein Kind. Also höre. Warum bist du gestern mittag wieder nicht zu Tisch gekommen? Ohne Entschuldigung? Laß mich ausreden, bitte. Du bist ein erwachsenes und verständiges Mädchen — auf kindische Abbitterei und dergleichen werde ich mich bei dir nicht einlassen. Aber es ist keine Art und Weise, sich Eltern gegenüber so zu benehmen. Das siehst du jetzt hoffentlich ein. Schon als Beispiel für die Kinder — laß mich ausreden, bitte. Irgend einen vernünftigen Grund für dein Benehmen kannst du doch nicht gehabt haben. Und wie ungesund ist es für ein junges Mädchen, den ganzen Tag herumzulaufen und nichts zu essen. Ob du dich dafür in Konditoreien 'rumgetrieben und dein Taschengeld vergeudet hast, das weiß ich ja freilich nicht, das entzieht sich ja meinem Urteil. Aber jeder Laune von dir kann und werde ich mich nicht fügen, Hertha — wenn ich dich auch noch so lieb habe, mein Kind. Also stehe mir 'mal Rede. Du brauchst nicht gleich zu weinen — wir können doch ganz ruhig miteinander sprechen, ich bin doch nicht so wie Mama, immer hutz plutz, ich bin ein Philosoph, mein Kind, mich hat die Schule des Lebens gebildet."

Herr Lehmann mußte aber noch ziemlich lange warten, bis sich Herthas Schmerzensausbruch etwas gelegt hatte. Die Tränen, die jetzt reichlich flossen, taten ihr förmlich wohl, und sie stützte, heftig zuckend, den hübschen, von dicken Zöpfen beschwerten Kopf in die feinen, fiebernden Hände. Herr Lehmann bewunderte heimlich mit väterlichem Stolz die Schönheit seines Kindes, sie tat ihm wirklich leid, und er entschloß sich sogar, stöhnend aufzustehen und die Schluchzende, sie wie ein Hündchen streichelnd, zu beruhigen.

„Na Hertha", sagte er, „höre doch, Hertha. Was brauchst du denn gleich so zu wimmern. Wimmern — was heißt denn das überhaupt. Beruhige dich doch — auf diese Art und Weise —"

Da warf sie trotzig den Kopf empor. „Ich bin überhaupt das ganze, niederträchtige Hundeleben satt, Papa! Jawohl! Damit ihr's wißt! Was habe ich denn von meinem Elternhause? Alle hackt ihr auf mir herum, seitdem ich zurück bin! Namentlich die Kinder! So etwas Liebloses! Man kommt sich ja förmlich wie der Kanarienvogel unter den Spatzen vor!"

„Na, na, mein Kind — na, na — dein Gleichnis, aus der Tierwelt genommen, ist nicht so übel — aber du tust uns unrecht, Hertha. Und was verstehen denn Lisa, Bella und Karlchen von deinen Angelegenheiten? Das sind doch dumme Kinder — und wir, wir haben doch wahrhaftig, Gott ist mein Zeuge, das Menschenmögliche für dich getan, Hertha. Ich war ja eigentlich gar nicht in den Verhältnissen, so viel für eines meiner Kinder zu tun! Das wirst du doch nicht zu bestreiten wagen, Hertha."

Hertha hatte sich aufgerichtet und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Sie hatte sich gefaßt, doch nicht zum Gehorsam, nein, zum äußersten Trotze, das leuchtete jetzt drohend aus ihren grauen Augen. Dem Blicke, dem schon so viele Männer nicht gewachsen waren, war auch der Vater kaum gewachsen, und der kleine Mann mußte sich mit beiden Händen krampfhaft an

der Lehne des Schaukelstuhls festhalten, um seine Philosophenwürde nicht zu verlieren.

„Nein, Papa!“ rief sie, im Umhergehen die herunterhängenden Franzen ihrer seidenen Schleife, die sie um den Hals trug, zerknüllend, „euren guten Willen werde ich nie bestreiten! Aber sage mir doch um Gotteswillen, war es denn wirklich nötig, daß ich jetzt zum Beginn meiner künstlerischen Entwicklung plötzlich meine Studien abbrechen mußte? Daß ich meine Freunde in Berlin so plötzlich verlassen mußte und alles aufgeben, alles, was mir lieb und teuer war?“

„So, so! Das ist ja — das finde ich ja — also wir, Mama und ich, wir gehören nicht zu denen, die dir — —“

„Papa, ich bitte dich um alles! Drehe doch nicht meine Worte so, wie ich sie nicht gemeint habe! Ich hatte meine persönliche Existenz in Berlin — die hat doch jeder junge Mensch — du wirst sie in deiner Jugend auch 'mal gehabt haben! Es gibt Dinge, namentlich im künstlerischen Leben, die weder mit Vater und Mutter, noch mit irgend einem Menschen in der Welt etwas zu tun haben!“

„Jawohl, mein Kind, das weiß ich — weiß ich alles — doch jedes Ding zu seiner Zeit. Das älteste Anrecht und die größte Liebe haben doch die Angehörigen, zunächst die Eltern für die Kinder, Hertha. Und soll ich dir jetzt wiederkäuen — wiederkauen — was ich dir in meinen Briefen hundertmal geschrieben habe? Daß deine Mutter von ihren häuslichen Sorgen erdrückt wird und ein heiliges Anrecht auf ihre erwachsene Tochter hat? Und ich, daß ich ein kranker, sechzigjähriger Mann bin, der daran denken muß, sein dreißig Jahre in Ehren geführtes Geschäft zu verkaufen? Weil ich allein stehe? Weil ich keinen Sohn habe, der mich unterstützen kann? Denn Karl ist ein Spätling, Karl ist ein dummer Junge, Karl rechne ich nicht. Ach, möchtet ihr Kinder doch ein einziges Mal einsehen, daß alle die schönen Redensarten, wie Kunst und Leben und Freiheit, nichts sind als faule Papiere unter Pari, wenn der Vater seine Hände in den Schoß legt!“

„Das glaube ich nicht, Papa! O nein! Das ist es eben! Hättest du mir Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was ich kann! Aber freilich, wenn man noch während der ersten Studienzeit und nach dem ersten lumpigen Konzert, bei dem man als Anfängerin noch die ganze Mißgunst und die ganze Niedertracht der Kritik auf sich nehmen muß, wenn man da schon eine Camilla Landi oder eine Alice Barbi als fertiges Huhn aus dem Ei sozusagen —“

„Halte deinen Mund, mein Kind, das weiß ich allein. So dämlich bin ich nicht. Ich weiß, so schnell sind die höchsten Kränze nicht zu erringen, wie Schiller sagt. Aber warum mußtest du eigentlich nach Berlin gehen? Warum bist du nicht in Frankfurt geblieben? Hier hätte ich dich sicher zu Stockhausen gegeben — da wäre es mir gar nicht darauf angekommen.“

„Frankfurt ist gräßlich!“ rief Hertha, stehenbleibend, mit blitzenden Augen, und ihre Stimme bekam jetzt etwas Schreiendes. „Ich hasse Frankfurt! Geldsackphilister, überhebliches Pack allenthalben! Kunst wird taxiert nach Hundertmarkscheinen! Nein, niemals bleibe ich in Frankfurt! Niemals, wenn ich nicht muß!“

„Und auf das Letztere kommt es an, mein Kind," erwiderte Herr Lehmann, sich selbst bewundernd, daß er noch immer die Ruhe des Philosophen bewahrte, denn öfters zuckte ihm schon seine Hand, wenn er, durch Herthas Widerspruch gereizt, sie nicht mehr als die erwachsene, junge Dame, sondern als das störrische, kleine Mädel von ehemals vor sich sah. „Ich sehe jetzt ganz davon ab, wie pietätlos du dich über deine schöne, reiche und kunstliebende Vaterstadt äußerst — die Goethestadt braucht sich ja dir gegenüber nicht zu verteidigen. Aber schlimmer ist es, viel schlimmer, daß ein bodenloser Egoismus aus dir spricht. Was willst du denn anfangen, sage 'mal, ohne uns? Du bist ein recht gutes und kostspieliges Leben gewöhnt, liebe Hertha, das scheinst du ganz zu vergessen. Dich gegen unseren Willen auf dich selbst zu stellen und eventuell am Hungertuche zu nagen, wie deine Freunde in Berlin — ja, dazu fehlt dir doch jegliche Begabung. Prinzeßchen sein, das kannst du —" Herr Lehmann fühlte, während er sprach, daß er schon anfing, heftig zu werden, und suchte sich deshalb immer wieder zur Gelassenheit zu zwingen. „Also ich möchte 'mal deutsch mit dir reden, mein Kind. Verstehst du — deutsch! Von einer Unterbrechung deines Studiums soll überhaupt nicht die Rede sein. Ich werde dich bei Stockhausen anmelden — dann kannst du meinetwegen eine Primadonna werden, die Welt steht dir offen, ich hindere dich nicht. Aber das eine verlange ich dafür von dir und will dir damit zugleich die Augen für den Ernst des Lebens öffnen —"

„Was, Papa?" Sie fragte ihn rasch, mit großen Augen und jäh erbleichend.

„Du wirst dich verheiraten, Hertha."

„Ich? Papa!"

„Lasse mich ausreden, bitte. Und zwinge dich von vornherein dazu, die Sache mit mehr Ruhe anzusehen, denn es ist mein fester, unerschütterlicher Wille. Mamas übrigens auch. Es ist also nichts dagegen zu machen. Ich habe einen Mann für dich in petto. Einen ausgezeichneten, soliden Menschen in den besten Vermögensverhältnissen. Sein Name ist Weinau, du kennst ihn ja von Bormanns her. Der flotte Tänzer, du weißt — und dabei ein durchaus ernster Mensch. Er will sich etablieren, hat 120000 Mark disponibel, und die würde er mir sofort ins Geschäft geben, wenn —"

„Papa! Papa! Ich bitte dich, sprich nicht weiter!"

„Aber erst recht — natürlich spreche ich weiter — bloß nicht mehr von den Geldangelegenheiten, denn darin habt ihr Künstler ja alle euren Spleen. Das geht dich auch nichts an. In der Beziehung muß es dir genügen, daß die Heirat für deine Eltern und deine Geschwister eine Existenzfrage bedeutet. Was aber dich betrifft, so lasse dir gesagt sein, Hertha, daß Herr Weinau dich lediglich um deiner selbst willen heiraten will, dein Bild, das ich ihm zeigte, hat neulich die schönsten Erinnerungen in ihm erweckt. Und als kunstliebender Mann, der er ist — er spielt sogar selber Violine — würde er deiner Laufbahn als Sängerin nicht das Geringste in den Weg legen. Er interessiert sich im Gegenteil außerordentlich dafür. Na, nu habe ich dir alle die glänzenden Auspizien eröffnet, aber du machst noch immer ein Gesicht wie

die Katze, wenn's donnert. Ist dir dein Zukünftiger etwa nicht schön genug? Weil er ein untersetzter Vierziger ist und keine vollen Haare mehr hat? Du Püppchen, du! Was will denn das besagen, wenn es sich um einen anständigen und gebildeten, durch und durch —"

„Genug, Papa, genug! Du folterst mich! Ich kann nichts weiter hören!"

„Warum hältst du dir die Ohren zu? He? Was! Erst will ich wissen, warum du dir die Ohren zuhältst!"

Hertha gab ihre Antwort keuchend und leise, aber es war ihr unmöglich, sich länger zu bezwingen. Auch ihr Vater war jetzt aus der Fassung geraten. So führten sie noch ein kurzes, aber wildes Wortgefecht, bevor sie sich trennten.

„Also das, das war es", flüsterte Hertha, die Hände ringend. „Deshalb mußte ich zurückkommen. Nun begreife ich's doch endlich. Papa, der Mann, von dem du sprichst, war mir immer widerwärtig, ein eitler Rechthaber, der typische Sohn aus reicher Familie, ich kenne ihn kaum, und wie kann er es wagen, schöne Erinnerungen an mich zu heucheln, das ist ja lächerlich, Papa!"

„Wenn du ihn noch nicht kennst, so wirst du ihn kennen lernen!"

„Ich verzichte!"

„Es handelt sich um deine Zukunft!"

„Meine Zukunft! Die liegt ganz wo anders!"

„Ja, auf der Straße, das wirst du schon sehen, du Balg, wenn du dich nicht auf deine heiligsten Pflichten besinnen willst!"

„Meine heiligsten Pflichten — sprich doch das Wort nicht aus!"

„Am Sonntag wird Herr Weinau bei uns essen. Da wirst du bei Tisch sein und dich angemessen betragen! Das verlange ich von dir!"

„Warum soll ich mich gegen einen fremden Menschen schlecht betragen, nur weil es dir einfällt, ihn zu Tisch zu laden? Unser Haus ist offen!"

„Mir aus den Augen! Aus den Augen, sage ich!"

Das war der Höhepunkt. Im nächsten Moment war Hertha in ihr Zimmer gerannt und hatte sich dort eingeschlossen. Herr Lehmann aber sank stöhnend in seinen Stuhl zurück.

Die Wehmut der Enttäuschung wich von nun an dem zähen und verbissenen Trotze, mit welchem sie sich stündlich, in finsteren Rebellengefühlen Umschau haltend, gegen die Angriffe auf ihre Selbständigkeit zu wahren wußte. An Herthas äußerstem Widerstande war nicht zu zweifeln, nichtsdestoweniger bereitete Herr Lehmann sich und den Seinen doch noch die Pein, das geplante Diner für Herrn Weinau zu veranstalten. Bevor es stattfand, suchte er noch die Tochter wortlos, aber mit desto beredteren Blicken zum unbedingt erwarteten Gehorsam zu bewegen, und Hertha überraschte ihn nun aus abgründiger Bosheit, als der Sonntag herangekommen war, mit einer kaltlächelnden, aber durchaus liebenswürdigen Miene. Die Eltern sahen einander bedeutungsvoll an, und Herr Weinau, der eine ganz sympathische Verlegenheit zeigte, atmete erleichtert auf. „Sie scheint sich die Sache doch noch

überlegt zu haben", dachte Herr Lehmann und steuerte nun wieder, innerlich ruhiger, dem großen Ziel des heutigen Tages zu. Aber wieder kam es anders, als es seine Philosophie sich hatte träumen lassen. Denn während der Tischunterhaltung, an der sich Hertha nicht wortkarg, sondern sehr lebhaft beteiligte, freilich mit einer etwas lauten und dreisten Oberflächlichkeit, die man sonst nicht an ihr kannte, fand der unglückliche Freier durchaus keine Beziehung zu ihr, und die Eltern, in ihrer Erregung sich immer gegenseitig ins Wort fallend, um die Unterhaltung nicht stocken zu lassen, fühlten in steigender Pein heraus, daß ihm die Tochter immer unsympathischer werden mußte. Nach Aufhebung der Tafel aber ließ man die beiden trotzdem allein. Hertha, die auf diesen Moment diabolisch gewartet hatte, forderte Herrn Weinau sofort wie eine höfliche Haustochter auf, mit ihr in den Garten zu gehen, und der Freier folgte ihr stockenden Herzens, da er den poetischen Kernpunkt der Angelegenheit herannahen fühlte. Unten, zwischen den dürftigen Sträuchern und Bäumchen ging er feuchten Blickes neben ihr her, indem er unaufhörlich schöne Gleichnisse für das zu suchen sich mühte, dessen realer Inhalt auch erst aufzufinden war. Nach dem guten Essen und den starken Weinen wurde ihm das um so schwerer, und die altgewohnte Havanna sich anzuzünden, verbot ihm die Stimmung des Moments. So kam ihm Hertha wieder zuvor und schlug zu seinem Schrecken einen Ton an, den er jetzt am allerwenigsten brauchen konnte. Sie machte sich über Naturschönheit und Blumenpflege, die er als Gesprächsthemen angeschlagen, in ebenso frivoler Weise lustig, wie sie ihren eigenen Garten, in welchem er andächtig wandeln wollte, verspottete, und wenn er hierauf seinerseits ein keckes Wort riskierte, sah sie ihn an, wie Kleopatra einen schwarzen Sklaven angesehen hätte, und er fühlte die Zurückweisung fast körperlich. Dabei kochte in ihm allmählich, da seine poetischen Gefühle sich legten, eine heimliche Empörung gegen die Eltern des Mädchens auf, die, ohne genügend sondiert zu haben, ihm, dem doch hundert solche „Partien" statt einer zur Verfügung standen, diese Beschämung nicht erspart hatten. So kam es, daß er nach dem vierten Rundgange durch den langweiligen Garten, ohne seinen Vorsatz ausgeführt zu haben, mit Hertha in die Wohnung zurückkehrte. Dort verabschiedete er sich sofort von Herrn und Frau Lehmann, die ihre erwartungsvollen Blicke nur mühsam zur nötigen Liebenswürdigkeit zwangen, und empfahl sich. Auch Hertha lief davon, bevor man sie aufhalten konnte, und so mußte man sich bis zum nächsten Tage gedulden, wo ja entweder der Verlobungsbesuch oder der Absagebrief des Herrn Weinau kommen mußte. Der letztere kam natürlich, und es wäre nun beinahe zu einem noch schlimmeren Zusammenstoße, als dem neulichen, zwischen Vater und Tochter gekommen, wenn nicht plötzlich als Deus ex machina Hermann Arndt erschienen wäre, und Herr Lehmann auf diesen wichtigsten Gast, den Sohn seines großen Berliner Kunden, jede Rücksicht hätte nehmen müssen. Noch freundlicher wurde aber die Stimmung des Vaters, der seiner Tochter immer noch drohende Blicke zugeworfen, als er allmählich bemerkte, wie freundschaftlich und respektvoll sich Arndt junior zu Hertha stellte, und wenn er sich auch natürlich nicht dazu verstieg, eine besondere Hoffnung daran zu

knüpfen, so spürte sein Geschäftsgeist doch mit Wohlgefallen, daß die Tochter unbewußt die bedeutende „Verbindung" aufrechterhalten und noch befestigt hatte. Hermann Arndt besaß im übrigen die seltene Gabe, den Kreis, den er betrat, nicht langsam erobern zu müssen, sondern sich ihn alsbald dienstbar zu machen, so daß er Licht hineintrug, wenn er kam, und Licht zurückließ, wenn er ging. Den behaglichen Humor eines praktischen Lebenskünstlers, Zechers und Gesellschafters hatte er eigentlich zu jeder Stunde parat, und man wußte nie recht, ob er überhaupt nichts Schwereres erleben konnte, oder ob er es mit löblicher Kraft in jeder Lage zu ertragen verstand. In seinen schwarzen Augen, die zudem noch die blinkende Schutzwand eines goldenen Pincenez hatten, lag das Unbestimmte, das ihn zugleich entgegenkommend und zurückhaltend machte, eine leise, etwas satte Ironie, die jedes Wort von ihm vor feierlicher Prüfung schützte und immer noch ein kleines Schwänzchen anhing, wodurch es liebenswürdig wurde. Dabei ein reicher Mensch, ein ehemaliger Burschenschafter mit mehreren Schmissen auf der Wange — er konnte das Leben an sich herankommen lassen. Und er tat es ohne elterlichen Widerstand — er war sein eigener Herr und vermöge seiner Bildung, auch seines anständigen Charakters, wohl im stande, zu wählen, was ihm recht war.

Da er vierzehn Tage in Frankfurt blieb, kam er, vor allem Hertha zu Gefallen, öfters in das Lehmannsche Haus. Die Kinder verliebten sich in ihn, sie spürten seine Frische und Gutmütigkeit, und so wurde es ihm zuletzt fast schwer, an die Abreise zu denken. Auch hielt ihn die neu aufgenommene Beziehung zu Hertha fester, als er sich noch eingestehen mochte. Er hatte sie jetzt täglich gesehen, da sie gegen Abend eine bestimmte Stunde auf dem Sportplatz am Palmengarten verabredet hatten — dort spielten sie Lawn-Tennis, und er begleitete sie dann, behaglich mit ihr plaudernd, in der Dämmerung nach Hause. Mehr noch als in Berlin, war ihm in diesen schönen Tagen die natürliche Grazie, das seltene, beinahe kühne Wesen, das sie von den übrigen jungen Mädchen seiner Bekanntschaft abhob, an Hertha aufgefallen. In der Freiheit des Spieles zunächst, wo er mit der Anmut ihres Körpers die eigene, noch unverbrauchte aufblühen fühlte, dann auch, wenn er bei Sonnenuntergang neben ihr ging, und sie von den gemeinsamen Freunden in Berlin und vom grünen Bande, das auch sie beide trugen, sprachen. Es tat ihm förmlich wohl, aus ihren Worten herauszuhören, daß weder Walter noch Helmut, noch Hans Georg von ihrem unbefriedigten Herzen Besitz ergreifen konnten, daß sie an jedem von ihnen, fast zu scharf, einen Fehler zu nennen wußte, etwas, was ihre Natur von jenen ferngehalten. Dies schmeichelte seiner Eifersucht, die er von jeher gegen die Künstler, durch welche er sich als Kaufmann immer etwas in den Schatten gestellt wußte, im Herzen trug. Doch gab ihm dieser Sieg zugleich auch die unbefangene Wärme, mit Bescheidenheit und Ehrfurcht die abwesenden Angegriffenen ihr gegenüber zu verteidigen. So kam es bald, daß sie ein liebenswürdiges Versteckspiel miteinander trieben; denn beide, schon tief miteinander sympathisierend, weil aus dem gleichen Holz geschnitzt, und ahnungsvoll, daß sie auf das höhere Schicksal der Freunde verzichten müßten, kämpften um diese Freunde,

sich daran erhebend und einander mit Augen anleuchtend, die eine schöne Versöhnung schon hinter dem ganzen Streite sahen.

In einer solchen Debatte waren sie gerade begriffen, als sie am Abend vor Arndts geplanter Abreise auf der Mainbrücke standen, und über dem großen Stadtbild hinten der Himmel im Abendrot weithin glühte. Hertha hatte jetzt in ihrem Eifer, als sie über Helmut sich äußerte, Tränen in die Augen bekommen, und da sie ihren Begleiter durch Widerspruch nicht umstimmen konnte, versuchte sie es endlich durch rückhaltlose Offenheit und versicherte ihm mit stockender Stimme, die Augen unwillkürlich vor seinem schwarzen und nahen Blicke senkend: „Sie verstehen mich doch, Herr Doktor — ich habe all unsere Freunde herzlich lieb. Sie sind mir der Inbegriff eines Lebens, das ich gern erreichen wollte, aber dem gegenüber — ach die dummen Tränen, man muß sich ja genieren — dem gegenüber, wollte ich sagen, ich mich immer zu schwach fand. Vielleicht, mag sein, weil ich die herbe, unerbittliche Lebensanschauung von Fanny nicht habe. Trotzdem habe ich Fanny furchtbar lieb. Aber weder an den ewig beobachtenden Herrn Schirmer noch an den pathetischen Herrn Baumbach, noch an den tollpatschigen Herrn Richter konnte ich mich so gewöhnen, daß — na, daß ich als Mensch zu demselben Rechte kam wie als Künstlerin. Sie waren eigentlich der einzige, Herr Doktor, bei dem ich dieses niederdrückende Gefühl nie gehabt habe. Und dabei sind Sie doch reichlich so viel wie die Anderen und verdienen, wie ich, das grüne Band. Sie sind ein guter Mensch — und das ist für eine Frau viel mehr als ein guter Künstler."

Arndt schwieg. Nach langer Pause, als sie sich schon dem elterlichen Hause näherten, blieb er plötzlich stehen und sagte, sehr blaß geworden, aber mit ruhiger Stimme: „Fräulein Hertha — ich wollte morgen abreisen, aber es wird mir schwer. Sie haben das vielleicht bemerkt. Wir sind uns überhaupt in diesen Tagen so nahe gekommen, daß ich wohl glauben darf, wir haben gemeinsame Interessen, wir sind uns im Innersten verwandt. Wie ich mich als bescheidener Kaufmann niemals von einem sogenannten höheren Umgang ausgeschlossen fühlen konnte, so würde ich auch durchaus wünschen, daß eine Künstlerin als meine Frau sich unbeirrt als Künstlerin fühlen sollte. Die Öffentlichkeit, die müßten wir uns freilich beide ersparen. Aber die verhält sich auch zu dem wirklichen Glück, wie die Taube auf dem Dach zu dem Spatzen in der Hand. Nun frage ich Sie, Fräulein Hertha — muß ich Ihnen jetzt Adieu sagen, oder soll unsere Begegnung in Frankfurt keine Episode sein?"

Die sonst so nüchterne Stimme zitterte während der mühsam hervorgedrückten Rede mehr und mehr, sie klang ihr lieblich und warm, sie mußte ihm gut sein.

„Ja," hauchte Hertha, obgleich das gar nicht die logische Beantwortung seiner etwas umständlichen Fragestellung war, und im dunkeln Hausflur küßte er sie lange, sie ließ es geschehen, sie fühlte dabei die schweren, quälenden Flügel ihrer großen Zukunftspläne plötzlich einschrumpfen und sich langsam von ihrem hilflos nach einem kleinen Glücke bangenden Körper lösen. Sie

lehnte sich an diesen starken Mann, und freudig gab sie hin, was ihr ja niemals recht gehört hatte.

Sie gingen zu den Eltern hinauf und waren noch vor dem Abendessen verlobt. Herr Lehmann, nun völlig mit Hertha versöhnt, von lauter glänzenden „Auspizien" umgeben, nahm ganz heimlich die Binde des Philosophen, die er sich selber sonst so willig zuerteilt hatte, vom sorgenden Haupt ab und reichte sie im stillen seiner Tochter, die doch schließlich Größeres gewonnen, als er ihr zugetraut, und ihn tief beschämt hatte. Hertha aber hielt sich in ihren weitaus feineren Instinkten fern von solcher väterlichen Erwägung und genoß ganz ehrlich ihr junges, veredelndes Glück. Nachdem dann noch die alten Arndts in Berlin benachrichtigt waren und in ihrer Antwort sich sehr erfreut und Herthas Vater gegenüber verwandtschaftlich hilfreich gezeigt hatten, überließen sich alle der hereinbrechenden, goldenen Zeit. Nur eine Sorge, die einzige, die sie jetzt beschleichen wollte, schob Hertha immer wieder auf den nächsten Tag — das war die Mitteilung ihrer Verlobung an den Freundeskreis vom „grünen Bande", und noch mehrere Tage konnte sie sich nicht entschließen, diesen unumgänglichen Brief zu schreiben.

IX. Diaspora.

Walter Schirmer waren die Maitage in Arbeit rasch dahingegangen. Gegen Ende des Monats war es wieder einmal Zeit, die Freunde vom „grünen Bande" aufzusuchen, und der fünfte Bundesabend, zu welchem ihn Helmut einlud, bot ihm die erwünschte Gelegenheit. Im „Saale" der Pension Basse fand er die Freunde und Freundinnen schon versammelt, doch machte sich heute das Fehlen wichtiger Elemente empfindlich bemerkbar, und ein beginnender Verfall der schönen Vereinigung schien sich in den leisen Gesprächen, die geführt wurden, und in den bedrückten Mienen allseitig anzukünden. Wie hatte auch sonst das helle Lachen Hertha Liskos schon immer den rechten Ton angegeben, und wie zärtlich ruhten sonst die Blicke aller auf den schönen Malerinnen aus Holland und Kanada, die inzwischen in ihre fernen Vaterländer zurückgekehrt waren. Jetzt aber standen alle steif und innerlich gequält umher, bis Helmut Baumbach endlich zornig in die Worte ausbrach: „Zum Donnerwetter, Kinder! Heut ist das grüne Band ja schwarz geworden! Wen begraben wir denn eigentlich! Ach, wenn doch wenigstens Hertha hier wäre und Carmenlieder singen könnte, 'raus, an den Haaren, an den Ohren meinetwegen aus der Trübsal ins Leben, wie es draußen glüht und blüht!. Aber Hertha hat uns auch schon vergessen. Sie schreibt ja gar nicht mehr. Ich denke, wir gehen wieder nach Hause."

Dagegen erhob sich nun ein lauter Protest, und Helmuts Auflehnung hatte wenigstens den Erfolg, daß sich von nun an jeder mit mehr oder weniger Geschick bemühte, die allgemeine Stimmung aufzubessern. Herr Basse aber, der die ganze Zeit schon mit einem erregten und listigen Gesicht umhergegangen, verkündete jetzt mit großen Gebärden, daß er ein Zaubermittel besäße, welches dem Bundesabend mit einem Schlage die alte Fröhlichkeit wiedergeben könnte.

Man bestürmte ihn, es zu nennen, und besonders Helmut heftete seine fieberhaft glänzenden Augen an das naive Antlitz des Pensionsvaters, denn er schien von unbestimmten Ahnungen bestürmt zu sein. Endlich zog Herr Basse behutsam einen Brief aus der inneren Tasche seines bejahrten Gehrockes und sagte dann, indem er sich heimlich an der atemlosen Stille der Versammlung ergötzte: „Liebe Freunde! Ich bitte jetzt um Ihr Gehör. Es handelt sich um eine Nachricht von unserer teuren, schmerzlich vermißten Freundin aus Frankfurt."

„Ah!"

„Hat Hertha geschrieben? An Sie, Herr Basse?" rief Helmut und machte, sich vergessend, eine Miene, als wollte er ihm den Brief aus der Hand reißen.

„An mich, Herr Baumbach. Aber der Brief ist aus bestimmten Gründen, die Sie gleich erfahren werden, an den ganzen Freundeskreis, an uns alle gerichtet."

„Na mach schon, mach schon!" rief Frau Basse.

„Ich bin soweit, liebes Minchen. Ich werde also mit Ihrer Erlaubnis den Brief vorlesen." Er setzte sich umständlich seinen Hornkneifer auf und begann: „Du liebes, schönes, grünes Band!

Ich richte diesen Brief an den Pensionsvater und bitte ihn, das wirre Zeug, das ich hier sagen werde, in seiner stilvollen Weise seinen Kindern, denn das seid ihr ja allesamt, zu übermitteln. Jedem einzelnen es mitzuteilen, war mir leider unmöglich, obgleich mein Gefühl so gern die verschiedensten Jubeltöne gefunden hätte."

„Das ist schön gesagt, sehr schön," meinte Friedrichowicz und suchte bei Helmut, den er am gespanntesten lauschen sah, für sein literarisches Lob Zustimmung zu finden. Doch dieser hatte ein eigentümlich starres Flimmern in den Augen, und stumm war sein entrückter Blick. Herr Basse las weiter:

„So sei euch denn gesagt — — doch nein, ich kann nicht gleich damit herauskommen, ich muß euch erst noch einiges klagen. Ihr habt mich immer als einen leidlich lustigen Gesellen gekannt; nicht wahr? Ich war kein Spielverderber. Wie weit meine Lustigkeit nur Maske war, das werdet ihr auch vermutet haben, denn mir ging es ja eigentlich in Berlin schon miserabel, und in Frankfurt erst — aber davon will ich jetzt still sein, das versinkt. Ja, Kinder, wenn beim Künstler die Zweifel nicht wären! Gewiß — ich weiß es ja vollkommen zu schätzen, was ich in dieser Beziehung dem grünen Bande zu danken habe. Gemeinsam hoffen, gemeinsam schaffen — jung sein zusammen, das ist es. Aber jung sein, liebe Freunde! Dahinter steckt ein Geheimnis, und dieses Geheimnis heißt Liebe! — — Liebe! Gott sei Dank! Nun habe ich es herausgebracht! Ich glaube, die heiligste Notwendigkeit für den Künstler — daß dieses Geheimnis nämlich in ihm gelöst wird — die kennen wir Frauen mehr als die Männer. Fanny, nicht? Sie haben die Welt im Ideal, wir aber haben das Ideal in der Welt. Wir wollen Mütter werden. Vielleicht ist das alles Unsinn, was ich da sage — aber für mich hat es Sinn, für mich. Kurzum — meine Sehnsucht hat ein Ziel gefunden. Nicht Ruhm, nicht Freiheit — nein, einen Menschen, liebe Freunde. Ich habe einen Menschen gefunden. Ich habe mich verlobt."

„Was?" so kam es allen wie aus einem Munde. Nur Helmut hatte kein Wort gefunden.

„Und mein Verlobter ist euch, Gott sei Dank, nicht fremd. Ich meine dies Gott sei Dank in tiefer Bedeutung, ihr versteht mich. Während ich hier so verzweifelt herumging und schon daran dachte, dem ganzen Jammer ein plötzliches Ende zu machen, kam Hermann Arndt zu meinen Eltern, wir waren hier mehr zusammen als in Berlin, und eines Tages — waren wir einig. Ich bin so unaussprechlich glücklich, liebe Freunde. Ja, das plötzliche Ende wäre dumm gewesen, denn ich habe ja gar nicht gewußt, was das Leben für Seligkeit bietet. Arndt ist ein wunderbarer Mensch —"

„Hach!" Mit diesem wild hervorgestoßenen Ausruf war Hans Georg vom Tische aufgesprungen, so daß Teller und Gläser zusammenklirrten — dann ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Herrn Basse fiel vor Schreck das Pincenez von der Nase, und die anderen blickten entsetzt auf den Ruhestörer. Helmut saß noch regungslos — sein Antlitz hatte eine fahle, grünliche Blässe, und nur seine blutleeren Lippen bewegten sich leise. Er sah auf Hans Georg.

„Bitte, bitte, Herr Richter!" sagte nun Herr Basse verletzt und befremdet. „Soll ich vielleicht nicht weiterlesen?"

„Aber natürlich! Ruhe! Ruhe!" riefen die anderen.

„Bitte! Lesen Sie nur weiter!" antwortete Hans Georg mit bitterem Lachen und setzte sich wieder, das Kinn auf die Faust gestützt und finster vor sich hinstarrend.

„Ich weiß wohl, daß er in mancher Beziehung hinter anderen zurücksteht," fuhr Herr Basse nun mit etwas bänglicher Stimme fort und warf von Zeit zu Zeit, wie die anderen, scheue Seitenblicke auf Hans Georg und Helmut. „Er ist kein Künstler. Aber er ist fein gebildet, gut und treu. Ich habe ihn jetzt in seinem ganzen Wert erkannt .. Aber Herr Baumbach!" unterbrach sich in diesem Augenblick Herr Basse selbst. „Nun fangen Sie auch noch an! Meine Herren, was ist denn eigentlich in Sie gefahren! Ich dachte, Sie würden sich ebenso über das Glück unserer Freundin freuen wie wir alle!"

Frau Basse, die nicht die unschuldige Ahnungslosigkeit ihres Mannes besaß und schon durchschaut haben mochte, was in den beiden jungen Leuten vorging, wurde jetzt nervös und bat ihn, nur rasch zum Ende zu kommen. Sie sah die Diskussion voraus, die diesem Vortrag folgen mußte.

„Also ich komme zum Schluß des Briefes," sagte nun Herr Basse mit ärgerlichem Kopfschütteln. „Seht mal, Kinder — schreibt Hertha weiter — ich bin ein viel einfacheres Menschenkind, als einige von euch denken. Anbetung alles Großen und ein hohes Streben kann man auch als Hausfrau und Mutter haben. Wie weit ich es als Künstlerin gebracht hätte, weiß ich nicht — aber soviel weiß ich gewiß, daß Hermann Arndt mein Künstlertum nie unterdrücken wird, im Gegenteil, daß er es als die beste Eigenschaft seiner Frau, als Schmuck seines Lebens sozusagen hegen und pflegen wird. Daß eure Wege von nun an viel weiter hinaus und hinauf gehen werden als meine

Wege, ist ja gewiß — aber lieber halte ich mir doch mein bißchen Frieden, mein bißchen Menschenglück noch rechtzeitig zusammen, als daß ich euch weiter nachlaufe auf dem Wege zur Sonne und dann irgendwo liegen bleibe mit gebrochenen Schwingen- und verende. Seid jedenfalls versichert — ich bin und bleibe euch treu, euch und dem grünen Bande, das mein Stolz ist und die erste, herrliche Hoffnung unseres gemeinsamen Strebens. Wie wünsche ich mir ein Kind. Dann werde ich noch ganz anders singen können als jetzt. Nicht Carmen mehr und nichts von dunkler Sehnsucht — heitere, glückliche Lieder! Schreibt sie mir! Und schreibt mir bald, daß ihr mir gut seid! Eure Hertha.

Mein Hermann schickt euch die herzlichsten Grüße."

Herr Basse nahm wieder Platz. Noch traute sich niemand zu reden, doch lag in Fannys Miene so viel ehrlicher Anteil und innige Freude, daß sie getrost zuerst das Wort ergreifen konnte. Sie sagte, zu Frau Basse gewandt, mit zitternder Stimme: „Ich freue mich riesig. Wie dünn gesät ist doch das Glück! Wenn sie es jetzt versäumt hätte, wer weiß, ob sie es jemals wieder treffen würde."

„Außerdem erscheint mir Herr Arndt gerade als der richtige Mann für unsere Hertha," äußerte jetzt Herr Basse, der hiermit wieder ahnungslos den Zündfaden im Pulverfaß entfachte. Doch konnten sich Helmut und Hans Georg noch bezwingen — sie saßen beide mit gesenktem Kopfe finster lächelnd da und schwiegen.

„Das finde ich eigentlich nicht, Herr Basse, entschuldigen Sie," begann jetzt plötzlich Friedrichowicz, nachdem er sein Bier ausgetrunken. „Unter dem Mann, der eine Hertha Lisko glücklich macht, da habe ich mir, offen gestanden, etwas anderes vorgestellt als einen braven und begüterten Fabrikanten, der allenfalls 'mal den Mäcenas spielt."

„Sehr richtig!" rief jetzt Hans Georg, der nunmehr losbrechen mußte. Sein Kopf war dunkelrot geworden, er schlug bei jedem Satze, den er sprach, mit beiden Fäusten auf den Tisch. „Da haben Sie endlich 'mal was Gutes gesagt, Friedrichowicz! In meinen Augen ist die ganze Verlobung eine schmähliche, verfluchte, heimtückische Degradation von Hertha Liskos Persönlichkeit! Eine Fahnenflucht, ein kaltblütiger Verrat, den sie und Hermann Arndt an unserem Bund begangen haben! Das ist es!"

Ein allgemeiner Aufruhr war die Folge dieser Worte. Herr Basse überschrie sich fast, aber er mußte sich Gehör verschaffen. „Herr Richter, ich muß sehr bitten! Das ist entschieden nicht der Ton, wie hier von Fräulein Lisko und ihrem Bräutigam gesprochen werden darf!"

„So! Ist das nicht der Ton! Ja, dann will ich mich nur verabschieden, meine Herrschaften, denn andere Töne habe ich für diese Sache nicht zur Verfügung!"

„Na, Hans Georg! Bleibe bei Verstand!" rief jetzt Helmut und suchte den Wütenden auf seinen Platz zu führen. Er sah ihm dabei so schmerzlich bittend in die Augen, daß Hans Georg sich fassen konnte und im Zimmer blieb.

„Pfui, pfui, Herr Richter," eiferte nun Herr Basse mit etwas milderem Vorwurf. „Sie wollen fortlaufen, statt mit uns zu debattieren? Sie wollen

verachten, statt die Wahrheit zu ergründen? Ist das die Art vom grünen Bande? Da weiß ich einfacher Buchhändler ja noch eher Bescheid, was hier in der Ordnung ist, als Sie, ein junger Künstler! Ich will ja nicht fragen, wie weit Sie persönlich Ursache haben, so heftig über Hertha Lisko zu urteilen —"

„Persönlich? Durchaus nicht, Herr Basse!" fuhr Hans Georg in diesem Augenblick mit solcher Überzeugung auf, daß der Alte erschrak und still wurde. „Durchaus nicht! Das wäre ja eine Blamage, die erst recht nicht zum grünen Bande gehörte! Ich habe meine freie Meinung ausgesprochen! Weiter nichts!"

„Und doch nicht ohne Leidenschaft, du lieber Junge," sagte jetzt plötzlich Helmut mit so seltsam gebrochener und doch heiß erregter Stimme, daß alle sich ihm zuwandten, um kein Wort zu verlieren. „Willst du ehrlich sein, so sei es auch endlich ganz. Es darf kein falscher Rest bleiben, wenn dergleichen Dinge zur Sprache kommen. Das ist für mich der Sinn vom grünen Bande — den will ich festhalten, bevor es zerreißt. Es ist schon zerrissen. Heute. Das fühle ich. Was sollten wir mit unserem besten Gefühl hinterm Berge halten, Hans Georg? Den anderen etwas vorspielen, was sie längst viel besser wissen? Ja, wir empfanden beide in einer seltsamen und tiefen Wechselbeziehung, die ich nicht weiter erklären möchte, mehr für Hertha als ihr anderen alle. Es ist etwas durchaus Persönliches dabei, wenn wir uns jetzt von ihr abwenden. Ich wende mich von ihr ab. Von ihr und von Hermann Arndt. Für mein Gefühl hat sie mit ihm ein Glück gegründet, das viel zu klein ist, als daß ich es überhaupt ihr Glück nennen könnte. So verliert sie meine Teilnahme. Aber sie verliert auch meine Achtung, denn sie hat mit dem Heiligsten gespielt, mit dem Kampf eines Künstlers, der in ihr die Gottheit bald und bald den Menschen sah und vor ihr rang, weil er nicht wußte, ob er sie anbeten oder besitzen durfte. Sie hat damit gespielt. Nicht nur mit mir, mit Hans Georg, vielleicht, ich möchte das behaupten, mit euch allen. Niemals hätte ich ihr verwehrt, im ärgsten Philister, wenn es ein guter Mensch war, ihr Glück zu finden, die Kunst, das gemeinsame Streben für ihn hinzugeben, wenn sie nicht ein Wesen geheuchelt hätte, das so hoch, so herrlich war wie das Leid und die Schönheit der ganzen Welt. Sie war uns etwas, das hat sie gewußt, und mit den gewöhnlichsten Mitteln, wie ein schlechtes Weib, hat sie damit gespielt und gewählt, mit kalter Bewußtheit gewählt, was wohl für sie zuletzt am nützlichsten wäre. Hermann Arndt erschien ihr als der Nützlichste. So soll sie ihn denn haben. Wir aber haben sie verloren. Sie hat das grüne Band zerrissen. Sie hat uns alle im Innersten, im Heiligsten getrennt. Entschuldigt mich. Ich kann nicht mehr."

Er erhob sich, wandte sich taumelnd ab und suchte mit tastenden Händen nach der Tür. Da sprang ihm Hans Georg erschrocken bei und führte ihn rasch ins Nebenzimmer. Als Walter Schirmer nach einer Weile hineinging, um nach Helmut zu sehen, fand er die beiden Freunde auf dem Sofa sitzend und schweigend umschlungen. Sie weinten leise. Sie weinten wirklich. Es klang so seltsam durch das mondhelle Zimmer. Da ging Walter nicht mehr zu den anderen zurück, sondern schlich sich auf den Korridor, nahm Hut und Stock und stieg behutsam auf die Straße hinunter.

X. Die Primitive.

Helmuts trübe Prophezeiung, daß der Bundesabend vom ersten Juni die Zerreißung des grünen Bandes bedeuten würde, erfüllte sich nur zu bald im Bewußtsein aller Mitglieder. Es war ein Tag des Gerichts gewesen, und jeder beeilte sich nun, sein Hab und Gut zusammenzuraffen und auf eigenem Wege einsam das verlorene Gleichgewicht zurückzufinden. An eine Wiederaufnahme der alten Geselligkeit war nicht zu denken. Man traf sich zuweilen auf der Straße oder in Konzerten, und zwar so freundschaftlich wie sonst, doch jeden trieb dann eine seltsame Scheu in sich selbst zurück, und es schien so, als ob sie alle seit dem ersten Juni einige Jahre älter geworden wären.

Helmut und Hans Georg litten indessen schwerer und schwerer an ihrer großen Enttäuschung. Ihr ganzes Wesen war gestört, und dabei brauchten sie einander, trennten sich keine Minute und hatten doch immer dieselben quälenden Gedanken. Die erste leidenschaftliche Aufwallung hatte sie dazu gebracht, noch an jenem Bundesabend einen gemeinsamen Brief an Hertha Lisko und Hermann Arndt zu schreiben. Beide hatten unterzeichnet — der „Gratulationsbrief" ging ab. Da einige Tage die Antwort ausblieb, beruhigten sie ihr Schuldbewußtsein, das sich allmählich meldete, damit, daß der Brief wohl erst seine umwälzende Wirkung auf Hertha ausüben müßte, und daß zuletzt dann auch die Läuterung zur Reue unausbleiblich wäre.

Die Antwort aber, welche plötzlich aus Frankfurt eintraf, erfüllte diese Hoffnung keineswegs. Sie war nicht, wie erwartet, von den beiden Sündern gemeinsam abgefaßt, sondern nur von Hermann Arndt, und dieser, ein sonst so gemütlicher Kneipbruder, zeigte ihnen plötzlich als alter Korpsstudent die Zähne, wies ihre Vorwürfe kurz zurück, als weit über die Rechte der Freundschaft hinausgehend, und negierte von vornherein ihren Anspruch darauf, daß seine Braut sich persönlich äußerte. Wenn sie weitere Erklärungen von ihm wünschten, stände er ihnen sofort zur Verfügung. Hans Georg sah in den letzten Worten schon die Säbel blitzen und wollte mit dem nächsten Zuge nach Frankfurt fahren, um aus ganzer Seele den Streit mit dem verhaßten Nebenbuhler auszufechten, doch Helmut rang mit ihm und brachte ihn endlich mit vieler Mühe dazu, den höheren Standpunkt der Ironie zu finden. Überhaupt steigerte sich Helmut von jetzt an immer mehr in eine erhabene Verachtung dieser „Abtrünnigen" hinauf, und in derselben Nacht noch kam ihm, als ihn Hans Georg nach Hause begleitete, ein rettender Erlösungsgedanke. Er wollte diesen ganzen Großstadtnebel, in dessen trübem Licht ihm Herthas lockender Dämon erschienen, von sich abschütteln und draußen in der großen, freien Natur Genesung seines wunden Herzens suchen. Ein Schaffender, so sehnte er sich nach dem Meere, das die Seele umfing wie nie ein Weib die Seele eines Mannes. Nach Bornholm trieb es ihn hinauf, dem Felseneiland inmitten der stürmischen Ostsee. Ungeachtet seiner Krankheit, welche die Gemütserschütterung noch verschlimmert hatte, wollte er schon morgen dorthin aufbrechen.

Hans Georg aber wurde, als er Helmut bis zur Poststraße begleitet hatte und im Dunkeln wieder alleinstand, von einer wilden, sein Gemüt titanisch aus den Fugen reißenden Stimmung befallen. Ziellos schritt er durch die Regennacht. Er kam vom Schloßplatz auf die „Linden", die weiß und still im elektrischen Licht lagen, bog dann in die Charlottenstraße ein und kam von dieser in die Dorotheenstraße, ohne eigentlich zu wissen, wo er sich befand. Doch plötzlich fesselte ihn eine von den trüben Gasthauslaternen, ein wunderliches, rotes Irrlicht, wie es in jener Gegend nicht selten ist. Er sah hinauf, was es bedeute, und wußte nun, daß er vor einem altbekannten Nachtlokale stand. Friedrichowicz hatte ihn einmal auf einer seiner „Studienreisen" dorthin verschleppt, und mochte es die Aussicht sein, ihn hier zu treffen und wenigstens einen Genossen im Räsonnieren zu haben, mochte auch schon die Erinnerung an eine hübsche Kellnerin mitspielen, die ihm damals ihre Rosen ins Gesicht geworfen — kurz, es trieb ihn, hinaufzugehen und die ausgeleierte Tür zu öffnen. Nun gab es kein Zurück mehr — er stand in dem lärm- und tabaksqualmerfüllten Raume, und Selma kam ihm sofort entgegen.

„Herr Doktor!" rief sie mit ihrer hohen und angenommen süßlichen Stimme. „Beehren Sie uns auch 'mal wieder! Das ist aber nett! Ich dachte, Sie wären schon gestorben! Das hätte mir nämlich leid getan!" Und dabei zwinkerte sie ihn, wie jeden neuen Gast, mit ihren steinkohlenschwarzen Äuglein an, die so versteckt in der geschminkten, hübschen Miene saßen. Sie war noch jung und schlank im übrigen, und ihre Bewegungen hatten nichts Gewöhnliches, eher eine komisch gesuchte Vornehmheit.

„Sehr freundlich," erwiderte Hans Georg mürrisch. „Wie geht's Ihnen, Fräulein? Ist Herr Friedrichowicz da?"

„Bedaure sehr, nicht dienen zu können! Herr Doktor Friedrichowicz hat uns schon lange nicht beehrt! Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Doktor! Da drüben ist noch 'ne mollige Ecke! Bitte sehr! Was darf ich bringen? 'Ne Pulle Sekt? Das bringt die Falten von der Stirn, Herr Doktor!"

Er hatte sich gesetzt, und sie neigte bei ihren letzten Worten den Oberkörper so weit über den Tisch, daß ihn der weiche Atem ihres lächelnden Gesichtes und das Parfüm ihres Busens anwehte. Jetzt hatte sie wirklich etwas Reizvolles, und Hans Georg war wütend, daß sie die vollen Lippen über den blendend weißen Zähnen noch mit falschem Rot bemalt hatte.

„Meinetwegen," brummte er, „'ne Flasche Sekt. Und dann setzen Sie sich 'n bißchen zu mir, Fräulein — na, wie heißen Sie doch?"

„Ich heiße Selma — Selma, Herr Doktor. Aber zu Ihnen setzen darf ich mir zu meinem größten Bedauern nicht. In Stehen werde ich mit Ihnen anstoßen. Einen Augenblick."

Damit flitzte sie fort, um den Wein zu holen. Hans Georg hielt inzwischen Umschau in dem trüben Raum, den eine schlechte, die Augen beizende Luft erfüllte. Da saßen wieder die wunderlichen Gäste der Nacht — an einem Tische bummelnde Studenten, die einen jungen, immerfort errötenden Fuchs mitgebracht hatten. An einem zweiten Tische saß ein heruntergekommener, alternder Gelehrter mit wirrem, grauem Haar und aufgeschwemmter Trinker-

miene — ihm gegenüber zwei grell geputzte Mädchen, die den Wein tranken, welchen der Mann bezahlte, und im übrigen kein Wort mit ihm sprachen, was jener in seinem dunklen Stumpfsinn auch nicht zu verlangen schien. Desto lebhafter ging es am Nebentische zu, wo vier Italiener saßen, durcheinander lachten und riefen, mit schwarzen, funkelnden Augen, gelben Mienen und komödiantischen Handbewegungen. An einem kleineren Tische aber am Ofen saß ein verkrüppelter Zitherspieler und lieferte die leise, monotone Tischmusik. Herr Buschreiter, der Wirt des Lokals, ein kleiner, ungeheuer dicker Mensch, dem die Arme wie Würstchen am Körper hingen, ging jetzt watschelnd durch den Raum und nickte mit devotem, aber dreistem Lächeln allen Gästen zu. Die Kellnerinnen aber erhielten heimlich ermunternde und drohende Blicke von ihm, so daß sie noch eifriger und lustiger zu den Tischen eilten — nur Selma zu ermahnen, traute sich Herr Buschreiter nicht, denn er mußte sich mit der stärksten Attraktion seiner Kneipe zu verhalten wissen. Selma brachte Hans Georg den Sekt und schenkte zwei schäumende Gläser ein, dann stieß sie kräftig mit ihm an und rief so laut, daß die anderen Gäste sich lachend umsahen: „Na Prost, Herr Doktor! Auf die Liebe!"

„Prost!" rief Hans Georg mit wildem Ausdruck und sah dem Mädchen so streng und hart ins Gesicht, daß es unwillkürlich zusammenschrak. Der kleine Zitherspieler drüben sah verstohlen über seine hohe Schulter zu ihnen hinüber, nickte dann lächelnd und begann mit stärkerem Klange als sonst „Nur einmal blüht im Jahr der Mai" zu spielen.

„Was ist denn?" fragte Selma, die Hände auf den Tisch gestützt, vertraulich. „Haben Sie Liebeskummer, Herr Doktor?"

„Warum glauben Sie das?"

„Sie haben sich seit damals so verändert."

„Aber Mädel, schwindle doch nicht! Hast du 'ne Ahnung, wie ich damals ausgesehen habe! In deinem Taubenschlag hier!"

„'Nen schönen Mann vergißt man nicht. Was sind Sie denn eigentlich?"

„Bäckergeselle."

„Ach reden Sie doch nicht. Sie sind 'n Künstler, nicht wahr? Das habe ich doch gleich an Ihre Augen gesehen."

Der Eindruck, den das Mädchen auf Hans Georg machte, war ein seltsam zwiespältiger. Bald sah er nur des Weibes ärgsten Tiefstand in ihrem Wesen, bald mutete ihn wieder ein feinerer Ton aus ihren naiven Worten rührend an. Da war ihm denn ein großer Schmerz und Hohn zugleich die Erkenntnis, wie das Heiligste und Schönste, das er an einem ehrbaren Weibe geliebt, in dieser tief verdorbenen Form noch immer weiterlebte. Und fast erschien ihm jetzt das plumpe Elend hier noch besser und tiefer als Feinheit, Keuschheit, Wohlerzogenheit. Der Tabaksqualm der Kneipe bezog ihm allmählich Herthas Bild, das er noch immer vor Augen hatte, mit breiten, schmutzigen Streifen, und er sah sie lächeln dahinter, nicht feiner und nicht schöner als Selma.

„Woran denken Sie bloß, Herr Doktor?" sagte jetzt das Mädchen, indem sie von neuem beide Gläser füllte. Diese Worte hatte sie, neugierig und

ohne an Wirkung zu denken, mit einfacher, ernster Stimme gesprochen, und so kam es, daß sie hiermit unbewußt den Gast für sich gewann. Er leuchtete sie mit seinen blauen Augen an und erwiderte, den Champagner an die Lippen setzend: „Ich denke über dich nach, mein Kind."

„Um Gotteswillen! Was ist denn über mich nachzudenken!"

„Mehr, als du weißt."

„Ne, ne, so'n schöner Herr und redet so traurige Sachen."

„Traurige Sachen? Warum denn?"

„Na, denken Sie etwa, daß ich was Lustiges bin? Sie, Kolbe!" Damit wandte sie sich hastig zu dem kleinen Zitherspieler um. „Zum Donnerwetter, hören Sie endlich 'mal mit dem verfluchten Schmachtfetzen auf! Spielen Sie doch was Lustiges! Den Rixdorfer! Kille kille Pankow oder sowas!"

„Schön, Fräulein!" quäkte der Verwachsene und begann das Gewünschte zu spielen, was so allgemeinen Beifall fand, daß alle Gäste den Refrain allmählich mitsangen.

„Bist du eigentlich in Berlin geboren, Selma?" fragte jetzt Hans Georg, die weiße, etwas zu dicke Hand des Mädchens in beiden Händen haltend und betrachtend.

„Ne, in Werder bei Potsdam. Aber wir leben schon lange in Berlin. Gefällt Ihnen meine Hand, Herr Doktor?"

„Wie lange bist du denn schon hier bei Buschreiter?"

„Ostern wird's ein Jahr. Was Sie für lange Wimpern haben, Herr Doktor!"

„Warst du immer bei dem Metier?"

„O nein — was denken Sie von mir, Herr Doktor. Ich bin 'n anständiges Mädchen. Hier bin ich jetzt nur professorisch. Meine Schwester und ich, wir sind in die Bürgerschule gegangen. Und Ostern, da gehen wir zusammen in die Konfektion."

„Du hast da so hübsche Ringe an den Fingern. Ein Türkis mit Brillanten, Donnerwetter, und ein Achat und ein goldenes Kettchen, mit einem Herzchen dran — darf man fragen, von wem das alles herstammt? Oder ist das unverschämt?"

„Ne gar nicht! Bei mir können Sie alles fragen. Der Türkis der ist von 'nem Zirkusreiter bei Schumann. Ein feiner Kerl! Der ist jetzt in Amerika, ich hab 'n nich wiedergesehen. Der Achat aber ist von 'nem Grafen. Gewiß und wahrhaftig. Fragen Sie Rosa, die hat'n gekannt. Jetzt ist er nämlich tot, er hatte die Rückenmarkschwindsucht. Wissen Sie, was er innen hat eingravieren lassen? „Der schönen Selma — meiner letzten Station." Das freut einen doch, nich wahr? Er hat mir oft gesagt, ich bin viel besser als seine hochnäsigen Reitdamen alle. Und einer hätte ich sogar sehr ähnlich gesehen. Das war die, mit der er 'mal verlobt war, und die ihn dann während der Brautzeit noch betrogen hat. Ja, ja, das ist 'n ganzer Roman, nich wahr, Herr Doktor? Meine Ringe, die können Ihnen was erzählen. Und das goldene Kettchen mit dem Herzchen dran — ach Gott, das war ein Lampenfabrikant aus der Naunynstraße. Der arme Deibel hat solchen ekligen Drachen

zu Hause — nu kommt er nich mehr. Aber ich hatt'n gerne. Warum machen Sie so 'n erstauntes Gesicht, Herr Doktor?"

„Ja erlaube 'mal, weil du mir das alles so erzählst?"

„Ach warum soll ich nich? Es sind ja lauter verflossene Leute."

Sie stand jetzt vor ihm, das schwarze, wirre Haupt gesenkt und mit den funkelnden Augen lächelnd in ihr Sektglas starrend. Hans Georg, vom Wein erregt, noch mehr aber von dem wilden Feldblumenreiz des Mädchens, verglich sie, wie der tote Graf sie wohl mit seinen Komtessen verglichen hatte, mit Hertha, der Künstlerin, der vornehmen Frankfurter Bürgerstochter. Der trügende Teufel flammte wohl in beiden. Beide hatten den süßen und betörenden Urtrieb ihres Geschlechtes, der sich des Mannes wie ein Vampyr bemächtigt. Aber hier bei dieser armen Kellnerin, da fand er ihn noch offenkundig sichtbar! Die Primitive schien sie ihm, die alle betrügend doch eigentlich nie betrog; denn was konnte sie schließlich für die blöde Sucht der Männer, die in ihr sahen, was Gott doch nie mit ihr gemeint hatte? In solchem Weibe zu sehen, was es war — den kindlich holden Kern zu finden und zum Sprießen, zum Menschentum zu bringen, der bösen Schuld von Generationen und dem Hohne der „Moralischen" zum Trotz, das schien ihm jetzt, im Nebel dieser häßlichen Kneipe, wo ihr sinnlich schönes Haupt die Sonne war, ein größeres Ziel als all seine Bildnerträume. So durchstürmten Hans Georg, während er, den Kopf in die Hand gestützt, das Mädchen betrachtete, tolle und tiefe Gedanken, die mit ihrer ganzen Existenz wie mit Würfeln spielten, bis er sie von allen Seiten gesehen hatte, und er bemerkte gar nicht, daß Selma sich inzwischen ungeachtet des Verbotes doch noch zu ihm gesetzt und ihm mit steigender Verwunderung in die träumenden Augen blickte.

„Denken Sie etwa schon wieder über mich nach, Herr Doktor?" fragte sie endlich leise und nicht unempfindlich.

„Das tue ich, Selma," war die gepreßte Antwort.

„Ne, das sollen Sie aber nich, das kann ich nich leiden!"

„Darauf kommt es gar nicht an, mein Fräulein."

„Na, erlauben Sie 'mal! Ich bin hier zum Vergnügen da und nich, um die Gäste sauertöppisch zu machen! Trinken Sie doch aus, Herr Doktor! Es gibt noch mehr von die Sorte!"

„Glaubst du denn wirklich, Selma, daß du nur für diese Art von Vergnügen auf der Welt bist?" Er hielt jetzt wieder ihre warme Hand in beiden Händen fest. Kolbe, der Bucklige, spielte eben mit großer Empfindsamkeit das Lied „Wer hat Dich, Du schöner Wald u. s. w." auf seiner Zither, und an den anderen Tischen war es stiller geworden. Die Studenten waren schon gegangen, einige Kaufmannslehrlinge, die heute am Ersten ihr Monatsgehalt genießen wollten, hatten ihren Tisch eingenommen.

„Um Gotteswillen!" rief jetzt Selma. „Sie sind doch nich etwa von der Heilsarmee? Das wäre ja schrecklich! Sind Sie fromm, Herr Doktor? Wahrhaftig, sind Sie fromm?"

„Nein, nicht, wie du es meinst, mein Kind," erwiderte Hans Georg. „So bin ich nicht fromm. Ich schere mich um keine Kirche und um keinen Pfaffen. Aber —"

Und nun schilderte er ihr mit bewegten Worten, deren Ernst und Tiefe die etwas trunkene Anmut seines Wesens wie mit einem bunten Schleier umhüllte, was er vom Menschentum im Weibe, von Reinheit, Freiheit und natürlicher Bestimmung dachte. Sein gütiger Charakter vermied es, das Gemüt des Mädchens zu verwirren und pfäffisch herabzudrücken, sie brauchte keine Scham zu fühlen, und so empfand sie anfangs noch die echte Freude, solch einen feinen Herrn persönlich interessieren zu können, dann aber nur noch die banale, kühl abwägende Lust, ihn langsam aber sicher in sich verliebt zu machen. So war der erste, ganz ehrliche Moment in ihr schon überwunden, bevor Hans Georg das Kostbare, das er im Weibe suchte, bei Selma hätte finden können, und auch sie begann jetzt mit den Komödiantenwaffen ihres Geschlechtes gegen ihn vorzugehen, welche nie versagten.

Selmas Kolleginnen und die Wirtsleute waren allmählich auf das Seltsame und Bedeutungsvolle, was sich da anbändelte, aufmerksam geworden, und Herr Buschreiter verbot, seine möglichen Vorteile berechnend, den geschminkten „Neidhämmeln" energisch, zu kichern und zu tuscheln. „Feuchte Oogen hat er und 'ne joldene Uhr", flüsterte er seiner schläfrigen Gattin zu, „det kenn' ick, det is wat Feines! Wenn det Mädel schlau is, hat se'n wech!" Als nun die Stunde der Lokalsperre herangekommen war, und Hans Georg sich fassen und aufstehen mußte, um mit seiner ganzen Barschaft die Zeche zu bezahlen, hörten die Mädchen, welche ihn lächelnd umschlichen, wie er Selma mit leiser Bitte noch beschwor, am Montag doch recht pünktlich zu kommen — da brach nun natürlich, als der Gast sich nicht mehr in der Kneipe befand, ein wüster, hetzender Jubel los, und Selma bestand ihn am besten, indem sie mitschrie und mitjohlte. Doch kam es ihr nicht ehrlich aus dem Herzen, und als Herr Buschreiter sie noch wegen ihres tüchtigen Animierens beloben wollte, wurde sie unwirsch, nützte ihre Machtstellung aus und trieb die ganze Gesellschaft mitsamt den Wirtsleuten aus dem Lokale. Sie hatte es heute zu schließen, vorher aber noch hochaufgeschürzt mit Schrubber und Wassereimer gründlich reinzumachen, und so wurde es wieder drei Uhr, bis auch sie endlich totmüde nach Hause schleichen konnte.

Am Montag trafen Hans Georg und Selma sich auf dem Bahnhof Friedrichstraße, und von nun an jeden freien Tag, den das Mädchen erlangen konnte. Hans Georg, der seine erzieherischen Absichten in einen förmlichen Kriegsplan geordnet hatte, machte seinen vergeblichen Bemühungen, mehr Freiheit für sie herauszuschlagen, endlich dadurch ein Ende, daß er den spekulativen Wirtsleuten einen größeren Urlaub einfach abkaufte. Und zwar für soviel Geld, daß Herr Buschreiter, als er die verlangte Summe wirklich in seinen dicken Händen fühlte, kaum ein Gelächter unterdrücken konnte über den verrückten, dummen Kerl. Selmas Erlebnis wurde zum Gaudium und Hauptgesprächsthema seiner nächtlichen Gäste, und schon deshalb scheute sich das Mädchen, sich fernerhin bei Buschreiter sehen zu lassen. Denn um mitlachen

zu können, fühlte sie doch zu sehr den strafenden Blick des Liebhabers auf sich gerichtet, und um sich in seinem Sinne zu widersetzen, fürchtete sie zu trotzig den Hohn der alten Umgebung, die bald durchschaut haben mußte, wie wenig sie selbst von dem verstand, was der „verrückte Bildhauer" von ihr wollte. Sie verstand es auch wirklich nicht. Es klang nur so süß und reizte ihre stumpfen Sinne, auch einmal von so „feinen Sachen" reden zu hören und vor allem so feine Sachen geschenkt zu bekommen. Was sie sich wünschte, erfüllte er ihr, und so kam sie, da sie im Wünschen erfinderisch sein mußte, vorläufig nicht dazu, sich zu langweilen. Doch Hans Georg, der eine größere Summe von seinem ahnungslosen Vater für „Studienzwecke" erbeten hatte, versäumte es nicht, indem er sie nach Möglichkeit gewähren ließ, bei ihren Einkäufen auch zugleich ihren Geschmack zu heben. Der schreiend bunte Federhut, und die weiße Jacke mit den großen Goldknöpfen, in denen sie, um recht verführerisch zu sein, zum Rendezvous gekommen, mußten auf sein Verlangen vor einem einfachen Strohhut mit Sammetband und einem schwarzen Jäckchen weichen. Er sagte ihr auf ihren trotzigen Widerstand hin, daß sie ihm in dem einfachen Waschkleide, das sie als Kellnerin getragen, weit besser gefallen hätte als in diesem aufgedonnerten Staat, der ordinär wirkte und sie für sein Gefühl wieder dorthin zöge, woraus er sie endlich befreien wollte. Dann hätte er sie doch bei Buschreiters lassen sollen, wenn sie ihm dort besser gefallen hätte, war Selmas zornige, von Tränen halb erstickte Antwort, und sie beruhigte sich erst, wenn er ihr von den Schaufensterherrlichkeiten, um die sie sich stritten, wenigstens das Teuerste gekauft hatte. Immerhin verstand sie bald, wie sie ihn am besten fesseln konnte, und komischer, als Hans Georg in seinem feierlichen Ernst es merkte, war es anzusehen, wie Selma, wenn sie in den feinen Kleidern neben ihm herging, vornehm das Näschen rümpfte und kleine, trippelnde Schritte nahm. Frau Basse, die dem wunderlichen Paare einmal abends, ohne von Hans Georg bemerkt zu werden, auf der Straße begegnete, geriet über den Anblick der beiden so außer sich, daß sie sofort in ein Restaurant eintrat, sich einen Kognak geben ließ und einen Brief an Helmut Baumbach richtete. „Ich hatte es nicht für möglich gehalten," hieß es darin, „aber nun habe ich mich doch mit eigenen Augen überzeugt. Ach Helmut, Mensch, was sind das für Verirrungen! Was ist in Ihren lieben Freund gefahren! Ein geschminktes, schreckliches Verbrechergeschöpf, so trippelte das Mädel neben diesem deutschen Recken her. Wie ein Gott sah es aus, der ein Äffchen vorführt. Und er machte ein Gesicht dazu, als wollte er jedem die Faust ins Gesicht schlagen, der sich unterstände, etwas dagegen zu haben. Wie soll das enden? Verblendung, Verblendung überall, lieber Helmut. Na, ich wasche meine Hände."

In der Tat sah Hans Georg in seinem Verhältnis nichts davon, was seine Freunde darin sahen. Alles Mißtönende hörte er nicht, und die vereinzelten holden Naturmomente, die selbstverständlich noch aus solchem jungen und lebenslustigen Geschöpfe kamen, hielt er gierig fest und erweiterte sie zu wunderbaren Möglichkeiten. Dabei lernte er schon Demut und Verzicht, während er noch den Herrn und Gebieter spielen wollte. Denn seine Bitte,

Schminke und schlechtes Parfüm von ihrem Toilettentische fortzulassen, schlug Selma so drohend ab, daß er sie nicht ein zweites Mal zu äußern wagte. Sie ließe sich nicht zur Betschwester machen, rief sie, dazu hätte sie noch im Alter Zeit. Und auch die Bildungsversuche, die er mit heiligem Eifer immer wieder anstellte, schlugen gänzlich fehl. Denn während sie sich in Theater, freilich nur in lustige, ganz gerne führen ließ, beachtete sie die Bücher, die er ihr brachte, durchaus nicht und log ihm vor, daß sie darin gelesen hätte, bis er sie durch Fragen überführte und sie seinen Zorn damit beschwichtigen mußte, daß sie ihm versprach, noch diese Nacht im „Joethe" zu lesen. Schiller, behauptete sie, kenne sie schon. Die schmerzlichste Erfahrung aber machte Hans Georg als Künstler mit Selma. Er war überrascht, so edle und seltene Formen an ihrem jungen Körper zu finden, wünschte die Büste und das Bein zu modellieren nnd empfand bei diesem Wunsche noch eine ganz besondere, tiefe Ergriffenheit — er sehnte sich danach, das höhere Bild, das seine Liebe aus dem primitiven Menschenkinde herausschälte, auch greifbar, in Form eines Kunstwerkes erstehen zu lassen. Doch als er ihr von seiner Absicht sprach, da wehrte sie sich heftig und wollte nicht in sein Atelier kommen. Als er sie aber eines Tages dennoch überlistet und hineingeführt hatte, indem er sie bestürmte, doch wenigstens mit Busen oder Bein seiner Kunst zu dienen, wenn sie ihm nicht mehr gewähren wollte, da floh sie vor ihm in häßlich kindischer Angst, und sie, die sonst zu jedem Liebesdienst bereit war, schrie jetzt altjüngferlich, wenn er sich ihr näherte und nur ihre Hand ergreifen wollte, um sie zu beruhigen. Das reine Feuer, das sie in des Künstlers Augen sah, war ihr zuwider, war das einzige, das sie an ihm haßte und fürchtete.

Eines Abends, als sie im Opernhause den „Lohengrin" gehört hatten und mehr ermüdet als ergriffen nun in einem Restaurant beim Abendbrot saßen, fiel es Hans Georg ganz plötzlich ein, die eifrig essende Selma nach ihren Angehörigen zu fragen.

Sie hob, nachdem sie die Gabel auf den Teller geworfen hatte, abwehrend ihre rechte Hand empor und spreizte nach ihrer Gewohnheit alle fünf Finger.

„Denke dran, was wir eben von Lohengrin gehört haben," sagte sie dann mit verschmitztem Lächeln. „Nie sollst du mir befragen! Habe ich mir doch fein gemerkt, nich wahr? Ja ja, ich bin nich so dumm, wie du denkst, liebes Hänschen."

„Dein Vater lebt nicht mehr, das hast du mir schon mal gesagt. Aber deine Mutter — ich möchte doch gern deine Mutter kennen lernen."

„Na, weißt du," meinte Selma, nachdem sie ihr Bier ausgetrunken und nach neuem gewinkt hatte, „für die Bekanntschaft sollst du dich lieber bedanken. Na, mache doch nich so 'n empörtes Gesicht. Meine Mutter ist, im Vertrauen gesagt, 'n bißchen lititi im Koppe, und mein Bruder — na, der darf überhaupt nich wissen, daß du auf der Welt bist."

„Warum?" fragte Hans Georg mit finsteren Augen.

„Das will ich dir sagen, mein Herzchen. Weil er sich dann an dich 'ranmachen täte und dich blank machen würde in drei bis vier Tagen."

„Erpressen meinst du? O, das fürchte ich nicht. Ich bin schon mit ganz anderen Leuten fertig geworden. Deine Mutter aber will ich kennen lernen, weil ich dich nicht so aus der Mädelskneipe auflesen möchte, wie meine Herren Vorgänger. Ich möchte um dich werben und dich besitzen, wie es deiner Frauenwürde zukommt. Wann wirst du das endlich mal begreifen, Selma?"

Sie griff nach seiner Hand, es war jetzt ein ernsterer Ausdruck in ihren Augen. „Du bist ja so gut zu mir, liebes Hänschen," sagte sie, „aber ich bitte dich — laß doch die Olle sein."

„Und wenn ich sie im Zuchthaus besuchen müßte — nein, Selma."

„Zuchthaus? Erlaube mal! Mutter sitzt nich im Zuchthaus! Du bist wohl toll!"

„Nein, nein, ich weiß, das war ja nur so bildlich gesprochen. Ich wollte dich nicht kränken. Ich wollte nur sagen, daß ich in dieser Frau doch immer deine Mutter sehen würde. Weise es nicht von dir, Selma. Du weißt ja nicht, was alles im Leben möglich ist, wenn man auf den Urgrund der Gefühle zurückgeht, mit eigener Moral und mit gutem Willen."

„Mach, was du Lust hast. Du hättest Pastor werden sollen, Hänschen. Aber so habe ich dich am liebsten, wenn du mit den Augen wackelst. Himmlisch! Prost, mein Junge."

Am nächsten Tage, gegen Abend, machte sich Hans Georg nun wirklich auf den Weg zur Holzmarktstraße und hielt für Mutter Kroschky einen eingewickelten Rosenstrauß in der Hand. Es mutete ihn seltsam an, aus dem feinen Charlottenburger Westen, in dem er gewohnt war zu leben, plötzlich in diese häßliche, dumpfe Fabrikarbeitergegend zu kommen, und das Haus besonders, in welchem Selma wohnte, erschien ihm ungeheuerlich mit seinen drei Höfen, die er durchschreiten mußte, und von denen der erste nach Mostrich, der zweite nach Seife und der dritte nach Leder roch. Er hörte ein quiekendes Lachen hoch über sich aus einem Fenster des vierten Stockwerks, und emporblickend, sah er Selma oben mit einem anderen Mädchen, das eine große, rotblonde Haarmasse auf dem Kopfe trug, im Rahmen des Fensters liegen und ihm zuwinken. Er grüßte höflich, worauf das fremde Mädchen noch lauter lachte, von Selma aber durch Rippenstöße zum Schweigen gebracht wurde — dann stieg Hans Georg die ausgetretenen Stufen des übelriechenden Treppenhauses hinauf. Er verlor fast den Atem, so hoch war es, und oben lief ihm Selma entgegen, ihm mit ihren Küssen noch mehr den Atem raubend. Dann trat er schüchtern, wie in eine vornehme Wohnung, ein und stieß mit seinem hohen Haupte beinahe gegen die getünchte Decke des Stübchens. Ein zigeunerhaftes, ältliches Weib mit fetten, schwarzen Löckchen, scharfer Physiognomie und unsteten Trinkeraugen kam ihm unterwürfig grinsend entgegen und wischte dabei fortwährend die mageren Hände an ihrer Schürze ab.

„Das ist Mutter," sagte Selma und sah dabei lachend auf ihre Freundin, die sich kichernd abgekehrt hatte.

„Ist das der Herr Doktor?" fragte die Frau mit einer eigentümlich hohlen, sinn- und atemlosen Stimme. „Ich habe die Ehre, ich habe die Ehre! Ich bin aus Böhmen, darum sage ich immer, ich habe die Ehre!"

Die beiden Mädchen wanden sich jetzt vor Lachen, doch Hans Georg versuchte sich in seiner tödlichen Verlegenheit zu fassen. „Willst du mich nicht weiter vorstellen, Selma?“ fragte er mit ernster und strenger Stimme.

„Ach so, das ist die Mieze! Mieze!“ rief Selma. „Weiter ist nichts nötig! Vatersnamen hat sie nich! Gott, Mieze, höre doch mal endlich auf zu lachen!“

„Die Medchen sind albern — was, Herr Doktor?“ fing nun wieder die Alte an. „Ich habe die Ehre. Nehmen Sie Platz.“

Sie sah mit einer scheuen, fragenden Zärtlichkeit, fast ängstlich in die blauen Augen des jungen Mannes hinauf, der ihre Widerwärtigkeit so rein und gütig, wie aus einer anderen Welt, betrachtete. Hans Georg nahm Platz und mußte sich nun auch entschließen, den lächerlichen Rosenstrauß noch los zu werden.

„Ich habe mir erlaubt,“ begann er, sich räuspernd, und legte die Blumen in den Schoß der alten Frau — doch als er merkte, daß sie nichts von alledem verstand, versuchte er deutlicher zu werden, indem er hinzusetzte: „Die Rosen gehören Ihnen, Frau Kroschky.“

Die Alte starrte ihn mit einem langen, durchbohrenden Blick an — dann hob sie die Blumen mit einer pathetischen Bewegung hoch empor und rief in verzerrtem Jubel: „Rosen! Rosen! Allmächtiger Gott! Für mich? O nein! Die sind für die Medchen, Herr Doktor, für die Medchen!“

„Nein, die sind für Sie, Frau Kroschky.“

„Für mich! O Gott! Ich habe die Ehre! Sie sind der heilige Nepomuk! Ja, Rosen! Das war in Königgrätz! Zuletzt im Krieg! Ein böhmischer Offizier! Quartier, Quartier bei meinen Eltern! 66! 66! Rosen! Da starb er und lag in meinem Schoße! Da lagen die Rosen! Da lag sein Kopf! Und alles rot, mein ganzer Schoß, von Blut und Rosen! Weil ich scheen war! Gott! O Gott! Wie lange ist das her!“

Sie schluchzte. Da packte sie Selma, herzutretend, am Arm und rief, sie unsanft schüttelnd, mit häßlicher Grobheit:

„Na Mutter! Quatsch doch nich! Ich nehme dir sonst den Kümmel weg und sage es Karlen!“

Da faßte sich die Alte mit kindisch scheuem Blick und schwieg beharrlich, an den Rosen riechend. Hans Georg aber durchlief es eisigkalt, und er hätte Selma in diesem Augenblick zu Boden schlagen mögen. Doch nahm er sich zusammen, seines guten Zweckes gedenkend, und begann nach einer Weile wieder, indem er sich aufs neue an die Mutter wandte: „Ich wollte mich Ihnen vorstellen, Frau Kroschky, denn Sie wissen wohl, daß ich seit einiger Zeit mit Ihrer Tochter verkehre —“

„Ja, ich weiß, ich weiß, ich habe die Ehre,“ unterbrach ihn die Alte, noch immer an den Rosen riechend. „Meine Selma! Ist sie nicht ein scheenes Medchen? Sie war ein häßliches Kind, aber jetzt ist sie ein scheenes Medchen.“

„Nicht nur wegen ihrer äußeren Vorzüge —“

„Das arme Kind! Da sitzt sie nun bei Buschreiter! Dieser Hund verdammte! Hat er sie festgemacht! Und was könnte sie haben! Einen Grafen, sag ich, einen Grafen! Sehen Sie sich da drüben das Medchen an, Herr

Doktor! Die Mieze! Die hat einen! Bei Gott dem Allmächtigen! Die hat einen!"

„Aber Mutter Kroschky! Er is ja man bloß Baron!" rief die Rotblonde kachend dazwischen.

„Aber ich nemme sie weg, ich nemme sie weg von Buschreiter, Herr Doktor!"

„Das will ich eben auch, Frau Kroschky," sagte Hans Georg, die Blicke der beiden Mädchen meidend.

„Ja, wir nemmen sie weg!" keifte die Alte unbeirrbar weiter. „Kann er sie festhalten? Kann er nicht! Wir sind arme Leute! Hungerleider, Herr Doktor! Ich bin alt und krank, ich kann nur Schlafstellen vermieten kann ich! Dieses Medchen wohnt bei mir! Und mein Sohn ist ein böser Mensch, ein Bummler, ein —"

„Was bin ich, Mutter? Was sagste da eben?" ließ sich jetzt plötzlich eine rauhe, gefährliche Stimme in der Tür vernehmen. Hans Georg sah einen schmutzig blassen und gebückten, jungen Mann eintreten, der eine Ballonmütze und ein buntes, um den Hals gewürgtes Tuch trug. Er stand in frecher, herausfordernder Haltung da und maß den Fremden mit tückisch finsteren Blicken. „Wer is'n das!" fragte er.

„Ich heiße Richter," erwiderte Hans Georg mit kühler Ruhe. „Es ist mir angenehm, daß ich Sie auch gleich kennen lerne. Ich vermute, Sie sind Selmas Bruder."

„Bin ich. Da vermuten Se ganz richtig," war die Antwort. Der Blasse trat, die Hände in den Hosentaschen, näher und maß den Fremden mit seinem einen, blitzenden Auge — das andere war starr und geblendet.

„Um kurz zu sein," sagte Hans Georg, mühsam aufrecht bleibend und sich langsam zur Tür bewegend, „ich bin Ihrer Ansicht, Frau Kroschky. Selma muß fort von Buschreiters, und zwar so bald als möglich. Ich werde dafür sorgen."

„Nanu! Nanu!" rief jetzt der Bruder mit zusammengekniffenen Lippen, während die Rotblonde ihm winkte, nicht allzu grob zu werden. „Da haben wir wohl auch noch'n Wörtchen mitzureden, nich wahr! Wenn Sie dafür sorgen wollen, daß die Selma wegkommt von Buschreiters, denn sorgen Sie man jefälligst auch dafür, daß sie was Bessers findet, verstanden!"

„Selbstverständlich," erwiderte Hans Georg, seinen aufsteigenden Zorn gegen den Unverschämten nur mit Mühe niederzwingend. „Sonst würde ich's ja nicht tun. Aber ich habe meine Bedingungen daran zu knüpfen. Ich liebe Ihre Schwester und —"

„Liebe! Ach Liebe!" sang die Rotblonde.

„Mach, daß du rauskommst! Raus!" Damit stieß der Bruder die schreiende Mieze wirklich zur Tür hinaus. Dann pflanzte er sich wieder vor Hans Georg auf und fragte: „Na und? Was is nu weiter?"

„Wenn Sie und Ihre Mutter das Mädchen aus dem Hause lassen und jegliche Verbindung mit ihr aufgeben, bis ich sie wieder für gut halten werde, will ich selbst für Selma eintreten, sie bilden lassen und heiraten."

„Heiraten?" Der Blasse stieß, während die Mutter ihre Hände zusammenschlagend laut aufschrie, einen langgedehnten, scharfen Pfiff hervor. „Oho!" rief er. „Was schreiste denn, Mutter? Die Idee is nich so übel! Darüber läßt sich reden!"

„Heiraten!" zeterte die Alte. „Das ist ja Lüge! Sie wollen mein Kind verderben! Sie vornehmer Mann Sie! Nein! Ich gebe Ihnen Selma nicht! Ich verliere nicht Selma! Wer weiß, wohin Sie sie schleppen wollen!"

„Stille, Mutter, Donnerwetter!" rief jetzt der Sohn und verdeckte die Lamentierende vor dem Fremden. „Was heißt denn Schleppen! Da passe ich schon uf! Aber Ihr Versprechen, das haben wir nu! Ich bin Zeuge! Und Mutter is Zeuge! Sie haben Selma die Heirat versprochen! Jawohl!"

„Gewiß," erwiderte Hans Georg mit kaltem Lächeln. „Warum sagen Sie das so drohend?"

„Weil's kein Zurückziehen mehr jibt, mein bester Herr. Und ich nehme doch an, daß Sie die nächsten Verwandten von Ihre Braut nich in Not und Elend lassen wollen. Sehn Sie mal, den zerrissenen Anzug, den ich am Leibe trage, und wenn wir am Ersten wieder die Miete schuldig bleiben, setzt uns der Hauswirt uf de Straße!"

„Bitte, bitte — hier sind 50 Mark. Soviel ist mir das Versprechen, das ich von Ihnen habe, mindestens wert." Mit diesen Worten warf Hans Georg dem Burschen einen Schein hin.

„Danke bestens! Ich hoffe, es wird Ihnen ooch noch mehr wert sein, Herr Doktor!"

Doch jetzt trat Selma plötzlich in furchtbarer Erregung zwischen die Beiden. Ihr Gesicht war dunkelrot, in Schweiß gebadet, ihr ganzer Körper bebte, und sie rief mit veränderter, schreiender Stimme: „Ich will aber nich! Ich! Ich will nich!!"

„Was? Nanu? Was haste denn? Selma!"

„Du Lumpenkerl, du! Du willst doch bloß was rausschlagen! Siehste denn nich, daß der im Kopp verrückt is? Der is ja verrückt! Ich lasse mir aber nich verschachern! An 'nen Verrückten! Ich will nich, daß es heißt beis Gericht nachher, ich bin der Blutsauger gewesen, ich, ich habe ihm alles weggenommen, alles!"

„Aber Selma! Fasse dich doch! Ich habe dich doch lieb!" Und Hans Georg versuchte sich der Wütenden zu nähern.

„Nein! Du bist mein Unglück! Ich kann dir nich mehr sehen! Du kommst hierher und —! Pfaffe verfluchter! Mach, daß du rauskommst!"

Sie stürzte sich auf ihn. Nun tat es auch der Bruder. Die Alte weinte und schrie, und die Rotblonde kam gelaufen. Da flammte es wie Blut vor Hans Georg, er stolperte auf die Treppe hinaus und eine Stiege hinunter, und von dem ganzen Hexensabbat noch umbrüllt gewann er taumelnd endlich den Hof und die Straße. Verzweifelt rannte er einher, nach Selbstmord lechzend und das Weib verwünschend, ohne zu ahnen, daß er jetzt gerade, wo er sie verabscheute, die erste Regung jenes höheren Lebens von ihr vernommen hatte, das er ihr töricht hatte aufzwingen wollen. Freilich konnte sie nur

emporsteigen, um zugleich in den tiefsten Abgrund wieder zurückzufallen. Doch Hans Georg war jetzt, da ihn das Schicksal vor die letzte Frage stellte, von seinen guten Geistern nicht verlassen. Er kam in das Atelier hinauf und sah in der Abendsonne den unvollendeten Prometheus wieder. Da sank er in die Knie und weinte bitterlich. Am nächsten Morgen fuhr er zu Helmut nach Bornholm.

XI. Der Versucher.

Während Hertha Lisko auf ihre Weise des Daseins Blütezeit erlebte, sah und fühlte Fanny Demelius diesmal gerade, da sie ihn am heftigsten ersehnte, wenig von des Frühlings stärkenden Gewalten. Schuld daran trug nicht so sehr die eigene, bedrängte Lage, in der sie nun einmal existieren mußte, wie die schmerzliche Sorge, die sie um den Dichterkaufmann Ferdinand Friedrichowicz erlitt. Immer schwerer lastete die tyrannische Empfindsamkeit dieses Jünglings auf ihrer treuen, lebensernsten Seele. Sie war mit ihrer schwachen Mädchenkraft dem kleinen Kampf ums Dasein ganz gewachsen, um des großen Kampfes willen. Er aber scheiterte schon am ersten Riff, am Widerstande seiner Eltern, die ihn zum Broterwerb und nicht für eine vage Kunst erzogen hatten. Da er sich selbst nicht freimachen konnte, klagte er sein Schicksal an und Fanny, daß sie ihm nicht helfen, seiner Seele nicht Flügel leihen konnte. Wohin er eigentlich fliegen wollte, wußte er freilich selbst nicht. Aber hinter seinen stürmischen Reden, die er jeden Abend dem armen, arbeitsmüden Mädchen hielt, steckte noch etwas, was er ihr verschwieg, was immer dringender aus seinem ruhelosen Wesen in ihr einsames Herz drang. An einem wundersamen Maiabend, als sie Arm in Arm durch den duftenden, monderhellten Tiergarten wanderten, gestand er seines Herzens tiefsten Wunsch, betäubte stürmisch ihren mädchenhaften Widerstand, und sie gehörte ihm für immer, ganz verloren, ganz ergeben.

Frühling und Sommer zogen dahin — ein rauher Herbst mit klagendem Wind und scharfen Regengüssen war gekommen. Wer Fanny Demelius früher gekannt hatte und sie jetzt, nach einem Jahre wiedersah, der mußte über die Veränderung staunen, die mit diesem jugendfrohen Wesen vorgegangen. Etwas Schweres und Scheues war in ihre dunklen Augen und die blühenden Kinderzüge gekommen, und sie schlich umher, als ob sie lebend doch dem wirklichen Leben schon entrückt wäre. Sie litt an einer jähen, tiefinnersten Enttäuschung. Als sie es dem Geliebten gewährt hatte, was er ihr als Entscheidung über sein Leben anheimgegeben, da hatte sie sich, um es gewähren zu können, in einsamer Stunde auf die reine, von Stürmen umtoste Höhe emporgeschwungen, wo angesichts der Sonne ein neuer Mensch sein eigener Gesetzgeber wird. Sie wollte so leben und lieben, wie ihr heißes Herz, ihr freier Geist sie trieb, und all die kleinlichen Bedenken der Außenwelt, mit denen sie sich bisher belastet, sollten fallen vor dem höheren Beruf, dem Manne, wenn er sie brauchte, in freier Liebesehe Gattin zu sein. Sie glaubte ihm zu geben, was ihn befreien und erhöhen mußte, und gab ihm doch in

Wahrheit das Gegenteil davon. Den weiten Weg zum Heiligtum einer Jungfrau hätte dieser unklare, leichtfertige Junge noch lange vor Augen behalten müssen, bis ihn die wirkliche Reife seines Geistes von selber an die Pforte ihrer Seele geführt hätte. So aber, da er spielend fast das höchste Ziel gewonnen, sah er in Fanny allmählich nur noch ein verliebtes Weib, dessen heißes Verlangen er nun befriedigen sollte, ohne Rücksicht auf seine eigene Stimmung, auf seine Wünsche nach neuen Erlebnissen, neuen Eindrücken, die er als Dichter zu brauchen glaubte.

Es waren zwei schwarze, heimlich lockende Augen da, die ihm den Ausweg aus all dem Wirrsal zu weisen schienen. Sascha Luffin ging schon lange still und unauffällig in der Pension Basse umher und beobachtete Ferdinands Verkehr mit Fanny, wo sie nur konnte. Die kleine Russin hatte die süße Trägheit einer Katze, welche mit blinzelnden Augen in der Sonne liegt; so hübsch und weich, wie sie war, so geistig gleichgültig und so körperlich verlangend, zum sinnlichen Glücke stets bereit. Sie machte sich eigentlich gar keine Gedanken über Fannys Unglück, sie sah nur instinktiv, daß die gefühlvolle Deutsche den Mann, den sie fesseln wollte, immer mehr verlor. Der Mann aber, jung und leidenschaftlich, wie er war, gefiel Sascha Luffin, und sie ließ ihn wortlos merken, daß bei ihr die Hilfe und vielleicht auch ein Ersatz wäre. Sie studierte jetzt nur noch zum Schein, ging immer mehr ihrem koketten Vergnügen nach und hatte, ganz im Gegenteil zu Fannys tiefer Herbheit, die schmiegsame Art, sich so zu geben, wie es nach ihrer Beobachtung dem Manne am angenehmsten war. Sie trieb die Ichkomödie, in der sie den Sinn alles Lebens sah, mit großem Geschick, und Ferdinand war als Frauenkenner viel zu beschränkt, um Natur- und Schauspielerei in diesem reizvollen Slaventum unterscheiden zu können. Als er sie eines Abends allein im Speisesaale der Pension traf, setzte er sich zu ihr und begann ihr aus seichtem Mitteilungsbedürfnis zu klagen, wie er unter Fannys jähem Stimmungswechsel zu leiden hätte. Sie ermutigte ihn, indem sie seiner Eitelkeit schmeichelte und Fanny mit aufstachelnder Ironie vor ihm herabsetzte. Schließlich erhob er sich angstvoll und rief, die Hände ringend: „Helfen Sie mir, Fräulein Sascha! Sagen Sie ihr, was Sie mir gesagt haben! Sie sind ja Fanny so außerordentlich überlegen!“ In diesem Augenblick betrat seine Freundin den Saal.

Sie kam von ihren Klavierstunden und schien sehr rasch gelaufen zu sein, denn ihre Wangen glühten. Dabei hatte ihr Gang, wie schon immer in den letzten Wochen, etwas Schleppendes, vorsichtig Zögerndes, als trüge sie eine schwere und empfindliche Last über einen glatten Boden. Ihre Augen hatten einen feuchten, schwärmenden Glanz bekommen, und sie sagte, an Ferdinand heraneilend und ihn küssend, mit leiser, von Wonne durchzitterter Stimme: „Komm, komm! Ich muß dich sprechen. Wir gehen auf mein Zimmer.“

Da erhob er sich etwas mürrisch, verabschiedete sich umständlich von Sascha und folgte Fanny, die ihn schon am Ärmel fortziehen wollte. Sascha sah den beiden finster lächelnd nach und begann dann, alleingeblieben, mit großem Eifer ihr Dessert zu verspeisen. Haselnüsse knackte sie mit ihren scharfen Zähnen. — Oben in Fannys kleinem Zimmer, wo eine bohêmeartige,

aber angenehme Unordnung herrschte, warf sich Ferdinand sofort auf den krachenden Diwan und fragte in einem Ton, der durchblicken ließ, daß er heute noch ganz andere und wichtigere Dinge vorhätte: „Na? Was ist denn? Was hast du mir denn zu sagen, liebes Kind?“

Da setzte sie sich zu ihm auf den Diwan und wollte reden, fing aber plötzlich an zu weinen. Er richtete sich erschrocken zum Sitzen auf und streichelte sie zärtlicher als sonst. „Aber Fanny!“ rief er. „Ist etwas passiert? Mit den Schülerinnen? Sage doch! Ach weine doch nicht! Du weißt, ich kann das nicht vertragen!“

Sie versuchte hastig ihre geröteten Augen, welche sich immer wieder mit Tränen füllten, zu trocknen, und flüsterte nun in steigender Energie: „Du hast ganz recht, mein Lieber; es ist eine Schmach und Schande, daß ich weine. Denn eigentlich hätte ich Grund, zu lachen und zu jubeln wie noch nie in meinem Leben. Höre 'mal zu — und gib mir deine Hand — höre ruhig zu.“

„Was ist denn — Fanny — Fanny! Du erschreckst mich!“

„Eben — erschrecken will ich dich nicht. Denn dich damit erschrecken, wäre ja sündhaft. Wieviel Glück und Höhen gibt es denn im Leben? Gott! Man muß ja so zufrieden sein! Mein Junge, sage mir ganz offen — hast du in der letzten Zeit nicht sehr gelitten? Hast du nicht dasselbe gelitten wie ich?“

„Ja, Fanny — aber ich weiß nicht — dasselbe —?“

„Doch! Du hast es dir nur nicht eingestehen wollen! Ferdinand, wir beide haben das Große versucht, aber wir haben nicht durchgehalten! Die große Verpflichtung fehlte, Ferdinand, das Unzertrennliche, und was hält denn Mann und Weib noch zusammen, wenn ihre Liebe kalt und müde wird? Das war das Furchtbare — wir fühlten beide, unsere Liebe ist müde geworden. Aber wir waren zu feige, danach zu suchen, wie es zu bessern ist. Wir fragten uns nur immer: „Was soll werden!“

„Ja, was soll werden,“ wiederholte Ferdinand mit dumpfer Stimme. Da schmiegte sich Fanny an ihn, und ein nie gehörter Zauber tönte aus ihrer leisen, lechzenden Antwort: „Ich will es dir sagen ... Seit heute weiß ich's ... Heute, als ich durch den wunderbaren Herbstabend nach Hause ging ... Da rief es plötzlich in mir — wie leise, süße Glocken — himmlisch — sei nicht bange — es wird gut — ich bin das Pfand — daß ihr euch treu bleibt — werdendes Leben — o Geliebter ....“

Sie vergrub in zuckendem Weinen ihr Antlitz in seinem Schoße. Er schwieg, von völliger Erschütterung sprachlos, mehr entsetzt als bewegt, und seine Beine zitterten unwillkürlich unter dem sich werfenden, heißen Lockenköpfchen. Dann flüsterte er mit steigender Beängstigung: „Das also — das — —“

Da fuhr sie jäh zu ihm empor und starrte mit wildem Feuer in sein junges, ratloses Antlitz: „Freust du dich?“ rief sie mit starker Stimme. „O freue dich so, wie du dich freuen mußt als neuer Mensch am Mittag deines Lebens! Kein Werk, das du als Künstler jemals schaffen wirst, kann so die reine Idee deines Strebens verkörpern wie dein Kind! Lasse dich durchdringen von dieser Seligkeit! Ich habe dir keine andere mehr zu geben!“

Ferdinand drängte sich, als ob er Schutz suchte, an sie und verbarg sein Antlitz an ihrem Busen — noch konnte er nichts sagen, und nach einer langen Pause erst begann er stockend: „Ja, Fanny — ich weiß es — ich weiß das alles — und ich danke dir so herzlich, daß du es mir sagst . . . Aber um Gotteswillen, liebe Fanny! Was soll denn nun werden?"

„Was werden soll?" fragte sie langsam und mit tiefem Ernst, indem sie wie beruhigend seine zitternden Hände festhielt. „Könnte ich dir meinen Mut geben. Seit heute erst habe ich Mut. Ich komme durch — da darfst du dir keine Sorge machen. Aber ich habe auch schon darüber nachgedacht, was du mußt. Du brauchst einen Halt, du mußt dich endgültig freimachen. Ich warte erst das Kind ab, erhole mich ein bißchen, und dann trennst du dich von deinen Eltern, auf gutem oder bösem Wege, das ist gleich. Ich kann dir jetzt zu keiner Rücksicht mehr raten — es handelt sich um unser Leben. Wenn dein Vater dich verstößt, dann gehen wir zwei Waisen mit unserem Kinde nach England, lassen uns trauen, und ich habe Freunde in London, die uns weiterhelfen werden. Amadeus Scholl bleibt jetzt den ganzen Winter drüben — der hilft."

„So gänzlich mittellos, wie wir sein werden — ich bitte dich, Fanny —"

„Was willst du? Alte Bettler können ja weiterleben — um wie viel mehr wohl junge, sieghafte, hoffnungsvolle Menschen!"

„Ja, ja — vielleicht — man weiß doch nicht — ach, ich freue mich ja — und ich hoffe ja auch das Beste! Aber — liebe Fanny, du sprichst so — für einen künstlerischen Menschen, wie ich — das alles zu überdauern! Ich bin ja auch so furchtbar enerviert — mein Vater schikaniert mich, du bist immer so müde und aufgeregt, ich habe seit vierzehn Tagen nichts gearbeitet — und nun kommt das noch! Kampf mit der ganzen Welt! Ich halt's nicht aus! Ich halt's nicht aus."

Sie sah ihn seltsam an — ihre dunklen Augen wurden unheimlich groß und fragend, doch bewahrte sie tapfer ihre Fassung. „Rege dich doch nicht auf," sagte sie, mechanisch seine Hände streichelnd. „Man muß es eben auf sich nehmen, dem großen Ziel zu Liebe. Und was mich betrifft — ich verspreche dir von heute an alles, um dich glücklich zu machen. Was dir fehlt, will ich haben. Du sollst nur dein Werk vollenden."

„Ja, das muß ich!" Mit diesen Worten sprang er auf, und sie wich scheu vor ihm zurück, denn es lag jetzt ein harter, herausfordernder Trotz in seinen Zügen. Ängstlich folgte sie ihm mit den Blicken, während er im Zimmer umherlief und weiter sprach: „Es muß überhaupt ganz anders werden! Ich will jetzt wieder arbeiten, arbeiten, bis ich zusammenbreche! Und du bist die einzige, die mir das möglich machen kann! Das Arbeiten meine ich! Aber dazu mußt du dich noch mehr erziehen, liebe Fanny! Du beanspruchst als Frau zuviel von einem Künstler! Ich habe heute erst mit Sascha Luffin darüber gesprochen! Wir sind völlig einer Meinung!"

„Du und Sascha Luffin? Du hast mit Sascha Luffin über mich gesprochen?"

„Jawohl! Das wird mir doch hoffentlich noch erlaubt sein! Du könntest dir mancherlei von dem, was sie gesagt hat, zu Herzen nehmen!"

„Was hat sie denn gesagt?"

Doch Ferdinand erwiderte nichts mehr und ging aus dem Zimmer. Nun tauchten in Fanny fremde, gespenstische Gedanken auf, und innerlich erkaltend ahnte sie die Feindin ihres Glücks. Noch hatte sie aber die Fassung, nachzuprüfen, den Schatten des Mißtrauens in ihrem Herzen niederzuhalten, und so ließ sie Sascha, wenn Ferdinand dabei war, nicht mehr aus den Augen. Die schleichende Katzennatur der Russin merkte dies sehr bald. So angenehm zerstreuend es ihr war, den hübschen, blonden Jungen in ihre Netze zu locken, so unbehaglich war ihr auch der finstere, forschende Richterblick des Mädchens, und äußerlich keck, innerlich feige, wie sie war, beschloß sie plötzlich den Rückzug anzutreten. Es warnte sie irgend etwas vor Erklärung, Katastrophe und Revolverknall. Sie reiste ab. Als Ferdinand eines Morgens in sein Kontor gehen wollte, händigte ihm das Dienstmädchen einen Brief ein — wenige Zeilen, flüchtig hingeworfen auf ein schadhaftes, parfümiertes Papier. Sie lauteten:

„Ich sage Ihnen Adieu, Friedrichowicz. Ich habe meine Zelte abgebrochen und reise nach Zürich. Ich bleibe dort das Wintersemester. Zürnen Sie nicht auf diese schnelle Art; ich bin nicht anders. Bald hier, bald dort. Grüßen Sie Fräulein Demelius, die mich seit acht Tagen nicht mehr Worte würdigt, und versuchen Sie glücklich zu sein. Ihre Sascha Lussin."

Dieser plötzliche Zwischenfall, das jähe Abbrechen einer Beziehung, welche ihm, so lange sie bestanden, als lockende Sünde erschienen, und nun, da sie gelöst war, als sein wahres Schicksal, brachte Trotz und Unlust in Ferdinand erst vollends zum Durchbruch. Sein ganzer Zorn über Saschas Abreise wandte sich jetzt gegen Fanny, durch die er Sascha beleidigt wähnte, ohne zu fragen, ob Fanny nicht noch schwerer durch jene gekränkt war. Er überlegte nicht lange, ließ seine Pflicht, die ihn ins väterliche Kontor rief, im Stich und eilte nach der Pension Basse, um Fanny dort vor ihren Stundengängen noch anzutreffen. Er traf sie, als sie gerade mit der anmutigen Langsamkeit, die ihr jetzt eigen war, die Treppe hinunterging. Sie sah ihm seine große Erregung an und blieb erschrocken auf der letzten Stufe stehen. Noch aber schwieg er in verbissenem Grimm und begleitete sie bis auf die Straße hinaus. Dort erst brach er los. Er zeigte ihr Saschas Brief und forderte Rechenschaft von ihr, die Sascha durch ihr schroffes Wesen jetzt zur Flucht gezwungen hätte.

„Was willst du," sagte Fanny, die zitternd ihre aufsteigende Entrüstung noch eindämmen wollte. „Ich habe nur so gehandelt, wie ich handeln mußte. Daß sie es schwer genommen hat, tut mir leid. Aber ich kenne Sascha Lussin zur Genüge, um zu wissen, daß von ihr her die einzige Gefahr droht, die wir beide zu fürchten haben."

„Gefahr? Gefahr? Was soll das heißen! Willst du mir nicht gefälligst erklären —!" Ferdinand rief diese Worte rauh und polternd — er fand durch diesen Ton, wie immer, ein bequemes Übergewicht über Fannys bange Zartheit.

„Das will ich, wenn du es noch nicht weißt," erwiderte das Mädchen schwer atmend, indem sie die Handschuhe, die sie eben angezogen, wieder von

den Händen riß. „Sie ist eine falsche, treulose Person, eine Müßiggängerin, die immer das Große und Edle in ihren Freunden aufspürt, um es mit ihrer Koketterie nachher zu sich herabzuziehen."

„Aha, aha!" stieß Ferdinand hervor. „Nun sage es nur ruhig — das geht wohl auf mich?"

„Ich wollte dich warnen, Ferdinand. Sie ist mir zuvorgekommen und ist verschwunden — das ist gut. Glaube mir, sie hätte dich abgelenkt von deinem guten Wege, Ferdinand, den du mit mir zu gehen hast, mit mir! Sei froh, daß sie fort ist."

„Das bin ich nicht. Wahrhaftig nicht. Sie hat mich auch nicht abgelenkt, im Gegenteil, sie hat mir erst gezeigt, was ich in meiner Liebe zu dir vergessen hatte —"

„Was?"

„Den Beruf, den ich habe! Zum Donnerwetter ja! Das — das, was das Schicksal mit mir gewollt hat!"

„Das hast du vergessen?"

„Du bringst mich dazu! Ich sehe mich plötzlich von kleinlichen Sorgen umgeben! Ins Land der freien Geister wollte ich mit dir hinaus, und dieser Inbegriff der Freiheit ist zum Familiendunst, zur Angst ums tägliche Brot geworden! Das hat mir Sascha Lussin gezeigt! Sie hätte es auch dir gezeigt, aber du hast sie aus plumper Eifersucht zurückgestoßen! So werden einem die Flügel gelähmt, bevor man noch hinauskommt! O, ist das ein Leben!"

„Jetzt bin ich wirklich froh, daß Sascha Lussin fort ist."

„So? Ist das deine einzige Antwort? — Na — — dann muß ich mich empfehlen, Fräulein Fanny."

Mit diesen Worten ließ er sie plötzlich stehen und rannte davon. Sie stand und zitterte und starrte ihm nach. Dann glitt ein irres Lächeln über ihre Züge — es war ihr, als ob hier nur ein böser Geist zu ihr gesprochen hätte, und sie wartete noch, ob nicht der wirkliche Ferdinand ihr von der anderen Seite freundlich entgegenkommen würde.

Der aber lief schon mit finsteren Augen dem Geschäftshause seines Vaters zu. Er trat, noch immer vor sich selber die Empörung gegen Fanny ausschüttend, in das Kontor ein und traf den alten Herrn Friedrichowicz allein, der, bleich vor Zorn, an seinem Pulte saß und eben gegen Ferdinand eine vernichtende Rede sich zurechtlegte. In den letzten Wochen waren ihm die rapide gestiegenen Ausgaben seines Sohnes aufgefallen, er hatte ihm nachgespürt, und ein entlassenes Dienstmädchen aus der Pension Basse, das Fanny nicht gewogen war, hatte ihm verraten, was sie von Ferdinands Liebesverhältnis wußte. So erschien es Herrn Friedrichowicz jetzt, da die Sache anfing kostspielig zu werden, doch geraten, mit all dem tragischen Aufwand gekränkten Vatertums gegen Ferdinand vorzugehen und ihn vor die letzte Frage zu stellen. Seine Frau, die ihren Jungen zärtlich liebte, hatte erst weinend um Schonung gebeten, dann aber schließlich zugestimmt. Ferdinands Pflichtversäumnis bot heute den willkommenen Anlaß, und so wetterte denn der Vater gegen den ohnehin schon Verzweifelten los. Er wüßte jetzt alles, er wäre ihm auf seine

Schliche gekommen, das Frauenzimmer, für das er die sauren Ersparnisse seines Vaters hinausschmisse, wäre ihm bekannt, und es müßte jetzt ein Ende gemacht werden. So ginge das Geschäft zu Grunde. Er müßte entweder ein neues Leben anfangen unter strengster, elterlicher Aufsicht oder in die Welt hinausgehen, ohne jede Unterstützung, und die Schule des Lebens versuchen.

Ferdinand hörte die Drohrede des Vaters mit einer gewissen innerlichen Befreiung an — nun endlich, fühlte er, war der ersehnte Augenblick des Bruches gekommen, und ohne daß er den gefürchteten Anfang hätte machen müssen. Als der Vater geendet hatte, wußte Ferdinand auch schon seine knappe Antwort. Er verneigte sich kalt lächelnd und sagte: „Vielleicht ist beides für mich möglich — ein neues Leben anfangen und in die Welt hinausgehen, ohne jede Unterstützung. Das ist es, was du nicht verstehst, Papa. Lebe wohl. Ich werde mich entscheiden."

Damit ging er hinaus. Er hatte sich schon entschieden und brachte seinen Plan alsbald zur Ausführung. Den schwarzen, lockenden Augen nach, das Alte, Lastende entschlossen von sich werfen — das war jetzt die Erlösung. Freilich arm wie ein Bettler — aber wenn er nur fortkam. In Zürich mußte Saschas reichlicher Monatswechsel helfen — sie hatte ja vermögende Eltern in Rußland. So dachte er zunächst an alles Äußere — der lange entbehrte Lebenseifer war in ihm erwacht — er verkaufte mit einer Geschäftsklugheit, die seinen Vater für ihn eingenommen hätte, goldene Uhr und Perlenknöpfe bei einem Juwelier, erstand sich etwas Wäsche und einen billigen Anzug und eilte dann zum Bahnhof, um den nächsten Zug nach Frankfurt—Basel—Zürich zu benutzen. Die Zeit, die ihm noch übrig blieb, verbrachte er im Wartesaal und schrieb dort drei Briefe — einen an Fanny, einen an seinen Vater und einen an seine Mutter. Seltsamerweise wurde ihm der letzte am allerschwersten, und er konnte gar nicht genug tun, um der armen Frau die Hoffnung auf sein Durchdringen und die einstmals sieghafte Rückkehr zu erwecken. An den Vater schrieb er kürzer, überlegen und stolz, aber nicht lieblos. Auch hier versuchte er immer noch Brücken zu schlagen. Die Zeilen an Fanny aber, welche er mit Bewußtsein wild und hastig niederschrieb, lauteten also:

„Fanny, liebes Mädchen! Ich muß fort, ich gehe sonst zu Grunde. Ich habe mit meinen Eltern heute gebrochen und fahre als Bettler, aber freudig, nach der Schweiz. Denke nicht etwa, daß ich zu Sascha Luffin fahre — ich fahre nach der Schweiz! Wir sehen uns wieder. Aber erst muß ich durchgedrungen sein, für mich allein an der Stelle stehen, die ich brauche. Dann komme ich wieder. Ängstige dich nicht. Du bist so stark und tapfer — du wirst auch ohne mich durchkommen. Und sei überzeugt: sobald ich etwas verdiene, soll das Kind, das ich jetzt schon segne, meine erste Sorge sein. Lebe wohl! Dein Ferdinand."

Er schloß den Brief sofort, als ob ihn fremde, drohende Hände dazu trieben, dann stürzte er hinaus und warf die Briefe in den Kasten. Schrecklich, er hatte vergessen, sie zu frankieren! Aber bestellt mußten sie ja werden, und das Strafporto konnte die Empfänger ja nur an die furchtbare Erregung

mahnen, in der sich der Schreiber befunden haben mußte. Nach einer Viertelstunde fuhr er dann, bedeutend ruhiger geworden, mit leichtem Handgepäck in die helle, herbstliche Ferne. Und die Briefe wurden inzwischen bestellt.

Es war schon Abend, als eine ältliche Dame seufzend und mühsam die hohen Treppen zur Pension Basse hinaufstieg. Sie fragte das Dienstmädchen mit fast versagender Stimme nach Fräulein Fanny Demelius. Ohne erst Bescheid zu holen, führte die verdrossene Person sie in das Zimmer. Dort brannten Lichte am Klavier, und in einem Sessel lag ein junges Mädchen wie tot. Die Augen halb geschlossen, das Antlitz schlaff und grünlich weiß. Sie richtete sich nur wenig auf, als sie die fremde Dame in ihrem Zimmer erblickte, und bewegte die Lippen, ohne zu sprechen. Die Besucherin aber trat näher, tief errötend, und in dumpfer Empörung rang sich etwas von den tausend Flüchen los, die sie dem Mädchen sagen wollte.

„Sind Sie Fräulein Demelius? Nun, ich bin Frau Friedrichowicz, verstehen Sie, ich bin Ferdinands Mutter. Mein Sohn hat mich verlassen. Um Sie. Mein Sohn ist ein Bummler und ein unglücklicher Mensch geworden. Um Sie. Was können Sie darauf sagen? Verteidigen Sie sich doch, wenn Sie ein anständiges Mädchen sein wollen. Sonst werde ich Ihnen sagen, was Sie sind. Es ist ein Verbrechen, einer Mutter ihr Kind zu stehlen. Es ist ein Verbrechen —"

„Einem Kinde den Vater zu stehlen," sagte Fanny Demelius.

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, daß Ihr Sohn zu einer anderen geflohen ist, und daß ich —"

Doch weiter sprach das Mädchen nicht und sank nun vollends in den Sessel zurück. Ferdinands Mutter aber, halb schon das Schicksal der Armen begreifend, halb auch entsetzt über ihre plötzliche Ohnmacht, rief nach Hilfe. Doch bevor noch Frau Basse und das Dienstmädchen herbeikommen konnten, hatte sie selbst schon Wasser geholt, Fannys Stirn damit benetzt und sie zärtlich gebeten, ins Leben zurückzukehren.

(Schluß folgt.)

Einige Erinnerungen an den Staatsminister Rudolf von Delbrück.

Der Heimgang eines großen Staatsmannes und edlen Menschen, wie Rudolf Delbrück es gewesen ist, läßt den Wunsch lebendig werden, sein Lebensbild festzuhalten und das, was er dem Vaterlande geleistet hat, für die Geschichte nicht verloren gehen zu lassen.

Um so schmerzlicher ist es, daß sich dieser Aufgabe, ihn als Menschen wie als Staatsmann darzustellen, nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstellen. Persönliche Erinnerungen, welche er aus den Jahren 1842—1867 niedergeschrieben hat, und welche sich der Veröffentlichung zunächst noch entziehen, mögen einst als geschichtliches Quellenmaterial für diese Zeit dienen. Aber in der Zeit seines größten Wirkens, von seiner Ernennung zum Präsidenten des Bundeskanzleramts 1867 bis zu seinem 1876 erfolgten Dienstaustritt, blieb ihm keine Muße, um Tagebücher zu führen oder Akten zu sammeln, und die einzige Privatkorrespondenz, welche er, mit seiner Schwester, führte, ist leider verbrannt. Er selbst nannte es „eine Zeit voll Taten, die in der politischen und wirtschaftlichen Gestaltung Deutschlands ihre Spuren zurückgelassen haben". Die Entstehung dieser Taten nur aus der Erinnerung niederzuschreiben, entsprach nicht der Korrektheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens. „Ich würde es nicht unternehmen mögen, ohne die durch schriftliche Aufzeichnungen gebotene feste Grundlage, bloß aus dem Gedächtnis, eine zusammenhängende Darstellung zu schreiben." Wie er selbst eine solche betrachtet zu sehen wünschte, geht aus dem Satze hervor: „Der Reichtum meines Lebens hat von meiner Jugend an bis zum Beginn des Alters seinen Mittelpunkt in der Arbeit für den Staat gehabt."

Im Jahre 1842 wurde Delbrück, fünfundzwanzig Jahre alt, in die Handelsabteilung des Finanzministeriums, 1844 in das neuerrichtete Handelsamt berufen, und von diesem Augenblick an ist es vornehmlich das Gebiet des Handels und Gewerbes gewesen, welchem — im Range schnell von Stufe zu Stufe emporsteigend — sein Interesse und seine nie rastende Arbeit galt. Es war eine für die Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Zustände

Deutschlands reiche und fruchtbare Zeit, in welcher ihm die vielseitigsten, bedeutenden Aufgaben zufielen. Sie erstreckten sich auf die Erneuerung und Erweiterung des Zollvereins innerhalb Deutschlands, wie auf den Abschluß von Handels- und Zollverträgen mit anderen Staaten, so mit Österreich, Belgien, den Niederlanden, England, China, Japan, Siam, dem Kirchenstaat, Spanien, Mexiko, Hawai und Amerika. Den nach mühsamen Verhandlungen erfolgten Abschluß mit Frankreich 1861 bezeichnete er als unsere größte politische Tat seit Gründung des Zollvereins.

Daneben stehen umfassende Beteiligungen beim Zustandekommen des Handelsgesetzbuches, bei Ordnung des Münzwesens, Neugestaltung der Gewerbegesetzgebung und anderem.

Er selbst fühlte sich mit den Aufgaben für die handelspolitische Stellung Preußens in Deutschland und in Europa, die auch für die politische Stellung von unzweifelhaftem Wert war, innerlich verwachsen. Seine Fachkenntnisse, seine Erfahrungen in Zollvereinsangelegenheiten, das persönliche Vertrauen, das er auch bei seinen Gegnern genoß, gaben ihm — im Bewußtsein, sich keiner Überhebung schuldig zu machen — so sehr die Überzeugung, gerade an dieser Stelle dem Vaterlande am besten nützen und hier nicht durch eine andere Persönlichkeit ersetzt werden zu können, daß ihn dies veranlaßte, 1862 die Ernennung zum Handelsminister abzulehnen, so schwer ihm auch diese Ablehnung dem Drängen seines Königs und des Staatsministeriums gegenüber wurde. Schon 1860 hatte er die Absicht des Staatsministeriums, ihn in das Herrenhaus zu berufen, rückgängig gemacht, um für sein eigentliches Arbeitsgebiet freie Hand zu behalten. Der Entwurf des neuen Zollvereinsvertrags, wie er 1867 mit sämtlichen Vereinsregierungen zum Vollzug kam, war sein Werk. Das weitumfassende Wissen, das er sich durch unermüdliches Studium neben seiner Amtstätigkeit angeeignet hatte, und die Zielbewußtheit seines auf das Wohl des Staates gerichteten Strebens sicherten ihm ein Übergewicht bei allen gemeinsamen Verhandlungen. Und so hat er in nie rastender, unentwegter Arbeit den Boden bereitet und die Wurzeln gepflanzt, aus denen das Deutsche Reich erwachsen konnte.

Bei Errichtung des Bundeskanzleramtes, 1867, wurde er zum Präsidenten dieses Amtes, zum Vertreter Bismarcks in Bundesangelegenheiten und zum Bevollmächtigten zum Bundesrat des Norddeutschen Bundes, in den beiden folgenden Jahren auch zum Bevollmächtigten des Zollvereins-Bundesrats, als welcher er das Zollvereinsparlament eröffnete, und zum preußischen Staatsminister ernannt.

1870 brach der Krieg mit Frankreich aus. „Es ward ihm gegeben, an die Seite des gewaltigen Kanzlers und der kriegerischen Paladine des glorreichen ersten Kaisers zu treten — der unscheinbaren Gestalt mit dem durchgeisteten Antlitz und dem strahlenden Auge —, um nicht mit der Gewalt der Waffen, aber mit der Macht des klugen Rats und des Gedankens den großen Bau des Reiches zu unverbrüchlicher Stärke zusammenfügen zu helfen“[1]).

[1]) Trauerrede des Generalsuperintenden Dryander in der Gnadenkirche am 4. Februar 1903.

Ein deutscher Fürst, der nicht am wenigsten das Deutsche Reich hat aufrichten helfen, bezeugte jüngst im Hinblick auf diese große Zeit: „Delbrück hat damals viel mehr geleistet, als bisher bekannt geworden ist; gerade durch seine Persönlichkeit hat er weit mehr erreicht, als man weiß. Ja, ich kann sagen, daß ohne ihn sehr vieles nicht hätte erreicht werden können. Er hat immer nur die Sache im Auge gehabt, niemals sich selbst, und immer seine eigene Person in den Hintergrund gestellt.

„Delbrück studierte erst die Charaktere. Er hat nie mit jemandem verhandelt oder an jemanden geschrieben, ohne genau zu wissen, wen er vor sich hatte. Seine weitsehenden Pläne hat er nie verraten, wenn er dadurch das zunächst Erreichbare geschädigt hätte; immer ging er los auf das zunächst Erreichbare. Erst wenn die Briefe, die er an die verschiedenen Persönlichkeiten geschrieben hat, später einmal zur Erscheinung kommen werden, wird man sehen, was er gewesen ist.

„Noch ist die Geschichte des vorigen Jahrhunderts nicht geschrieben. Was bisher darüber herausgekommen ist, sind Bruchstücke, zum Teil ungenügend oder gar unrichtig."

Als kleine Bruchstücke zu jener einstigen Geschichte möge eine Schilderung aus Delbrücks Feder über eine kurze Episode von vier Wochen dienen, zu der er einige gleichzeitige Notizen benutzen konnte, sowie ein Brief des großen Kaisers an seinen scheidenden Minister.

Delbrück schreibt:

„September 1870.

„Am 1. September 1870 schickte mir der Unterstaatssekretär von Thile ein Telegramm des Grafen Bismarck, — wenn ich nicht irre, aus Buçanzy, — das mich beauftragte, in Dresden mit dem Minister von Friesen die Zukunft der von uns eroberten und in dem künftigen Frieden festzuhaltenden französischen Landesteile zu besprechen. Daß Preußen sie nicht für sich begehre, konnte ich ausdrücklich erklären. Ich ging zu Herrn von Thile, um über meine Reise und meine Anmeldung in Dresden das Nähere zu verabreden. Graf Fritz Eulenburg kam dazu, wir unterhielten uns über den Gegenstand meines Auftrags. ‚Wenn wir Elsaß und Lothringen nicht nehmen wollen', sagte Graf Eulenburg, ‚und da Baden sie nicht nehmen kann, was sollen sie dann werden?' ‚Reichsland' erwiderte ich. ‚Ein Reichsland ohne Reich?' war die Antwort. ‚Vielleicht', meinte ich, ‚erwächst aus dem Reichslande das Reich'.

„Als ich am frühen Morgen des dritten September in den Wagen stieg, um nach dem anhaltischen Bahnhof zu fahren, erhielt ich durch den General-Telegraphen-Direktor, Generalmajor von Chauvin, Abschrift des soeben angekommenen bekannten Telegramms des Königs an die Königin über die Kapitulation von Sedan. Ich war zu seiner Veröffentlichung nicht berufen und versagte mir daher seine Vorlesung auf dem Bahnhof; erst jenseits Jüterbogk kam ich in den Volksjubel, der sich immer steigernd bis Dresden fortsetzte und in der fahnengeschmückten sächsischen Hauptstadt seinen Höhepunkt fand. Leider ging mir der 3. September in Berlin verloren. Ich

konnte nicht Zeuge des erhebenden Schauspiels sein, das die in den Straßen der Hauptstadt wogende begeisterte Menge jeden Alters und Standes darbot, und nicht Zeuge des patriotischen Stolzes sein, den die Königin einem Diner aufprägte, zu welchem sie die in Berlin anwesenden Minister und Generale hatte laden lassen.

„Über die Frage, welche mich nach Dresden geführt hatte, gab es dort keine Meinungsverschiedenheit. Sowohl Herr von Friesen, mit dem ich sie gleich am Tage meiner Ankunft besprach, als auch König Johann, der mich für den folgenden Tag zum Diner nach Pillnitz hatte laden lassen und mir nachher eine längere Audienz gewährte, war der Meinung, daß die eroberten Landesteile nicht mit einem einzelnen deutschen Staate, sondern mit der Gesamtheit der deutschen Staaten zu vereinigen sein würden als ein eigenes, in Gesetzgebung und Verwaltung von dieser Gesamtheit abhängiges Staatswesen. Nun war aber die einzige alle deutsche Staaten umfassende Gemeinschaft, der Zollverein, zwar durch den Vertrag vom 8. Juli 1867 zu einem politischen Verein geworden, jedoch wegen seines auf finanzielle und kommerzielle Aufgaben beschränkten Zwecks und seiner Kündbarkeit zum Träger einer vollen Souveränetät nicht geeignet, und war die an sich dazu geeignete Gemeinschaft, der Norddeutsche Bund, auf einen Teil der Staaten beschränkt, deren vereinigten Kräften die Eroberung zu verdanken war. Die Ausdehnung des Norddeutschen Bundes auf die süddeutschen Staaten, wie sie schon seit den Tagen von Weißenburg, Spichern und Wörth den Geistern vorschwebte, erschien also als die notwendige Voraussetzung für die Regelung des Verhältnisses der eroberten Gebiete. Wie diese Ausdehnung herbeizuführen sei, war die Frage. Ich meinte, daß zur Anregung derselben Sachsen durch sein besonderes Interesse berufen sei. Denn in einem die süddeutschen Staaten mitumfassenden Bunde werde naturnotwendig der föderative Charakter kräftiger zur Geltung kommen als im Norddeutschen Bunde, und werde Sachsen die isolierte Stellung loswerden, in der es sich als einziger Mittelstaat zwischen Preußen und den Kleinstaaten befinde. Es schien mir, daß diese Auffassung geteilt werde, und ich kehrte am 5. nach Berlin zurück mit der Überzeugung, daß bei der bayrischen Regierung die nötigen Schritte getan seien und weiter getan werden würden.

„Am Abend des 5. erhielt ich ein Telegramm des Grafen Bismarck. ‚Der König,' hieß es, ‚wünscht, daß Sie auf kurze Zeit in das Hauptquartier kommen, damit ich mit Ihnen erwäge, wie wir einen schicklichen geschäftlichen Anlaß zur Berufung des Zollparlaments finden, und das Gewicht dieser Versammlung, einschließlich des Reichstags, zur Wirkung auf die deutschen und europäischen Friedensverhandlungen verwerten.' Das Hauptquartier war an demselben Tage nach Reims verlegt worden, ich hatte mich also nach der alten Krönungsstadt auf den Weg zu machen.

„Auf dem Bahnhof in Frankfurt traf ich am Morgen des 8. September den Generaladjutanten von Boyen und den Fürsten Alexander zu Lynar, vor dem Kriege Botschaftssekretär in Paris. Sie hatten den Kaiser Napoleon nach Wilhelmshöhe begleitet und kehrten jetzt nach dem Hauptquartier zurück.

Ich lud sie ein, die Reise gemeinschaftlich mit mir zu machen, zunächst in dem mir zur Verfügung stehenden Salonwagen, später auf den Landwegen unter Führung des von dem Generalpostdirektor mir als Reisemarschall beigegebenen damaligen Postinspektors Ritzler. Bei der Fahrt durch die Rheinpfalz konnten wir auf jeder Station innewerden, daß gerade für dieses Land die erfochtenen Siege ihre ganz besondere Bedeutung hatten; sie hatten es von der Angst erlöst, bei jedem Kriege mit Frankreich der erste Kriegsschauplatz zu sein. In Pont-à-Mousson mußten wir die Eisenbahn verlassen; zwei für die württembergische Division bei Reims bestimmte Feldpostwagen waren mir überwiesen; Herrn Ritzlers Aufgabe war es, mit Güte oder Gewalt Pferde zu beschaffen. Auf dem Wege nach Clermont en Argonne begegneten wir endlosen Zügen französischer Gefangener, müde Gleichgültigkeit weit mehr an der Stirn tragend als trotzige Resignation. Von Clermont an war unsere Reise ein Wagestück, denn wir verließen für eine Strecke von etwa 90 Kilometern den Bereich unserer Armee, wir waren ohne Eskorte und kaum bewaffnet. Mit Anbruch der Nacht durchfuhren wir den Argonnenpaß Les Islettes; bei dem Licht des Vollmonds sahen wir rechts dichten Wald, links einen jähen Abgrund; die Wagen fuhren eng aufeinander, aber eine mäßige Anzahl beherzter Leute hätte genügt, um uns mit unseren Wagen in den Abgrund zu werfen. Noch ging indessen der Schrecken unseres Namens vor uns her. In den Orten, wo wir die Pferde wechselten oder rasten ließen, meldete sich der Maire, den Hut in der Hand, wie wenn ich ein französischer Minister wäre, und in der Mark hätten wir nicht ungehinderter fahren können als hier in der Champagne. Am 10. um Mittag waren wir in Reims.

„Der König empfing mich sehr gnädig; nachdem er mich entlassen, begann die Beratung mit dem Grafen Bismarck. Wohl eine Stunde lang schritten wir in der Cour d'honneur des erzbischöflichen Palastes, dem Quartier des Königs, auf und ab, begafft von dem Publikum, das an dem den Hof abschließenden Gitter vorbeiging. Es kam darauf an, den Beitritt der süddeutschen Staaten zu dem Norddeutschen Bund, also dessen Umwandlung in den Deutschen Bund und weiter das Kaisertum in die Wege zu leiten. Die Berufung des Zollparlaments war ins Auge gefaßt, weil von ihm eine Manifestation im Sinne der politischen Einheit und damit ein Druck auf die Regierungen erwartet wurde. Ich riet dringend von der Betretung dieses Weges ab. Schon bei dem Schluß der letzten Session des Zollparlaments hatte ich mich mit Besorgnis gefragt, was aus dieser Institution werden solle, nachdem der Stoff für ihre gesetzgeberische Tätigkeit vollständig erschöpft und alle Handelsverträge von Bedeutung erledigt waren. Das Zoll- und Steuerwesen der eroberten Gebiete konnte, solange dieselben nichts anderes waren als erobertes Land, nur im Verwaltungswege geordnet werden, gehörte also zurzeit nicht vor das Zollparlament. Ein Handelsvertrag mit S. Salvador war zur Vorlage reif, vielleicht hätten sich noch ein paar legislative Kleinigkeiten auffinden lassen, aber niemand würde uns geglaubt haben, daß wir wegen solcher Lappalien mitten im Kriege das Zollparlament beriefen; alle Welt würde fühlen, daß anderes in der Absicht liege, und schon

die Ahnung solcher Absicht würde verstimmen. Daß das Zollparlament unzweifelhaft nicht die Kompetenz hatte, einen politischen Beschluß zu fassen, hätte nicht viel zu sagen gehabt, wenn er mit überwältigender Mehrheit gefaßt worden wäre. Daran war aber nicht zu denken. Es war sicher, daß die Mehrzahl der bayrischen und manche württembergische Abgeordnete gegen den Beschluß stimmen würden, und zwar nicht bloß solche, welche die Sache nicht wollten, sondern auch solche, die einen Druck auf ihren König nicht ausüben mochten. Ein gegen eine so geartete Minderheit gefaßter Beschluß würde aber der Sache unwiederbringlichen Schaden tun. Überhaupt vertrat ich die Überzeugung, daß im Jahre 1870 so wenig wie im Jahre 1849 ohne die Initiative der Fürsten etwas zu stande kommen werde, und ich begründete, aus der Natur der Dinge und aus meinen Dresdener Wahrnehmungen, die Zuversicht, daß es, wenn man nur zu warten verstehe, an dieser Initiative nicht fehlen werde. Schlimmstenfalls würde das Schicksal der eroberten Gebiete Veranlassung zu einer vertraulichen Verhandlung mit den Regierungen bieten, aus welcher weiteres sich entwickeln müßte. Zu einem Beschluß kam es bei dieser ersten Unterredung nicht. Ich übernahm es, ein Bild der Gestaltungen zu entwerfen, zu denen die Ausdehnung des Bundes auf Süddeutschland führen würde.

„Meine Unterhaltungen bei der Tafel des Königs und am Tische des Grafen Bismarck konnten mich überzeugen, daß im militärischen Hauptquartier die Herstellung der deutschen Einheit mit der kaiserlichen Spitze als eine leichte Aufgabe angesehen wurde. Acht siegreiche Schlachten, in denen die Söhne aller deutschen Länder vereint gekämpft und geblutet hatten, hatten im Bewußtsein der Armee die Einigung Deutschlands vollzogen, und der Zauber, den die Person des Königs auf Offiziere und Mannschaften des ganzen Heeres ausübte, schien in der Kaiserkrone seinen natürlichen Ausdruck zu finden. Sachlich war alles fertig. ‚Man brauchte nur zu wollen‘, um alles auch formell in Ordnung zu bringen. Das durch große Taten und große Erfolge gehobene Bewußtsein übertrug ohne weiteres die Stimmung der Armee auf die einzelnen Staaten, deren Kontingente die Armee bildeten, und wollte deshalb jede andere Stimmung als unberechtigt ignorieren oder niederwerfen. Wer die Stimmung in Bayern und Württemberg anders ansah und weder von einer Ignorierung noch von einer Vergewaltigung etwas wissen wollte, lief Gefahr, für träge und kleinmütig, wenn nicht für noch Schlimmeres zu gelten. Diese Empfindungen, welche in einem durch ungeduldigen Ehrgeiz gesteigerten Ausdruck mir sechs Wochen später in Versailles wieder begegneten, fanden sich für den Augenblick befriedigt, und die Berufung des Zollparlaments war abgetan, als zwei Tage nach meiner Ankunft in Reims eine wichtige Mitteilung aus München eintraf. Die bayrische Regierung sprach schneller, als ich erwartet hatte, die Überzeugung aus, daß die Entwicklung der politischen Verhältnisse Deutschlands, wie sie durch die kriegerischen Ereignisse herbeigeführt sei, es bedinge, von dem Boden völkerrechtlicher Verträge, welche bisher die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde verbanden, zu einem Verfassungsbündnis überzugehen. Sie knüpfte daran den Wunsch, daß

ich nach München entsendet werden möge, um über die zur Ausführung dieses Gedankens von ihr vorbereiteten Vorschläge in Besprechung zu treten. Ich erhielt also den Auftrag, nach München zu gehen.

„Vorher hatte ich die Denkschrift über die künftige Gestaltung Deutschlands zu vollenden. Zwar hatte ich in München nur die daselbst vorbereiteten Vorschläge anzuhören und aus meiner Kenntnis der Verhältnisse heraus zu besprechen, ich mußte aber, wenn die Besprechung einen Erfolg haben sollte, der Zustimmung des Grafen Bismarck und des Königs zu den Gesichtspunkten sicher sein, die ich bei jeder auftauchenden Frage zu verabfolgen hatte. Meine Arbeit erfreute sich der günstigsten äußeren Umstände. Ich wohnte etwas abseits der Straße in einem wohlgepflegten Garten, kein Laut drang an mein Ohr, und von meinem Schreibtische aus erblickte ich, wie auf den Gipfeln der Bäume thronend, die Statuenreihe, mit deren spitzbogischen Nischen die Fassade der Kathedrale abschließt, darüber die beiden unvollendeten Türme. Angesichts der Krönungskirche des alten Frankreich schrieb ich den Plan für die Neugestaltung Deutschlands. Ich war damals imstande, auch eine größere Arbeit, bevor ich die Feder ansetzte, mir in allen ihren Teilen dergestalt zu vergegenwärtigen, daß eine Abänderung des einmal Geschriebenen nicht nötig war, und so besitze ich auch von dieser Denkschrift leider kein Konzept. Sie enthielt im ganzen ein Bild dessen, was durch die Versailler Verträge geworden ist. Denn im Verkehr mit den süddeutschen Bevollmächtigten zum Zollbundesrat und zum Zollparlament hatte ich gelernt, welche Bestimmungen der Bundesverfassung in Süddeutschland als unannehmbar oder einer Änderung bedürftig angesehen wurden, und ich nahm auf diese Ansichten soweit Rücksicht, als ihre Berechtigung anzuerkennen war. An Dinge, die aus dem Verlauf der späteren Verhandlungen entstanden, wie den totgeborenen Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten, hatte ich natürlich nicht denken und ebensowenig hatte ich es unternehmen können, die Stellung des bayrischen und des württembergischen Kontingents in ihren Einzelheiten vorzuzeichnen. Der Schluß der Denkschrift gab dem alle Geister erfüllenden Gedanken zum ersten Male einen offiziellen Ausdruck: ich begründete die unabweisbare Notwendigkeit für den König, sich zur Annahme der Kaiserwürde zu entschließen. Die Charakterisierung dieses Entschlusses als eines im Interesse des Vaterlandes unvermeidlichen Opfers war die der Auffassung des hohen Herrn zusagende Begründung. Es widerstrebte seiner Natur, etwas zu scheinen, was er nicht war, und ihm erschien die Kaiserwürde als ein inhaltsleerer Schein. Er war Oberfeldherr des Norddeutschen und, wie sich von selbst verstand, in Zukunft auch des Deutschen Bundes, die Kriegsmarine stand unter seinem Oberbefehl, und für die Ausübung der mit diesen klaren Stellungen verbundenen, sehr reellen Macht bedurfte es der Kaiserwürde nicht. Die nach der norddeutschen Verfassung dem Präsidium zustehenden Befugnisse, deren Steigerung von der künftigen deutschen Verfassung nicht zu erwarten war, enthielten nicht einmal ein eigentliches Imperium und erhielten durch die Kaiserwürde weder eine breitere Grundlage noch eine erhöhte Bedeutung. Der über alle Verfassungsbestimmungen weit hinausreichende ideale Gehalt dieser Würde war nicht im

ersten Augenblick erkennbar; so konnte sie als bloßer Titel erscheinen. Indessen war der König es der Nation schuldig, die von ihr seit Ausbruch des Krieges bewiesene patriotische Hingebung durch Befriedigung ihres Verlangens nach einem Kaiser zu vergelten.

„Graf Bismarck war mit meiner Denkschrift einverstanden und legte sie, wie ich sie geschrieben hatte, dem König vor. Es paßte ihm, daß die Kaiserfrage äußerlich von mir angeregt wurde. Mir lag daran, vor meiner Abreise nach München zu erfahren, wie der König über meine Vorschläge denke, und ich begleitete deshalb das große Hauptquartier am 14. nach Château-Thierry. Dort empfing mich der König am 15. früh vor seiner Abreise nach Meaux. Er machte einige Bemerkungen über die Regelung der Kontingente Bayerns und Württembergs; im übrigen erklärte er sein Einverständnis. Als ich der Kaiserfrage speziell erwähnte, lehnte er eine Antwort ab, da sie reiflich erwogen sein wolle, worauf ich dann die Gründe für die Bejahung lebhaft entwickelte und gnädig entlassen wurde. Von Château-Thierry aus begab ich mich auf den Heimweg und traf, unbehelligt durch die bereits auftretenden Franktireurs, am 18. wieder in Berlin ein.

„Zwei Tage darauf ging ich nach München. Meine Besprechungen mit den bayrischen Ministern fanden statt bei dem Grafen Bray, seit einem halben Jahre Nachfolger des Fürsten Hohenlohe als Minister des Auswärtigen. Herr von Schlör, Minister für Handel und öffentliche Arbeiten, Bevollmächtigter zum Zollbundesrat, Herr von Pfretzschner, Finanzminister, und Herr von Lutz, Justiz- und Kultusminister, nahmen teil; aus Stuttgart war der damalige Justizminister, jetzige Ministerpräsident von Mittnacht erschienen [1]), dessen Anwesenheit mir höchst erwünscht war. Der Kriegsminister, Freiherr von Pranckh, beschränkte sich auf die Verhandlung über das Kriegswesen. Unverkennbar waren die Minister einer Meinung über die Notwendigkeit des Anschlusses an den Norddeutschen Bund; ebenso unverkennbar waren sie verschiedener Meinung darüber, ob diese Notwendigkeit eine traurige, eine erträgliche oder eine erfreuliche sei. Unwillkürlich brachen diese Verschiedenheiten der Auffassung in den Konferenzen hervor; sie führten in meiner Gegenwart zu Diskussionen zwischen den Ministern nicht bloß über die Sache, sondern auch über die Stellung des Königs zu dieser oder jener Frage. Für meine Zwecke war es überaus förderlich, daß ich nicht einheitlichen Ansichten gegenüberstand; indem die Besprechung immer mehr den Charakter einer freien Beratung annahm, setzte sie mich in den Stand, zu erkennen, was nach der Lage der Dinge wirklich unerreichbar war.

„Die Bundesverfassung wurde artikelweise durchberaten, und die im Norddeutschen Bunde ergangenen Gesetze wurden auf ihre Anwendbarkeit in Bayern geprüft. Die meisten der sehr zahlreich hervortretenden Bedenken waren ohne besondere Schwierigkeiten zu erledigen, indem ihnen in dieser oder jener Form genügt oder der Mangel an Begründung nachgewiesen werden konnte. Die diplomatische Vertretung, die später in Versailles zu längeren Verhandlungen führte, trat nicht in den Vordergrund, weil Graf Bray Vorschläge über ihre

[1]) Diese Aufzeichnung ist 1893 geschrieben.

Gestaltung noch nicht machen wollte oder konnte. Ernstliche Schwierigkeiten boten die Bestimmungen über das Eisenbahnwesen, das Post- und Telegraphenwesen und das Kriegswesen. Die ersteren wurden einer scharfen Kritik unterzogen, und ich konnte mich überzeugen, daß nur ein kleiner Teil dieses, freilich schwächsten Stücks der Verfassung auf Annahme zu rechnen habe. Die Beratung über das Post- und Telegraphenwesen führte zu der Anerkenntnis, daß dem Bunde die volle Gesetzgebung und die Vertretung gegen das Ausland zustehen müsse; die Abtretung der Verwaltung und die Gemeinschaft der Einnahmen fand unüberwindlichen Widerstand und war als durch die Natur des Bundes geboten und zu dessen Bestand notwendig nicht nachzuweisen. Das Kriegswesen endlich konnte ich nicht behandeln, wie die anderen Materien; es war ein Gebiet, das ich nicht beherrschte und wegen des persönlichen Interesses des Königs nur mit äußerster Vorsicht betreten durfte. Herr von Pranckh sagte mir, daß er alles daran setzen werde, um eine der preußischen entsprechende Heeresorganisation seiner Truppen auf die Dauer zu sichern, daß er aber nicht bloß wegen der Stimmung des Königs und der Stände, sondern weil Bayern zwei starke Armeekorps stelle, auf eine Militärkonvention nach Art der sächsischen, auch mit den von mir angedeuteten Änderungen, nicht eingehen könne. Herr von Mittnacht, den ich hier zum erstenmal sah, verhielt sich bei den Besprechungen meist zuhörend; die Bemerkungen, welche er gelegentlich machte, ließen nicht nur den scharfsinnigen Juristen, sondern auch den weitblickenden Staatsmann erkennen[1]).

„Einige Tage nach unserer Ankunft befahl König Ludwig Herrn von Mittnacht und mich zum Diner nach Berg, in dessen Nähe er 16 Jahre später sein tragisches Ende fand. Vor Tische wurden wir, und zwar getrennt, in Audienz empfangen. Meine über eine Stunde dauernde Audienz hatte einen unerwarteten Verlauf. Über den Zweck meiner Anwesenheit in München fiel kein Wort; der König erwähnte ihn nicht, und ich schwieg, weil ich den Anschein vermeiden mußte, als wäre ich gekommen, um Zugeständnisse von Bayern zu begehren. Den größten Teil der Zeit füllte der König mit kirchenpolitischen Darlegungen. Vor zwei Monaten war das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit verkündet worden, und der König begründete in klarem und elegantem Vortrage und mit einer staunenswerten Kenntnis des Kirchenrechts die Stellung, welche er einzunehmen habe, um den Staat vor den gefährlichen Folgen dieses Dogmas zu schützen, und seine Zweifel an der ferneren Haltbarkeit des Systems, das Preußen der Kurie gegenüber befolge. Personen aus seiner nächsten Umgebung hatten mich gebeten, ihm zuzureden, daß er seine bei Versailles stehenden Truppen besuchen möge; ich fand, daß es der deutschen Sache nur förderlich sein könne, wenn er in die geistige Atmosphäre des Heeres käme, und brach deshalb die Gelegenheit vom Zaune, ihm zu sagen, wie glücklich mein König sein würde, seinen erhabenen Verbündeten in Versailles

[1]) Die Münchener Bevölkerung bezeugte dem Minister Delbrück lebhafte Sympathie und bereitete dem Abgesandten König Wilhelms jubelnde Ovationen, so ein Ständchen vor seinem Hôtel auf dem Promenadenplatz.

zu begrüßen, und wie der historische und künstlerische Reiz des prachtvollen Königssitzes durch die patriotischen Gefühle gesteigert werde, welche das Wehen der deutschen Siegesfahnen an der Stelle hervorrufe, von wo vor zweihundert Jahren die Verwüstung der Pfalz befohlen wurde. Einen Augenblick leuchtete das Antlitz des Königs auf, aber nur einen Augenblick; mit einer ausweichenden Redewendung ließ er den Gegenstand fallen. Er hinterließ mir den Eindruck einer ungewöhnlich begabten und überaus gewinnenden Persönlichkeit. Das Rätsel, weshalb ein Herr, der alle Eigenschaften besaß, um durch seine Person eine große Wirkung auszuüben, sich vor der Berührung mit der Außenwelt selbst dann ängstlich zurückzog, wenn sein Hervortreten, wie bei dem Abmarsch seiner Regimenter in den Krieg, geradezu Königspflicht war, dieses Rätsel konnte ich mir damals nur durch die Annahme lösen, daß er an seiner Fähigkeit zweifle, in der Öffentlichkeit so aufzutreten, wie seine hochgesteigerte Auffassung der Königswürde es erheischte.

„Als ich nach achttägigem Aufenthalt München verließ, nahm ich die Überzeugung mit, daß der Deutsche Bund gesichert sei. Zwar waren zwei Materien: das Kriegswesen und die Vertretung im Auslande, noch unerledigt, aber dafür, daß die erste durch eine persönliche Verhandlung der beiden Kriegsminister ihre Erledigung finden werde, bürgte mir das beiden gemeinsame Interesse an der Umwandlung der bayrischen in einen Bestandteil der deutschen Armee und für die zweite, eine question d'amour propre, konnte die Vereinbarung einer befriedigenden Formel nicht fehlen. Trotzdem ging es nicht an, mit der Bildung des Bundes auf Bayern zu warten, denn in München war die Neigung, entscheidende Beschlüsse zu verzögern, so tief gewurzelt, daß ein leiser Druck nicht zu entbehren war. Es galt daher, ohne Verzug eine Verständigung mit den anderen Südstaaten herbeizuführen, welche Bayern vor die Gefahr der Isolierung stellte und zugleich so geartet war, daß sie für die Verhandlung mit Bayern nur spezifisch bayrische Fragen übrig ließ. Hier traten die Früchte meiner Münchener Besprechung zu Tage. Ich nahm in die, sechs Wochen später in Versailles mit Baden und Hessen vereinbarte Verfassung und das zu derselben gehörende Protokoll alle bei diesen Besprechungen von Bayern angeregten und als zulässig erkannten Änderungen und Erläuterungen der norddeutschen Verfassung auf, welche allgemeiner Natur waren, und in den noch vor dem Vertrage mit Bayern festgestellten Vertrag mit Württemberg die in München besprochene Bestimmung über Post und Telegraphie. Aus den Münchener Besprechungen ergab sich ferner die Befreiung Bayerns von der Bundeskompetenz in Heimats- und Niederlassungsverhältnissen und von der Mehrzahl der Verfassungsbestimmungen über das Eisenbahnwesen. So waren es in der Tat nur die beiden oben erwähnten Materien, über welche mit Bayern in Versailles zu verhandeln war. Das Kaisertum hatte keinen Gegenstand meiner Verhandlungen gebildet. Es kam neben denselben zustande, und ich kann seine Genesis im einzelnen nicht darstellen. Verschiedene Personen haben das Ergebnis gefördert; das Verdienst, den richtigen Augenblick erkannt und die richtige Form gewählt zu haben, gebührt dem Grafen Bismarck."

Die Gründe, welche 1876 für Delbrück ein weiteres Zusammenwirken mit Bismarck unmöglich machten, brauchen hier nicht dargestellt zu werden. Auf sein Entlassungsgesuch schrieb ihm Kaiser Wilhelm I. eigenhändig:

„Wiesbaden, 23. Mai 1876[1]).

„Sie können sich denken, wie unangenehm Mich die erste Mitteilung des Fürsten Bismarck über die Absicht Ihres dienstlichen Rücktritts berührte, aber noch schmerzlicher ist Mir nun des Fürsten Meldung, die durch Ihr Schreiben an Mich leider bestätigt wird, daß alle Vorstellungen und Bitten, die Ihnen derselbe in Meinem Auftrage vorhielt, Ihre Stellung noch beizubehalten, vergeblich gewesen sind! Bei Ihrer großen Gewissenhaftigkeit muß Ich freilich annehmen, daß es unübersteigliche Gründe sind, die Sie zu einem Entschluß brachten, der eine schwere Lücke in der Reichsadministration erzeugt! Sie haben eine neugeschaffene Stellung selbst zur Gestaltung aus dem Chaos gerufen und mit einem Geschick, das die allgemeine Anerkennung findet und nicht anders zu erwarten war, nachdem Ihrer Amtstätigkeit ein europäischer Ruf schon vorausging. Wie Ich Ihre Dienste so oft persönlich Gelegenheit fand anzuerkennen, wissen Sie aus so vielen Augenblicken, die Mich zum Ausspruch dieser Anerkennung berechtigten!

„Was bleibt Mir nun anders übrig, als mit schwerem Herzen auf Ihre so feststehende Absicht einzugehen?

„Die Wahl Ihres Nachfolgers, die Sie selbst vorschlagen, hat sowohl Meine als des Fürsten Bismarck Billigung gefunden.

„So entlasse Ich Sie also aus Ihren Ämtern, denen Sie mit so großer Aufopferung Ihrer geistigen und Körperkräfte mit einer Auszeichnung vorstanden, wofür Ihnen Ihr eigenes Gewissen eine genugtuende Befriedigung gewähren muß, hier aber Meinen Königlichen und herzlichen Dank finden soll, den Ich Ihnen mit gerührter Stimmung ausspreche als

Ihr dankbarer König
Wilhelm."

Fürst Bismarck hielt die Differenzen nicht für unüberbrückbar, und noch am 28. Februar 1878 bot er in einer mündlichen Besprechung Delbrück die Übernahme des Finanzministeriums und die Vizepräsidentschaft des Staatsministeriums an. Dieser erbat sich einen Tag Bedenkzeit. Dann lehnte er, trotz der ihm von Bismarck gemachten Konzessionen, treu seinen Überzeugungen und seinem Charakter, den Ruf ab.

Sein Wirken trat fortan nur selten in die Öffentlichkeit hinaus, es galt zumeist gemeinnützigen Bestrebungen. Das Höchste auf Erden blieb ihm das Wohl des Vaterlandes und sein Kaiserhaus, das auch seiner nicht vergaß, bis an das Ende seiner Tage. „Das eiserne Kreuz gib mir mit in das Grab; das hat mir in Versailles der alte Kaiser selbst gegeben."

---

[1]) Dieser Brief des Kaisers ist vor einigen Jahren in den „Preußischen Jahrbüchern" zum Abdruck gekommen.

Frederi Mistral,

der Dichter der Mirèio.

Von

Heinrich Morf.

Ruth, so erzählt die Bibel, ging zu Bethlehem auf das Feld des Boas und las da Ähren auf, den Schnittern nach. Und Boas, der dazu kam, fragte: „Wes ist die Dirne?“ Und da er es erfahren, hieß er sie auf seinem Felde willkommen und befahl den Schnittern: „Lasset sie auch zwischen den Garben lesen, und niemand schelte sie darum.“ Kurz darauf nahm Boas die Ruth zum Weibe. Der Herr segnete sie, und sie gebar ihm einen Sohn. Die Weiber des Dorfes sprachen: Dieser Sohn ist besser denn sieben Söhne. Und man hieß ihn Obed, d. i. Diener des Herrn.

So fand zu Ende der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts Meister Frances Mistral, ein rüstiger Fünfziger, auf seinem Felde bei Maillane ein junges, hübsches Mädchen, das den Schnittern folgte und Ähren las. „Wem gehörst du, liebes Kind?“ fragte er. „Ich bin Delaide, die Tochter Stephan Poulinets, des Bürgermeisters von Maillane. Ihr wißt, daß unser Vater begütert ist, aber wenn wir Geld für unseren Putz nötig haben, dann gibt er's uns nicht, sondern sagt: ‚Geht, verdient es euch.‘ Und drum lese ich hier Ähren.“ Kurze Zeit darauf nahm Meister Frances Mistral die jugendliche Delaide zur Frau. Sie schenkte ihm am schönen Tage Mariä Geburt 1830 einen Sohn, und den nannten sie Frederi.

Und auch an ihm erwahrte sich das Wort, daß dieser Sohn besser war denn sieben Söhne und dem Herrn diente. —

Frederi Mistral wuchs auf dem väterlichen Hofe, dem Richterhof (mas dóu juge) bei Maillane, in behaglichen Verhältnissen als Bauernsohn auf, in einem wahren Kinderparadies, über welchem ein ernster Vater, das Bild eines Patriarchen, und eine jugendliche, von der Poesie des Landes erfüllte Mutter wachten.

Bei Avignon, wo die Rhone — lou Rose — hinaufgrüßt zum Geburtshause Theodor Aubanels[1]), nimmt der mächtige Strom die ungebärdige Durance auf, welche von Osten her aus den Alpen hervorstürzt. Rhone und Durance begrenzen die engere Heimat unseres Dichters und seiner Helden. Vom Nordosten sieht der zerklüftete, lärchenbewachsene und oft beschneite Gipfel des Mont Ventoux herüber. In dem Winkel, den die beiden Wasserläufe bilden, zieht sich querüber, von Ost nach West, ein Höhenzug, die zackigen Alpillen (Aupiho). In dem Dreieck, das die Alpillen mit Rhone und Durance bilden, liegt das Städtchen Saint-Rémy, die Heimat Joseph Roumanilles[2]), und eine Meile nördlich davon das Dorf Maillane, von Cypressenhainen umgeben, darinnen es sich, wie Alphonse Daudet sagt, vor den Winden versteckt.

Dieses Dreieck fruchtbarer südfranzösischer Erde ist die Wiege der provenzalischen Renaissance, die Wiege der Trias: Roumanille, Mistral, Aubanel. Am Südabhange der Alpillen erhebt sich auf höhlenreichen Felsen eine malerische Ruinenstadt Les Baux (Li Baus), einst der Sitz trotziger Feudalherren. Von ihrer geheimnisvollen, sagenumwobenen Höhe schweift das Auge über „mein heiteres Königreich Provence, das wie ein Orangenhain sich auftut, und dessen Hügel und Ebenen das blaue Meer lind umspült". Südlich von Arles wird der Rhone Lauf träge: ad Arli ove il Ródano stagna, wie Dante sagt. Weithin dehnen sich an beiden Ufern endlose Flächen: am linken Ufer die Crau, am rechten die Camargo, das gewaltige Delta, welches die Rhonearme umschließen. Crau und Camargo sind der Schauplatz der Handlung Mirèios. Die Crau hat dem Mädchen Leben und Liebe geschenkt, die Camargo ist ihr Grab geworden. Die Crau ist eine Steinwüste, das „steinige Arabien Frankreichs" genannt, ein Stück Sahara, nicht nur metaphorisch, sondern wirklich nach Bodenbeschaffenheit, nach hydrographischen und klimatischen Verhältnissen, nach Flora und Fauna. Doch ist ihr nördlicher, bis

[1]) Th. Aubanel entstammt väterlicherseits einer Avignoneser Buchdruckerfamilie („Drucker Seiner päpstlichen Heiligkeit"), mütterlicherseits einem Hause, das unter seinen Ahnen einen griechischen Feldhauptmann zählte. Von diesem wilden Vorfahr schreibt Aubanel sein leidenschaftliches Temperament her. „Daher kommt es, daß zuweilen mein Vers blutigrot ist, und daher stammt meine Liebe zu Weib und Sonnenschein." Erst mit einunddreißig Jahren (1860) veröffentlichte er eine Sammlung seiner Lieder, La Miougrano entreduberto (Der halbgeöffnete Granatapfel), mit Motto und Vorrede von Mistral. Zögernd folgten Li Fiho d'Avignoun (Die Töchter Avignons), 1885; in Lou Rèire-Solèu (Sonnenwiderschein, 1899) vereinigte Freundeshand die hinterlassenen Lieder des mit siebenundfünfzig Jahren (1886) verstorbenen Poeten. Aubanel hat sich auch als Dramatiker versucht.

[2]) J. Roumanille (1818—1891), der Gärtnerssohn, den man studieren ließ, weil er für die Landarbeit zu schwächlich schien, und der als Gymnasiallehrer zu Avignon 1847 mundartliche Gedichte zu veröffentlichen begann und dann zum Druckergewerbe und zur Verlagstätigkeit (1857) überging. Außer seinen Liedern (Li Margarideto, Die Maßliebchen, 1847; Li Sounjarello, Die Träumerinnen, 1852 u.) hat er eine große Anzahl volkstümlicher Weihnachtsspiele (Noëls) und Erzählungen, Schwänke, Satiren geschrieben, viel Hausbackenes, Lehrhaftes, Frommes und Derbes — ce grand gueusard de Roumanille, wie ihn A. Daudet nennt, der den berühmten Schwank Le Curé de Cucugnan von Roumanille haben will. — Roumanille und Aubanel sind Gegensätze: Aubanel ist der Künstler, Roumanille der poetisch veranlagte, humorvolle Schulmeister und Kalendermann; auch haben sie auf die Dauer sich nicht verstanden.

zu den Alpillen sich erstreckender Teil durch Bewässerungsanlagen für die Kultur gewonnen. Da liegen, Oasen gleich, reiche Bauerngüter. Am Fuße der Ruinen von Les Baux, in einem dieser reichen Höfe, ist die Heimat der kleinen Miriam, der Mirèio, der „Blume der Crau".

Auch die Camargo ist eine Wüste. Der salzige Boden hemmt die Vegetation. Zeit- und stellenweise finden sich üppige Weiden; Schaf- und Viehherden und Schwärme halb wilder Pferde hausen

in jenem öden Sumpfquartier,
Das bald in Glut erstarrt und bald im Reif erklirrt (Mir. IV),

wo die Insektenschwärme Menschen und Tiere quälen, wo die Sonne den erschöpften Wanderer durch Spiegelungen täuscht und durch Hitzschlag tötet. Der Camargo wilder Reiz ist öfters von südfranzösischen Poeten geschildert worden, von der Astrée Honoré d'Urfés bis zu den Lettres de mon moulin Daudets.

Am Meeresstrande zwischen den Rhonemündungen liegt das Städtchen Li Santo (Saintes-Maries de la Mer), wohin alljährlich am 25. Mai die Pilger in hellen Scharen strömen, um die Reliquien der trois Maries in der hochragenden Wunderkapelle zu verehren. Die Legende erzählt, daß nach Christi Tod die drei Marien mit anderen Bekennern des Evangeliums auf arger Meerfahrt hier an der Camargo gelandet seien, und daß sie von hier aus das heidnische Volk der Provence bekehrt haben, um dann an der Stelle ihrer Landung zu sterben als

heilige Paradiesesfrauen,
Hort dieser meerumrauschten Auen. (Mir. XII.)

Im schönsten Winkel dieser von Durance, Rhone und Meer umspülten provenzalischen Erde, die in seltsamem Kontrast dürre, exotische Wildnis an Gefilde von üppigster Fruchtbarkeit fügt, wuchs Mistral heran, und zu dem Natureindruck gesellten sich die Eindrücke der Geschichte in den zahlreichen Baudenkmälern alter und mittlerer Zeit und auf der Schule zu Avignon, wo Roumanille (1845) des Fünfzehnjährigen Lehrer war. So wurde im Knaben die stolze Überzeugung geweckt, daß sein Vaterland die Heimat einer alten Kultur sei, einst ein führendes und nun ein entthrontes Land. Hier liegt Arles, eine Großstadt des Altertums, die Konstantin einst zur Kapitale des Kaiserreiches zu erheben plante; dort Avignon, das im 14. Jahrhundert das Papsttum beherbergte — Arles und Avignon, einst Rivalen des alten und mittelalterlichen Rom. In diesem südfranzösischen Lande war zur Zeit der Kreuzzüge der Wunderbaum der Troubadourpoesie erwachsen:

In den Talen der Provence ist der Minnesang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne, holder, inniger Genossen —

ein Wunderbaum, der seine üppigen Blüten verschwenderisch über das ganze Abendland verstreut hatte, und in dessen duftenden Schatten die größten Dichter der Zeit, Dante und Petrarca, gesungen. Hier war die Höhlenstadt Les Baux, in deren gespenstischer Tiefe Dante — wie Mistral meint — den Plan zur Architektur seines Inferno fand; dort Vaucluse, die Dichterheimat Petrarcas. Und dieses im Glanze der Poesie erstrahlende Provencer-

land war damals auch ein politisch selbständiges Land, eine Grafschaft, ein Königreich — la Prouvènço independènto, sagt der Armanà — in enger Verbindung mit den katalanischen Brüdern jenseits der Pyrenäen, welche alte provenzalische Kolonisten sind, und deren Sprache eine Lenga d'o ist.

Diese goldene Zeit literarischer Blüte und politischer Selbständigkeit wurde jäh gebrochen durch Nordfrankreich. Der Papst Innocenz III. predigte im 13. Jahrhundert den Kreuzzug gegen die Albigenser, und unter der Führung Simons von Montfort wurde dieser Kreuzzug gegen die Regungen eines freieren Geistes zu einem politischen Beutezug gegen die provenzalischen Städte und Feudalherren, die der Herrschgier nordfranzösischer Streber zum Opfer fielen. Der in seiner Wurzel verwundete provenzalische Baum verlor seine Blüten, und bald neigte sich der stolze Stamm und sank, eine schutzlose Beute, zu Füßen des französischen Königs Karls VIII. (1486), der nun zu seinen übrigen Titeln auch den eines Grafen der Provence fügte. An die Stelle der Prouvènço independènto tritt die Prouvènço franceso.

Seit vierhundert Jahren schläft diese Provence, wie Mistral sagt, am Busen der stärkeren nördlichen Schwester, und in ihren Träumen erscheinen ihr die verklärten Gestalten ihrer großen Zeit, ihre Könige, Grafen, ihre Troubadours, auch ihre Päpste, und sie lächelt ihnen zu, aber wenn das Bild Innocenz' III. vor ihr aufsteigt, dann geht eine Wolke über ihr Antlitz, und wenn Simon von Montfort erscheint, dann wird der Schlaf unruhig, als ob sie sich von der Schwester losreißen wollte.

So zeigte sich dem heranwachsenden Mistral seine Heimat, und dieses Bild hat er in seinen dichterischen Werken gestaltet, nichts anderes als dieses Bild. In glänzenden Farben, in unermüdlicher Künstlerlust und unermüdlicher Forscherarbeit, ein Poet und Lehrer seines Volkes, hat er dieses Bild gestaltet; in vollen und reichen Harmonien hat er das Lied von seiner schlafenden, träumenden Heimat ihr selbst ans traumbefangene Ohr klingen lassen, um das Dornröschen zu wecken. Multa renascentur quae jam cecidere ist das Motto seiner Lieder.

Auf der Schule zu Avignon fesselten Vergil und Homer den Gymnasiasten Mistral, weckten Beispiel und Rat seines Lehrers Roumanille die Lust, in der heimatlichen Mundart zu dichten. Roumanille selbst schickte sich an, einen Strauß von dreiundvierzig reizenden provenzalischen Liedern, Li Margarideto, zu veröffentlichen (1847). In der Liebe zur Muttersprache schlossen die beiden, Lehrer und Schüler, einen Bund fürs Leben.

Mistral absolvierte seine juristischen Studien an der Hochschule zu Aix, und dem ins Elternhaus zurückkehrenden einundzwanzigjährigen Juristen gestattete der weitblickende Vater, frei dem dichterischen und poetischen Berufe zu leben. So sonnig war der Poetenpfad des Bauernsohnes.

An Roumanille und ihn schlossen sich Gleichgesinnte an, und man veröffentlichte 1852 eine Liedersammlung von einunddreißig zeitgenössischen Dichtern: Li Prouvençalo, eine Anthologie, die unter dem Patronate Roumanilles erschien, der dazu am meisten — sechzehn Gedichte — beisteuerte. Hier trat nun Mistral, hier Aubanel zum ersten Mal hervor.

Dann vereinigte unter Roumanilles Führung ein Kongreß zu Aix im August 1852 die neuen troubaire. Das Willkommenlied singt Mistral und darin die Strophe:

Wir fanden nämlich im Stall versteckt
Die Sprache der Provenzalen, bedeckt
Mit kläglichem Bettlerkleide;
Das Antlitz braun von der Sonne Glut,
Die Schultern verhüllt von der Locken Flut,
Trieb sie barfuß mit trübem Mut
Die Gänse auf die Weide.
(N. Welter.)

Aber örtliche Rivalitäten und die Frage des einheitlichen schriftsprachlichen Kleides entzweiten die große Schar der Troubaire.

In der kleinen Avignoner Gruppe, die dem Rufe Roumanilles folgte, reifte in häufigen freundschaftlichen Vereinigungen, bei denen die Lebenslust oft überschäumte — hier im Süden hieß schon im Mittelalter die Dichtkunst lo gay saber, la gaya sabensa — der Entschluß zu selbständigem Vorgehen. Am 21. Mai 1854 fanden sich sieben Freunde auf dem sommerlichen Landsitz Fontségugne des einen unter ihnen (Paul Giéra) zusammen. Es war der Tag der heiligen Stella. In heller Begeisterung schlossen die Sieben einen Bund, den sie unter den Schutz dieser Heiligen, Santo Estello, stellten, und nannten sich mit einem Worte, das Mistral in einem alten gereimten Gebet gefunden, und dessen Herkunft nicht klar ist[1]): felibre. Sie wählten diesen Namen, weil er ihnen gefiel, weil er an libre (Buch) anklang, etwas wie „Bücherfreund" oder „Büchermacher" zu heißen schien, alt und mystisch war.

Die Felibre wollen unter Zugrundelegung der Mundart von St-Rémy, d. h. der Sprache des unteren Rhonetales, mit Hilfe von Neologismen (Ableitungen, Lehnwörtern aus dem Französischen und den anderen Dialekten und einem kunstvolleren, im wesentlichen schriftfranzösischen Satzbau) eine neue südfranzösische Literatursprache schaffen, welche das Erbe der Troubadours antreten sollte und diesen geschichtlichen Aspirationen zufolge in eine leicht altertümelnde Orthographie gekleidet wird.

Das ist die Felibre-Sprache, nicht schlechthin ein provenzalischer Dialekt, sondern eine schriftsprachliche Erweiterung und Veredlung.

Und dieser Bund des Felibrige beschloß auch gleich die Herausgabe eines volkstümlichen Zentralorganes: des provenzalischen Kalenders: Armanà prouvençau, der auf Neujahr 1855 zum ersten Male erschien, und aus dessen Geschichten und Liederchor hell herausklang das Glöcklein des Mistralschen Refrains:

---

[1]) In diesem Gedicht „Von den sieben Schmerzen Marias" wird an vierter Stelle das Leid erwähnt, das die Mutter Gottes empfand, als der Jesusknabe drei Tage lang verschwunden war und dann im Tempel gefunden wurde, „mitten unter den Lehrern (in medio magistrorum), daß er ihnen zuhörte und sie fragte" (Lukas II, 46). Diese „Lehrer" heißen in dem Gedichte li felibre de la lèi (dem kirchlichen Ausdruck doctores legis entsprechend. Auch die neueste etymologische Deutung (filii ecclesiæ) ist zweifelhaft.

Sian tout d'ami galoi et libre
Que la Prouvènço nous fai gau:
Es nautre que sian li felibre,
Li gai felibre prouvençau![1])

Gegenwärtig steht der Kalender im 49. Jahrgang; er erscheint in 12000 Exemplaren. Er stellt eine stattliche Reihe von Bänden dar, durch welche der Geist des unermüdlichen Mistral als Dichters und Lehrers seines Volkes weht: Dieses Volk soll sich, wenn es die mannigfachen Gaben dieses Armanà genießt, auf sich selbst besinnen, auf den in ihm schlummernden stolzen Lebensreichtum; es soll seiner selbst und namentlich seiner ruhmreichen, aber verstoßenen Sprache bewußt werden. Diese Bestrebungen werden unter dem Namen la Causo zusammengefaßt. Das Volk soll auch geschützt werden gegen alle kirchenfeindlichen Tendenzen. Sein Verleger Roumanille und seine Redaktoren betonen ihren römischen Katholizismus. Denn das Felibrige und seine Causo sind päpstlich. Die Kirche ist Stütze, aber auch Zensor des Felibrige[2]). —

Während Jahr um Jahr der Armanà Prosa und Verse aus der Feder Mistrals bringt, arbeitet der Dichter an einem größeren Werke, an Mirèio, dessen Gesänge er von Zeit zu Zeit den bewundernden Freunden vorliest. Im Frühjahr 1859 erscheint endlich das vollendete Epos.

„Ich besinge ein Mädchen der Provence," so hebt der Dichter an. „Ein bescheidener Jünger des großen Homer, will ich dieses Mädchens Jugendliebe begleiten auf den Erntefeldern, durch die Crau dahin bis zum Meer. Gott meines Vaterlandes, der du selbst inmitten von Hirten zur Welt kamest, leihe mir deinen Hauch."

Hoch oben am Feigenbaume, den rauhen Händen der pflückenden Menschen unerreichbar, sitzt auf schwankem Schoße eine Frucht, unberührt und duftend — die Vögel des Himmels nähren sich von ihr. Diesem fruchtbeschwerten, schwanken Zweiglein, das in der Sommerluft sich wiegt, und das zu erreichen Flügel vonnöten sind, vergleicht der Dichter sein Ziel:

Auf den Fittichen seiner provenzalischen Sprache will er, singend, wie der Vogel singt, sich aufschwingen und diese Frucht haschen.

---

[1]) Was N. Welter in seinem hübschen Buche über „Mistral, der Dichter der Provence" (Marburg 1899), so übersetzt:

Wir sind freifröhliche Gesellen,
Für die Provence in Lieb entbrannt:
Wir sind die losen, sangeshellen
Feliber vom Provencerland!

Welters Darstellung ist überschwenglich und oft unkritisch, aber lehrreich, weil gut dokumentiert, und besonders durch vortreffliche Verdeutschungen wertvoll. Ich entlehne ihm im folgenden noch mehrere Übertragungen. — Auch A. Bertuch hat Mistralsche Lieder meisterlich übersetzt. Hoffentlich vereinigt er die zerstreuten Blüten zu einem duftigen Strauße. — Derselbe N. Welter hat neulich auch ein Buch: Th. Aubanel, Ein provenzalischer Sänger der Schönheit (Marburg 1902) erscheinen lassen, das ebenfalls ausgezeichnete Verdeutschungen enthält.

[2]) Indessen finden sich unter den neueren Vertretern der südfranzösischen Renaissance auch Protestanten, wie z. B. Bigot aus Nimes (gest. 1897); gerade sie aber treten zum Felibrige strenger Observanz vielfach dadurch in Gegensatz, daß sie ihren Ortsdialekt schreiben.

Im Dorfe Valabrego am Rhoneufer, zwischen Avignon und Tarascon, wohnt ein alter Fischer und Korbflechter, Ambrosi (lou banastié de Valabrego), der vierzig Jahre fürs Vaterland im Feld gestanden und nun mit seinem vierzehnjährigen, schmucken und sonnengebräunten Sohne Vincèn vom kärglichen Verdienst bescheiden lebt, während das Töchterlein sich in Beaucaire verdingt hat. Ihre Arbeit führt Vater und Sohn oft über Feld, auf die Märkte und ins Kundenhaus. Der junge Vincèn ist viel im Lande herumgezogen, kennt die Crau und die Camargo.

An einem Maitage bringt sie der abendliche Weg am Zirgelhof (lou mas di falabrego) vorüber, dessen ausgedehnte Rebengelände, Getreidefelder, Wiesen, Obst- und Maulbeerbaumbestände Meister Ramoun gehören. Gerne gewährt Ramoun den beiden Bekannten Obdach. Das ländliche Abendessen vereinigt sie mit Familie und Gesinde. Die schöne Tochter des Hauses, die fünfzehnjährige Mirèio, bemüht sich als emsige Martha um ihre Gäste.

Vom Sonnenschein war sie erschlossen;
Zwei Grübchen zierten, lichtumgossen,
Ihr frisches Wangenpaar. Ihr Blick war wie ein Tau,

Der Leidenden die Schmerzen lindert
Und Traurigen den Kummer mindert . . .
Der holden Sterne Glanz ist nicht so mild und klar.
Gewellt in ihrer ganzen Länge
Umfloß sie, schwarz, der Flechten Menge,
Es wölbte sich des Mieders Enge,
Als bärge das Gewand ein junges Pfirsichpaar[1]).

Nachher singt der alte Ambrosi ein Volkslied, nach alter Weise. Heute, fügt der Dichter hinzu, singt man neumodischere Dinge . . . en franchiman, auf französisch, in feinen Worten; aber niemand versteht sie. Schön Mirèio sitzt bei Vincèn, der ihr von seinen Fahrten erzählt, von einem Wettlauf in Nîmes, von einem Heilwunder, das er in der Kapelle der drei Marien einst mitangesehen. Ihre schwarzen Augen hängen an dem hübschen Burschen. So plaudern sie —

„Mutter," sagt Mirèio beim Schlafengehen, „ich könnte dem Korbflechtersohn Abend um Abend mein Leben lang zuhören."

Wenige Tage später beginnt die Ernte der Maulbeerblätter. Hell ertönt das Gelände des Zirgelhofes vom muntern Gesange der erntenden Mädchen, der mit der Wartung der Seidenwürmer (magnan) betrauten Magnanarellen. Mirèio selbst pflückt, in den Ästen eines Baumes sitzend; sie ruft den vorübergehenden Vincèn an, und der steigt zu ihr in die luftige Höhe, um zu helfen.

Und aus Verneinen und Bejahen
Entstand ein Nicken und ein Nahen,
Und ihre jungen Häupter sahen
Zwei blüh'nden Astern gleich, im muntern Abendwind.

---

[1]) Die Übertragung stammt wie die folgenden Proben aus dem lieblichen Buche: Mirèio, Provenz. Dichtung von Fr. Mistral. Deutsch von August Bertuch. Dritte, neu durchgesehene Auflage. Berlin, W. Hertz. 1900.

Sie sprechen von seiner Schwester. Er entwirft ein liebliches Bild von ihr . . . „Aber Ihr," sagt er zu Mirèio, „Ihr seid viel weiser, noch viel schöner." — „O Vincèn!" wehrt sie ab, und ihr Ausruf verhallt im Gesange der Magnanarellen.

Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort. Als die gepflückten Blätter in den Sack gesteckt werden, berühren sich wohl die beiden Hände, die braune Vincèns und die weiße Mirèios.

Ein Nest von blauen Meisen wird entdeckt. Einem Volksglauben folgend, nimmt Vincèn die Jungen aus und reicht sie Mirèio, die sie unter ihrem Busentuch, in ihrem Mieder birgt:

Wie warm die Kleinen dorten liegen,
Sich wohlig kauernd an das Wiegen
Des sanft bewegten Busens schmiegen;
Sie wähnen sich wohl gar im kaum verlass'nen Nest.

Das Busentuch schwillt, denn die Jungen sind zahlreich, sie streiten sich um den engen Platz:

Und in des schönen Tales Enge
Wehrt sich die aufgeregte Menge —
Weil man sich nun zu sehr den kleinen Raum versperrt —
In scharfem Aufeinanderprallen
Wie toll mit Flügeln und mit Krallen . . .
Des Kerkers weiße Wände wallen,
Indes das kecke Volk da drinnen reißt und zerrt.

Mirèio kann den Ausdruck des Schmerzes nicht mehr zurückhalten, und in Not und Scham ruft sie Vincèn zu Hilfe, der ihr seine Mütze bietet, damit sie die unruhigen Gäste ihres Mieders aufnehme. Da bricht unter beiden der Ast, und im Sturze schlingt das Mädchen seinen Arm um des Jünglings Hals. Der Fall bettet sie unverletzt ins weiche Gras. Vom Schrecken sich erholend, gesteht das reiche Mädchen dem armen Jungen seine Zuneigung. Erst zweifelt er an seinem Glück: „Ihr spottet des Armen!" Als er sie aber leidenschaftlich bekennen hört, daß sie ihn trotz seiner Lumpen schön findet, da erklärt auch er ihr seine Liebe mit dem ganzen prahlerischen Wortreichtum eines Südfranzosen. Dann zieht er sie an sich —, als in der Ferne die Stimme der Mutter erschallt und die Liebenden auseinanderscheucht.

Der Sommer kommt und bringt die Seidenernte. In der Schar der Frauen, die auf dem Zirgelhof versammelt sind, werden ernste Reden gewechselt, während unter den jungen Mädchen heitere Worte, Liebesneckereien, hin und her fliegen. Luftschlösser werden gebaut. Die eine malt aus, wie sie, wenn ein König sie freite, ihre liebe Ruinenstadt Les Baux wieder auferstehen lassen würde, um darin über die Provence zu herrschen. Die andere würde, wenn sie Königin wäre, einen Minnehof gründen mit sieben Mädchen als Richtern und sieben Dichtern — set felibre — als Protokollführern. Diese etwas gelehrte Rhetorik unterbricht das Erscheinen Mirèios; sie kredenzt Kräuterwein, und neckend fragt man sie nach dem armen, barfüßigen Korbflechterjungen, der ihr neulich bei der Ernte geholfen. Röte flammt auf, als sie ihr Geheimnis verraten sieht. Während die alte, weise Tavèn aus

Les Baux, die Magierin, die Armut in Schutz nimmt, eine Legende erzählend, hilft sich Mirèio mit Ausflüchten, welche die anderen Mädchen damit beantworten, daß sie das Lied von Magali zu hören verlangen. Die jugendliche Noro singt es:

O Magali, o wolleſt zeigen
Am Fenſter mir dein Augenpaar . . .

jenes volkstümliche Werbungslied, das die Forscher unter dem Namen des „Verwandlungsliedes" weit über die Lande verbreitet gefunden haben:

Es stellt das Zwiegespräch eines Liebespaares dar. Das Mädchen weicht dem Antrage des Burschen dadurch aus, daß es scherzend sich zur Blume, zum Vogel, zum Stern, zur Nonne zu wandeln droht, um ihm zu entgehen, worauf er als Gärtner die Blume pflücken, als Jäger den Vogel jagen, als Wolke den Stern umfangen, als Beichtiger die Nonne hören zu wollen sich rühmt: ein anmutiges Spiel der Rede und Gegenrede, das lange fortgesetzt werden mag. Mistral hat es mit wunderbarer Kunst strophisch neu gefaßt auf eine Melodie, welche sein feines Ohr einem provenzalischen Pferdeknecht abgelauscht, der einen anderen Text dazu sang. So hat der Poet aus Gold und Perlen des Volksliedes dieses prangende Geschmeide seiner Mirèio mit kunstreicher Hand zusammengefügt.

Herbst und Winter vergehen; der Dichter widmet der sonnenarmen Jahreszeit kein Wort. Mirèio ist ein Frühlings- und Sommerlied. Lou solèu me fai cantá (die Sonne macht mich singen), heißt die Inschrift zu Mistrals Feliberwappen, das eine Zikade mit strahlender Sonne zeigt. Ich bin, sagt er selbst in einem Gedichte zur Erklärung dieses Wappens, vom Geschlecht der Zikaden: im Sommer singen, im Winter schlafen und von Zeit zu Zeit eine fröhliche Sitzung beim Hergottstau!

Wieder wird es Mai. Da melden sich Freier im Zirgelhof. Drei reiche Bauernsöhne werben um der schönen Mirèio Hand: ein Schafhirte aus der Crau, Alári, ein Pferdehirt aus der oberen Camargo, Verán, und ein Ochsenhirt aus der unteren Camargo, Ourrias. Die Werbungsszenen selbst sind kurz und wie nebensächlich. Dieser vierte Gesang gilt der Schilderung provenzalischen Hirtenlebens. Es sind Werbungen, die gemessenen Schrittes nahen, von patriarchalischer Feierlichkeit umgeben, stilisiert gleichsam wie Szenen Homers, der Bibel oder des Volksliedes. Der kräftige, erfrischende Hauch gesunden Lebens steigt aus ihnen auf.

Wohl tausend Schafe nennt Alári sein eigen. Es ist ein stolzer Zug, wenn er im Mai seine Herden auf den durch die Jahrhunderte bestimmten Wanderwegen nach den delphinatischen Alpen — li grans Aupo — und im Herbst wieder heimwärts treibt. Und wie weiß Mistral diesen Zug zu malen: die Lämmer voraus, dann die hochbeladenen Esel, die Ziegen, der Oberschäfer mit den Widdern, hierauf die Hauptarmee der Schafe, von Hunden umschwärmt, und dann:

Als mitgeschleppte Nachhut kamen
Die überfetten und die lahmen:
Der alten Bockschwadron zerlumptes Heldentum

In ungepflegtem Wollgewande,
Zu Dienst und Kämpfen außer stande:
Der Ausgeschoss'nen Krüppelbande
Die beides eingebüßt, die Hörner und den Ruhm.

Und alles war, die Jungen, Alten,
Die Schönen und die Mißgestalten,
Alàris Eigentum, soviel im Weg es gab . . .
Wenn Hunderte von Schafen, Ziegen
Ihm von den Alpen niederstiegen,
Erfreuten ihn die stolzen Riegen . . .
Gleich einem Zepter trug er seinen Ahornstab.

Schritt er mit seinen Hürdenhunden,
Die Lederstrümpfe hochgebunden,
Einher, die Stirne frei, das Auge hell und klar,
Inmitten seiner Karawanen,
Konnt er an König David mahnen,
Der an den Brunnen seiner Ahnen
Als Jüngling tränken ging die fromme Herdenschar.

„Wo geht der Weg?" fragt Alàri, wie von ungefähr am Zirgelhof vorüberschreitend, die geschäftige Mirèio und an die freundliche Antwort des Mädchens knüpft er die Werbung. Er bietet Mirèio einen Becher, ein Wunderwerk seiner eigenen Holzschnitzerkunst, das der Dichter, Theokrits und Vergils eingedenk, behaglich beschreibt, wie Homer den Schild des Achill. Denn er hat's nicht eilig, uns Mirèios ablehnende Antwort mitzuteilen.

Verán, der Eigentümer von hundert Camargostuten, trägt seine Bitte dem Vater Ramoun vor; dieser legt die Entscheidung in Mirèios Hand, die den stolzen Pferdebändiger auf „kommt Zeit, kommt Rat" vertröstet.

Am Sankt-Medardustage, dem achten Juni, frühmorgens, da Mirèio eben am Brunnen wusch, erschien zu Pferd mit seinem Speer der wilde, stiernackige Cowboy Ourrias, der schon manchen Stier bei den Hörnern gepackt und gefällt hatte . . . und der Dichter führt uns das farbenreiche Bild einer ferrado (Zeichnung des Viehes mit glühendem Eisen) vor. „Bonjour, la bello. Darf ich hier meine Stuten tränken?" „Wasser genug," erwidert Mirèio. „Hättet Ihr nicht Lust, als Gattin zum Meeresstrande zu ziehen? Da ist die Arbeit leicht, und die Frauen haben gute Zeiten." . . . „Vor langer Weile sterben sie . . . Eure Pinien sind zu weit von meinen Zirgelbäumen."

Zorn im Herzen, sprengt Ourrias durch die Crau, rhonewärts, in den dämmernden Abend hinein. Auf demselben Wege zieht ahnungslos Vincèn heran, um durch den verabredeten Amselruf seine Mirèio zum Stelldichein an die Weißdornhecke zu locken. Schon oft hat er das getan, seit jenem Morgen unter dem Maulbeerbaum . . . und welch seliges Zusammenfinden war es! Wie plauderten sie da! Einmal bat er dabei um einen Kuß . . .

Doch laßt den Sang nun leise rauschen,
Ihr Lippen, denn die Büsche lauschen.

Als Refrain durchziehen diese zwei Zeilen den lieblichen Bericht von diesen heimlichen Zusammenkünften und dem verweigerten Kusse.

Voll süßer Erinnerung und Hoffnung kommt also Vincèn den Weg durch die Crau:

Wie Schilf an der Durance Borden
War schlank und hoch sein Wuchs geworden,
Von junger Liebe Glück und friedlich-heiterm Sinn
Strahlte sein Antlitz. Sanft im Winde
Hob sich und flatterte gelinde
Sein offnes Hemd; er schritt geschwinde,
Barfuß und federleicht den Kieselweg dahin.

Der zornerfüllte Ourrias ahnt in dem Nahenden den glücklichen Nebenbuhler, schmäht ihn, höhnt seine Armut. Es kommt zum Ringkampf, in welchem Vincèns sehnige Gewandtheit den Riesen zu Fall bringt. Losgelassen, greift dieser hinterrücks zu seinem Speer, streckt Vincèn schwer verwundet zu Boden und läßt ihn in seinem Blute liegen. In ergreifendem Gegensatze zum wilden Kampfe der beiden Männer ruht der Abendfriede über der Heide:

Das Craugelände ruhte schweigend;
Die weite Heide, sanft sich neigend,
Verlor sich fern im Meer, das Meer in blauer Luft:
Flamingos mit den Feuerschwingen,
Enten und wilde Schwäne gingen,
Dem Tag den Scheidegruß zu bringen,
Den stillen Weihern zu, im goldnen Dämmerduft.

Der Mörder sprengt in wildem Ritt zur Rhonefähre und betritt den Nachen. Es ist Sankt-Medardusnacht: da steigen die Scharen der Ertrunkenen aus den Wassern auf; ihr gespenstischer Reigen bewegt sich den Ufern entlang, die Wogen des Flusses schwellen, der Nachen des von Angst geschüttelten Ourrias füllt sich mit Wasser und sinkt mit ihm auf den Grund.

In dieser wundervoll ausgeführten Szene nächtlichen Grausens läßt der Dichter heimatliche Sagen in die Handlung seines Gedichtes hineinfließen und den Mörder ein Ende nehmen, wie der Volksgeist es sich zurechtgelegt haben könnte. Im Dunkel der Nacht fließt die wirkliche Handlung in die Legende über, so allmählich, daß wir des entscheidenden Schrittes gar nicht gewahr werden und dem Dichter willig in die Traumwelt der Schatten folgen.

Er hat diesen Versuch, die irdische Handlung seines Epos mit überirdischen Kräften zu durchsetzen, in den folgenden Gesängen wiederholt, aber nicht mehr mit dieser hinreißenden Kraft. So gleich im folgenden sechsten Gesange, der die Heilung des todwunden Vincèn erzählt.

Beim Tagesgrauen finden Männer, welche vom Markte heimkehren, den in seinem Blute liegenden Jüngling. Sie heben ihn auf und tragen ihn nach dem benachbarten Zirgelhofe.

Hier unterbricht Mistral seine Erzählung, um in fünf Strophen ein Wort dankbarer Huldigung den Freunden darzubringen, die begeisterte Zeugen der Entstehung seines Epos gewesen sind: Roumanille, Aubanel und noch sechs anderen:

Ihr alle, Jugendzeit-Gefährten!
Je mehr der Frucht, der heißbegehrten,
Ich nah, auf meinen Höhenfährten,
Je frischer sei mein Pfad umweht von euerm Hauch!

So ungewöhnlich, überraschend diese Unterbrechung ist, so leicht versöhnt sich der Leser mit dieser natürlichen Aufwallung der Dichterlust, deren Ausdruck den Stempel völliger Aufrichtigkeit trägt.

Da liegt nun der blutende Vincèn auf dem Steintisch unter dem Zirgelbaum, und die verzweifelnde Mirèio wäscht ihm die Wunde. Ihre Mutter weiß indessen bessern Rat: „Tragt ihn hinauf zu den Höhlen von Les Baux, wo die weise Zauberin Tavèn haust.“ Tavèn ist nicht eine vulgäre Hexe, deren Macht sich von einem Bunde mit dem Teufel herschreibt, sondern eine fromme Frau, welche die bösen Geister mit Worten des Glaubens und der Liebe zu bannen und in die Zukunft zu schauen die göttliche Kraft hat. Sie nimmt Vincèn, den Mirèio in die Bergestiefe hinein begleitet, in Empfang, führt die beiden sicher durch die lärmende, vielgestaltige und ängstigende Schar der bösen Geister, die tagsüber in diesen Berg gebannt sind, in ein tiefes Felsengelaß, das Feenloch (trau di fado), und braut dort das Elixir, welches die Wunde heilt.

Und den Beglückten einen nahen Ausgang aus der Tiefe weisend, spricht sie Worte der Weissagung: sie sieht böse Zeiten religiösen Verfalls und wilder Kriege voraus, an deren Klippen das Schiff der Kirche, St. Petri alter Fischerkahn, zerschellen wird. Dann aber wird der Fischermeister über die neugeglätteten Wogen und auf einem neuen Kahne, an dessen Steuer das Kreuz prangt, die Rhone hinauffahren, — was ich nicht anders verstehen kann, als daß nach bösen Zeiten, welche für die päpstliche Kirche kommen werden, der Papst, von den Ufern des Tiber vertrieben, an den Ufern der Rhone, wie einst im 14. Jahrhundert, seinen Sitz aufschlagen werde. *Tavèn schaut den Papst in Avignon und als Mittelpunkt der Christenwelt die Provence.*

In der Schilderung der Höhlen von Les Baux hat Mistral den Aberglauben seines Volkes zusammengefaßt und in bunten Bildern ein langes Verzeichnis gegeben von all den Kobolden und all dem Getier, das durch die Nacht der Provence kreucht und fleucht, und das für ihre Bewohner völlige Wirklichkeit hat. Aber es ist der Kunst des Erzählers nicht gelungen, den allzu reichen, rebellischen Stoff völlig zu bezwingen. Die lange Zauberszene ist zu lehrhaft, zu unwirklich geraten, und ihre Unwirklichkeit liegt im unheilbaren Widerspruche mit der realistischen Lebensfülle der bewegten Erzählung. Auch erinnert das Ganze allzusehr an den im klassischen Epos unvermeidlichen Abstieg in die Unterwelt.

Mistral hat aber durch dieselbe Szene diesen Volksaberglauben auch idealisiert und ihn des Ketzerischen entkleidet. Aus Tavèn macht er eine fromme Priesterin der Natur, welche die Gebräuche der Hexen in den Dienst des Glaubens stellt. Diese fromme Priesterin des Aberglaubens wird zum Seitenstück des Priesters der Kirche. Und so vereinigt der Dichter symbolisch Glaube und Aberglaube zu *einem* Gottesdienst, wie sie tatsächlich in der naiven Frömmigkeit des Volkes ungeschieden beisammen wohnen.

In einem lieblichen Bilde führt uns der Anfang des siebenten Gesanges das Korbflechterhaus am Rhonestrande vor. Es ist der 24. Juni, der Tag

St. Johannis. Wir hören des blassen Vincèn Bitten, Vater Ambrosi möchte endlich nach dem Zirgelhof gehen und für ihn um Mirèio anhalten. Das Schwesterlein vereinigt ihre Bitten mit denen des Bruders. Da gibt der Alte nach und macht sich auf. Überall begegnet er auf seinem Wege Scharen von Schnittern, die zur beginnenden Ernte in die Ebene herunterkommen. Im Zirgelhofe, wo man auch zur Ernte rüstet, wird er freundlich empfangen.

Er beginnt über die Wandlung seines Sohnes zu klagen. Liebe sei schuld daran, unverständige Liebe, die er, der Vater, mit allen Vernunftgründen dem Jungen nicht austreiben könne. „Was ratet Ihr mir, zu tun?“ „Treibt ihm die Grillen mit Gewalt aus,“ meint Ramoun. „Das gibt Zwist.“ „Zwist? Kann es denn zwischen Vater und Sohn Zwist geben? Wie sind die Zeiten anders geworden!

Daß je den treuesten Berater
Ein Sohn verkannt in seinem Vater,
Kam meiner Zeit nicht vor. Ja, damals war ein Haus
Gesund vom Enkel bis zum Ahne;
Stark, wie das Astwerk der Platane,
Standen sie, einig, dem Orkane!
Sie hatten unter sich wohl manchmal einen Strauß,

Doch wann des Weihnachtsabends Sterne
Die Kinderschar von nah und ferne
Im Vaterhaus vereint; wann, gläubig und gerecht,
Beim Mahl, das festlich sie bereitet,
Der Urahn, der die Feier leitet,
Die welken Hände ausgebreitet,
Umfing sein Segenspruch ein einiges Geschlecht.“

Da hält Mirèio nicht mehr zurück: „Ich bin's, die Vincèn liebt.“ Entrüstung der Eltern, und als Ambrosi in aller Form seine Werbung vorbringt, wird sie mit dem ganzen Stolze des Reichtums unter des Mädchens Jammer schroff und kränkend abgewiesen. Heimwärts schreitet voll Zorn und Kummer der alte Ambrosi, während die erntefreudige Jugend ringsum zum flammenden Schein der Johannisfeuer sich im Tanze dreht.

Während Mirèio in ihrer einsamen Kammer die Nacht durchweint, der Eltern Härte und ihren Reichtum verwünschend, fällt ihr ein, daß Vincèn ihr einst von den wundertätigen Marien dort unten in der Camargo gesprochen. Den Heiligen will sie ihr Herzeleid klagen! Sie nimmt ihren arlesischen Sonntagsstaat aus dem Schranke, zieht sich mit solcher Hast an, daß sie den breitrandigen Hut aufzusetzen vergißt, und schleicht beim Tagesgrauen aus dem Hause. An den Hirten vorüber eilt sie in die Crau hinaus, sie, die kaum je das väterliche Gut verlassen, die noch nie auch nur bis Arles gekommen ist. Erstaunt schauen Schmetterlinge, Eidechsen, Libellen der Eilenden nach und scheinen sie vor der im sommerlichen Sonnenbrand gefährlichen Wanderung zu warnen. Verdurstend findet sie einen Brunnen, der sie erquickt, und einen gesprächigen Jungen, der Schnecken sammelt und sie zu seinem Zelt am Rhonestrand geleitet, wo sie bei den armen Fischerleuten übernachtet.

Inzwischen ist zu Hause ihre Flucht entdeckt worden, und in seiner Verzweiflung versammelt Meister Ramoun sein ganzes, auf den Feldern verstreutes Gesinde, um durch sie wo möglich Kunde über die Flüchtige zu vernehmen. Er sendet einen Knecht von Feld zu Feld. In wunderbarer Folge läßt der Dichter vor dem eilenden Boten die Bilderfülle der ländlichen Arbeit auftauchen, die Mäher, die Schnitter mit den Ährenleserinnen, die Garbenbinder, die Pflüger und weit draußen die Hirten, und um diese duftenden Blüten schlingt sich das Band der Refrainstrophe:

Der Bote naht auf flinken Sohlen:
„Hört, was der Meister mir befohlen:
Entbiete gleich zu mir das ganze Feldgesind!
Quer durch die Äcker mußt du fliegen:
Verlasset Rinder, Schafe, Ziegen,
Laßt Pflüge, Sensen, Sicheln liegen —
So rufst du allen zu — und kommt zum Hof geschwind."

Alle strömen, Schlimmes ahnend, im Hofe zusammen. In behaglicher, etwas zu lebhafter Breite fließen die Reden der Meisterknechte und die des Dichters dahin, bis die unglücklichen Eltern erfahren, daß sich ihr Kind mutterseelenallein auf den Weg zu den drei Marien gemacht hat. Der Wagen wird angespannt, und während die Arbeiter ins Feld zurückkehren, fahren Ramoun und seine Gattin in die Crau hinaus.

In der Morgenfrühe bringt der Fischerjunge Mirèio über die Rhone. Sie setzt ihre eilige Wanderung durch die Camargo fort. Die Sonne steigt empor, ihre Strahlen sengen die schutzlose Liebespilgerin (roumièuvo d'amour), spiegeln ihr labende Oasen vor. Vincèn im Herzen, stürmt sie durch den heißen Sand vorwärts; schon erglänzen in der Ferne die ragenden Türme der rettenden Kirche. Da stürzt die Ärmste, vom Sonnenstich getroffen. Ein Mückenschwarm weckt sie wieder. Wankend erreicht sie das Ziel und sinkt auf den feuchten Steinfliesen der Kapelle betend nieder:

O heilige Marien, zu Blumen wandelt ihr
Der Armen bittre Tränen, seid gnädig nun auch mir!
O seht auf meine Sorge, auf meine Qual und Pein,
Dann werdet für mein Bitten ihr voll Erbarmen sein.

Und vor des Mädchens entzückten Augen öffnen sich die Himmelsfernen, die drei Heiligen steigen herunter, neigen ihr Antlitz gnädig seiner Not und trösten es über den Erdenjammer, mit dem Ausblick auf das Glück der himmlischen Seligkeit, das seiner wartet. Eine asketische Stimmung fließt in die Verse: Die Erde hat kein Glück; der Tod ist der Eingang ins wahre Leben:

La mort es la vido.

Vom Abendrot umglänzt, erzählen die Heiligen der sterbenden Mirèio ihre sturmvolle Fahrt von Palästina nach der Provence, die Bekehrung des römischen Landes, die Bekehrung Arles', des gallischen Roms, mit seinen Venusfesten, und Avignons, das dann in der Folge ein Hort des Glaubens und ein Hort des Papsttums ward, Roms gefürchtete Rivalin. Die Provence ward christlich; sie ward ein Land des Gesanges, ein fröhliches Königreich (lou gai reiaume de Prouvènço), und wie die Durance sich in die Rhone

verliert, so verlor dieses Königreich seine Selbständigkeit an Frankreich. Und die drei Marien entschwinden himmelwärts, der jungfräulichen Liebesmärtyrerin Mirèio eine Stätte zu bereiten.

Bei Sonnenuntergang erreichen die Eltern das Ziel; Mirèio erkennt sie, reicht ihnen die erkaltenden Hände. Die Bewohner des Städtchens strömen zusammen. „Tragt die Kranke hinauf zu den Reliquienschreinen!" Mirèio wird auf einer Terrasse gebettet, die offenen Ausblick auf das Meer gewährt. Da erscheint atemlos Vincèn; mit überströmender Klage umschlingt er die Geliebte, während aus der Kirche herauf der fromme Bittgesang der Gemeinde sich mischt in das Brausen der Meereswogen. Mirèio erzählt ihm flüsternd von der beseligenden Erscheinung der heiligen Frauen, und mit letzter Anstrengung sich aufrichtend weist sie auf die im Meer versinkende Sonne und vermeint einen Nachen zu sehen, in welchem die drei Marien sie zu holen kommen. Der Priester reicht ihr die letzte Tröstung. Dann sinkt sie tot zurück. Laut erschallen die Klagen der Umstehenden. Vom Schmerz gebrochen, wirft Vincèn sich über sie, irreredend, flehend um ein gemeinsames Grab.

. . . der Brandung Wellen flossen
Mit dumpfem Klang heran, als trauerte das Meer.

Aus der Kirche herauf erschallt der Gemeinde inbrünstiger Gesang:

O schöne Heil'ge, milde Frauen
Der bitternisgetränkten Auen,
Ihr sendet reichen Fang dem armen Fischerhaus:
O weiße Blumen unsrer Heiden,
Laßt ungetröstet und in Leiden
Die sünd'ge Schar von euch nicht scheiden;
Und wenn ihr Friede fehlt, gießt Frieden auf sie aus!

So endet das Lied von den „Promessi sposi" der Provence. —

So poesievoll auch diese letzten Gesänge sind, so reich an lieblicher Sprachkunst, an blühenden Bildern, an Schmelz der Farben, an zarten und strahlenden Naturschilderungen . . . eine Perlenschnur — die Perlenschnur ist zu lang. Die zweieinhalb Gesänge, welche dem Sterben Mirèios gewidmet sind, sind zu lang. Dieses Sterben wird in die Länge gezogen, um für die lehrhaften Reden der Landesheiligen Platz zu schaffen.

Mistral erweist sich in den übrigen Teilen seiner Dichtung als ein großer Künstler der Erzählung; er führt ihre Fäden, kreuzt, verschlingt und löst sie mit Meisterschaft. Hier hat er fehlgegriffen. Mirèio ist todesmatt; und diesem todesmatten Bauernmädchen, das nicht einmal bis Arles gekommen, wird, um ihm Kräfte zu geben, die Geschichte der Christianisierung der römischen provincia vorgetragen. Das läßt alle Naivetät vermissen. Wenn der Dichter keine andere Stelle für diesen geschichtlichen Exkurs fand, so hätte er ihn fallen lassen sollen; hat er doch dem Ebenmaß seiner Erzählung andere Opfer zu bringen verstanden: das Opfer z. B. der Schilderung des Weihnachtsfestes im siebenten Gesang. Aber er hat mit dieser Episode nicht nur dem natürlichen Gang seiner Erzählung Abbruch getan und das Ebenmaß des Baues gestört, er hat auch die Harmonie der Klänge getrübt.

Die sechzehnjährige Mirèio, der bis vorgestern das Leben so herrlich eingegangen, und die von diesem Leben noch so Schönes zu hoffen hatte, — sie stirbt wie eine Nonne, in einer Weltentsagung, die nicht der Jugend — auch nicht der provenzalischen Jugend — Sache ist. Für dieses blühende, lebensfrohe Mädchen war die Erde kein Jammertal, wie die Heiligen ihr einreden, und in ihrem, der Liebespilgerin, Herzen kann das Wort der Heiligen: der Tod ist das wahre Leben, kein Echo finden. Ein solches asketisches Wort mag ausgesprochen werden; aber Mistral spricht es nicht nur aus, er führt es breit aus, in immer neuen Variationen, und sein Echo beherrscht den Schluß des ganzen Gedichtes, auch Jung-Mirèios Abschied von ihrem Geliebten: ein poetischer Mißklang in diesem lebensfreudigen Sonnenliede von einer Mädchenliebe. Es widerstreitet dem Geiste des Mistralschen Gedichtes, welcher der Geist der Lebensbejahung ist. Es widerstreitet seiner ganzen heiteren, in ihrer irdischen Sonnenfreude fast heidnisch zu nennenden Kunst, deren Devise Leben, Tag, lichtbeschienene Wirklichkeit ist.

Nein, ruft gleichsam das ganze Gedicht, nein, nicht der Tod ist das wahre Leben! Mit diesem Gefühle eines inneren Widerstreites entläßt uns der Dichter. Es ist der innere Widerstreit, der durch die ganze Kunst des felibrige geht — Aubanel ist darüber gestorben. Um der schönheitstrunkenen, leidenschaftlichen Gedichte seiner „Töchter Avignons" willen verfiel er 1885 der kirchlichen Reprobation, und über dem unversöhnten Gegensatz zwischen künstlerischer Weltfreude und kirchlicher Askese starb er, umrauscht von dem weltlichen Beifall, den besonders sein Lied auf die Venusstatue der Theaterruinen von Arles (La Vénus d'Arle) gefunden hatte, dessen letzte Verse lauten:

O du süße Venus d'Arle, Jugendsee, die nimmer altet,
Die als Mutter der Provence unsres Volks in Liebe waltet!
Schönheit leihst du unsern Töchtern, unsern Knaben leihst du Mut.
Unter ihrer Haut, der braunen, hohe Göttin, fließt dein Blut,
Immer heiß und nimmer müde! — Darum, lichte Venus, wagen
Unsre Mädchen freien Blickes, Hals und Busen bloß zu tragen,
Darum strotzen unsrer Burschen Glieder von gesundem Mark,
Sind sie stark zum Strauß der Liebe wie zum Stiergefechte stark!
Darum liebt dich meine Seele, und von deiner Huld bezwungen,
Hat der Christ, o große Heidin, heute deinen Ruhm gesungen! (N. Welter.)

Scharf hebt, auf der Höhe der dichterischen Begeisterung, diese letzte Zeile

E perqué, iéu crestian, te cante, o grand pagano

den Widerstreit der Empfindungen hervor, an dem achtlos vorüberzugehen der moderne Mensch nicht mehr naiv genug ist. —

Faßt man die Vorbehalte, die zu Mirèio als Kunstwerk zu machen sind, zusammen, so wird man sagen: Nach drei Richtungen ist das Epos an einigen Stellen zu lehrhaft geraten: historisch, folkloristisch und kirchlich. Daran trägt des Dichters glühende Heimatliebe schuld, diese Liebe, die ihn dazu drängte, von seinem vergessenen, verkannten Land ein möglichst vollständiges Bild zu entwerfen, eine Apologie der Provence zu schreiben: Seht, wie schön sie ist, wie reich ihr Leben, wie glänzend ihre Vergangenheit! Auch Mistrals Kirchlichkeit kleidet sich in das Gewand des Patriotismus.

Bedeutet dieser machtvolle südfranzösische Patriotismus die Triebfeder der Mistralschen Poesie, so bedeutet er auch ihre Schranke. Er wird zur Klippe, welche die Barke Mistralscher Kunst nicht ohne Havarie umschifft hat. Nun ist es der Poetenwelt Lauf, daß solche tiefere Widersprüche, solche künstlerische Schwächen mit der Zeit beim Dichter nicht schwinden, sondern sich mehren.

Auch Mistral ist diesem Schicksal nicht entgangen. Die apologetischen Tendenzen sind in seinen späteren Schöpfungen noch mehr hervorgetreten.

Das Epos vom Fischer Calendau (Zwölf Gesänge in Mirèio-Strophen, 1867) ist ein Märchen in maiorem Provinciæ gloriam; das Epos von der Rhone, Lou Pouèmo dóu Rose (Zwölf Gesänge in unstrophischen und reimlosen Zehnsilblern, 1897) ein zweites Märchen im Dienste derselben Causo, ein Lied vom alten Rhoneschiffertum, eine Poeten- und Historikerfahrt von Lyon bis Arles. Beide sind als Kunstwerke mißlungen, aber sie zerfallen in hundert leuchtende Kleinodien.

Daß Mistral für seine Poesie sich die Sprache erst hat formen müssen, ist bereits erwähnt. Mit welch unermüdlicher Sorge er diese sammelnde, sichtende und schaffende Arbeit übte, zeigen dem Fremden am augenfälligsten die beiden Bände seines großen Wörterbuches Le trésor du félibrige (1878), in welchem er Sprachgebrauch und Sitte seiner südfranzösischen Heimat geborgen hat — eine Leistung, um derentwillen ihm eine deutsche Hochschule (Bonn) den Titel eines Ehrendoktors verliehen hat. Aber nicht nur die Sprache, auch die Verstechnik hat sich Mistral erst kreieren müssen, insbesondere seine Strophe, und auch da hat er sich als großer Schöpfer erwiesen. Die wunderbare Mirèio-Strophe, die mit ihren freigegliederten sieben Zeilen von der glücklichsten künstlerischen Wirkung ist! Diese Zeilen, mit ihren reichen Reimen, sind geflochten, kräftig und zart, wie die Körbe des kunstfertigen Vincèn gewesen sein müssen. Mistral ist ein Flechter von Blumenkörben, die er selbst mit üppiger Blumenpracht füllt und zu einer Girlande fügt.

Seinen provenzalischen Versen hat der Dichter selbst eine französische Übersetzung beigegeben. Sie ist in Prosa und wortgetreu: ein schwacher Abglanz, für „die Franzosen (Franchiman) von jenseits der Loire" hergestellt.

Da sind wir Deutschen besser dran. Wir haben die Übertragung Auguste Bertuchs, die das Versmaß der Urschrift bewahrt, von feiner poetischer Empfindung und von ganz ungewöhnlichem sprachlichem Können Zeugnis ablegt. Dem Dichter von Maillane hat auch hier das Glück gelächelt: er hat in Bertuch einen Interpreten nach seinem Herzen gefunden. M. Bertuch a fait royalement les choses, würde Mistral mit einem Lieblingsausdruck sagen, wenn er — Deutsch verstände. Bertuch hat alles übersetzt, auch die Längen, bis auf eine Stelle aus den Höhlen von Les Baux. Einiges andere, das er früher übergangen, hat er in den neuen Auflagen nachgetragen. Aber auch in der dritten Ausgabe fehlt noch die sechstletzte Strophe des Originals, und es verlohnt der Mühe, nach ihr zu sehen.

Mirèio liegt entseelt auf der Terrasse der Marienkapelle. Laut erschallen die Wehklagen der Umstehenden. „Also," heißt es in der angezogenen Strophe,

„also geschieht in einer großen Herde. Wenn eine Färse gefallen ist, so sammeln sich Stiere und Kühe an neun aufeinanderfolgenden Abenden um den Leichnam und halten finstere Totenklage um die Unglückliche, und Sumpf und Meer und Wind widerhallen von ihrem schmerzerfüllten Brüllen neun Tage."

Mitten in der fast überirdischen Szene, während das brechende Auge Mirèios noch eben den Himmel sich öffnen sah, dieser realistische Vergleich weinender Menschen mit brüllendem Vieh!

Und doch behält der Dichter recht, und der Übersetzer wird sich nicht scheuen, ihm zu folgen — wie auch der Maler sich nicht gescheut hat. Burnand, der eine Prachtausgabe von „Mirèio" (Paris, Hachette. 1890) illustriert und gerade dieser Strophe eine schöne Radierung gewidmet hat, berichtet darüber: „Diese Stelle begegnete meinem Zweifel, und ich wollte damit ins Reine kommen. Der Hirt, den ich nach dem Leben seiner Tiere fragte, und der fest an die Tränen des Viehs glaubte, erbot sich, mir den Beweis zu leisten. Er trieb seine Herde an einen entfernten Ort, wo er einige Monate zuvor eine junge Kuh verscharrt hatte. Kaum waren die ersten Tiere an der Stelle, wo das Loch gegraben worden war, angelangt, als sie anhielten und laut zu schnauben anfingen. Sie begannen den Boden zu scharren und ihn brüllend zu beschnuppern. Nichts vermag eine Vorstellung von dem Charakter dieser Szene zu geben. Die Tiere drängten sich widereinander und schienen sich ihren Schmerz und ihre Bewegung gegenseitig mitzuteilen. Einzelne erhoben den Kopf und brüllten herzzerreißend; andere brummten dumpf mit weitgeöffnetem Maul. Alle waren in Aufregung. Auch für diese niedrigen Geschöpfe ist der Tod der Herr der Schrecken."

So der Maler, der die Szene mit dem Stifte festgehalten und sich damit auf die Seite des Dichters gestellt hat, sobald er von der ganzen Kraft dieses Bildes sich überzeugt hatte.

Mistrals Kunst ist Heimatkunst. Sie ist naiv, wie die Kunst Homers. Im einfachen Leben, im innigen Verkehr mit der Natur ruhen die starken Wurzeln ihrer Kraft. —

Im Gefolge „Mirèios" wuchs in den Kreisen des felibrige das südliche Selbstgefühl. Der Gedanke einer größeren Selbständigkeit Südfrankreichs gegenüber der gewalttätigen Zentralisierung, die von der nördlichen Hauptstadt ausgeht, machte Fortschritte. In einer berühmten Anmerkung zum ersten Gesang des Calendau erklärte Mistral 1867, daß der Albigenserkrieg seinerzeit die „Südstaaten" in dem Augenblick getroffen habe, da sie bereit gewesen wären, unter sich und mit den Katalanen einen Vereinigten Staatenbund zu bilden von der Loire bis zum Ebro, von den Alpen bis zum biskayischen Meerbusen. Wenn diese Geschicke sich nicht erfüllen sollten, wenn das Land an Frankreich fallen mußte, so durften die Südländer wenigstens wünschen, daß die Verschmelzung n'allât pas au delà de l'état fédératif, und daß ihr Vaterland an Frankreich angegliedert worden wäre non comme un accessoire à un principal, mais comme un principal à un autre principal. „Wenn wir in unseren alten Chroniken die Erzählung jener ruchlosen Albigenserkriege lesen, dann: il nous est impossible de ne pas être émus

dans notre sang et de ne pas redire avec Lucain: Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni."

Nächst Mirèio das schönste sind die Goldinseln (Lis Isclo d'or 1876), eine Auswahl Mistralscher Lyrik, ein Strauß lieblicher, ergreifender und auch trotziger Lieder. Einzelne Prunkstücke, wie der „Trommler von Arcole," „Der Tod des Schnitters," sind reich an patriotischer oder bäuerlicher Rhetorik. Zwei Themata kehren auch hier am häufigsten wieder: die Klage um das verkannte Vaterland und der Preis seiner verfemten Sprache, die als patois aus der Schule, ja auch vom Schulweg verbannt ist.

Jene hat ihren schärfsten und packendsten Ausdruck gefunden in dem Trutzlied (Sirventés) „Die Gräfin" („La Comtesso", 1866). Die Gräfin stellt die von ihrer argen Halbschwester enterbte Provence dar:

Eine Gräfin kann ich nennen,
Die aus königlichem Blut;
Niemand ist in weiten Landen
Schön wie sie und hochgemut:
Und doch trübt ein Flor der Trauer
Ihrer lichten Augen Glut.
(Könnte man mich doch verstehn!
Wollte man doch mit mir gehn!)

Hundert Städte, zwanzig Häfen
Waren Zeugen ihrer Macht!
Schatten spendend hielt der Ölbaum
Ihre Schwelle überdacht . . .

Das Gewand, das sie umrauschte,
War aus eitel Sonnenlicht;
Wer das Morgenrot wollt schauen,
Kam und sah ihr Angesicht —
Doch nun bringt das holde Bildnis
Uns ein Schleier schwarz und dicht.
(Könnte man mich doch verstehn!
Wollte man doch mit mir gehn!)

Denn ihr rohes Halbgeschwister,
Um zu erben all ihr Gut,
Sperrte sie in eines Klosters,
Eines Klosters arge Hut . . .

Die sie treulos eingekerkert,
Spreizt sich nun als Herrscherin;
Neiderfüllt bricht die Barbarin
Laute ihr und Tamburin,
Stürmt im Grimm durch ihre Rosen
Und durch ihre Reben hin.
(Könnte man mich doch verstehn!
Wollte man doch mit mir gehn!)

Tot sei ihre schöne Schwester,
So erzählt sie jedermann . . .

Aber tot ist die Gräfin nicht; sie lebt, und wenn man mich verstehen und mit mir gehen wollte:

Fallen würd' das dunkle Kloster,
Wo die Sonne nimmer scheint,
Wo sich Tag und Nacht die Gräfin
Blutigrot die Augen weint . . .
Und wir sprächen zu der Gräfin:
Tritt, o Sonne, tritt hervor;
Fort mit dir, du bleiche Trauer,
Goldne Freude, steig empor! (N. Welter.)

Es weht bisweilen, wie man spürt, ein scharfer Wind an den Hängen des provenzalischen Parnasses und das felibrige spricht sein Streben nach Dezentralisation, nach regionaler Selbständigkeit unmißverständlich aus. Die Antwort aus dem Norden ist nicht immer freundlich gewesen. Gelegentlich haben die felibre auch einen zornigen Vers zurückgenommen oder versöhnender gestaltet. So hat Mistral die Klagen gegen Paris und den Norden, die er in seinem Bußpsalm vom November 1870 erhebt, in den späteren Auflagen der „Goldinseln" abgeschwächt, und wenn es unter dem frischen Eindruck der Ereignisse von 1870 geheißen hat:

„O Herr, wenn die rebellische Stadt, die uns regiert und uns bezwingt, deine Wagschale umgeworfen . . . indem sie dich verleugnete . . . so schone, o Herr, die Provence, denn wenn sie gefehlt hat, so geschah es im Vergessen . . ." so heißt es nun: „O Herr, wenn die rebellischen Städte in Wohlleben oder in der Torheit deine Wagschale umgeworfen . . . indem sie dich verleugnen . . . so haben Frankreich und die Provence nur aus Vergessen gefehlt . . ."[1])

Das Streben nach Dezentralisation hat indessen bei den felibre eine einheitliche Formulierung nicht gefunden. Die verschiedensten Ziele und Stimmungen kommen zum Wort, von der Freude am Stiergefecht bis zur Forderung politischer und der Illusion sprachlicher Unabhängigkeit.

Berühmt ist die Rede, die Aubanel 1875 gehalten, und in der er von Forcalquier nach Paris rief: „Hört, ihr Männer der Regierung! Ihr mögt so hoch und mächtig sein, als ihr wollt: die provenzalische Sprache steht hoch über euch. Wißt, daß wir ein großes Volk sind, und daß uns zu verachten nicht mehr an der Zeit ist. Dreißig Departements sprechen unsere Sprache . . . und ihr werdet eher den brausenden Mistral oder die überschäumende Durance als den Triumph dieser provenzalischen Sprache aufhalten . . ."

---

[1]) Segnour, se la ciéuta rebello
Que nous regis
E nous cougis
A fa versa toun archimbello,

Segnour, espargno la Prouvènço,
Car s'a fali,
Es pèr óublit . . .
(1870)

Segnour se li ciéuta rebello,
Pèr drudarié
O matarié
An fa versa toun archimbello,

Segnour, la Franço e la Prouvènço,
Noun an fali
Que pèr óublit . . .
(1889.)

„Ihr Franchimans proskribiert unsere lenga d'o," heißt es in einem Trutzlied (1888) der „Goldinseln":

Nun wohl! Erst recht nicht! Vom äußersten Osten
Bis zum Velay, bis zum Médoc,
Wir halten es blank, es soll uns nicht rosten
Unser versemtes Idiom d'Oc!
Wir werden es reden beim Sammeln der Frucht,
Beim Warten des Viehs, bei der Seidenzucht,
Wenn der Jüngling der Maid seine Liebe gesteht,
Wenn die Frau, um zu plaudern, zur Nachbarin geht,
Wenn wir Öl aus den reifen Oliven bereiten,
Und wenn wir im fröhlichen Winzerzug schreiten.
Sie wird mit uns sein, wenn wir fischen gehn
Und im Garne die zappelnde Beute besehn,
Um den Fischern das Brot in die Suppe zu schneiden
Und um sie zu grüßen, wenn abends wir scheiden.
Sie wird mit uns kommen zum lustigen Jagen,
Um lärmend auf Dickicht und Büsche zu schlagen
Und den Jägern das Abendessen zu würzen;
Sie soll uns helfen, die Zeit zu verkürzen,
Und dabei sein, wenn wir an festlichen Tagen
Im Übermut über die Stränge schlagen.

(A. Bertuch.)

Im Jahre 1867 fand die Verbrüderung mit den Katalanen statt, die den felibre die berühmte Coupo (den Festpokal) schenkten und durch ihren Anschluß der Idee der „Vereinigten Staaten des Mittelmeers" (l'idée latine) huldigten.

Erst 1876 erhielt das felibrige, nach dem Beispiel der alten companhia del gai saber, seine endgültige Organisation, die Mistral ihm schenkte, wobei er als das anerkannte Haupt an die Spitze trat. In der Theorie umspannt die Organisation den ganzen Süden; tatsächlich sind aber Gascogne, Limousin, Auvergne und Dauphiné dem Felibertum fast fremd geblieben: sein Zentrum ist das Rhoneland. Das Vereins- und Festleben, das sich in diesem Meistersängerbund entwickelt, nimmt, dem Temperament des Provenzalen entsprechend, oft überschwengliche Formen an und erinnert in seiner naiven Selbstverherrlichung an das Schützen- und Sängerbrüdertum, das ja auch im Norden zu finden sein soll.

Es wurde der Plan gefaßt, die Felibersprache, die als Idiom der Poesie sich legitimiert hatte, auch als Sprache der Prosa zur Geltung zu bringen. Mistral gründete 1890 eine Zeitung L'Aïoli. 1896 einigten sich die Feliber unter seinem Vorsitz in der Forderung, daß das Provenzalische in den Schulen gelehrt und das Französische mit Hilfe des Provenzalischen gelernt werde. Aber dieser muttersprachliche Ehrgeiz stieß sich an der Macht der Dinge: die Schulen sind französisch geblieben, und der Aïoli ist 1899 eingegangen.

Nachdem Mistral seiner Provence eine Dichtersprache, herrliche Lieder, eine literarische Organisation geschenkt und ihr politisches Selbstgefühl geweckt, ist er selbst immer noch unermüdlich tätig. Vor sechs Jahren hat Arles sein Nationalmuseum eingeweiht (Muséon Arlaten), das Mistral gegründet hat.

In einer eifrig geförderten Sammlung vereinigt er gegenwärtig die ganze Märchen-, Sagen- und Schwankliteratur seines Volkes. Er ist Dichter, Sprachforscher, Folklorist, Antiquar. —

Doch kehren wir zu Mirèio zurück, die im Februar 1859 im Verlage des Freundes Roumanille zu Avignon erschien. Man muß es in den Briefen dieses trefflichen Mannes an Victor Duret nachlesen, um sich eine Vorstellung von dem Jubel zu machen, mit dem die engere Heimat Mistrals Werk empfing. Erquickend ist darin auch zu lesen, wie glücklich und neidlos der ältere Roumanille die Sonne des Ruhmes über seinem Schüler, seinem enfant Frederi, aufgehen sieht. Mit humorvollem Stolze berichtet er von den Ehrungen, mit welchen weltliche und geistliche Behörden den Poeten überschütteten, und bei denen auch für ihn und Aubanel etwas abfiel. Von diesem heimatlichen Enthusiasmus begleitet, fährt Mistral Mitte März nach Paris, um neue Triumphe zu feiern. Lamartine begrüßt ihn mit begeisterten Worten, die Akademie setzt sich in Bewegung, und Mistral weiß bei seiner Rückkehr im Mai Wunder von seinen Erfolgen zu erzählen.

Aber diese Erfolge geben Roumanille auch Anlaß zur Sorge: die Pariser werden uns diesen Dichter nehmen!

Der Verleger Roumanille sieht mit Schmerz, wie „die Taube Mirèio meinen Schlag verläßt, um für ihre Liebe und ihre Brut bei Hachette oder Charpentier oder bei einem anderen — aber jedenfalls in Paris — ein Obdach zu suchen, à Paris, ce grand fascinateur et ce grand voleur.“ Und Charpentier erwirbt von Mistral das Recht, Mirèio neu zu drucken; nachher Lemerre und auch Hachette.

Der Zaunkönig Roumanille (um bei seinem eigenen Bilde zu bleiben) sieht zum Flug des Adlers nicht nur mit Bewunderung, sondern auch mit Bangen auf. Dieser Flug führt nach Norden, über die Loire, die französische Mainlinie. Was wird aus dem felibrige werden, das mit dem Armana in Avignon so fest verankert ist?

„Flieg ihm nach!“ heißt es wohl in Roumanilles Umgebung. „Gib deinen Versen auch eine französische Übersetzung für die Pariser bei!“

„Nein“ erwidert er, „meine kleinen Dinger vertragen das nicht . . . la langue française a trop de crinoline pour aborder des sujets pareils. Meinen Pfirsichen will ich den Flaum nicht nehmen und die Flügel meiner Schmetterlinge nicht des Goldstaubs berauben: me traduira qui voudra. Du reste je suis compris chez moi et je n'ai pas l'ambition de l'être de l'autre côté de la Loire. C'est pour le pays d'oc que je chante et non pour celui d'oïl“ [1]).

In dieser Haltung tritt augenscheinlich ein Gegensatz zwischen Vater Roumanille und dem enfant Frederi zu Tage. Roumanille meint, daß sein felibrige in bescheidener Selbstbeschränkung die ganze Wirksamkeit der engeren Heimat widmen sollte, statt mit hohen künstlerischen Ansprüchen über das

[1]) Roumanilles Witwe hat indessen dem Neudruck der Werke ihres Mannes kürzlich eine französische Übertragung beigefügt.

Gebiet der lenga d'o hinauszugreifen. Er hatte von einer stillen Regeneration seines Landes geträumt und sah sich immer mehr einer üppigen literarischen Renaissance gegenüber. „Et moi," schreibt er zu Ende 1859, „qui suis en arrière avec ma mère et mon pauvre peuple, je regarde avec bonheur mes amis, qui sont en avant avec les artistes et les lettrés." Avec bonheur — und mit Wehmut! Mit den Jahren sah er zu seinem Schmerz diese Kluft sich erweitern, die Teilnahme und den Einfluß der Hauptstadt am Felibertum immer größer werden. Der Siebenundsechzigjährige beklagt in seinem letzten Brief an Duret (Sommer 1885) diesen überwuchernden Einfluß des Nordens: „Nos jeunes sont trop Parisiens et les vices du Nord tuent les vertus du Midi, comme les idées et la langue du Nord tuent nos idées et notre langue. Que peut être un félibrige parisianisé? je vous le demande."

Und tatsächlich hat Paris aus dem Felibertum vielfach eine literarische Spielerei gemacht. Der Schmerz ist Roumanille erspart geblieben, seinen Mistral an Paris zu verlieren. Der dreißigjährige Dichter ist nach den berauschenden Erfolgen, die ihm die verführerische Hauptstadt bereitete, gelassen nach Maillane zurückgekehrt, um da zu bleiben, im heimatlichen Dorfe. Jung, schön, berühmt, reich, — hat Mistral Paris den Rücken gekehrt.

Diese Kraft der Bodenständigkeit, diese schlichte und starke Treue gegen sich selbst muß man an dem Zauber messen, den dieses Paris auf jedes Talent und Talentchen ausübt, um in ihr vielleicht die bewundernswerteste Tat des Dichters zu erkennen. Er hat aus seinem Leben ein Kunstwerk von hohem Gehalt gemacht, eines der glücklichsten, vollsten Menschenleben, die je gelebt worden sind. —

Gewiß birgt die Causo des felibrige manche Illusionen. Ihre Verfechter tragen der modernen Welt zu wenig Rechnung. Ihr römischer Katholizismus ist eine künstlerische und eine kulturelle Schranke. Es ist ihr nicht gelungen, den ganzen Süden zu einigen, denn der berechtigte Partikularismus, aus dem sie geboren, hat in ihrem eigenen Schoße partikularistische Strömungen und Rivalitäten erzeugt. Ihr Streben, auf dem Boden Frankreichs eine zweite ebenbürtige Schriftsprache erstehen zu lassen, beruht auf einer Verkennung des Laufes der Welt, der unaufhaltsam die sprachlichen Minderheiten zermalmt und zur Bildung großer Einheiten drängt.

Als Sprache einer heimatlichen Dichtung, einer Heimatkunst hat Mistrals lenga d'o glänzend debütiert. Schöne Lieder soll das felibrige seinem Süden und der übrigen Welt schenken. Eine gesunde Dezentralisation, ein kräftiges regionales Leben soll es in Frankreich anbahnen und die Hypertrophie der Hauptstadt sanieren helfen, — Lieder und Dezentralisation, das werden seine besten Früchte sein.

Conrad Ferdinand Meyer.

In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer.

V.

Es ist sehr begreiflich, daß C. F. Meyer, dessen Phantasie mit großen wechselnden Bildern übervölkert war, als er von Lausanne nach Zürich zurückkam, weder dem trockenen, damals für ihn völlig aussichtslosen Rechtsstudium Interesse abgewinnen, noch sich in die langsam reifenden, von der Schweiz aus nicht zu überblickenden, verwickelten deutschen Dinge geistig einzuspinnen vermochte. Für die revolutionären deutschen Dichter, einen Herwegh, dessen „Lieder eines Lebendigen" einst unter den Deutschen in Zürich das große literarische Ereignis waren, hat er sich nie ernstlich begeistern können. Neben einem Victor Hugo, einem Béranger erschien ihm Herwegh unnatürlich, trocken und rhetorisch.

Was war denn eigentlich der Bestand seines geistigen Besitzes, auf dem er nach der Rückkehr seine Studien an der heimatlichen Universität hätte aufbauen können?

Er wußte und kannte vieles, aber es war schwebendes, luftiges, unverarbeitetes Material, mehr ein Traumbesitz als sein ehrlich erworbenes, rechtmäßiges Eigentum. Im Gefühle dieser Unsicherheit kaufte er sich nicht ein Studentenmützchen, wie die Juristen in Zürich es damals trugen, von kirschroter Farbe, sondern drückte ein dunkelblaues, das der philosophischen Fakultät, erklärte er, auf seine dichten, unruhigen Haarwellen.

In seinem Zimmer stellte er in langer Reihe die neuen, in Lausanne gekauften Autoren auf. Da waren die Dramen von Victor Hugo, die Romane von George Sand; da standen auf demselben Bücherbrette Gegensätze wie Lamennais und Joseph de Maistre, Dante Alighieri und Alfred de Musset friedlich nebeneinander.

Wie könnte übrigens ein Deutscher dem jungen Schweizer die Vorliebe für das französische oder, allgemein gesagt, für das romanische Geistesleben jener auf die Julirevolution folgenden Jahre nachträglich übel anrechnen?

Besuchte doch das junge Deutschland jener Tage selber seine beliebten Dichter und geistreichen Schriftsteller, einen Heinrich Heine, einen Ludwig

Börne in Paris! Das Deutsche Reich brauchte Zeit, um sich auf sich selber zu besinnen, bevor es in seiner Größe erstand. C. F. Meyers Ausgestaltung zum deutschen Dichter war, wenn ich so sagen darf, eine Parallelentwicklung. Seine allen Eindrücken offene, empfängliche Dichternatur erwuchs unter denselben Einflüssen und entwickelte sich nach den gleichen Gesetzen wie die Gesamtheit des Geschlechts.

Ein anderes, das damit zusammenhängt, muß ich — nur im Vorübergehen — zu erklären suchen, die Äußerung des Dichters: „Nicht ausschließlich französische, wohl aber im weiteren Sinne romanische Elemente haben auf meine Jugend und auf meine dichterische Arbeit eingewirkt."

In der Tat, während der vierziger Jahre knüpften sich auch die italienischen Unabhängigkeitsbestrebungen mittelbar an Paris, das sich das Haupt und das Herz Frankreichs nannte. Das erwachende Italien mit seinen Philosophen des nationalen Idealismus: einem Gioberti, einem Rosmini, verständigte sich mit einem Grafen Montalembert, einem Père Lacordaire. Sogar Pius IX., der junge, der vom Volke vergötterte Papst, war eine kurze Zeitlang diesen nationalen Wünschen nicht fremd gewesen. Man träumte von einem italienischen Föderativstaat unter der Führung des Papstes.

Es ist nicht meine Absicht, hier auf jene nationalen Bestrebungen des vergangenen Jahrhunderts zurückzukommen. Ich darf mich in diesen Erinnerungen nicht auf das Gebiet der Geschichtschreibung verirren, auf dem ich nicht genügend Bescheid weiß. Es liegt mir nur daran, festzustellen, daß meines Bruders einsames Geisteswachstum durchaus innerhalb der geistigen Strömungen seiner Zeit blieb.

Professor Louis Vulliemin stand als Historiker der nationalen Entwicklung Italiens mit warmem Interesse nahe und kannte einige der maßgebenden Persönlichkeiten. Den Schriften seines Freundes Alexandre Vinet verdankte, so sagt man, Gioberti seine Idee der freien Kirche im freien Staate. Unser Genfer Freund Ernest Naville, dessen altes Geschlecht aus Italien stammt, verkehrte mit geistesverwandten italienischen Philosophen und Pädagogen.

In Paris, zur Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe, führten als leitende Minister Guizot und Thiers, je nach den Schwankungen der Kammermehrheit abwechselnd, das Staatsruder. Ihre großen Reden im Parlament wurden auch bei uns in der Schweiz als politische Ereignisse lebhaft besprochen. Beide schrieben Geschichte. Guizot, ein Altersgenosse unseres alten Genfer Freundes Mallet-d'Hauteville, hatte als höchst begabter französischer Protestant in Genf studiert. Herr Mallet, der liebenswürdigste Erzähler, den ich kannte, schilderte mir zuweilen auf meine Bitte die Begegnisse jener für mich sehr alten Zeit und auch den Charakterkopf des Historikers, dessen Werke mein Bruder mir gerade damals mit eifrigem Interesse vorlas. Er erzählte von des jungen Guizot eisernem Fleiß, und wie er, zu stolz, eine Einladung anzunehmen, ohne sie zu erwidern, seine näheren Bekannten wohl auf seine höchst einfache, kahle Stube geladen und sie dort mit einem Gericht gebratener Kastanien bewirtet habe, das frugale Mahl mit geistvollen Gesprächen würzend.

In Frankreich standen also unter Louis Philippe Geschichtsforscher an der Spitze des Staats. Schriftsteller und Dichter übten in der Politik entscheidenden Einfluß.

Mir erscheinen heute diese Jugendeindrücke als eine längst verschwundene Ideenwelt, deren geistvolle und edle, aber jeder Wucht ermangelnde Vertreter sich über die Größe ihres Einflusses auf die Weltgeschichte getäuscht haben mögen; dennoch ruhte ihre Vaterlandsliebe, ruht die Überzeugung, für die sie eintraten, auf unvergänglichen Prinzipien. Es ist eine Saat, die wieder aufgehen wird.

Blicke ich jetzt auf das Jahrhundert meines Bruders, gleichsam außerhalb desselben stehend, zurück, so scheint mir der Zeitraum von 1850—1870, die Dauer des zweiten französischen Kaiserreichs, die sich mit den lange vorhaltenden jugendlichen Mannesjahren meines Bruders deckt, als die Zeit der Umwandlung und Entscheidung. Der Idealismus in der Politik erstarb, als Louis Napoleon sein Programm entrollte und die unruhigen Franzosen von Krieg zu Krieg führte. Seine Politik erdrückte die Doktrinäre und Idealisten und brachte das materielle Übergewicht zur Geltung. Es ist die Zeit, da der Dichter, in seiner Abgeschlossenheit auf selbständiges Schaffen und die Gegenwart langsam und schmerzlich verzichtend, sich in einsamen Studien vollständig der Geschichte und der Literatur vergangener Tage zuwandte.

Weder die industriellen Erfolge noch die Kriege des zweiten Empire fanden in seiner Seele sympathischen Widerhall — die Befreiung Italiens wohl!

Es bleibt seltsam, daß gerade die Einigung Italiens, der glühende unerfüllte Wunsch der italienischen Idealisten, mit dem Beistand der französisch-imperialistischen Waffen durch den Grafen Cavour, der kein Doktrinär war, erreicht wurde, und daß der tragische Sturz des zweiten französischen Empire mit der machtvollen Auferstehung des deutschen Kaiserreiches in nächstem geschichtlichem Zusammenhange steht.

Nach der Rückkehr von Lausanne war die noch ungefestete Seele des Dichters von allen diesen politischen und literarischen Beziehungen zwischen den nach neuen Zuständen strebenden Nationen erfüllt und beeinflußt. In der Heimat von keinem ganz verstanden und seines Zieles ungewiß, konnte er von außen keine Hilfe erhoffen, und hätte er nicht einmal gewußt, wo er sie suchen sollte. Er mußte selber mit sich fertig werden. Der Anfang war ein allmähliches Irrewerden an der eigenen Kraft und an allen früheren, in nebelhafter Ferne verschwindenden Zielen. Es war ein Zersetzungsprozeß. Sein wolkenhaftes geistiges Dasein mußte sich zu einem festen Kerne verdichten.

Zu dieser Ermannung und Festigung seiner Seele trug im gegebenen Momente das liebevolle und ernste Studium der französischen Sprache und Geschichte, trug vornehmlich die Treue seiner Freunde in der französischen Schweiz mächtig bei. In der kleinen biographischen Skizze, die er für die Gedenkschrift Anton Reitlers schrieb, erwähnt er diese Krise mit den Worten: „Einmal hat mich die Ziellosigkeit meines Daseins fast zur Verzweiflung gebracht, und nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet."

Er gürtete sich damals zum Lebenskampfe und entdeckte bei dieser Anstrengung die schlummernde Energie seines Charakters. Mit philologischen Studien setzte er ein. Er begann mit konzentriertem Eifer den Genius der Sprachen, die Seele der Nationalitäten zu erforschen. In ihren großen Schriftstellern und Geschichtskundigen lernte er sie lieben, kennen, vergleichen und fand auf diesem Wege die Fähigkeiten seiner eigenen Seele.

Es ist kein Mangel, es ist berechtigter Reichtum, wenn der schweizerische Dichter und Historiker, der auf den Grenzmarken der Länder steht, mit tiefem Verständnis zugleich die Wucht eines Martin Luther, die leuchtende Glut eines Dante Alighieri, den scharfen Stahl eines Blaise Pascal zu schätzen und zu erfassen weiß. Ist es nicht dasselbe Licht, das in verschiedenem Farbenfeuer auf die Seele wirkt?

Im vergangenen Jahrhundert hätte man gerade die Fähigkeit, den Genius verschiedener Sprachen mit gleichem Verständnis zu würdigen, eine echt deutsche geheißen. Jedenfalls war sie ein Grundzug im Wesen meines Bruders.

Und er ließ dieser Vielseitigkeit ihr Recht, solange es sich um den Genuß vertieften Verständnisses und nicht um eigenste produktive Arbeit handelte. Aber dieses weltumfassende Erkennen und Genießen ist künstlerisch unfruchtbar. Zur dichterischen Tat gehört die lebendige Parteinahme der ganzen Seele. Will der Dichter tiefe und deutliche Furchen ziehen in seinem Vaterlande, unter seinem Volke, so muß er festen Trittes den eigenen Grund und Boden beschreiten.

Als das Deutsche Reich wieder erstand, da erstand in Conrad Ferdinand Meyer der Ghibelline. Dieses innerste Parteiergreifen machte ihn zum deutschen Dichter. Er war sich des Augenblicks wohl bewußt, da sich seine Freude an poetischer Gestaltung mannigfaltiger, den unbeschränkten Gebieten des Lebens, der Geschichte und der Kunst angehörender Stoffe in die ernste Arbeit des berufenen Dichters verwandelte. Er kannte den Zeitpunkt, da es ihm zuerst gelang, einen großen historischen Stoff zu ergreifen und ihn mit seiner eigenen Seele zu durchdringen. Waren auch seinem „Hutten" zwei kleine Gedichtsammlungen vorangegangen: in ihm erkannte der Dichter jederzeit den „Erstling" seiner konzentrierten Kraft.

Er hat es einmal selbst erzählt, welches das Feuer war, das endlich die spröden Metalle, die sein Inneres barg, zum Glühen und in Fluß brachte. Es waren die großen, historischen Ereignisse, die er selbst miterlebte, wenn auch als ein Tatenloser: die Gründung oder vielmehr die Auferstehung des deutschen Kaiserreichs und noch vorher die nationale Erhebung Italiens, seine Einigung unter einem italienischen Königshause.

Auf diese großen Begebenheiten, deren Wurzeln und Vorzeichen ihn seit seiner Jugendzeit beschäftigt hatten, sind die Grundzüge der allermeisten seiner Novellen und vieler seiner poetischen Erzählungen zurückzuführen. Sie entstanden aus dem Wunsche, die geschichtlichen Menschen der Vorbereitungsepochen in ihrem Kampfe und siegreichen Untergange lebensfähig und so, daß ihr poetisches Bild der Wirklichkeit gerecht würde, darzustellen, wie es die großen Meister der Renaissance in Malerei und Skulptur getan hatten.

Näher oder ferner bezieht sich seine ganze Lebensarbeit auf den größten Stoff des Künstlers: die geschichtliche Entwicklung der Menschheit. Er suchte die Ursache und die Erklärung der historischen Wandlungen in den historischen Menschen. Wo anders aber hätte er die menschliche Seele studieren können, als in den Bewegungen seiner eigenen!

Zu dieser Dichterarbeit befähigten ihn zwei Grundanlagen: der weite, große Gedankenflug und die feinen seelischen Fühlfäden seines Wesens. Das Muttererbe dieser beiden Anlagen, in denen sein dichterisches Schaffen wurzelte, machte ihn indessen, solange er es nicht zu schätzen und zu verwenden wußte, herzlich unglücklich.

Mit seinen hohen, unsicheren Maßstäben stand er den kleinen Zielen, Mitteln und Wegen des alltäglichen Treibens fremd und verständnislos gegenüber. Er zerstieß sich die Flügel an den engen Rahmen und kleinen Fensterscheiben des bürgerlichen Daseins, solange sein eigenes Wollen noch unklar, ziellos und unfrei war. Der Konflikte, in die ihn seine feinen, und bis zu tiefer Verletzlichkeit eindrucksfähigen seelischen Organe brachten, gar nicht zu gedenken! Um nur eines zu nennen, war ihm von jeher jedes Wettlaufen, jedes Rivalisieren auf allen Gebieten gleich zuwider. Es wäre ihm beides gleich drückend gewesen: einen anderen zu überholen und auf die Seite zu drängen oder selbst zurückzubleiben und hintangesetzt zu werden. Ich glaube nicht, daß man ihn dazu gebracht hätte, sich mit anderen um eine Stelle oder um einen Preis zu bewerben. Ein solcher Einzelsieg konnte sein Gefühl als rohe Ungerechtigkeit verletzen. Am liebsten hätte er einen unbestrittenen Platz an der Sonne erreicht, von wo sein Schatten keinem anderen verdunkelnd auf den Weg gefallen wäre.

In jungen Jahren also litt er und sonderte er sich ab. Er litt und machte dabei auf die rechtschaffenen Leute den Eindruck ungebändigten Hochmuts und unberechtigter Überhebung.

Aus dieser Unsicherheit und diesen schmerzlichen Kämpfen heraus wurden „Huttens letzte Tage" geboren, eine Dichtung, deren erste Ausgabe mehr, als er es später vor seinem historischen Gewissen verantworten konnte, seine eigene Seele offenbarte.

Wie er mit „Hutten" begonnen, so dachte er mit Kaiser Friedrich II., dem rätselhaften Hohenstaufen, seine Lebensarbeit abzuschließen. In seiner Hohenstaufentragödie — so nannte er seinen letzten und höchsten Plan — wollte er den Moment zeigen, wo, dichterisch geredet, der geniale Kaiser sein Schicksal hätte „einrenken" können durch den Verzicht auf unumschränkte Weltbeherrschung. So und nicht anders ist C. F. Meyers Wort an Adolf Frey in Bezug auf diese Dichtung zu verstehen: „Ich dachte daran, wie ein gleichsam verfahrenes und verpfuschtes Leben durch die göttliche Fügung wieder eingerenkt werden kann"[1]). — Auch den Dichter führt der Anspruch auf schrankenlose Gebiete zur Zerfahrenheit. Auch für ihn liegt in dem zur Konzentration gehörenden

[1]) Deutsche Rundschau, 1901, Bd. CVI, S. 199: „Conrad Ferdinand Meyers ‚Petrus Vinea'". Von Adolf Frey.

Verzicht die Bedingung der Kraft. Man könnte in erweitertem Sinne sagen, auch im Drama des Dichterlebens sei die vollkommene Wirkung abhängig von der Einheit des Ortes und der Handlung wie von der aus der Kürze des Menschendaseins von selbst sich ergebenden Einheit der Zeit.

VI.

Es hat mich immer fremdartig berührt, wenn mir da oder dort ein Zeitungsabschnitt in die Hände fiel, auf dem das Leben meines Bruders erzählt war, wobei seine Jugend eine durch moralischen Druck und eingeengte Verhältnisse verkümmerte genannt wurde. Oder wenn ich gar der Phrase begegne, er sei in den Banden eines ängstlichen Pietismus erzogen worden, von denen er sich später freigemacht habe. So wenig treffen diese Angaben zu, daß ich ganz darauf verzichten muß, sie zu widerlegen. Sie verraten eben nur eine begreifliche Unkenntnis der damaligen, speziell der schweizerischen Zustände und geistigen Strömungen. Ich werde mir dabei bewußt, daß meines Bruders Knabenzeit, die mir in lieber, heller Erinnerung steht, weit, weit zurückliegt, sozusagen im Anfange des vorigen Jahrhunderts! Wer kann sich noch dahin zurückversetzen? Wer nimmt sich Zeit dazu, heute, da alles Vergangene in Schnelligkeit wissenschaftlich klassifiziert wird, damit sich des gegenwärtigen Tages volle Gedankenarbeit so rasch und exakt, als die neuen Instrumente es erlauben, den Aufgaben und Zielen des zwanzigsten Jahrhunderts zuwende?

Nur über unser sonniges Elternhaus denn ein paar Worte! Als ich sechs Jahre nach meinem einzigen Bruder zur Welt kam, kurz nach der Pariser Julirevolution, deren Wellenschlag auch die schweizerischen Verhältnisse beeinflußt hatte, stand unser Vater, der zur jungen liberalen Partei gehörte, mit seinen Freunden an der Spitze des zürcherischen Staatswesens. Die politischen Interessen herrschten damals bei uns in so hohem Grade vor und bedeuteten für ihn eine so schwere Arbeitslast, daß ihm für den Verkehr mit dabei unbeteiligten Freunden keine und für den väterlichen mit uns Kindern wenig Zeit blieb. Desto mehr schätzten wir es, wenn wir einmal mit ihm ausgehen durften. Er war für uns die größte Autorität. Ich erinnere mich nicht, daß er mich je gestraft hätte; aber es lag etwas in seiner edeln, schlanken Erscheinung, in der hohen Stirn und dem lautern Blicke seiner großen, blauen Augen, das uns in Zucht hielt. Dabei war er uns sehr lieb. Machte ich einen Streich, so war es für mich die fürchterlichste Strafe, wenn das Wort erging: „Das ist zu arg! Das müssen wir dem Papa sagen.“ Ich wußte, er würde dann sehr traurig werden.

Das geschah aber nur im äußersten Falle. Man betrat den Vorraum seiner Arbeitszimmer mit schüchternen Tritten, denn er durfte nicht unnötig gestört werden.

Wir bewohnten ein großes, altes Haus mit einem weiten Garten, den ein schattiges Wäldchen abschloß. Inmitten dieses Gehölzes, aus dem uralte Pappeln und weißstämmige Birken aufragten, stand ein einsamer gemauerter Pavillon, der meist verschlossen war, auf einem freien, von wohlriechenden

Gebüschen umsäumten Platze. Die stille Bank, die sich dort an das Gemäuer lehnte, ist der einzige Ort im Garten, den unser Vater, selten genug, mit einem Buche in der Hand aufzusuchen pflegte. Er war dort ungestört, und die hinter der dichten Weißdornhecke vorüberrauschenden Wasser des Sihlkanals, der das Grundstück begrenzte, verbreiteten Kühlung. Überall nach rechts und links dehnte sich hinter der ruhigen Vorstadtstraße, in der wir lauter gute Nachbarn hatten, dieses blühende, duftende Gartenrevier und gewährte uns einen unbegrenzten Spielraum freier Bewegung.

Wir hatten es also gut. An Luft und Licht und Freiheit litten wir keinen Mangel. Bis zum Tode unseres Vaters war unsere Jugend eine bevorzugt helle, beschützte und sorglose.

Aber auch später, als unsere gute Mutter nach ihrem größten Verluste ein „trauriges Herz" hatte, behielt sie stets ihren weiten, für künstlerische Eindrücke offenen, „heiteren Geist", bis er, durch ein physisches Leiden beeinflußt, in den letzten zwei Monaten ihres Lebens sich verdüsterte. Sie selber freilich beklagte es oft, wie viel wir an treuem Schutz und Rat und an Lebensglück durch den Tod unseres Vaters eingebüßt hätten, denn sie entbehrte ebensosehr wie seine milde Nähe in täglichem Schmerz sein immer wohlbegründetes Urteil und seine überlegene, sichere Ruhe.

Wir Kinder trugen damals an diesem Leide weniger schwer, da uns doch die treuste Mutter geblieben war. Jetzt aber, C. F. Meyers Leben als Ganzes überschauend, sehe ich doch nach dem Tode unseres Vaters die Spur sich abzweigen, die meinen Bruder auf einsame Pfade führen mußte und zu jahrelanger fruchtloser Anstrengung, sich eine unbeschrittene Bahn zu brechen. Damals mag es gewesen sein, daß seine Leistungen in der Schule zu Klagen veranlaßten. Er arbeite ungleich, hinterbrachte man der Mutter. In den einen Fächern mit Vorliebe, in den anderen so wenig als immer möglich. An Talent fehle es ihm nicht, aber er dauere nicht aus. Dem damals Fünfzehnjährigen wurden von wohlmeinenden Familienfreunden Vorhalte gemacht: Er sei nun die einzige Stütze der zartfühlenden, trauernden Mutter. Seine Pflicht sei, durch Fleiß und geordnetes Studium eine feste Stellung zu erringen um ihretwillen.

Das hätte er gerne, ohne dazu ermahnt zu werden, aus freiem Willen getan. Doch, davon bin ich heute überzeugt, er konnte es nicht. Er empfand den Zuspruch Fernstehender als Verletzung, empfand als tiefes Leid anderseits die Enttäuschung und die Sorge, die er seiner Mutter, die ihm das Teuerste war, verursachte. Er verschloß sich in sich selbst und vertrotzte sich in dumpfem Schmerz.

Unsere Mutter erschien mir als das Zarteste, Lieblichste und Beste auf Erden. Die Liebe zu ihr hob meine Mittelschlagsnatur. Von früh an, schon seit dem Tode der sorgsamen Großmutter, der dem unseres Vaters in der Frist von zwei Jahren folgte, war ich weniger darauf bedacht, ihr zu gehorchen — das gab sich von selbst — als sie, die verwitwet und betrübt genug war, vor der Unbill des täglichen Verkehrs und vor dem Kummer zu schirmen, den unsere Unbändigkeiten und Mißgeschicke in der Schule oder auf dem Schulwege ihr machen konnten.

Ich bin ganz davon überzeugt, daß mein Bruder innerlich nicht anders zu ihr stand und schwer darunter litt, daß seine damalige Sturmwindsanlage, verbunden mit einer für jede Verletzung empfindlichen, jeden Druck verdoppelt fühlenden und dagegen reagierenden Reizbarkeit, ihn seiner Mutter gegenüber nicht rücksichtsvoll und stützend, wie er gerne gewollt hätte, sondern nicht selten unzugänglich und schroff erscheinen ließ.

Schon oft habe ich mich gefragt, zu welcher Zeit eigentlich und durch welche Veranlassung mein überlegener, lustiger und erfindungsreicher Spielkamerad mit dem dichten braunen Ringelhaar sich in einen träumerisch in sich verschlossenen, von der Außenwelt verzichtend sich abwendenden, mich hauptshoch überragenden, mageren jungen Mann verwandelt habe.

Solange C. F. Meyer unter dem Schutze der ruhigen Autorität seines Vaters sich geborgen sah, beschlich ihn kein Zweifel, daß auch für ihn das Rechtsstudium die fest vorgezeichnete Laufbahn sei. Später, als er seiner Aufgabe allein gegenüberstand, wurde er an diesem Berufe, zu dem er keine Anlage hatte, irre, ließ sich aber, innerlich von Zweifeln und Unsicherheiten jeder Art bestürmt, durch die Verhältnisse weitertreiben. Lust und Liebe zu einem trockenen Fachstudium gingen ihm dabei verloren. Er las unendlich viel und orientierte sich überall, ohne irgendwo, die neueste Literatur vielleicht ausgenommen, wirklich zu Hause zu sein und seines Lernens froh zu werden.

In späteren glücklichen Zeiten fragte ich ihn selbst einmal: „Konntest du eigentlich oder wolltest du damals deine Rechtsstudien nicht fortsetzen?“ — „Beides,“ sagte er und lenkte das Gespräch auf erfreulichere Dinge.

Physisch war mein Bruder eine durchaus gesunde Natur. Er ritt und focht. Er war ein rascher und unermüdlicher Fußwanderer und ein vorzüglicher Schwimmer. Die Berge der Heimat, die reinen Lüfte der Höhen, Schnee neben Alpenrosen, tiefe Himmelsbläue über Gletscherfirn und dunkeln Arvenwipfeln — dahin ging sein starkes Sehnen, darin lebte er auf und atmete er Glück in vollen Zügen. Nicht daß er ein regelrechter Bergbesteiger gewesen wäre, wie es etwa heute die verdienstvollen Mitglieder eines Alpenklubs sind! Unvorsichtig und willkürlich, am liebsten führerlos machte er zu jener Zeit seine Bergfahrten, von denen er immer mit beschädigten Schuhen und zerrissenen Kleidern, aber heil und gesund zurückkehrte.

Viele Jahre später, als er nach einem kurzen Aufenthalt in Silvaplana, von Züricher Freunden dort aufgestöbert und zu einem Ausfluge eingeladen, bei der scharfen Straßenwendung zu Campfer aus dem stürzenden Fuhrwerk auf die neben dem Wege aufgehäuften Bausteine geschleudert worden war und mit gebrochenem Arme mehrere Wochen, gerade bis zum Winterschnee, in Pontresina liegen bleiben mußte, hat er in einem Gedichte „Fiebernacht“, einem poetischen Tagebuchblatte, sein eigenes Jugendbild gezeichnet. Er hält Zwiesprache mit dem Berggeist:

. . . Ich höre deine Ströme rauschen,
Gib mir Gehör! Wir wollen Rede tauschen.
. . . Hast du mich leise rufend nicht gezogen?
Warst du mir lange Jahre nicht gewogen?

Und wenn in deinem Reich ich mich verirrte,
Schritt nicht, wie Zufall, mir voran ein Hirte
Und ließ mich — ungerufen, ungebeten —
Bergab in seine sichern Stapfen treten? —
Du bist mir gram geworden? . . .

Aus dem Flutensturz und der Laue Dröhnen klingt die Antwort:

Ein junger Wandrer kam zu mir gefahren
Mit hast'gen Schritten und mit weh'nden Haaren,
Ein bleiches Bild! So ist er ohne Bangen
Auf meinen schmalen Gräten umgegangen;
Und über Klüften, schwindelnd abgrundtiefen,
Aus welchen jubelnd ihn die Wogen riefen,
Ist er gewandelt auf gestürzten Föhren
Und schien in meine Wildnis zu gehören,
Ein dumpfer Ton in meinen dumpfen Chören —
Du warst's . . . und gingst an eines Abgrunds Saume,
Unkundig der Gefahr in wachem Traume!
Doch mir gefiel der Kühne und der Blinde,
Und Sorge trug ich dir als einem Kinde.

So war er als Zwanzigjähriger. Unglücklich nennen durfte man ihn nicht. Er hätte es nicht gewollt und nicht ertragen. Er war es schon in dem Sinne nicht, daß er sicherlich niemals mit einem anderen Menschen getauscht hätte. Er hätte sein Los für kein anderes, und noch viel weniger hätte er sein Ich, ob es auch damals noch ein unharmonisches Wesen war, gegen ein anderes weggegeben.

Von den Gütern der Erde verlangte er im Grunde wenig. Er war keine vergnügungssüchtige, begehrliche Natur und hatte für Luxus, der ohne künstlerischen Sinn und Wert ist, niemals Gefühl. Unbequemer Überfluß, der Sorge und Pflege verlangt, war ihm in der Jugend als ein Hemmnis seiner freien Bewegung sogar zuwider. Aus ähnlichen Gründen verhielt er sich den ihm damals zugemuteten geselligen Vergnügungen gegenüber ablehnend.

Ach, diese Freuden
Sind so bescheiden
Und von Leiden
Kaum zu unterscheiden —

pflegte er dabei zu seiner Rechtfertigung aus Tieck anzuführen. Die Mutter drängte ihn nicht dazu und schwieg. War doch auch unserem Vater die Zeit immer zu kostbar gewesen, um sie mit Zerstreuungen zu kürzen.

Vielleicht wurden wir etwas zu wenig erzogen. Wer vermag es zu sagen? Ich fürchte, die weiseste Pädagogik hätte den seelischen Naturanlagen meines Bruders gegenüber versagt. Nur einer konnte ihn erziehen, und das war er selbst. Und er konnte es erst bei gereifter Manneskraft mit der vollen Spannung seines Willens zu treuer künstlerischer Arbeit. Erst als er ein begehrenswertes Ziel vor sich sah und erkannte, wohin seine Anlagen deuteten, und wohin er berufen war.

Die Elemente seines Lebenskampfes, der wahrlich kein kleiner war, lagen in ihm selbst. „Ich bin kein starker, aber ein durchaus unabhängiger

Charakter," sagte er einmal. Das ist kein glückliches Material zur Selbsterziehung. Auch ein reiner Charakter war er glücklicherweise. Aber dessen war er sich kaum bewußt. Die weit vorherrschende unter seinen geistigen Anlagen war seine weltumfassende, in die Ferne greifende, rastlos schaffende, von einem Bilde zum anderen übergehende Phantasie. So ruhelos schwebte sie, daß er als Knabe kaum vermochte, sie auf einem Gegenstande festzuhalten, um eine größere Arbeit, eine Zeichnung zum Beispiel oder eine ihm aufgetragene schriftliche Aufgabe, gleichmäßig auszuführen und zu vollenden. Was nicht im ersten Wurf gelang, ließ er unfertig liegen, und fing Neues an. Dabei hatte er eine scharfe Beurteilung seiner Fehler und stellte an sich große Forderungen. Erfüllte er sie nicht, so sanken ihm entmutigt die geistigen Schwingen. Er entwarf in scharfen, charakteristischen Umrissen, die er nicht füllen konnte. Diesen unsteten Zug seines Wesens kannte er wohl. Er verglich sich selbst dem nie rastenden Winde.

Unserer trauernden Mutter war nach dem Tode ihres Mannes noch eine tröstende und sorgende Stütze geblieben in ihrer eigenen Mutter, die, soweit ich zu denken vermag, immer mit ihrem einzigen Kinde unter einem Dache gewohnt hat. Unsere Großmama, eine feine, bewegliche Frau mit sprechenden, dunkelbraunen Augen, war von regsamem Geiste und hellem, freundlichem Gemüt. Ihre Heiterkeit und Anmut, ihre Freude an Kindern und Blumen ließ sie jung erscheinen bis in ihr hohes Alter. Sie war die nimmermüde Teilnehmerin an unseren Spielen und Interessen geblieben. Zu ihren Lebensbedürfnissen gehörte ein freistehendes Haus mit Hof und Garten, in dem unter ihrer sachverständigen und liebevollen Aufsicht feine Gemüse für den Hausbedarf gezogen und die mannigfaltigsten einheimischen und fremden Blumen gepflegt wurden. Sie war auch die unbeschränkte Herrin aller süßen und saftigen Baumfrüchte und Beeren, die im Garten reiften, und es war ihre Freude, lieben Bekannten oder Kranken von dem Überfluß ihrer Früchte und dem Reichtum ihrer Blumen mitzuteilen. Diese leichten, duftenden Gaben durfte ich als ihre kleine Botin den Freunden bringen. Auch für uns war sie die gute Spenderin vieler Freuden und Annehmlichkeiten und damit in gewissem Sinne ein Mittelpunkt des Hauses.

Erst als auch sie, während mein Bruder in Lausanne war, nach einer Winterkrankheit nicht mehr zu Kräften kommen konnte und im Hochsommer dahinstarb, fühlte sich unsere Mutter völlig verwaist und nahm dankbar das Anerbieten unseres väterlichen Oheims an, der ihr ein weites Gelaß in unserem urgroßväterlichen Hause in Stadelhofen als Wohnung zur Verfügung stellte. Es war nach dem Tode eines alten Anverwandten kurz vorher käuflich in seine Hände übergegangen.

Dieser Wohnungswechsel war ein guter Tausch. Dennoch erscheint mir heute, aus weiter Ferne gesehen, jener Wegzug aus dem Bereiche, wo die Großmutter uns aufzog und verzog, beschenkte und zur Arbeit anhielt, ergötzte und belehrte, als der Zeitpunkt, da die goldschimmernde, hoffnungsfrohe, zwangslose Kinderzeit sich abschloß.

Mein Bruder kam von Lausanne zurück und schickte sich nun nach wohlbestandener Prüfung dazu an, die Kollegien an der Universität zu besuchen. Stadelhofen war ein vornehmeres Quartier als die durch weite Gärten gekrennten „Seidenhöfe" vor dem alten Rennwegtor. Hier traf das Auge auf grüne Hecken, unregelmäßige Einfassungen, blumige Raine, überströmende Brunnen und niedrige, von Fruchtbäumen überschattete Gartenpforten. Dort bildeten hohe Mauern und eiserne Portale auf der Straßenseite die Verbindung zwischen den steinernen Häusern. Das Zimmer meines Bruders war von nun an nicht mehr ein Gartenstübchen wie bisher, sondern ein prächtiger, altertümlicher Raum mit der Seitenaussicht auf ein Stückchen See und die stets bunt belebten zwei Landungsstellen der Dampfboote. Auf der anderen Seite beherrschte er mit zwei Fenstern die Straße und den Platz vor der damaligen Kornhalle mit ihrem starken Verkehr und mit ihren Heeren von Tauben, die sich um die beim Umladen aus den Säcken gefallenen Körner stritten.

Alles dieses laute Leben sagte ihm weniger zu als die Gartenstille von ehemals. Er sah kaum darüber hin. Aber wenn im Frühjahr der wilde Föhn an den hohen Fenstern seines Eckzimmers rüttelte, dann freute er sich. Er fühlte sich ihm naturverwandt.

Er war ihm lieb:

Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind.

Er selbst, in seinem schmerzlichen Vermissen bestimmter hoher Ziele, war damals der Sturmwind, der über die flache Ebene hinwegsaust, an den Felsen des Hochgebirgs aber sich bricht und in dessen tiefen Schluchten sich verfängt.

Noch spät, als er diese Anlage so bezwungen und gebändigt hatte, daß andere ihrer nicht mehr gewahr wurden, war er selbst sich ihrer noch bewußt.

Wer teilt die Jagd des Bluts und seiner Tropfen?
Es ist der Sturm, der nie zur Rüste geht,
Die Wechselglut des Nehmens und des Gebens,
Und meine Haare wehen windverweht
In allen Augenblicken meines Lebens.

Diese rastlose innere Schwungkraft seiner Jugend gab ihm die Zuversicht eines großen Könnens, der seine Leistungen damals in keiner Weise entsprachen. So verzehrte er sich in schweigender Ungeduld und Ohnmacht. Neben sich sah er Minderbegabte ruhig ihren Weg gehen, von Stufe zu Stufe steigen und ihr nahe gestecktes, von ihm allerdings unbeneidetes Ziel, den bürgerlichen Beruf und Broterwerb, sicher erreichen. Er aber geriet nach und nach außer Reih und Glied seiner Altersgenossen und sah sich in der ihn tief beschämenden, schmerzlichen Lage, wie alle, die in einem achtenswerten, regelrecht geordneten Gemeinwesen nicht klassifiziert und jedem einleuchtend untergebracht werden können, mißachtet, bemitleidet und verleumdet zu werden.

Hätte nur einer, hätte nur er selbst damals seinen künstlerischen Beruf erkannt, so deutlich und unwidersprechlich erkannt, daß er mit ganzem Entschluß ihn ergriffen hätte, er wäre alles Druckes und aller Zweifel ledig ge-

worden. Die Liebe seiner Mutter hätte die äußeren Hemmnisse um jeden Preis weggeräumt. Um ihm freie Bahn zu öffnen, hätte sie sich mit Freuden eingeschränkt, ja, mit heiterem Mute gedarbt, wenn es nötig geworden wäre. Doch es war gerade sein Mangel an Wahl und Willen, der damals wie ein Bann auf ihm lag. Er war höchst unzufrieden mit sich selbst und wäre doch gerne von anderen hochgehalten worden. „Ich zürne es jungen Leuten nicht sehr," sagte er mir einmal viel später halb im Scherz, „wenn sie, überall pädagogisch gedemütigt und an ihr Örtchen hinuntergedrückt, sich ihrerseits zu hoch schrauben und sich aufzupuffen versuchen. Ich weiß aus Erfahrung, es ist gleichsam ihre Notwehr gegen die Außenwelt. Gelingt einem eine gute Leistung, dann wird man bescheiden, wie ein Glücklicher es sein darf."

Damals erschien er sich als ein Rätsel und, was er niederschrieb, dürftig, weit entfernt von dem, was er mit heißem Streben suchte. „Sieh," sagte er zuweilen, „wenn ich morgens mit einer Fülle von Ideen erwache, und ich will meinem Gedankengeschmeide die dazu passende Fassung geben, so komme ich mir vor wie jener arme Hirtenjunge, dem der Berggeist Rübezahl erlaubte, seine Taschen mit Gold zu füllen. Als er heimkam und sie umwandte, um sein Glück vor sich auszuschütten, fiel nichts heraus als dürres Laub."

So verlernte er es, seine Gedankengänge niederzuschreiben; so, und nicht, wie gesagt wurde, weil er sich vorwiegend der französischen Sprache bedient hätte, verlor er mit der Gewohnheit die Leichtigkeit und die Freude, sich schriftlich auszudrücken. Das deutsche Sprachgefühl ging unter in der Masse seiner vielsprachigen Lektüre aus Mangel an Übung, da er ein Einsamer war und damals vielleicht überhaupt nicht immer in Worten dachte. Verse hat er immer geschrieben, doch alle verschwanden im Feuer. In jener Zeit der Selbstkritik, da ihn nichts befriedigte, bekamen seine Handschrift und sein Stil jene Gedrängtheit, die seiner Schreibweise eigentümlich geblieben ist. Ich erinnere mich einer Reihe epischer und dramatischer Fragmente, die er mir von 1845—1850 vorlas. Alle in knappem, an Platensche Schule erinnerndem Stil. Eine Tullia, ein Tarquin, ein Cäsar Borgia tauchen schattenhaft in meiner fernsten Erinnerung auf. „Cäsar Borgias Ohnmacht", zuerst in den „Romanzen und Bildern" abgedruckt, ist nichts anderes als ein Monolog aus einem jener ersten dramatischen Entwürfe, den Conrad Ferdinand Meyer hervorholte und, ihn entfaltend, ausarbeitete, wohl da er ihm besonders wert war, weil er ein auf seiner eigenen Erfahrung beruhendes künstlerisches Motiv festhielt: die in einen Augenblick zusammengedrängte Entscheidung mit unabsehbaren Folgen. Dies aus einem alten Fragment der ersten dichterischen Versuchsperiode mächtig aufgesproßte Gedicht berührt sich sonderbarerweise darin mit seiner reifsten Arbeit, der „Versuchung des Pescara," daß in beiden der Held keine freie Gewalt des Entschlusses hat. Weder Cäsar Borgia noch Pescara entscheiden. Es ist schon über sie entschieden.

Die Mehrzahl der größeren Pläne, die C. F. Meyer in seiner späteren Arbeitszeit ausgeführt hat, mögen ihn, sei es in einzelnen Charakteren, sei es durch einen geschichtlichen Zug oder auch nur durch eine landschaftliche Stimmung, als flüchtige Phantasiegebilde schon während seiner Jugendgärung

zur Bearbeitung gereizt haben. Neben alten römischen Stoffen beschäftigten ihn schon damals die Gestalten der deutschen Kaiserzeit: Otto III., Kaiser Heinrich IV., Friedrich II., König Manfred und Konradin von Schwaben.

Dieses wiederholte und immer deutlichere Auftauchen seiner poetischen Probleme nach jahrelangen, mit den verschiedensten Erlebnissen gefüllten Zwischenräumen bezeichnet die Arbeitsweise des Dichters. Es zeigt auch, wie er in seiner innersten Anlage unter den wechselnden äußeren Einflüssen und Erfahrungen dennoch derselbe blieb. Standhafter und geduldiger ist er geworden, gefestet und entwickelt hat ihn das Leben und die künstlerische Arbeit. Er ist durch schwere Krisen gegangen, die ihn geläutert und umgeformt haben. Sein Metall aber blieb das gleiche.

Es war keine verlorene, es war keine zerstörte Jugend, die mein Bruder später zu beklagen gehabt hätte, aber es war ein langes Traumleben. Mir wird heute noch wehmütig ums Herz, wenn ich mich zurückversetze. Die bewegten vierziger Jahre, der Sonderbundskrieg, den er nicht mitmachen mußte, weil er seiner großen Kurzsichtigkeit wegen vom Militärdienst befreit war, die stürmischen Ereignisse von 1848 und 1849, denen er mit ungeduldigem Interesse als leidenschaftlicher Zeitungsleser folgte — alles flutete an ihm vorüber, ohne ihn von seiner Sandbank zu lösen und ihn in eine freudige Arbeitsströmung hinauszutragen.

So konnte es doch nicht bleiben!

Im Anfange, ja, da war es schön gewesen, als er mir Platens Gedichte vorlas und die damals neuerschienenen Gedichtsammlungen Freiligraths und Lenaus zu Weihnachten schenkte. Wie sollte ein vierzehnjähriges Mädchen, das sein älterer Bruder so wert hält, daß er ihm die eigenen Verse vorliest, sich nicht mit ihm für seine Lieblingsdichter begeistern! Wie sollte es ihm für dieses Mitteilen geistigen Genusses, für dieses Mit-hineinblicken-lassen ins Reich der Poesie nicht dankbar und herzlich zugetan sein! Dem Schulmädchen klangen sogar die Verse, die Freiligrath dem toten Grabbe widmet, wunderschön:

. . . Durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

Aber sollte es denn nicht nur schön, sondern auch wirklich und wahr sein? Sollte es meinen geliebten Bruder ganz persönlich angehen?

Nein, das gab ich schon mit sechzehn Jahren nicht mehr zu. Das wäre einfach nicht auszuhalten gewesen und sollte nicht sein. Schon um unserer Mutter willen nicht, die doch eine Freude haben mußte nach all dem schweren Leid, und die jeder Strahl von Schönheit in Natur, Poesie und Kunst im Herzensgrund erquickte.

An sie wandte ich mich denn mit Bitten, sie möge doch mich irgend etwas, dessen ich fähig wäre, lernen lassen. Es sei doch sehr nötig, schon damit ich später mein eigenes Brot essen könne. Sie selbst hatte in ihrer Jugend gezeichnet und nur, weil sie sich früh verheiratet hatte, diese liebe Kunst auf-

gegeben. So freute sie der Gedanke, ich könnte neben ihr Porträts malen oder Zeichenstunden geben.

Einer ihrer Verwandten war nach zehnjährigem Aufenthalt in Rom um seiner alten Eltern willen gerade aus Italien heimgekehrt. Er richtete sich, früher ein begabter Schüler von Horace Vernet, in Zürich sein Atelier ein und schickte sich, nicht ohne manchen stillen Seufzer, jetzt dazu an, die Bildnisse hervorragender Zürcher und schöner Bräute in Atlasgewändern zu malen.

So bekam ich besseren und ausgiebigeren Unterricht, als es damals sonst in unserer Vaterstadt zu erreichen war. Es gingen mir neue Horizonte auf. Bald zeichnete ich mit Wonne nach der Antike und jeden Tag auf Verlangen meines Lehrers mindestens etwas nach dem Leben, wenn es auch nur die kleine Skizze eines Baumes oder eines Faltenwurfs gewesen wäre.

Die Mutter lebte auf, und mir verwischte sich jedes persönliche Verständnis für den „Kainsstempel." Dafür ging mir allmählich ein ganz neues auf für das alte Wort: „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst."

Mein Bruder, der mir alles Gute gönnte, freute sich meiner künstlerischen Fortschritte. „Zeichne nur!" sagte er. „So lernst du richtig sehen. Das kommt auch mir zu statten; du siehst dann auch für mich." —

Das Schlimme an seiner damaligen Lage war ihre Aussichtslosigkeit. Es nahte sich nun auch für ihn der Augenblick, da er sie nicht länger aushielt und die selbstgeschmiedeten und doch unfreiwillig getragenen Fesseln sprengen mußte. Die Befreiung kam aber, wie sich denken läßt nach so langem Verharren in einer unnatürlichen Lage, nur mit einer schmerzlichen Krise.

Seltsam, sie wurde zuerst durch ein Buch vorbereitet, dessen Verfasser ihn später, als er zaghaft seine ersten „Balladen" herausgab, in verständnisvoll-freundschaftlicher Weise ermutigt hat. Er kaufte sich einen Band „Kritische Gänge" von Friedrich Vischer. Über Goethes „Faust", italienische Malerei und über Eduard Mörike, der meinem Bruder immer besonders lieb war, sprach sich der berühmte Ästhetiker, soviel mir erinnerlich, darin aus. Meyer las das Buch, gab dem Autor recht, las es wieder und sah sein eigenes Dichten, seine Ideen von bildender Kunst und Dichtkunst wie ein morsches Brettergerüst zusammenstürzen. Wie das geschah, kann ich nicht sagen. Die „Kritischen Gänge" hat mir mein Bruder niemals vorgelesen. Jedenfalls war, was Vischer in der Auffassung des Einsamen zerstörte, nicht stichhaltig. Ich glaube, seine Kritik war dazu bestimmt, den Boden zu reinigen, auf dem später, als er durch gründliche sprachliche und geschichtliche Kulturstudien dazu bereitet war, Jakob Burckhardts geniale Einblicke und Urteile wie mit einem Zauberstabe neue lebendige Gebilde hervorriefen.

Damals denn vernichteten die „Kritischen Gänge" jene falschen Voraussetzungen, von denen der Unberatene bei seinen einsamen Studien ausging, und in denen er sich abarbeitete. Er ward irre an allem seinem Können und Verstehen. Kleine, an sich unbedeutende Begegnisse des täglichen Lebens fielen als letzte Tropfen in diesen bitteren Kelch der Selbsterkenntnis, bis er überfloß.

Neben dem rastlosen Gedankenflug war meinem Bruder noch eine zweite künstlerische Anlage zu teil geworden, ein Erbstück seiner Mutter, das er aber

noch nicht wie sie in ihrer zarten Weise, erheiternd und tröstend, anderen und sich selber zu gute kommen ließ, sondern als scharfes Werkzeug gegen sich selbst wandte zur eigenen Qual. Er hatte, wie sie, ein höchst reizbares, feinfühlendes Organ für fremde Individualitäten, ein echogleiches, langes Fortklingen persönlicher Eindrücke, die sich in den verschiedensten Variationen weiterbildeten. Es war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß. In jener Zeit, da er nahe daran war, an sich selbst zu verzweifeln, konnte er durch die unausgesprochenen Gedanken der Leute aufs tiefste verletzt werden. Diesem seelischen Organ entsprach ein Gehörsinn, dessen Schärfe ihn peinigte.

So störten ihn im Sommer, wenn die großen Fensterflügel seines Eckzimmers offen, die grünen Jalousien geschlossen waren, mehr als das Geräusch der Räder auf der Straße, die Gespräche der Leute, die auf dem Fußsteige unter seinen Fenstern vorübergingen. Anfangs belustigte ihn das. „Heute gab ich acht," sagte er einmal; „von sechs Gesprächen, die fragmentarisch zu mir heraufklangen, handelten ihrer fünfe vom Geld." Später hörte er von der Straße herauf wiederholt, wie das Gerücht sich verbreitete, er sei gestorben. Das verdarb ihm den Humor der Sache.

In seinem großen Zimmer hatte ihn früher oft ein junger Schweizer aus den Urkantonen besucht, mit dem er beim Zeichnenunterricht bekannt geworden war. Der kleine Landschaftsmaler, ein aufgeweckter, praktischer Bursche, war nachher von seinem Vater, der ihm eine künstlerische Ausbildung geben lassen wollte, die er selbst entbehrt hatte, nach München geschickt worden und zu dessen großem Schmerze dort am Typhus gestorben. Als nun der Vater einmal nach Zürich kam, zog es ihn zu meinem Bruder, dessen Interesse für die Malerei seines Sohnes er gekannt hatte, um mit einer befreundeten Seele von dem ihm frühzeitig Entrissenen zu reden.

So hörte C. F. Meyer eines Tages eine alte Stimme, die auf der Straße nach ihm fragte, und sah durch seine Jalousien ein ehrliches, graues Haupt in Tränen: „Ach, ist's möglich? Der gute Herr ist auch gestorben! Und ich wollte ihm gerade noch Grüße meines seligen Sohnes bringen!" Den Laden aufstoßen und hinunterrufen: „Nein, nein! Hier bin ich!" war für Conrad das Werk eines Augenblicks. Er holte dann den Vater seines Freundes zu uns herauf und suchte ihn zu trösten. Davon blieb ihm nachträglich ein Gefühl, als wolle das Publikum durchaus ein Leichentuch über ihn werfen. Und ich glaube wohl und hoffe, daß er innerlich anfing, sich stark dagegen zu sträuben.

Unsere Wohnräume waren von dem Seezimmer meines Bruders durch einen langen Korridor getrennt, dessen Fenster links in die Hofräume eines Nebengäßchens hinuntersahen, während auf der rechten Seite sich eine Reihe von Türen, deren eine in mein kleines Atelier führte, auf den Gang öffnete. Ganz am entgegengesetzten Ende schloß ein großes Wohnzimmer mit Nebenstuben, die durch Seitentüren verbunden waren, die weitläufige Wohnung ab.

In diesem anmutigen, altertümlichen Wohnzimmer mit seiner langen, hellen Fensterreihe, die nur in der Mitte durch eine steinerne, von Efeu um-

rankte Säule unterbrochen war, hielt sich unsere Mutter auf. Da tranken wir Tee, da empfing sie ihre vielen Besuche. Neben dem großen Sofa, das an der einen breiten Seitenwand des fast quadratförmigen Raumes stand, führte eine Seitentür in ein Nebenzimmer, das keinen eigenen Ausgang auf den Korridor hatte. Sobald nun mein Bruder, der oft bei uns saß oder singend den langen Gang durchwanderte, mit seinem Ohr die Tritte eines nahenden Besuches auf dem Kiese des Hofes oder den Klang einer sich anmeldenden Stimme vernahm, verschwand er blitzschnell durch diese Seitentür und erreichte auf einem Umwege den Gang und sein ungestörtes Revier. Im großen, kühlen Nebenraume befand sich an der Wand, an die sich im Empfangszimmer die Polsterkissen des Sofas lehnten, ein kleiner, gewöhnlich mit Büchern beladener Tisch. Einzelne davon gehörten mir — ich hatte dort mein Lesewinkelchen — viele auch meinem Bruder. Wir trugen sie hin und her und benutzten sie gemeinsam.

Nun kam eines unseligen Tages, als ich in meiner Werkstätte zeichnete, ein wohlmeinendes altes Fräulein zu unserer Mutter, die immer für ihre Besucherinnen einen freundlichen Empfang und ein liebliches Wort hatte, auch wenn sie ungelegen kamen. Warum gerade diese teilnehmende Seele meinem Bruder trotz trefflicher Eigenschaften nicht sympathisch war, weiß ich nicht. Sie hatte Pockennarben, sprach etwas sentimental und machte Verse; das war es wohl.

Als sie nun neben der Mutter, die vielleicht leidend war, auf dem Sofa saß, fragte sie nach deren Befinden und dann nach dem Ergehen und der Beschäftigung meines Bruders, den sie gerne schön eingeordnet in menschliche Verhältnisse als den Stolz seiner Mutter gesehen hätte. Mit mehr Eifer zu trösten als barmherzigem Takt verstieg sie sich zu Fragen und hoffnungsvollen Erwähnungen, die der armen Mutter bitter wehtaten. Es überquoll in ihr die Wehmut. Sie, die sonst so Tapfere, brach in Worte aus, die ungefähr lauten mochten: „Schonen Sie meiner! Mein erstes, mein begabtes Kind ist für solche Zukunftshoffnungen einer Mutter verloren! Er begräbt sich selbst. Er ist für dieses Leben nicht mehr da . . .“

Und mein armer Bruder hörte das.

Er hatte ein Buch vermißt, war leichten Schrittes über den Gang gekommen und, da er eine fremde Stimme im Wohnzimmer hörte, durch die Hinterpforte ins Nebenzimmer zu meinem Büchertischchen gelangt, um das Gesuchte zu holen, und gerade war da der Schmerzenslaut unserer Mutter an sein Ohr gedrungen.

Still und unbemerkt war er wieder davongegangen. Aber die Wunde, die er empfangen hatte, war so tief, daß es mir nachher, als ich den Ausbruch seines Schmerzes sah, vorkommen wollte, sie sei unheilbar. Ich erschrak bis ins Herz hinein für beide, für ihn und für die arme Mutter. Auch sie konnte sich nicht trösten über das, was sie gesagt hatte, obschon ihrem Gefühl und ihren Gedanken fernlag, was sich wie ein Dolch in seine Seele gesenkt hatte:

„Sie sagte einer Fremden, ich sei für sie tot! — Was ist denn nur an mir, daß man mich nicht liebgewinnen kann . . . ? Inwiefern bin ich denn

nicht wie die anderen . . ? Warum beklagt denn jene Häßliche, daß meine Mutter mich zum Sohne habe . . ? Sage mir auf dein Gewissen, um deiner Wahrheitsliebe willen, sage mir, ob ich irgend einen körperlichen Fehler habe, der abschreckend ist!" So drang er auf mich ein, als wir auf diese Vorfälle zu reden kamen. Mit einer leidenschaftlichen Seelengewalt, die mir den Mut gab, der eigentlich der natürliche Rückschlag eines großen Erschreckens ist.

„Ach, keine Spur!" sagte ich. „Ich will dir's beschwören bei allem, was du willst. Du bist gesund und normal, wenn du es sein willst. Aber so, wie du jetzt sprichst, bist du auf dem Punkte, krank zu werden. Komm doch nur heraus aus deiner Folterkammer! Heute kannst du es. Konsultiere doch einen Arzt. Er wird dich aus dieser Luft wegschicken. Tue es der Mutter zulieb."

Nicht auf meine Worte hin faßte er den großen Entschluß, sondern erst, als die Mutter selbst ihn bei allem, was ihm heilig und teuer war, angefleht hatte, doch nicht länger in dieser hoffnungslosen, unnatürlichen Lage zu verharren. „Ja, dir zulieb will ich es tun," hat er ihr versprochen.

Sie selbst allein begleitete ihn in die Heilanstalt Préfargier bei Neuenburg und stellte ihn den dortigen vortrefflichen Ärzten vor. Als er die Mauern des mit weiten Gärten und Parkanlagen umgebenen Gebäudes erblickte, sagte er: „Ich bin schon gesund, liebe Mama."

Und ähnlich lautete auch der Spruch der Ärzte: „Er ist nicht krank, aber er ist kein harmonisch besaiteter, gleichmäßig ausgestatteter und entwickelter Normalmensch. Daß er diese lange Abgeschlossenheit ertragen hat, deutet auf die Widerstandskraft seiner reinen, unverdorbenen Natur. Jetzt gilt es neu anfangen! Nicht mehr in die alten Verhältnisse zurück!"

So wurde für Conrad Ferdinand Meyer die Westschweiz ein Boden der Befreiung. Es lebten dort treue Freunde unserer Eltern. Er fand Wohlwollen und Verständnis. Er fand vor allem im Freunde unseres Vaters, dem Historiker Louis Vulliemin, den besten Rat für den Neubeginn seiner sprachlichen und geschichtlichen Studien.

Nicht die Veränderung des Sprachgebiets an sich übte den entscheidenden Einfluß aus, obschon sie ihn zu einem strengen Arbeiten, dem gründlichen Erlernen des Französischen mit seinen bestimmten und scharfen Sprachformen, hindrängte; der große Einfluß war der persönliche seiner Freunde in der Westschweiz, der auf der Einheit historischer, ethischer und religiöser Lebensauffassung beruhte.

Den Neujahrstag 1854 wollte der Dichter wieder zu Hause feiern. Er hatte auf Professor Vulliemins Veranlassung für den Verlag von Friedrichs in Elberfeld die Übersetzung der „Récits des temps Mérovingiens" unternommen. Augustin Thierrys lebensvolle und kühne Geschichtsstudien hatten ihn schon, als er sie zum ersten Male las, gefesselt. Die feurige Auffassung und künstlerische Bewältigung des Stoffes ließen ihn in dem Historiker den verborgenen Dichter erkennen und zogen ihn mächtig an. Er wünschte diese schöne Arbeit in der heimatlichen Stille beharrlich zu vollenden. So kam er denn zur unbeschreiblichen Freude unserer Mutter als ein zu neuer Lebens-

hoffnung und Arbeitsfreude Erstandener noch einmal zu uns in das alte Haus in Stadelhofen zurück. Wir beide tauschten unsere Zimmer. Von nun an bewohnte er ein moderneres, helles Stübchen, mein früheres Atelier, mit der Aussicht auf Gartenanlagen und einen unter Bäumen verborgenen rauschenden Brunnen. In seinem alten, zu erinnerungsvollen Saal dagegen stellte ich meine Staffeleien auf. Es blieb darin aus meines Bruders Zeit nur ein marmorfarbenes, altarähnliches Piedestal mit der stolzen Büste des Apolls von Belvedere. Eine Menge Bilder, Mappen und Skizzen, gefüllte Blumenvasen und bebänderte Gartenhüte, die darin standen und hingen, veränderten gänzlich das Aussehen des Zimmers. Unsere Mutter besuchte mich dort täglich. Es waren die schönen letzten Jahre, die wir mit ihr verleben durften. Wir ahnten etwas davon, wenn wir die immer blasser, feiner und schwächer Werdende ansahen, und lebten unsere Tage, ohne stark vorwärtszudenken, in stillem Dankgefühl; denn sie war uns beiden so lieb, daß wir nicht auszudenken vermochten, wie es würde, wenn sie nicht mehr da wäre.

Als sie uns dann im Herbste 1856 entrissen wurde, schien es uns, als wäre mit ihr und ihrer Treue nun alles Liebliche für uns von der Erde verschwunden. Unser trautes Heim war doch immer gewesen, wo *sie* war.

In meines Bruders innerem Leben, in seiner Poesie tönt dieser schmerzliche Klang viele Jahre lang nach. Es ist, wie wenn aus einzelnen Gedichten jener ersten Zeit nach ihrem Tode etwas von ihrer Seele mitspräche, etwas von ihrer Stimme nachtönte. So möchte ich unter den vielen Gedichten, die, da sie der einheitlichen Komposition ermangelten, weggelegt wurden, als des Dichters Stuttgarter Freunde die zwanzig ersten Balladen für den Druck auswählten, nur „Das Glöcklein" nennen. Es lag ihm kein besonderes Begegnis zu Grunde, nur in erschütternder Wehmut die grausame Wirklichkeit: Sterben ... Trennung. Dazu kamen landschaftliche Stimmungen bei unserem ersten langen Aufenthalt am Engstlensee: das wundersame Erlöschen und Wiederaufglühen des Abendrots auf den Schneefeldern des Titlis, das kühle, grüne Dunkel auf der Alp mit den letzten, verirrt in der Ferne vertönenden Glöckchen der heimkehrenden, zerstreuten Ziegenherde.

Dies damals schon reizvolle, aber künstlerisch noch unfertige Gedicht, das Conrad Ferdinand Meyer später gekürzt und in zwei Stimmungsbilder: „Das Glöcklein" und „Das tote Kind" umgeformt hat, konnte ich ihn nie vorlesen hören, ohne von Tränen überwältigt zu werden, weil es mich an unsere Mutter erinnerte, etwa so, wie wenn es aus ihrer Seele heraus gedichtet worden wäre.

Diese Stimmung des Dichters spricht auch noch wie herbes Heimwehleid aus den Briefen, die er mir aus Paris schrieb. Erst die starken italienischen Eindrücke vermochten diese schmerzvolle Dissonanz in reine Schönheit aufzulösen.

VII.

Wie groß und entscheidend die Eindrücke waren, die C. F. Meyer während seines nicht viel über zwei Frühlingsmonate dauernden Aufenthaltes in Rom empfing, wie voll von Ideen, künstlerischen Stoffen, Anregungen

jeder Art er nach Hause kehrte, läßt sich nicht beschreiben. Wenigstens getraue ich mich nicht, es zu versuchen, so wenig als seine täglichen Wanderungen und Fahrten zu erzählen. Immer schien die Sonne, ewig blau erschien uns der römische Himmel. Nicht ein einziges Mal zogen sich während jener acht Wochen die Wolken zu einer Regendecke zusammen. Höchstens geschah es in der Maischwüle, daß plötzlich die Sonne durch schwer grollende Gewitterwolken verdunkelt wurde und ein Regenguß stürzte, vor dem wir unter dem Portikus einer Kirche oder eines Palastes Schutz suchten, bis das Donnerrollen vorüber und die regenüberschwemmte Gasse von der wiederkehrenden Sonnenglut getrocknet war.

Jeden Morgen in der Frühe machte sich Conrad auf die Wanderung nach Kirchen und Tempeln, Ruinen und Gemäldegalerien, Gräbern und Villen, ganz nach eigenem Gutdünken und Plan. Oder wir fuhren in einem kleinen Einspänner hinaus in die Campagna. Mein Bruder wanderte überall auf altbekanntem und doch für ihn so wunderbar neuem Boden. Wo sein Fuß hintrat, standen Gestalten der klassischen Vergangenheit vor ihm auf oder traten ihm die historischen Erinnerungen aus dem mittelalterlichen Rom und der Geschichte der Päpste entgegen. Der Bücherstaub fiel ab von seiner einsam gewöhnten Seele. Die Grau in Grau gezeichneten, in großen, nicht immer festen Linien seiner Phantasie vorschwebenden Bilder gewannen auf einmal Bestimmtheit, Leben, Wirklichkeit, Reiz und Farbe.

Nicht daß er als ein fertiger Künstler, der die Gewalt hat, zu schaffen und zu beleben, von seiner Romfahrt heimgekehrt wäre. Dies Ziel zu erreichen, brauchte noch viel Zeit und Mühe, energischen Entschluß zu ausdauernder Arbeit vor allem. Doch von nun an sah er dies herrliche Ziel vor sich.

Der Entschluß, Rom zu verlassen, wurde ihm schwer. Es erleichterten ihn die steigende Schwüle und die aus dem blonden Tiber aufdampfenden Fieberdünste. Noch machten wir, bevor wir uns dem Norden zuwandten, einen kurzen Ausflug nach Albano, der mir, vielleicht weil er der letzte war, besonders deutlich im Gedächtnis geblieben ist.

Wir trafen Abrede mit einem alten Vetturino, der uns schon oft in seinem leichten Gefährt in die römische Campagna geführt hatte, und kamen gegen Abend nach Albano.

Castel Gandolfo, das Sommerschlößchen des Papstes, das vom Bergabhang zu uns herabschaute, zog uns an. „Kann man es sehen?“ fragten wir. „Ist es unbewohnt und offen?“

„Gewiß. Der Heilige Vater kommt erst im Sommer herauf. Auch nicht jeden Sommer. Wollen die Herrschaften, daß ich sie gleich durch die Galleria hinauffahre?“

So fuhren wir dem päpstlichen Sommerzufluchtsorte bei sinkender Sonne durch die blühende Mailandschaft zu.

Wo das Sträßchen anstieg, war es hier und da mit Kränzen überspannt, die von Baum zu Baum hingen. Bunte, ländliche Blumen überwucherten in üppigen Sträußen die sie haltenden Stäbe und Schnüre und bildeten schwankende Giebeltore und blühende Bogen.

„Aber, Pietro, diese frischen Kränze gelten doch nicht uns! Was können sie bedeuten?"

„Sie werden hier irgend ein Fest feiern," meinte er.

So kamen wir nach dem Schlosse, dessen Hoftor offen stand. Pietro fuhr uns in den nicht sehr geräumigen, von Mauern und dem Schloßgebäude eingefaßten Hof und sprang vom Bocke, um beim Kastellan die Erlaubnis zum Betreten eines Aussichtsturmes und die Schlüssel zu holen. Doch er kam eiligst und erschrocken wieder zurück.

„Nun ist der Heilige Vater dennoch heute angelangt! Er tritt gleich in den Hof. Die Signorina darf sitzen bleiben, aber, bitte, der Signore steige aus!"

Damit ergriff er sein geduldiges Pferd am Kopfe, drängte es und den Wagen damit, soweit es ging, in den Schatten der Hofmauer zurück und warf sich schleunig auf die Kniee. Denn schon öffnete sich im vor uns liegenden Seitenflügel eine Bogentür über ein paar Steinstufen. Auf diesen erschien Pio Nono in heiterer Laune und betrat mit ein paar geistlichen Herren seinen Schloßhof.

Es wäre interessant gewesen, den damals noch sehr geliebten Souverän des römischen Volkes zu sehen, aber in solcher Nähe! Und wie beschämend war es für uns, als Eindringlinge in seinen engeren Privatbesitz, in sein einfaches Sommerasyl erfunden zu werden, für uns, die wir als schweizerische Protestanten dem Papste nichts zu sagen und doch der Liberalität, mit der er die herrlichen Kunstschätze des Vatikans, seine Stanzen, Loggien, Galerien den Fremden öffnete, unendlich viel zu danken hatten! Wir, die wir in Rom keinen Schritt taten, um den Papst mit müßiger oder, wie das Wort im Munde meines Bruders lautete, mit „unanständiger" Neugier zu belästigen, wir befanden uns in engem Raum vor seinem Angesicht, in der Unmöglichkeit, ihn so zu grüßen, wie er es als Oberhaupt der katholischen Christenheit von allen, die sich ihm nahten, gewöhnt war. Nein, es war doch vorwiegend sehr unangenehm!

Ich blieb allerdings im Wagen sitzen, schüchtern und beschämt. Mein Bruder aber, barhäuptig, den Zwicker vor den Augen, verbarg seine der Situation wenig angemessene Verbeugung hinter dem knieenden Pietro und schaute ins Angesicht des Papstes, von dem zur Zeit, da er Petri Stuhl bestieg, das für ihn begeisterte Italien so Unglaubliches gehört und erwartet hatte.

Pio Nono indessen war eine liebenswürdige Persönlichkeit und besaß nicht nur bei den großen Zeremonien viel priesterliche Würde, sondern bewegte sich auch daneben mit der angenehmen Leichtigkeit des geborenen Edelmannes. Er tat heute das Beste und uns das Liebste, was er tun konnte. Ein paar heitere Worte an seine Umgebung richtend, ging er in seiner Gruppe langsam und in natürlichster Haltung mit freundlicher Nichtbeachtung der Fremden hart an uns vorüber und verschwand durch eine gegenüberliegende Pforte.

Der arme Vetturino freilich mußte auf die erwartete päpstliche Segnung verzichten. Warum hatte er uns unvorsichtigerweise in diese beklemmende Lage gebracht?

Wie wir Castel Gandolfo verließen, habe ich vergessen. Ich weiß nur noch, daß wir, als der Abendhimmel sich rötete, im Parke von Arricia vor den ehrwürdigen, von Efeustämmen umstrickten und gehaltenen Eichen standen. Sie waren von jeher die Bewunderung der beiden Maler unserer Familie gewesen, die nie anders als mit Entzücken von der Schönheit dieses Parkes gesprochen hatten.

Als die Abendröte versunken war, saßen wir auf einer Bank am Rande einer breiten, mit Ölbäumen bestandenen Wiese, die sich sanft und langsam dem See von Albano zuneigt. Durch die Bäume schimmerte von ferne noch der lichte Wasserspiegel. Sonst verloren sich überall die Grenzen im Dufte der Dämmerung. Licht und Luft waren so weich und geräuschlos, daß uns war, als hätten wir noch nie einen so stillen Frieden geatmet.

Da auf einmal tönte vom See her leiser, unregelmäßiger Hufschlag. Er klang und verklang. Nun hörten wir ihn wieder etwas näher und lauter. Jetzt bewegte sich tief unten auf einem Wiesenwege unter den Bäumen eine dunkle Gestalt, die wohl einmal stille stand und dann, auf uns zukommend, den gekrümmten Pfad langsamen Schrittes weiterverfolgte. Es war ein müdes Pferd, das ungesattelt und ungezäumt, ohne Lenker noch Hüter in der Abendruhe seinen Stall aufsuchte.

Viele Jahre später, wenn wir Erinnerungen austauschten, pflegte mein Bruder zu sagen:

„Weißt du noch? Jener stille Abend in Albano?"

Am nächsten Morgen strebte mein Bruder nach dem Gipfel des Monte Cavo, wo zur Römerzeit ein Jupitertempel gestanden habe, zu dem jene Feldherren, die auf dem Kapitol aus dem einen oder dem anderen Grunde nicht triumphieren konnten, ihren Siegeszug richteten. Mein Bruder meinte, die alte Via triumphalis sei noch in so gutem Zustande, daß er sein Ziel mit mir im Wagen erreichen könne. Das ließ der Wirt in Albano nicht gelten, sondern riet ihm, Reitpferde zu mieten. Er wisse uns einen zuverlässigen Führer.

Der stand nun vor uns. Die Verhandlungen waren im Gange und führten zu einem befriedigenden Abschluß. Der Vorzug, auf den das ältliche, magere Männchen als auf seine besondere Befähigung zum Fremdenführer sich mit Beredsamkeit berief, war ein Damensattel, ein seltenes, bequemes Stück, das eine Engländerin in Albano zurückgelassen hatte, und in dessen Besitz er, der sonst ein Schneider von Beruf war, mir ist nicht erinnerlich, ob durch Kauf oder Schenkung gekommen war. Die Reittiere selbst sahen freilich mehr geduldig als schön aus. Das zweite war bäuerlich gesattelt und gezäumt. Doch sie erinnerten uns an unsere schweizerischen Bergpferde. Die Morgenfrühe umwehte uns licht und leicht und war voller Blütenduft.

Wir verließen Albano durch eine langsam ansteigende, schmale Gasse, an deren Ende rechts ein graues, altes Haus mit wenigen, schmalen, vergitterten Fenstern stand. Als wir vorüberritten, fiel aus einem dieser Fenster ein an einer Schnur befestigtes Lederbeutelchen herunter.

Der Schneider hielt mein Pferd an: „Wollen Sie nicht beim Ausritte dem armen Gefangenen ein paar Bajocchi schenken?"

„Warum sitzt er hier? Kennt Ihr ihn?" fragte mein Bruder. Das könne er nicht gerade sagen. Aber es bringe Glück, die Reise mit einem barmherzigen Almosen zu beginnen. Der Arme könne sich damit etwas gütlich tun.

Nun ging es weiter bergan auf unbeschreiblich schönen Wegen. Bald lagen die beiden Seen von Nemi und Albano tief zu unseren Füßen. „Wie zwei glänzende blaue Augen," sagte mein Pferdeführer. Eine Strecke weiter, und wir kamen in waldiges Revier. Zur Rechten des Weges stand zwischen den Bäumen eine kleine Kapelle. Da ließ er meinen Bruder voranreiten, ergriff die Zügel meines Tieres und führte mich rechts ab zur Tür des Kirchleins.

„Ist hier etwas zu sehen? Wollt Ihr uns ein Bild zeigen?" fragte ich.

„Zu sehen ist nichts Besonderes," sagte er und zog den Pferdekopf durch die niedrige Pforte, während er sich selbst dem unscheinbaren Altare näherte; „ich meine nur, und die Signora denkt es wohl auch, beim Beginn einer gefährlichen Fahrt sei es gut, sich dem Schutze der Mutter Gottes mit ein paar Ave anzubefehlen."

Was für Gefahr er fürchtete an dem wonnevollen Tage, habe ich nicht erfahren können. Wahrscheinlich, weil ich als unkundige Reiterin die Gefahr unterschätzte, die am Nachmittage die Beine seiner armen Mietpferde auf den zuweilen halsbrecherisch steinigen Abstiegen liefen.

Nun lenkten wir, immer im Schatten des Waldes bergan reitend, in die alte, gepflasterte Römerstraße ein, auf deren linker Seite sich der Blick auf den sogenannten Lagerplatz des Hannibal auftat. Es ist der Ort, von dem er Rom, seine große Feindin, näher als sonst jemals vor sich liegen sah. Als wir vorüberzogen, war der Campo d'Annibale, eine große, feuchte Wiese, über und über mit den weißen Sternen stark duftender Narzissen besät. Von diesen Blumen pflückte mir der Schneider einen großen Strauß. Noch jüngst ist mir deren letzte getrocknete, die alles überdauert hat, wieder in die Hand gefallen. Nun war der Gipfel mit seiner unvergleichlichen Weitsicht erreicht. Statt des spurlos verschwundenen Tempels fanden wir oben ein Kloster, in dessen kühler, zu ebener Erde liegenden Pilgerstube wir auf Steinbänken ausruhten und uns ein leichtes Mal aus Eierspeisen auftischen ließen.

„Welch ein herrlicher Aufenthalt auf dieser Bergeshöhe!" dachten wir, wurden dann aber von unserem Führer bedeutet, der schöne Ort sei ein Strafkloster für Geistliche, die sich irgendwie gegen Gesetz und Regel verfehlt hätten. So kam uns niemand zu Gesicht. Nur als wir, die Bergkuppe verlassend, eine kleine Strecke abwärtsritten, flatterte bei einer Lücke des den Weg einfassenden Gesträuchs hinter den Büschen ein schwarzes Gewand, und als wir hinübersahen, wandelte dort, das Gesicht völlig in sein Brevier vertieft, ein einzelner Mann.

Wir wandten uns ab und störten ihn nicht.

Nun ging es, immer auf dem Berggrate, hinüber nach dem Felsennest Rocca di papa, das meinen Bruder — ich weiß nicht mehr, um welcher mittel-

alterlichen Erinnerung willen — magnetisch anzog. Von fern und in der Nähe ein ernster, schroffer Anblick und talwärts eine martervoll steinige Straße! Auf dieser gelangten wir nun hinunter zu den ersten, in üppiges Grün getauchten Villen von Frascati und von dort noch einmal bergan, um auf der Stelle zu rasten, wo Ciceros Tusculum stand. Wohl war der Ort nicht ganz genau zu bestimmen, doch war es schön, die Siebenhügelstadt, auf unseren Plaids im Schatten gelagert, auch von dem Punkte aus zu überblicken, wo der große Redner auf sie hinübergeschaut hatte.

Noch eine letzte Stätte blieb uns aufzusuchen: Grotta ferrata, wohin mein Bruder unseren alten Vetturin mit seinem Wagen zur Rückfahrt nach Rom bestellt hatte. Warum Grotta ferrata? Er hatte gelesen, eine Kapelle dort besitze ein Wandgemälde des Domenichino, das die Begegnung Kaiser Ottos III. mit dem heiligen Nilus darstelle.

O Dichterphantasie! Kaiser Otto III., der genial begabte, jung gestorbene deutsche Kaiser, der mit großen Entwürfen sich trug, war eine der rätselhaften mittelalterlichen Naturen, die Conrad Ferdinand von jeher angezogen hatten. In der „Klage Ottos III." von Platen, die er als Dichtung liebte, weil sie einer seiner Jugendstimmungen entsprach, erschien ihm der junge Kaiser nicht groß genug und zu lyrisch, zu wenig mannhaft aufgefaßt. Er selbst hätte ihn gewaltiger und prächtiger geschaut und dargestellt in seiner jungen römischen Herrlichkeit. Er hätte ihn tiefer erschüttert werden lassen durch den Undank seines wandelbaren, feindseligen Roms, in dessen Volke kein altes Römerblut mehr lebte. Er hätte ihn später mächtiger erfaßt werden lassen von den Schauern frommer Buße, die an der Jahrtausendwende die christliche Welt durchwehten. — Platen läßt den jungen Fürsten, von den Wonnen und Ränken des Südens umstrickt, traurig und heimwehkrank unter der Wucht seiner Kaiserkrone zusammenbrechen. Er schildert ihn enttäuscht und des Lebens müde:

O Welt, wie bist du nichtig,
Wie bist du klein, o Rom!

Lag seiner Auffassung irgend ein historischer Zug zu Grunde, dessen Spuren sich noch finden ließen? fragte sich mein Bruder. War St. Nilus ein heiliger Anachoret, den der kaiserliche Jüngling zur Lösung der Lebensfrage in seiner Einsamkeit aufgesucht hatte? Trug das Bild in Grotta ferrata ein Gepräge mittelalterlicher Romantik? Hatte es einen Hauch der Stimmung mit Platens Versen gemein?

Domenichinos „Letzte Kommunion des heiligen Hieronymus" in der Gemäldegalerie des Vatikans mit ihrer Einheit in der Komposition und der wundersam stark individualisierten und darum wie ein Bildnis nach dem Leben ergreifenden Gestalt des sterbenden Greises mochte die Erwartung des Dichters steigern oder irreführen.

Inzwischen ritten wir zwischen den von Grün und Blüten überhangenen Gartenmauern von Frascati im Abendgolde niederwärts.

Vergeblich versuchte unser immer noch gefälliges und flinkes Schneiderlein, unsere armen Tiere dauernd in Trab zu setzen. Endlich lenkten wir vor die

Abtei mit der Kapelle des heiligen Nilus, wo ich an der Steinbank neben der Pforte gerne vom Pferde stieg. Wir alle waren müde. Unser Führer brachte, nachdem er vergnüglich und mit wohlgesetzter Abschiedsrede seinen sauer erworbenen Tageslohn in die Tasche gesteckt hatte, seine ledigen Tiere nach Frascati zurück.

Wir ruhten und schauten. Allüberall goldenes Italien! Abendglanz in römischer Campagna! Die Abtei von Grotta ferrata mit ihren massigen Mauern außen von üppigem Lorbeer umkränzt und vom roten Widerschein des Himmels übergossen! Im Innern der Kapelle ein farbenreiches Wandgemälde mit schön bewegten, figurenreichen Gruppen, einen geistlichen Würdenträger darstellend, dem ein junger weltlicher Fürst, ihn begrüßend, entgegenschreitet. Auf beiden Seiten Gefolge in ritterlicher Tracht. — Mir ist nicht ein einziger charakteristischer Zug des Bildes im Gedächtnis geblieben. Nur der Gesamteindruck eines großartigen Wandschmuckes im Lichte der durch die offene Tür fallenden Sonnenreflexe.

Nun stand auch Pietro neben unserem Einspänner auf dem kleinen, umbuschten Kirchenplatze bereit und trieb zur Heimfahrt. In jener Zeit ließ es sich jeder wohlgesinnte Vetturin angelegen sein, vor dem Aveläuten das nächstgelegene der Tore Roms zu erreichen, wegen der in der Campagna um die Dämmerungsstunde beginnenden Banditengefahr.

So steht mir das Rom von 1858 in der Erinnerung: große Ruinen der antiken Vorzeit, prunkvolle, heitere Kirchenfeste, ewige Sonne, blühendes Leben.

In die Zeit der Guelfen und Ghibellinen sich dort zu versetzen, war in jenen Frühlingswochen selbst für den Dichter nicht leicht. Mindestens hätte er sich bei drohenden, über der Gräberstraße hangenden Gewitterwolken dazu stimmen müssen, etwa vor dem Grabmal der Cäcilia Metella! Vor dem hohen, schweren Rundbau hätte er stehen müssen, über dessen breitem antiken Marmorfries mit den herrlichen Fruchtgehängen eine dicke mittelalterliche Mauerkrone lastet, die das Grabmal in eine Festung verwandelt. Sie soll zur Zeit der Frangipani von diesem oder einem anderen kriegerischen Geschlechte verteidigt worden sein. — Das lag aber meinem Bruder ferne. Er hat niemals Stimmungen gesucht, denn sie kamen ihm von selbst und mit Übermacht.

Kurz nachher sollten wir jedoch in Toskana Stadtpaläste sehen, die an die Kämpfe erinnern, in die Dante Alighieri verwickelt war. Wir sollten wenige Tage später bei einem gütigen Gastfreunde in einem alten Schlosse des Apennins sitzen, das nach der Familientradition ein von Kaiser Ludwig dem Bayer verliehenes Lehen und wohl dazu angetan war, feudale Erinnerungen zu erwecken.

VIII.

Mehr einem Kastell aus der Feudalzeit als einer Villa ähnlich, beherrscht Brolio, mit Mauern, Turm und Fallbrücke wohl verschlossen und bewehrt, auf felsigem Vorsprung aus seinen Gärten ragend, das herrliche Tal, in dem Siena liegt. Hierher hatte uns Ricasoli, des Jahres, das er mit seiner Familie während der Unruhen von 1848 und 1849 in Zürich zugebracht hatte, freundlich eingedenk, zu sich eingeladen, sobald er unseren Aufenthalt in Rom erfuhr.

In Zürich hatte sich einst der Baron Ricasoli in unauffälliger Einfachheit mit den Seinigen so republikanisch eingerichtet, er war derart in der Aufgabe, seine einzige Tochter zu erziehen und zu unterrichten, aufgegangen, daß wir daraus unmöglich auf die Stellung schließen konnten, die unseren edeln Hausfreund in seiner italienischen Heimat auszeichnete.

Er gefiel sich in der schweizerisch-bürgerlichen Umgebung, deren Vergangenheit er aus Johannes von Müllers berühmtem Geschichtswerke kennen gelernt hatte. Dennoch wandelte er unter den bescheidenen, klugen und nüchternen Zürchern jener Tage als ein seltsamer Idealist umher. Erst später aber wurde es uns Geschwistern bewußt, daß er nur darum an uns Schweizer von heutzutage den Maßstab unserer Väter aus der Zeit Winkelrieds und der Kriege mit Karl dem Kühnen legte, weil er eben selbst nach seiner inneren Gestalt mehr zu den alten Florentinern der Vorzeit paßte als in die liebenswürdig-leichten Lebensformen des damaligen Großherzogtums Toskana. An die stolzen Büßer, denen Dante an den jenseitigen Gestaden auf seiner Wanderung durch die Reinigungskreise begegnet, erinnerte er trotz seiner Versuche, die zürcherischen Sitten und Gebräuche unserer Jugendzeit anzunehmen. Und doch tat er darin sein möglichstes. Hoch, stählern, elastisch, mager von Gestalt und Gesichtszügen, ging er täglich durch unsere Gassen. Von den Dingen, wie sie in der Welt sind und anderen behagen, schien er wenig befriedigt. Es trat bei ihm ein starker stoischer Zug mit ironischer Beimischung hervor. In das, was ihm mißfiel, sich zu fügen, war er indessen keineswegs gesonnen, sondern innerlich getrieben, es zu ändern mit Biegen oder Brechen. Da er aber damals, wenigstens bei uns, nicht von Politik sprach, wir eigentlich nichts von seinem öffentlichen Leben wußten, so fragten wir uns: was ist das Ziel dieser konzentrierten Energie? Unsere Mutter fühlte, daß es großer Aufgaben, sie meinte sogar, großer ihm auferlegter Opfer bedurfte, um diese nach Übung ihrer Spannkraft begehrende Seele zu befriedigen. So war sie denn nicht überrascht, als der Baron Bettino, mit dem sie nach dem Aufenthalte seiner Familie in Zürich Briefe wechselte, ihr, bald nachdem er ihr den Tod seiner sanften Frau und die an ihrem Sterbebette erfolgte Vermählung seiner Tochter gemeldet hatte, aus der Nähe von Grosseto in den toskanischen Maremmen schrieb, er habe dort einen großen Strich sumpfigen, fieberausdünstenden Landes erworben und sich mit einer Schar seiner Landarbeiter und einer Anzahl neuer, aus England bezogener landwirtschaftlicher Maschinen selbst an Ort und Stelle niedergelassen, um den ungesunden Boden ertragreich und bewohnbar zu machen. Er hatte seinem Briefe eine selbstentworfene kleine Skizze seiner damaligen Wohnung beigefügt, eines malerischen, verfallenen Gemäuers. Seither hatten wir nur durch die Genfer Freunde, die ihm auch den Tod unserer Mutter mitgeteilt hatten, wieder von ihm gehört.

Nun aber saßen wir in seinem Wagen und fuhren durch das blühende Gefild den Gebirgsabhängen zu.

„Ist es noch weit nach Brolio?“ fragte mein Bruder den Kutscher, als Siena schon in der Ferne hinter uns lag.

„Sie sind auf dem Gebiete von Brolio," war die Antwort, und nachdem wir noch eine Weile gefahren, setzte er hinzu: „Der Herr von Brolio kommt Ihnen entgegen."

Ja, da kam er, unser ernster Freund, den wir so lange nicht gesehen, auf seinem braunen, schlanken Engländer herangeritten! Wir freuten uns herzlich des Wiedersehens.

Er war, seit er seine liebliche Frau begraben hatte, ein vereinsamter Mann; wir hatten seit seinem letzten Besuche in Zürich unsere geliebte Mutter verloren. So war es natürlich, daß der erste Tag auf dem einsamen, hell vom Frühling umblühten Schlosse dem Andenken der früheren Tage galt und der Erinnerung an die Entschwundenen, die uns lieb gewesen. Von ihnen redeten wir auf der weitschauenden, von Bäumen beschatteten Terrasse und im Empfangszimmer, einer auf diesen Garten sich öffnenden Loggia, die mit zwei Marmorgruppen eines neueren Bildhauers geschmückt war, von denen die eine „la famiglia" oder eigentlich die Mutterliebe, und die andere die „Erziehung" oder den Unterricht eines jungen Menschenkindes darstellte.

Bald aber ließen sich die Strömungen der Gegenwart spüren. Die Rombegeisterung meines Bruders mochte dem Baron Ricasoli befremdlich erscheinen. Wir kamen aus der ewigen Stadt als Dilettanten im reinsten Sinne, als solche, die von ihrer Größe und Schönheit tief ergriffen waren. Er aber betrachtete die Säulen des Kapitols und die Triumphbögen der Via sacra, deren Aquarellbild, von seiner Tochter gemalt, in dem kleinen Familienzimmer hing, mit ganz anderen Augen: mit den vorwurfsvoll-strengen Blicken eines Cato oder, besser verstanden, mit der fordernden Glut des an den Türen seines Grabes rüttelnden, erneuerungsdurstigen Italiens.

Wir, die er als schweizerische Republikaner und als Protestanten ehrte, obgleich er weder Republikaner noch Protestant war, wir verloren uns in Kunstgenuß, während er in Tagen lebte, da für ihn und sein Italien alles auf dem Spiele stand. Es öffnete sich damals vor ihm die tatenreiche Epoche seines Lebens. Zwei Jahre später durfte er sein Toskana als Diktator dem ersten Könige von Italien zuführen. Unter dem Titel eines Gouverneurs des früheren Großherzogtums legte er in feierlicher Audienz zu Turin das Dokument des zustimmenden Plebiszits der toskanischen Bevölkerung in die Hände Viktor Emanuels.

Noch erinnere ich mich des Augenblicks, da wir uns zum ersten Male bewußt wurden, daß er auf seiner Heimatserde ein anderer oder daß, seit wir ihn in Zürich gesehen, eine Wandlung mit ihm vorgegangen war.

Es war am ersten Abend unseres Aufenthalts in Brolio, eben auf jener schmalen, vor der Fassade des Schlosses sich dehnenden, hochgemauerten Terrasse mit den dunkeln Zypressen und Lorbeerbüschen. Alles ruhte in der lichtesten Mondnacht. Die sanften Linien und feinen Farbenübergänge der toskanischen Landschaft, die uns im Gegensatze zu der römischen, die dunkler und ernster leuchtet, schon bei Tage aufgefallen waren, lagen von silbernem Dufte überflossen, versöhnt und aufgelöst in tiefstem Frieden.

Wir hatten ein paar hölzerne Gartensitze an die Stelle gerückt, wo der Blick auf das Tal und das tief unten liegende Siena bezaubernd war. Vor uns auf der Mauer, dem Lichte den Rücken zuwendend, hatte sich unser Gastfreund niedergelassen. Es war dasselbe scharfe Profil, die gleiche hohe hagere Gestalt, mit der wir in schweizerischer Umgebung vertraut geworden waren. Derselbe und doch auf seinem eigensten Grund und Boden, den er sich selbst geschaffen hatte, ein anderer Mann.

Etwas feierlich und lehrsam kam er uns noch immer vor, aber unter dieser Form glühte ein anderer Inhalt. Mein Bruder äußerte die Vermutung, daß der erste Pariser Aufenthalt des Barons in die Zeit der Julirevolution gefallen, und fragte, ob der Einfluß der Ideen Giobertis in Italien ein großer und dauernder geblieben sei. Er bejahte . . . „Doch mehr als die Ideen Giobertis erfüllten mich die herrlichen Gedanken Rosminis. Es ist seine Philosophie, seine Persönlichkeit, die mich am meisten beeinflußte . . ." Dann sprach er von den Genfer Bekannten, von Professor Ernest Naville, den er durch einen gemeinsamen Freund, den Abbate Rafaello Lambruschini, kennen gelernt hatte, und den wir alle drei herzlich verehrten.

„Ich freue mich auf sein Buch über Maine de Biran, das nun erschienen sein wird," sagte ich.

„Er hat mir seinen Maine de Biran schon zugeschickt. Er ist hier und zu Ihren Diensten, wenn Sie darin lesen wollen."

„Nicht vor Ihnen. Was sagen Sie zu dem Buche?"

„Ich kann es bei aller Teilnahme an Navilles Interessen jetzt nicht vornehmen. Philosophie! Eine schöne Sache. Was nützt sie mir heute!" sagte er mit verhaltenem schmerzlichem Zorn. — „Heute, da ich mich, schon ein alter Mann" — er war ein hoher Vierziger — „mit allem Feuer meiner Leidenschaft nach dem vorgesteckten Ziele strecke! Ob ich es noch erreiche? — Was nützt mir der ideale Staat Platos, wenn ich auf diesem irdischen Boden den wirklichen Einheitsstaat, das von den Fremden unabhängige Italien begehre!" —

Er empfand den Antrieb, sich gegen uns, die jungen schweizerischen Freunde, über die geheim sich vorbereitenden kommenden Ereignisse rückhaltslos auszusprechen, wie er es wohl auch in Genf mit einzelnen Bekannten in aller Sicherheit hätte tun können. Er zählte auf Verständnis und schweigsame Teilnahme. Und er konnte es.

Italienische Politik trieb damals in der Schweiz niemand. Ricasolis Freunde, Philosophen und Historiker, behaupteten ihm gegenüber bei voller Teilnahme an seinen persönlichen Erlebnissen einen ruhigen, neutralen, durchaus unabhängigen, wenn nicht skeptischen Standpunkt.

Er seinerseits fühlte sich ihnen überlegen im Bewußtsein seiner hohen Ziele und seines eisernen Willens. Es lag in seinem Charakter eine stolze Aufopferungslust, die mit einer dem gewöhnlichen Schlage der Mitlebenden unheimlichen Furchtlosigkeit verbunden war und ihm diese entfremdete. Es wurde ihm im allgemeinen mehr Ehrfurcht als Zutrauen entgegengebracht. Sicherlich gegen seinen Wunsch und Willen; denn er war allen, die von ihm

abhingen, ein gerechter und vorsorgender Herr. In der Schweiz traf er auf widerstandsfähigere oder, wie er sich sagen mochte, einfachere Naturen. Wir kannten seine italienischen Verhältnisse wenig und nahmen ihn, wie er sich gab. Ich glaube, er dankte dies seinen Schweizer Freunden. Er fühlte sich wohl unter ihnen, weil sie seine strenge Gemütsart nicht fürchteten.

Seine Vorliebe für die Schweiz war indessen eine widerspruchsvolle. Er liebte das alte republikanische Staatswesen mit den von den Vorvätern ererbten freien Verfassungen. Er liebte die mit der Kleinheit unseres Vaterlandes, wie er annahm, unmittelbar zusammenhängende patriarchalische Einfalt der Sitten, die er uns zuschrieb. Aber er war fern davon, eine republikanische Verfassung für sein Italien zu wünschen, wußte er doch, daß die Einheit Italiens nur in fester monarchischer Form, nur unter dem Schilde des Hauses Savoyen gedeihen und dauern werde. Es lagen Elemente in seiner geraden und unbeugsamen Natur, die ihn mit Macht zum Protestantismus hinzogen. Dieser jedoch schien ihm für die Italiener seines zukünftigen Einheitsstaates als Schisma gefährlich. Noch abholder war er freilich dem Papsttum als weltlicher Macht, denn er begehrte Rom als Hauptstadt und Mittelpunkt des erstandenen geeinten Italiens.

Wie fern und unmöglich schienen uns im Mai 1858 diese nun erfüllten Dinge! Nicht, daß wir sie nicht verstanden hätten. Ich denke aber, damals auf der Schloßterrasse von Brolio und unter den Ölbäumen des Valdarno, wo uns in jeder Hütte, die wir mit dem „Illustrissimo“ betraten, reife Kirschen und blühende Rosen geboten wurden, hörte mein Bruder den feurigen politischen Auseinandersetzungen unseres stolzen Freundes zu, wie wenn er den Plan eines historischen Dramas vor ihm entwickelt hätte. Der Dichter hatte selbst mit seinen dreiunddreißig Jahren noch so wenig praktischen Erfolg zu verzeichnen, daß er wohl die Ausführbarkeit der ihm vorgelegten großartigen Umwandlungspläne im stillen in Frage zog. Ricasoli aber stand nach langen Jahren der Arbeit vor der Entscheidung und glaubte.

So machte es ihm Freude, den erstaunten Augen seiner jungen Gäste seine weiten und wohlregierten Besitzungen auf der schönen toskanischen Erde im Frühlingsglanze zu zeigen und zugleich das Bild seiner großen patriotischen Erwartungen vor ihnen aufzurollen.

„In Rom habe ich vor kurzem Besitz erworben,“ sagte er. „Obschon es heute unmöglich ist, daß ich dort wohne oder baue, wollte ich vorläufig festen Fuß fassen auf römischer Erde.“

Achtzehn Jahre später, nach der Verheiratung meines Bruders, brachte ich, mit Malstudien im Atelier einer Jugendfreundin beschäftigt, einen Winter in Florenz zu. Der Baron Ricasoli war in Rom, wo das Parlament tagte. Bei einem flüchtigen Aufenthalt in Florenz besuchte er mich. „Sie kommen doch vor Ihrer Heimkehr nach Rom? Auf Wiedersehen in Rom!“ verabschiedete er sich.

Es lag ihm daran, mir die schöne Stelle zu zeigen, wo er nun nach vollendetem Lebenswerk in seiner römischen Villa wohnte. Einsam und ein

Fremdling unter dem späteren, beweglicheren Geschlecht war er auch dort. Das geschmackvolle Landhaus, das er sich am Janiculus in nächster Nähe der herrlichen Villa Doria Pamfili gekauft und ausgebaut hatte, lag zwischen Gebüschen und Rasenplätzen hinter dem wogenden Laubgrün einer dichten, zum Peristil aufsteigenden Allee alter Bäume verborgen. Unten trat man, wie im Palast zu Florenz, in ein paar einfach und vornehm ausgestattete, stille, öde Empfangssäle. Der Baron selbst wohnte, wie auf seinem Schlosse Brolio, im Turme. Da hatte er sich, eines über dem anderen, zwei lichte, helle Rundzimmer nach seinem Geschmacke mit leichten Ledersitzen und Rohrstühlen eingerichtet vor einer über alle Beschreibung schönen Aussicht. Er führte mich noch eine Treppe höher auf die Plattform seines Turmes.

Ein wunderbarer Rundblick auf Rom und die Campagna in der Abendsonne tat sich vor uns auf. Beinahe derselbe, wie er achtzehn Jahre früher meinen Bruder entzückte, als er mit mir von den Schattengängen der Villa Doria Pamfili auf die in Abendglut liegende Stadt mit ihren großen Ruinen hinunterschaute und ausrief: „Wenn ich daheim krank werde, so komme mit mir zurück an diese Stelle — hier wäre es schön zu sterben."

Der Eindruck ernster Größe war derselbe, obschon sich Rom vor zehn Jahren in die Hauptstadt Italiens verwandelt hatte. Pio Nono war der von ehrfürchtigen Pilgerzügen aus allen Ländern besuchte und mit Opfergaben beschenkte „Gefangene" des Vatikans geworden. Im Quirinal residierte der König Viktor Emanuel. Man traf keine geistlichen Orden und Würdenträger mehr, in roten und violetten Faltenwürfen einherschreitend, in der stillen Straße, die nach der Porta Pia genannt war; ihre von Pinien überragten Gartenmauern hatten den Reihen großstädtischer Miethäuser Platz gemacht; sie hieß auch nicht mehr Via della Porta Pia, sondern Via del venti Settembre. Auf einer anderen Seite der Stadt hauste in einer bescheidenen Villa der alte Garibaldi mit seiner Kinderfamilie und nahm willig Blumen und Ansprachen entgegen, die auch ihm, insbesondere von reisenden Damen, dargebracht wurden, von Touristinnen, die nicht wollten in Rom gewesen sein, ohne, wenn immer möglich, den Papst und auch den General Garibaldi gesehen zu haben.

Dort drüben aber inmitten der Stadt auf Monte Citorio beriet das italienische Parlament.

Das war nicht mehr das alte Rom der Künstler, wie es Goethe gekannt oder auch noch der herrliche alte Professor Preller aus Weimar, der damals zum letzten Male mit seiner liebenswürdigen Familie den Winter in Rom verlebte. Ein gütiges Geschick hatte mich in dasselbe italienische Haus, die pensione del Monte Pincio, und die freundliche Einladung seiner Frau an dieselbe liebe „deutsche Ecke" des Speisesaals gebracht. Es war nicht mehr das Rom seiner Jugend; aber es war, wie der Maler der Odyssee sagte, „wenn nicht dasselbe wie früher, doch immer Rom und immer mit keiner anderen Stadt zu vergleichen". — Noch war es nicht der Punkt, wohin alles Leben Italiens strömt, und von dem es ausströmt, wie es heute, wieder nach einem Vierteljahrhundert, geworden sein mag. Es befand sich damals in einer Übergangsperiode und machte den Eindruck einer großartigen Fremdenstadt.

Der Baron Ricasoli stand auf der Zinne seines über die Baumkronen ragenden Turmes, erklärte mir die Bergzüge des Sabinergebirges, wies auf die Umrisse des Apennins und den fernen, glänzenden Streifen des Meeres.

Er sprach von einst und jetzt. Er hatte seine Ziele erreicht und schaute auf die Bahn zurück. Von der Entwicklung der italienischen Politik fürchtete er nichts, obgleich sie ihm damals nicht überall zusagte. Er hoffte das Beste und nannte mit Vertrauen und Zuversicht die Namen Quintino Sella und Ruggiero Bonghi.

Das Rom, das im Abendlicht vor uns lag, erschien mir wie eine unbezwingliche Macht der Vergangenheit. Über die unabsehbaren, mit Frühlingsgrün überdeckten Hügelwellen der römischen Campagna mit ihren Ruinen, Gräbern und Aquädukten hinschauend, brach ich in die Worte aus: „Es ist nicht leicht, an die auch nur ein halbes Jahrtausend lange Dauer einer Dynastie oder einer Staatsform zu glauben hier, wo der Blick auf diesem grün wogenden Meere ruht, in dem Schichten auf Schichten von Völkern und Generationen begraben liegen. Es ist, als ob seine Fluten die kleine, kurze Gegenwart immer wieder wegschwemmten." — „Wohl," sagte er, „doch tragen uns diese Wogen einem Ziele zu. Schlimme Anzeichen der Zersetzung, kleinliche Spaltungen sind ja vorhanden. Vielleicht kommen Umwälzungen. Es hat nichts zu sagen. Lassen wir sie kommen. Ich glaube an einen gerechten Staat der Zukunft. Ich glaube auch an den Endsieg einer einigen, reinen Kirche, denn ich glaube an Christus." —

Dabei bewegte er die Hand, als ob er sie beteuernd an den Schwertgriff legte.

(Ein Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Krim und Kaukasus in literarischer Beleuchtung.

Von

Eugen Zabel.

Das südliche Ufer der Halbinsel, die vom russischen Reich mit einer schmalen Verbindungsstraße ins Schwarze Meer vorgeschoben wird, und das mächtige Hochgebirge, das östlich davon die Grenze zwischen Europa uud Asien bildet, sind Stätten uralter Kultur. Ihre Spuren lassen sich sowohl in der Krim wie im Kaukasus bis zu dem Zeitpunkt verfolgen, wo die geschichtlich beglaubigten Tatsachen allmählich ins Schwanken geraten und sich in Vorgänge verwandeln, die von der Phantasie des Volkes frei ausgestaltet werden. Die Sage zog ihre bunten Kreise um die Menschen, die sich an diesen gesegneten Erdstrichen niederließen, und die Poesie füllte ihre Schicksale mit farbigem Leben aus, um sie uns menschlich nahe zu bringen.

Dieser Dämmerschein der Romantik, der die Ansiedelungen am Schwarzen Meer umgibt, hat ihnen von alters her eine besondere Rolle in dem Kulturleben der Menschheit zuerteilt und dem zeitlich und räumlich so Fernliegenden seine Bedeutung für unser Empfinden gesichert. Bereits fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung siedelten sich griechische Kolonisten an einer Bucht des Schwarzen Meeres an, wo sich jetzt in der Nähe Sewastopol erhebt, und überall stoßen wir auf Trümmer, die von dem wechselvollen Leben vieler Generationen Zeugnis ablegen. Nach Jahrtausenden muß man die Zeit bemessen, in der sich zwischen den Bergen des Kaukasus die Völker Asiens und Europas mit den Waffen in der Hand gegenübertraten und jene seltsame Mischung von Nationalitäten erzeugten, der wir noch heute dort begegnen.

Beide Länder sind von der Natur so ungewöhnlich begünstigt worden, daß das Lob ihrer Schönheiten in allen Tonarten erklingt. Der Gedanke an das Lebensfeindliche des russischen Winters und die menschenleere Steppe verläßt uns vollständig, wenn wir die Landzungen von Perekop hinter uns haben und dem Küstenstrich am Schwarzen Meer entgegeneilen, der sich wie ein üppig blühender Garten vor uns ausbreitet. Während ein schroff abfallendes

Kalksteingebirge die Nordwinde abhält, liegt die blaue Flut des Meeres vor uns, das den Namen „schwarz" nur an stürmischen Tagen und bei brauenden Nebeln rechtfertigt, sonst aber tiefblau schimmert und ebenso lieblich wie großartig erscheint. Haine von Pinien, Lorbeern und Zypressen begrüßen uns unter einem Breitengrade, der fast dem von Venedig entspricht, und auf den Bergwänden kocht die Sonne den Saft der Reben in verschwenderischer Fülle. Auf dem Wege von Sewastopol nach Jalta lernen wir eine der schönsten europäischen Bergstraßen mit wundervollen Bildern kennen. Das Panorama entfaltet sich dabei in fortwährender Steigerung, bis die Villen vornehmer Russen und die Lustschlösser der kaiserlichen Familie vor uns auftauchen und die ganze Umgebung von einer sonnigen Heiterkeit und Pracht erfüllt ist, bei der man sich für die lange Wagenfahrt reichlich belohnt fühlt.

Rufen die Ufer der Krim lebhafte Erinnerungen an Italien hervor, so läßt sich der Kaukasus ohne Zwang mit dem Erhabensten und Schönsten vergleichen, was die Schweiz aufzuweisen hat. Freilich fehlt es an den freundlichen Tälern und gefälligen Menschen, den schimmernden Seen und zauberischen Wasserfällen, die uns in den schweizerischen Alpen so wohltuend berühren. Der Kaukasus macht zumeist den Eindruck des Furchtbaren und Unermeßlichen. Seine höchsten Gipfel, wie der Kasbek und Elbrus, überragen alles, was man in der Schweiz sehen kann und sind auch im Wechsel der Formen großartiger. Ebenso übertreffen nach der Versicherung erster Autoritäten wie Freshfield und Merzbacher die Gletscher an Umfang und Reinheit alles, was man auf europäischem Gebiet sieht, und die Vegetation ist von einer Üppigkeit, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Beim Anblick des Kaukasus wird man an gewaltige und tragische Vorgänge, die Fesselung des Prometheus, das Gift der Medea und die Zauberkünste der Circe erinnert. Über die Ufer der Krim ist dagegen etwas von der schönen Menschlichkeit und dem sonnigen Schein der Iphigeniensage ausgebreitet, wie sie Euripides und Goethe in ihren dramatischen Dichtungen ausgestaltet haben. Das St. Georgskloster bei Sewastopol liegt an der Stelle, wo die „regen Wipfel des alten heil'gen, dicht belaubten Haines" rauschten und die Tochter Agamemnons „das Land der Griechen mit der Seele" suchte. Schreiten wir durch den langen Gang des Klosters, so erblicken wir alsbald die Bucht des Schwarzen Meeres mit ihren Terrassen und felsigen Vorsprüngen und erkennen die wundervolle Szenerie der beiden Dramen in allen Einzelheiten. Kap Fiolente ist das alte Vorgebirge Parthenium, von dem sowohl der Griechendichter wie Goethe spricht. Die Landung von Orest und Pylades an der Küste, wo die barbarische Sitte der Skythen jedem Fremden den Tod drohte, und der Sieg, den die verfeinerte Gemüts- und Geistesbildung der Priesterin Dianens über die wilden Naturleidenschaften feierte, treten uns lebendig vor die Seele. Jahrhunderte ziehen in wenigen Minuten durch unsere Phantasie, von der sagenumflossenen Vergangenheit mit den Stätten griechischer Kultur bis zu den Schrecken des Krimkrieges. Selbst die russischen Popen in den Gängen des weiß schimmernden Klosters und die schweigsamen Tataren, denen wir auf der Landstraße begegnen, scheinen im Licht der Poesie zu wandeln, das sich über diese Gegend

ergießt und Meer und Küste, die malerisch abfallende Bucht und den grünen Turm der Kirche wie in einen goldenen Rahmen fügt.

Der Gedanke an die alte Kultur, auf deren Spuren wir am südlichen Ufer der Krim wandeln, und der reizvolle Wechsel der Landschaft, in der sich Erhabenes und Liebliches harmonisch vereinigt, haben der Poesie vielfache Anregung gegeben von den formgewandten Gedichten, in denen die Schönheiten dieser Gegend seit dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen wurden, bis zu ausführlichen Schilderungen in modernen Novellen und Romanen. Zuerst fanden hochfliegende, stürmische Geister, welche den Hütern der Ordnung gefährlich erschienen, hier in einer Art Verbannung neue Motive der Dichtkunst. Was man ihnen als Strafe auferlegte, wurde ihnen zu reichem, künstlerischen Gewinn, denn der Anblick dieser von der Natur so reich gesegneten Stätten beruhigte ihre Nerven, die durch das aufregende Stadtleben überreizt waren, und befruchtete ihre Phantasie mit neuen Bildern. Vieles von dem, was so lange ihre Seele bedrückt hatte, verlor seine Macht, und der erhebende Ausblick, der sich vor ihnen eröffnete, machte ihre Stimmung frei und empfänglich für große Ideen und Empfindungen.

Alexander Puschkin, der „Vater der russischen Poesie", hat auch hierbei den Ton angegeben und zuerst die Aufmerksamkeit seiner Leser auf diese Gegenden gelenkt. Nachdem er wegen seines lockeren Lebens und seiner boshaften Verse auf hochstehende Persönlichkeiten Petersburg verlassen hatte und den Süden aufsuchen mußte, lernte er die Krim von seinem Wohnsitz in Gursuff, einem beliebten Badeort in der Nähe von Jalta, aus kennen und bewundern. Sein Name hat sich in zahlreichen persönlichen Erinnerungen und einer Grotte erhalten. Puschkin wird nicht müde, das Spiel der Wellen am Strand, die dunklen Wälder, die schimmernden Hügel zu preisen, wenn er von diesem „schönheitsreichen Wunderland" spricht. Prächtig gelingt ihm der Ausdruck der Stimmung, von der sich der Reisende durchdrungen fühlt, wenn er von Sewastopol bis zum Dorf Baidar gefahren ist und der Zauber der südlichen Landschaft sich ihm im Anblick des Schwarzen Meeres mit einer Unmittelbarkeit erschließt, die etwas Überwältigendes hat. Die stille Morgenstunde und der steile, hohe Bergpfad, auf dem der Reiter einherzieht, das glänzend grüne, bewegte Wasser, das an dem kahlen Felsen aufschäumt, dies alles weiß der Dichter in wenigen Zeilen mit treffsicherer Anschaulichkeit hervorzuheben und den Leser mitten in die Situation zu versetzen. Zu diesem Hymnus auf die Krim schwingt er sich am Schluß seiner berühmten poetischen Erzählung „Der Springquell von Bachtschissarai" (1822) empor, in welcher er die alte Residenz der Tataren mit ihren Gärten und Schlössern, sowie die Liebe des Chans zu der sagenhaften Polin Marie Potocka schildert. Die schöne Jungfrau, die, von Heimat und Familie getrennt, inmitten der Üppigkeit des orientalischen Lebens traurig dahinsiecht, erscheint wie eine andere Iphigenie, und wenn auch die geschichtlichen Voraussetzungen der Erzählung haltlos sind, lebt ihr Bild doch unauslöschlich in der Phantasie des Volkes. Im Anhang zu seinem bekannten Epos „Eugen Onägin," wenn von den Reisen des in Weltschmerz versunkenen Helden die Rede ist, kommt Puschkin

ebenfalls auf die Krim zu sprechen, um bei dieser Gelegenheit auch des großen polnischen Dichters zu gedenken, der dort geweilt hat:

Geheiligt durch Erinnerungen
Bezaubernd bist du, sonnig Land,
Wo einst Dianens Tempel stand —
Und wo Mickiewicz uns gesungen
Dort auf dem Fels, vom Meer umschäumt,
Von seinem Heimatland geträumt.

Adam Mickiewicz hatte sich durch seine Teilnahme an einer Studentenverbindung verdächtig gemacht und stattete der tauriſchen Halbinsel von Odessa aus, wohin er verbannt wurde, im Herbst 1825 in Gesellschaft seines Freundes, des begabten polnischen Erzählers Grafen Rzewuski, einen Besuch ab. 1826 ließ er dann in Moskau, während er sich zugleich mit Petrarca beschäftigte, achtzehn Sonette über die Krim erscheinen, in denen sich die Natur und Geschichte des Landes wie in einem feingeschliffenen Kristall spiegeln. Wer diese Gegenden bereist und dabei in fröhlicher Gesellschaft glückliche Stunden verlebt hat, wird in dem kleinen Heft einen Schatz von Erinnerungsblättern sehen und sie immer aufs neue nachdenklich und liebevoll betrachten. Sie frischen das Angeschaute farbig auf, bringen das Ferne nahe und finden für tiefe, aber oft schwer auszudrückende Stimmungen ebenso wohllautende wie charakteristische Worte. Zuerst liegt die Akjermansche Steppe vor uns, wo der Wagen im hohen Grase fast versinkt und die weite Ebene beim Blinken des Abendsterns wie das Meer erscheint. Dann beginnt die Fahrt auf dem Schwarzen Meer, wo anfänglich tiefe Stille herrscht, dann ein günstiger Wind sich erhebt und endlich der Sturm alles in Aufruhr versetzt. Nach diesen ersten Sonetten gibt uns Mickiewicz eine Ansicht des Tschatyr Dagh, der höchsten Erhebung des Jailagebirges, die wegen ihrer eigentümlichen Gliederung den tatarischen Namen, der Zeltberg bedeutet, erhalten hat. Das erwähnte Bachtschissarai, das Grab der Potocka, hat der Polendichter ebenfalls zum Gegenstand dieser Dichtungen gemacht. Den unvergleichlichen Anblick vom Baidartor bringt er mit bezauberndem Gefühlsschwung in dem Sonett zum Ausdruck, das in der Übersetzung von Peter Cornelius mit den Versen anfängt:

Dem Sturm die Zügel! Meinem Roß die Sporen!
Daß Tal und Fels und Wald in Windesschnelle
Vorübergleiten wie im Strom der Welle,
Bis ich im Wirbel völlig mich verloren.

Aluschta, wo sich noch die Reste einer Befestigung aus Kaiser Justinians Zeiten befinden und von wo die Besteigung des Tschatyr Dagh unternommen wird, schildert uns Mickiewicz wie ein fein empfindender Landschaftsmaler bei Tag und in der Nacht. Den Berg selbst nennt er einen Dolmetsch zwischen Erde und Himmel, der über Volk und Land erlauscht, was der Herr dem Weltall verkünden will. Die alte Ruinenstadt Tschufut Kale, die erst vor wenigen Jahrzehnten von ihrer jüdischen Bevölkerung verlassen wurde, mit dem lieblichen Tal, das wie jenes andere auf heiliger Erde den Namen Josaphat erhalten hat, und Balaklawa, wo sich uns die Erinnerung an Homers Schilderung der Lästrygonen und der Kampf der Engländer und

Franzosen gegen die Russen erneut, ziehen an uns vorüber. In dem letzten Sonett „Judas Felsen" vergleicht der Dichter seine stürmischen Leidenschaften mit den Wellen, die den Strand zu vernichten drohen, aber Muscheln, Perlen und Korallen auf dem Lande zurücklassen. Unter den Kostbarkeiten seiner Poesie nehmen die „Sonette aus der Krim" sicherlich nicht den letzten Platz ein.

Der im Jahre 1875 verstorbene Graf Alexei Tolstoi, der ohne verwandtschaftliche oder geistige Berührung mit dem Patriarchen von Jasnaja Poljana sich als Dramatiker, Balladendichter und Romanschriftsteller einen Namen in der russischen Literatur gemacht hat, ist ebenfalls ein begeisterter Sänger der Krim. Unter seinen Gedichten, die von Jessen übersetzt und 1881 in St. Petersburg veröffentlicht wurden, zeichnen sich die „Krimskizzen" durch die Tiefe des Gefühls aus, das uns oft mit Schwermut erfüllt über die Vergänglichkeit des Daseins, während doch wieder die Natur uns freundlich mit sonnigen Bildern grüßt. Tolstoi nimmt am kleinen wie am großen ein gleich reges Interesse. Das Pflanzen- und Tierleben spielt in seine Phantasie hinein, und der volle Eindruck der Gegenwart hindert ihn nicht, die Blicke auch in die Vergangenheit zu lenken. Seine humane Natur, sein klassisch gebildeter Geist denken immer wieder an Dianens Tempel und seine hehre Priesterin. Wenn der Quell über Stein und Moos perlt und purpurne Rosen zu einem Wall von Zypressen emporklettern, kommt ihm der Unterschied zwischen einst und jetzt zu klarem Bewußtsein. Ehemals stiegen hier bei der Glut des Tages Centauren zur Flut herab, ein Satyr setzte dem Böcklein nach, die Bacchantin schrie und lachte, und die felsige Wand hallte wider von Flötenspiel und Zimbelschlag bei weinseligen Gelagen. Der Tempel mit der Priesterin, der Göttin Muschelwagen, der über die Flut dahinschwebte, das alles ist längst dahin. Was einst den heiligen Hain bildete, ist durch die Holzaxt gelichtet worden, während feindliche Trompeten schmetterten. Statt der Erinnerung an die Griechenzeit bemerkt man nur schweigsame Tataren, die ihre Herde weiden. In der jüngsten Zeit sind die Ufer der Krim, wo sich auch die kaiserliche Familie in Livadia prachtvolle Schlösser gebaut hat, als Stätten der Erholung immer mehr in Aufnahme gekommen, und das gesellschaftliche Leben, das namentlich in den Monaten Juli und August dort flutet, hat in der erzählenden Poesie einen starken Widerhall gefunden, obwohl die Schöpfungen der von uns erwähnten Dichter an künstlerischem Wert unerreicht geblieben sind.

Wenn vom Kaukasus die Rede ist, müssen wir zunächst an den „gefesselten Prometheus" von Äschylos denken, wo die Strophen des an den Felsen geschmiedeten Dulders so glühend heiß von Trotz und Leidenschaft hervorbrechen, als wären sie Lavaströme der seitdem erkalteten Vulkane. Die Strafe, die Prometheus dafür erleidet, daß er den „Strahl kunstreichen Feuers" dem tobenden Flammenmeere unter Schnee und Eis entwendete und dem Menschen schenkte, wird am Schluß dieser Tragödie unvergleichlich geschildert. Das Erbeben der Erde, der Widerhall des Donners, das Zucken des Blitzes, das Rasen der Wirbel und Winde, wobei Äther und Meer ineinander gemischt werden, bilden ein Naturbild von erhabener und ergreifender Schönheit.

Auch in Shakespeares Phantasie lebte die Vorstellung von den Bergkolossen des Kaukasus, wie aus zwei Stellen seiner Dramen hervorgeht. In seinem Jugendwerk „Titus Andronikus", in dem alle Greuel und Übertreibungen der Handlung die ersten Spuren des Genies nicht verwischen können, hat er eine Erinnerung daran dem Mohren Aaron in den Mund gelegt. Wenn dieser aus Grausamkeit und Verschlagenheit zusammengesetzte Unmensch zu Anfang des zweiten Aktes auftritt und von seiner Geliebten, der gefangenen Gothenkönigin Tamora, spricht, wie der Kaiser an ihr Gefallen gefunden und sie zu seiner Gemahlin erhöht habe, beschließt er, ihr „zur steilsten Höhe" nachzuklimmen. Er rühmt sich dabei, daß er sie mit Liebesketten fester an seinen Zauberblick gebunden habe als der Kaukasus den Prometheus zu halten vermochte. Die andere Stelle findet sich in „Richard II.", in der dritten Szene des ersten Aktes, wo auf Gosford-Aue bei Coventry der Zweikampf zwischen Mowbray, dem Herzog von Norfolk, und Heinrich Bolingbroke ausgefochten werden soll. Bolingbroke wird von Richard II. auf sechs Jahre aus seinem Reich verbannt. Den so schwer Bestraften sucht in seinem Gram Johann von Gaunt zu trösten, der ihm rät, sich die Zeit des Fernseins in seiner Einbildung freundlich auszumalen und sein Leid nicht so schwer zu nehmen. Darauf erwidert ihm Bolingbroke nach der Schlegelschen Übersetzung: „O, wer kann Feu'r dadurch in Händen halten, daß er den frostgen Kaukasus sich denkt? Und wer des Hungers gier'gen Stachel dämpfen durch bloße Einbildung von einem Mahl? Wer nackend im Dezemberschnee sich wälzen, weil er phantast'sche Sommerglut sich denkt?"

Wie die Krim wurde auch der Kaukasus durch Puschkin in die russische Dichtkunst eingeführt mit der schönen Beschreibung der „Bergesspitzen, schneeumhüllt, die keusch erglühn im Frührotglanze, bekränzt mit dunkelm Wolkenkranze, welch stolzes, wunderpracht'ges Bild!" Der „Gefangene im Kaukasus" (1821) behandelt die unglückliche Liebe eines Tscherkessenmädchens zu einem jungen Russen, den sie aus der Gefangenschaft befreit, um sich dann verzweiflungsvoll in den Strom zu stürzen. Auf Menschenwonne und -weh schaut der „doppelhäuptige" Elbrus herab, der „bis in des Himmels Blau mit Eiskristallen" geschmückt ist.

Aber der eigentliche Dichter des Landes ist Michael Lermontow, in dessen Werken zahlreiche Quellen poetischer Begeisterung für dieses Land aufsprudeln und die russische Literatur befruchtet haben. Schon als zehnjähriger Knabe lernte er die eigenartige Schönheit der Gegend, die für sein Schicksal so bedeutungsvoll werden sollte, kennen und lieben. Da er an Skrofeln litt, brachte ihn seine Großmutter zur Stärkung seiner Gesundheit dorthin, wo die frische Luft der Berge ebenso günstig auf seinen Körper wirkte, wie die Gewalt des nie geahnten Naturschauspiels seiner Phantasie die Richtung gab, die es zu hohen künstlerischen Zielen tragen sollte. Schon damals zehrte er von jener Empfindung, die er später mit den Worten ausdrückte: „Der Kaukasus ist mir heilig." In den Augen der Welt war es eine Verbannung, die über den flotten Husaren verhängt wurde, als er von den lustigen Tagen in Petersburg und Moskau Abschied nehmen mußte. Aber indem er

die Salons der Großstadt mit dem Leben in der kleinen Garnison vertauschte und den Blick auf die schneebedeckten Gipfel des Südens richtete, kam er erst zum vollen Bewußtsein seines Wertes und der Aufgaben, die ihm als Dichter gestellt waren. Zum ersten Male mußte er wegen seines erschütternden Klagegedichtes „Auf den Tod Puschkins" den Kaukasus aufsuchen, weil er sich mit diesen Versen dem Zaren zu Füßen warf und ihn um Rache für die Tötung des Dichters im Duell anflehte. Ein Zweikampf mit dem Sohne des Historikers Barante brachte ihn zum andern und der Haß eines einflußreichen Gegners, des Grafen Benckendorff, zum dritten Male dorthin, wo er 1841 im siebenundzwanzigsten Lebensjahre in der Nähe von Pjatigorsk bei einem Duell ebenfalls sein Leben lassen mußte.

In den Dichtungen Lermontows strömt die Poesie des Kaukasus dahin, als wäre sie Blut von seinem Blut. Er hat sich den Charakter der Natur und des Volkes so zu eigen gemacht, daß beide ganz zu ihm gehören. Er atmet ihre Luft und fühlt mit ihrer Seele. Sein Blick schweift in die Vergangenheit, in deren Dunkelheit sagenhafte Gestalten verschwimmen, und erfaßt auch die Gegenwart mit realistischer Schärfe und Genauigkeit. Wohl hatte er das Recht, im Jahre 1838 sein Epos „Der Dämon" dem „Fürsten der Erde", wie er den Kaukasus nennt, zu widmen, denn sein Bild schwebt über dem ganzen Gedicht und verklärt die Leidenschaft, die darin lodert. Das Majestätische der Bergzacken erfüllt uns beim Lesen mit Andacht und das Brausen der Flüsse in den Schluchten erschreckt uns. Aber auch paradiesische Gegenden tauchen vor uns auf, „wo Rosen blühen und wo Nachtigallen schlagen". Der von Gott verstoßene Engel, von dem Anblick Tamaras, der Tochter des alten Gudal, berauscht, weiß mit verzehrenden Worten ihre Sinne zu verwirren und ihre Liebe zu gewinnen, während der Fürst von Sinodal mit prächtigem Gefolge herbeizieht, um sie als seine Gemahlin auf sein Schloß zu führen. Tamara stirbt bei der Hingabe an den Dämon, aber ein Engel entreißt ihre Seele dem Bösen und führt sie den Freuden des Himmels zu. Dieses Gedicht, dessen Stoff von Anton Rubinstein zu einer seiner schönsten Opern verwertet ist, endigt mit dem Bild der Vergänglichkeit und des alles hinraffenden Todes.

In den Gedichten Lermontows findet sich die Schilderung einer Schloßruine auf der berühmten grusinischen Landstraße, wo eine andere Tamara gelebt haben soll, eine dämonisch-leidenschaftliche Königin, die harmlose Wanderer an sich lockte und sie nach genossener Liebesfreude in die brausenden Fluten des Terek stürzen ließ. In einem anderen Gedicht, dessen grusinischer Titel „Mziri" sich etwa mit „Novize" übersetzen läßt, werden die Empfindungen eines Tscherkessenjünglings geschildert, der sich aus der Enge des Klosterlebens in die verlorene Freiheit der Natur hinausträumt und bei dem die Sehnsucht nach der wilden Pracht der Berge und Wälder zu einer unheilbaren todbringenden Krankheit wird. Das Naturgefühl, das gewaltsam aufgehalten und unterdrückt wird, schäumt dabei über wie ein Bergstrom, den man eindämmen will. In Lermontows berühmtem Roman „Ein Held unserer Zeit" wird uns ein Bild des modernen Gesellschaftslebens gegeben, wie es sich in einem kaukasischen Badeort aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, von dem

blasierten Lebemann Petschorin, dem Helden der Erzählung, durch verschiedene Abstufungen des Naturells bis zu ungezügelten Naturkindern, die sich vom Sturm ihres Temperaments fortreißen lassen. Über alledem braut und brodelt das Wolkenmeer, das sich zwischen den Bergen festgesetzt hat. Lermontows Auflehnung gegen die Heuchelei und Übelstände der Gesellschaft klammert sich immer wieder an die Felsmauern des Kaukasus an, als müßte zwischen ihnen das Heilkraut für die Leiden wachsen, die sein Gemüt niederdrückten und von denen er mit so großer Beredsamkeit zu seinem Volke sprach.

Dem Beispiel von Puschkin und Lermontow folgte auch Graf L. N. Tolstoi, der nach einem Leben voll Saus und Braus, wie er es auf seinem elterlichen Gut in Jasnaja Poljana, sowie in Moskau und Petersburg geführt hatte, nach dem Kaukasus ging, um in eine Artilleriebrigade einzutreten. Er brachte dort vier Jahre zu und erfüllte seine Phantasie mit ganz neuen Bildern im Verkehr mit der Natur, die ihm großartige Eindrücke bot, und den Menschen, denen er in seiner Garnison wie bei militärischen Streifzügen gegenübertrat. Die reifste Frucht seines Aufenthaltes in den Bergen ist die 1862 geschriebene Novelle „Die Kosaken", in welcher er die Schicksale eines vornehmen Moskowiter Lebemanns Olenin schildert, der sich an den Ufern des Terek niederläßt, um das Zerfahrene, Leichtsinnige und Grüblerische seines Wesens abzustreifen. Er hofft, indem er bei den Kosaken wohnt, mit ihnen auf die Jagd geht und ihre Lebensweise mitmacht, allmählich einer der Ihrigen zu werden und innerlich zu gesunden. Ein schönes Kosakenmädchen, Marjanta, erregt seine Aufmerksamkeit, dann eine tiefe Liebesleidenschaft. Aber zu seiner Beschämung muß er erkennen, daß das Kind des Volkes den schmucken Offizier gar nicht versteht und für seine Empfindungen kein Verständnis zeigt. Sie bleibt ihm unerreichbar in ihrer natürlichen Schönheit wie die fernen Schneeberge, die er täglich vor sich sieht. Die „Gleichgültigkeit der Natur", von der Iwan Turgenjew mit Vorliebe sprach und in welcher er die Erklärung für ihre Erhabenheit in den Augen der Menschen fand, wiederholt sich für Olenin im Herzen des Kosakenmädchens. Beiden gegenüber kommt er sich schwach und verrenkt vor, und mit tieferer Schwermut, als er sie vor seiner Ankunft im Kaukasus empfand, verläßt er das Land. Die Romantik Puschkins und Lermontows verwandelt sich bei Tolstoi in realistische Menschen- und Naturbeobachtung, die uns den späteren Schöpfer von „Krieg und Frieden", sowie „Anna Karenina" ankündigt.

Ein nicht geringes Verdienst hat sich Arthur Leist in Tiflis durch seine Übersetzung „Georgischer Dichter" (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1887) erworben, deren Lieder, Elegien und Sprüche alle Farben und Stimmungen der kaukasischen Landschaft widerspiegeln, Freude und Wehmut des Menschenherzens in vollen Naturtönen ausklingen lassen und die landschaftlichen Schönheiten des Hochgebirges zu einem fesselnden Panorama gestalten. Die bald im Sonnenlicht schimmernden, bald von dichten Nebeln umwallten Gipfel der Berge, die Flüsse, die aus den Schluchten hervorbrechen, das Leben der Hirten in den Tälern bilden die äußere Umrahmung dieser Dichtungen. Alte Sagen und Märchen, die sich in der Phantasie des Volkes bis auf unsere Tage erhalten haben, Heldentaten einzelner Stämme und ihrer Führer werden

darin verherrlicht. Frisch und ungezwungen fügt sich dem Schicksal der Nation das Leben des Einzelnen in fröhlichem Genießen und schwärmerischer Verliebtheit ein. Gregor Orbeliani, Nachkomme eines alten georgischen Fürstengeschlechts und Zögling der Adelsschule in Tiflis, später im Rang eines Generaladjutanten und Statthalters von Transkaukasien, eröffnet diese Sammlung mit einem ergreifenden Hymnus auf sein Heimatland, seine Tapferkeit, Sangeslust und Gastfreiheit. Dann beklagt er wieder vor dem Bildnis der Königin Tamara im Kloster Bethanien bei Tiflis den Verlust der Freiheit und Selbständigkeit, den Zusammenbruch von so viel Edlem und Großem. Der Muscha, der Lastträger, der nichts als Not und Arbeit kennt, dessen Haare vor Entbehrung und Kummer grau geworden sind, erfüllt ihn mit tiefem Mitleid.

Auch Alexander Tschawtschawadse, ein anderer georgischer Dichter, brachte es bis zum Generalsrang. Seine Lieder sind voll Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, Erinnerungen an glückliche Stunden, die durch rosige Mädchenlippen und Becher mit funkelndem Wein verklärt wurden. Sein Namensvetter Elias Tschawtschawadse ist gleichfalls ein reich begabter Lyriker und daneben auch vielseitig publizistisch tätig. Nachdenklich und wehmütig steht er an den Ufern seiner Heimatflüsse: des Kur, in dessen Fluten ihm die ehemalige Pracht des Landes begraben zu sein scheint, der Aragwa, wo die Wiege der georgischen Heldengröße stand, und des Alasan, wo sich ihm die Riesengletscher mit dem blassen Licht des Mondes, dem Rauschen der Wasserfälle, dem Flüstern des Waldes und dem Liede des Fuhrmanns auf seinem knarrenden Wagen zu einem einzigen prächtigen Naturbild vereinigt. Wachtang Orbeliani besingt die alte Kirche Gelati bei Kutais in Imeretien und gedenkt dabei der Königin Tamara, deren Grab sich dort befindet. Eine Anzahl Volkslieder, deren Verfasser unbekannt geblieben, die aber auf einen einschmeichelnden Herzenston gestimmt sind, beschließen diese Sammlung. Ihr Umfang ist nicht groß, aber ihr Inhalt reich und bildet gewissermaßen einen Auszug von der Poesie des Kaukasus. Manchen unter diesen georgischen Dichtern ist es gelungen, in wenigen Versen eine Anschauung und Empfindung wiederzugeben, die selbst durch lange Beschreibungen nicht besser ausgedrückt werden konnten.

Dann tritt der Sänger des „Mirza Schaffy" in die Gruppe der Männer, dem wir für unsere Kenntnis des Kaukasus wesentlich verpflichtet sind. Friedrich Bodenstedt wurde als junger Mann von noch nicht zweiundzwanzig Jahren durch einen unbestimmten romantischen Drang veranlaßt, nach Rußland zu reisen und sein Talent für fremde Sprachen und Kulturgebiete dort weiter auszubilden. Aus den kleinen Verhältnissen seiner Vaterstadt Peine hatte er sich emporgearbeitet, die kaufmännische Tätigkeit, für die er ursprünglich bestimmt war, beiseite geschoben und sich auf den Universitäten Göttingen, München und Berlin für seinen literarischen Beruf vorgebildet. Schilderungen von Freunden hatten ihm verlockende Bilder vom slawischen Osten entworfen und ihn ermutigt, gleich mit der alten Hauptstadt, dem Mittelpunkt des Reichs, Moskau, anzufangen. Dort fand er zu Anfang des Jahres 1841 eine Stellung als Erzieher beim Fürsten Michael Gallizin, nachdem er zu Schiff

von Lübeck nach Petersburg und dann im Eilwagen — eine Eisenbahn zwischen den beiden Städten gab es damals noch nicht — das Ziel seiner Reise erreicht hatte.

Drei Jahre später erhielt er einen Ruf als Lehrer an das Gymnasium in Tiflis, den er um so lieber annahm, als ihn die Dichtungen Puschkins und Lermontows bereits mit Begeisterung für den Kaukasus erfüllt hatten, wo der Kampf zwischen den Russen und den Eingeborenen in voller Entfaltung begriffen war und vom europäischen Publikum mit größter Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Die vierwöchentliche Reise dorthin über Tula, Woronesh, Nowo-Tscherkask und Stawropol, endlich von Wladikawkas über die grusinische Heerstraße nach Tiflis bildete die beste Vorbereitung für das Studium des Landes, in dem er bis zum Jahre 1846 blieb. Mit dem Fleiß, der ihn stets auszeichnete, hatte er sich im Kaukasus umgesehen, Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten gewonnen und, wo seine eigenen Kenntnisse nicht ausreichten, sich an die Arbeiten von Männern gehalten, die für die ethnographische und geographische Durchforschung des Reiches zu jener Zeit von Bedeutung waren.

So ließ Bodenstedt, als er wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, im Jahre 1847 sein erstes Werk über das Gebirgsland zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer unter dem Titel „Die Völker des Kaukasus" erscheinen (Berlin, Deckerscher Verlag), dessen zwei Bände ein sorgfältig gesammeltes und gesichtetes Material enthalten. Was er über das Gebirgssystem, die Vegetation, das Klima und die Wegeverbindungen sowie über die Bewohner des Landes sagt, steht selbstverständlich nicht in allen Punkten mit den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft im Einklang, brachte aber doch zu jener Zeit in das verwickelte Thema Ordnung und System hinein. Es erweckte in weiten Kreisen zum ersten Male klare Vorstellungen über ein Gebiet, das den Gebildeten bis dahin völlig verschlossen war. Die meisten Leser werden bei der Lektüre eher über ein Zuviel als ein Zuwenig von Belehrung geklagt haben, denn bei der Schilderung der aufständischen Bergvölker unter der Führung Schamyls verliert sich die Darstellung allzusehr in Einzelheiten. Überall merkt man aber dem Verfasser an, daß er sich nicht nur mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit voller Herzenswärme und reger Phantasie seines Stoffes bemächtigt hat.

Gleich darauf im Jahre 1847 ließ Bodenstedt ein anderes Werk erscheinen, das ebenfalls seinen Aufenthalt im Kaukasus schildert, aber das Thema in einer viel unmittelbareren Weise behandelt. „Tausend und eine Nacht im Orient" (Berlin, R. v. Deckers Verlag) ist eine freie Zusammenstellung von persönlichen und sachlichen Schilderungen, von Erlebnissen und Beobachtungen, von phantasievollen Erfindungen und trockenen Berichten, von Poesie und Prosa. Diese Mischung berührt nicht sonderlich künstlerisch, aber sie gewinnt dem Stoff eine beständig wechselnde Beleuchtung ab, bei welcher das Interesse des Lesers immer frisch erhalten wird.

Bodenstedt hielt sich nicht nur in der Hauptstadt des Kaukasus auf, sondern machte auch verschiedene interessante Ausflüge ins Innere des Landes.

Er lernte Eriwan, die Hauptstadt Armeniens mit ihren prächtigen Moscheen, und das uralte Kloster Etschmiadsin kennen, den Sitz des Patriarchen nahe der Grenze zwischen Rußland, Persien und der Türkei, wo in einsamer Größe der Ararat sein schneebedecktes Haupt zum Himmel emporstreckt. Dann trat er eine Reise nach der Ostküste des Schwarzen Meeres an, berührte die Ortschaft Mzchet, die aus der ehemaligen Hauptstadt des Reiches mit ihrer Burg und Kathedrale zu einem armseligen Dorf zusammengeschrumpft ist, ferner die grusinische Kreisstadt Gori und erreichte Kutais, das alte Kolchis, dessen herrliches Klima und üppige Vegetation ihn entzückten. Statt der Eisenbahn, die den Reisenden jetzt ebenso bequem wie im westlichen Europa von Tiflis nach der Hafenstadt Batum bringt, mußte er sich von einem Bauernwagen ohne Federn und — was noch schlimmer ist — von einem Karren, dem Ochsen vorgespannt waren, vorwärtsbringen lassen. Aber sicher hat er dabei mehr gesehen als seine Nachfolger, an deren Auge die originellsten Eindrücke des Kultur- und Naturlebens viel zu schnell vorüberziehen, als daß sie tiefere Eindrücke in der Phantasie zurücklassen können. Die Strecke von Kutais bis zu dem Hafen Redut Kale legte er in einer Barke auf reisenden Gebirgsströmen zurück und träumte, während zwei junge Mingrelier die Ruder in die Fluten des alten Phasis senkten und bläuliche Wolken aus seinem Tschibuk emporwirbelten, vom kolchischen Wunderland, vom Palast des Aetes und dem Tempel der Leukothea, von den Zauberinnen Kirke und Medea.

Der schwärmerische Zug, der leicht durchklingt, führt ihn doch nur selten zu Übertreibungen. Er warnt sogar vor den fehlerhaften Vorstellungen, die man sich bei uns über orientalische Pracht und Herrlichkeit macht, weil die Reisenden weniger das Gewöhnliche als das ausnahmsweise Pomphafte hervorheben. Eine Küstenfahrt nach Suchum Kale und der Ruinenstadt Pitzunda und Gagra, dessen großartige Umgebung die Sage entstehen ließ, daß dort der Felsen des Prometheus gestanden habe, brachte neue Eindrücke und Berührungen mit einem bunten Völkergemisch. Am lebendigsten wirkte Bodenstedt auf unser Publikum durch die Schilderungen von Tiflis selbst. Er hatte die Stadt im Spätsommer und im Winter gut beobachtet und bietet uns interessante Bilder von ihrem Straßen- und Salonleben, von den Sitten und Gebräuchen des Volks. Er führt uns in die Wohnungen der Tataren hinein und macht uns zum Zeugen einer armenischen Hochzeit, wobei er eine Menge Dinge streift, die für die meisten seiner Leser bis dahin völlig im dunkeln lagen. Der eigentliche Erfolg des Buches lag allerdings in dem Umstand, daß die originelle Figur seines Mirza Schaffy zum ersten Male ihren an Sprüchen und Liedern reichen Mund auftat. Bodenstedt wohnte in Tiflis zu Füßen des Davidklosters, von dessen Höhe man einen umfassenden Rundblick über die Bergschlucht und die zu beiden Seiten der Kura malerisch ausgebreiteten Stadt genießt. Nach einem heiteren Festmahl in der alten Kyrosstadt hatte Bodenstedt das Unglück, von der morschen Galerie seiner Wohnung auf den Hof zu stürzen und sich dabei nicht unbedenklich zu verletzen. Während er seine Genesung abwartete, nahm er bei Mirza Schaffy Unterricht im Tatarischen, da er die Kenntnis dieser Sprache für sein Studium des Kaukasus

nicht entbehren konnte. Von diesem Manne, der sich den ersten Weisen des Morgenlandes nannte, während er annahm, daß die Kinder des Abendlandes noch in Finsternis und Unglauben stecken, erhielt er aber nicht nur Sprachunterricht, sondern auch die Anregung zu seinen Liedern, die in „Tausend und ein Tag im Orient" eingestreut sind und später in der Sonderausgabe eine so weite Verbreitung fanden wie wenige deutsche Bücher.

Was Bodenstedt an Anregungen und Belehrungen über den Kaukasus dem deutschen Publikum bot, leistete einige Jahre später der ältere Alexandre Dumas in anderer Weise für die französischen Leser. War jener als junger Musensohn ohne gesicherte Lebensstellung im Vertrauen auf seinen guten Stern in die weite Welt hinausgezogen, so stand dieser auf der Höhe seines Ruhmes, als er die Reise nach Rußland antrat, über die er ein langatmiges Werk veröffentlichte. In seiner unruhigen, romantisch überhitzten Phantasie sprudelten Theaterstücke und Romane ohne Zahl wie Gießbäche aus einer Bergschlucht hervor, und wie es ihm gelungen war, sich die Bühnen und die Feuilletonspalten großer Blätter in Paris zu erobern, schien es ihm auch ein leichtes, sein frisches abenteuerliches Darstellungstalent bei der Beobachtung fremder Kulturverhältnisse zur Anerkennung zu bringen. Nachdem er auf diese Weise Nordafrika, Syrien und Ägypten durchstreift hatte, sollte nunmehr das Reich des Zaren an die Reihe kommen.

Im November 1857 reiste er über Astrachan nach dem Kaukasus, und 1859 lag bereits ein Werk in sieben Bänden vor, dessen Inhalt schon durch den seltsamen Titel „Le Caucase depuis Prométhée jusqu'à Chamyll" in seiner Tonart charakterisiert wird. Es beruht auf Eindrücken, die mit erstaunlicher Schnelligkeit aufgenommen und mit so großem Geschick zusammengestellt wurden, daß sich niemand dem eigentümlichen Reiz dieser Darstellung völlig entziehen kann. Er weiß den Stoff nach allen Richtungen zu drehen und zu wenden, so daß man beim Lesen keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In den kurzen Absätzen seiner Beschreibungen stellt er seine Behauptungen, auch wenn sie noch so seltsam klingen, mit einer solchen Selbstverständlichkeit hin, daß man im ersten Augenblick an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln wagt. Die Naivität, mit der er fremdes Material kritiklos verarbeitet, ist ebenso unglaublich wie die Selbstgefälligkeit, mit der er sich in den Mittelpunkt der Begebenheiten stellt. Mit dem Gefühl eines Klaviervirtuosen oder einer Primadonna, deren Auftreten schon lange vorher mit Spannung erwartet wird, zieht er in den Kaukasus ein. Mit Vorliebe bedient er sich der dialogischen Form, um alles wiederzugeben, was er zu Pferd, im Wagen und Schlitten, in der Einsamkeit der Wälder oder am Ufer der Bergströme, in den Salons der Gouverneure wie in den Hütten der Eingeborenen erlebt hat, so daß sein Buch auch äußerlich einem Roman gleicht.

Dumas vergißt niemals, daß er der Dichter des „Grafen von Monte-Christo" und der „Drei Musketiere" ist, und daß diese Erzählungen auch im fernen Kaukasus der gebildeten Gesellschaft geläufig sind. Aber wie es einem Fürsten lästig wird, wenn die Menschen das Portal seiner Wohnung neugierig umlagern, bittet er seine Gastfreunde, daß sie ihn in der Rolle des berühmten

Mannes nicht allzusehr herausstellen möchten. Er fühlt es offenbar, daß der Kaukasus auf ihn gewartet habe, um für die moderne Welt entdeckt zu werden. In allen Dingen wahrt er seine Überlegenheit, und selbst die berühmtesten Zechbrüder Georgiens weiß er im kachetischen Wein niederzutrinken, angeblich, — und darin liegt ein besonderer Humor! — weil er an Wasser gewöhnt und infolgedessen gegen die berauschenden Wirkungen des Alkohols besser als die Eingeborenen geschützt war. Über diese Leistung wurde ihm von der Redaktion der Tiflíser Zeitung, wo dies Gelage stattfand, ein besonderes Zeugnis ausgestellt, aus dem wir entnehmen dürfen, daß er den Rebensaft des Kaukasus zwar nicht so schön besingen, aber besser vertragen konnte als Bodenstedt. Beim Abschied vom Kaspischen Meer, wo er in Derbent und Baku weilte, empfindet er den Schmerz der Trennung, als handle es sich um den Abschied von einem schnell gewonnenen Freunde. Er ist glücklicher als Orpheus und Homer, von den modernen Dichtern ganz zu schweigen, die dies Küstenland nicht betreten haben.

Wollte man die Überschwänglichkeiten im einzelnen feststellen, die sich in den Bänden seines Reisewerkes über den Kaukasus finden, so würde man ohne ein langes Register nicht auskommen. Was er von den georgischen Frauen nach den Angaben des Holländers Struys erzählt, verdient im wesentlichen ins Fabelland verwiesen zu werden. In Tiflis nimmt er ein Völkergemisch wahr, bei dem alle Kontinente und Zonen vertreten sind. Einmal behauptet er, daß man im russischen Lexikon das Wort „Waschschüssel" nicht finde und daß mit Ausnahme der großen Städte Wasser nur in den Flüssen, und auch in ihnen nur während der Schneeschmelze vorkomme. Um diese unglaubliche Behauptung zu stützen, erzählt er ferner, daß man ihm allerdings ein einziges Mal ein Waschbecken und zwar ein solches aus Silber gereicht habe, aber äußerst erstaunt gewesen sei, als er auch den Wunsch nach Wasser ausgedrückt habe. Abgesehen von zahlreichen Druckfehlern, die sich in dem Werk finden, sind die russischen Namen und Redensarten, um sie dem französischen Ohr geläufig zu machen, oft so angegeben, daß man sie im ersten Augenblick gar nicht wiedererkennt. Trotz alledem liest sich das eilig zusammengeschriebene Werk in den meisten Abschnitten gut, und man bleibt in der Stimmung, die allerdings ein seltsames Gemisch von Kaukasusschilderung und Dumasbespiegelung ist. Einzelnes wird auch für spätere Forscher, obwohl sie es nur mit der größten Vorsicht benutzen können, seinen Wert behalten, so die Kapitel über Schamyl und die drollige Beschreibung der kaukasischen Nasen. Auch für die poetischen Schilderungen des Landes, die damals vorlagen, hat er ein nicht zu unterschätzendes Verständnis. Namentlich sind es Lermontow und Marlinsky, von deren Schicksalen und Gedichten er viel erzählt. Eine Anzahl von ihnen bringt er sogar in Übersetzungen und stellt sie neben das Beste, was die moderne lyrische Poesie aufzuweisen habe. Wie Bodenstedt reiste er über die grusinische Heerstraße und machte wie dieser die Fahrt über Kutais ans Schwarze Meer, wo er in Poti das Schiff erreichte. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß bei einem unbekannten Lande mit reichen Kultur- und Naturschätzen der romantische Erzähler zunächst mehr als der Mann der

wissenschaftlichen Arbeit geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ein neues Ziel für Forscher und Touristen hinzulenken, so wird man bei vielen Einschränkungen auch dem Werk von Dumas manches Verdienstliche nicht abstreiten können.

Die erste wissenschaftliche Durchforschung des Kaukasus, seiner Bergriesen und Hochgebirgstäler, seiner Landschaft und Bevölkerung verdanken wir dem Engländer D. W. Freshfield, der, wie er uns selbst erzählt, schon im College durch die Lektüre von Aeschylos' „Gefesseltem Prometheus" für den Kaukasus begeistert ward. Sein Fuß betrat zuerst die Höhen der alten, in Schnee und Eis gehüllten Vulkane, die bis dahin mit ihren geheimnisvollen Schrecken jede Annäherung von Menschen zurückgescheucht hatten. Schon als Schüler des Eton College zeigte er eine auffallende Begabung für alpinen Sport und unternahm eine Besteigung des Montblanc. Nachdem er seine Studien in Oxford beendigt hatte, vereinigte er sich im Alter von dreiundzwanzig Jahren mit zwei gleichgesinnten Genossen, Moore und Tucker, sowie dem Führer Devouassand zu jener bedeutungsvollen Fahrt nach dem Kaukasus, die man mit Recht einen modernen Argonautenzug genannt hat. Die Spitzen des Elbrus und Kasbek wurden durch ihn im Jahre 1868 ihres rätselhaften und geheimnisvollen Charakters entkleidet, der ihnen seit Menschengedenken angehaftet und der Phantasie einen unbegrenzten Spielraum gegeben hatte. Freshfield durchbrach ebenso mutig wie klug eine Kette, die auf diesem Gebiet an der Grenze von Europa und Asien der wissenschaftlichen Erkenntnis gezogen zu sein schien, und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in Werken nieder, die von bleibendem Wert sind und der englischen Literatur zur Ehre gereichen.

Freshfield konnte bereits im Jahre 1869 über seine Erlebnisse und Eindrücke, die unsere Kenntnisse der Hochgebirgswelt so wesentlich bereicherten, in seinem Buche „Travels in the Central Caucasus and Bashan" Rechenschaft ablegen und darin seinen Nachfolgern die Wege für weitere Forschungen zeigen. Der Reisende hatte seine Fahrt mit Ägypten und Palästina begonnen. Dann fuhr er zu Schiff nach Trapezunt und Poti und von hier auf dem Rion, dem alten Phasis, in das Innere des kaukasischen Gebietes, das er allem Widerstand zum Trotz nicht nur einem engeren Kreise von Gelehrten, sondern allen Gebildeten, die sich für dies Thema überhaupt interessierten, in mustergültiger Weise erschließen sollte. Sein Buch ist vortrefflich geschrieben, trotz der vielen Überraschungen, die er seinen Lesern bietet, ohne Selbstgefälligkeit und Schönrederei, anziehend und spannend ohne romanhafte Ausschmückungen und Übertreibungen, belehrend und berichtigend in jedem Kapitel. Der praktische Sinn des Engländers drückt sich darin aus, daß er für alles, was ihm in den Weg tritt, Interesse zeigt, nichts übersieht und das richtige Wort findet, um das Gesehene anschaulich wiederzugeben.

Als Leitmotiv, möchte man sagen, dient ihm der Vergleich unserer Alpenwelt mit dem kaukasischen Hochgebirge. Er erwärmt uns von vornherein für sein Thema, nimmt ihm das Unnahbare und schwer Faßliche. Er versetzt uns auch dadurch in die frische Stimmung des Selbsterlebten, daß er sich im wesentlichen an die Aufzeichnungen seines Tagebuchs hält und uns Zug um

Zug das Aufregende und Erhebende einer solchen Fahrt durch völlig unbetretenes Gebiet, das er sich mit jedem Schritt erst erobern mußte, mitgenießen läßt. Wie einfach und mit einem leichten Anflug von Humor beschreibt er den Eindruck, den er auf die Bevölkerung machte, als er nach der Besteigung des Kasbek wieder im Tal anlangte, wo seine Angaben zunächst keinen Glauben fanden, und wie er dann angestaunt wurde, als an dem glücklichen Verlauf dieser Expedition kein Zweifel mehr aufkommen konnte. Ähnlich erging es ihm, als er nach der mühseligen Expedition auf den Elbrus nach langen Entbehrungen und Gefahren wieder in einem behaglichen Hotelzimmer unter fröhlicher Gesellschaft saß und sich bei Speis' und Trank von den Anstrengungen erholen konnte.

Der ausgezeichnete Forscher ließ dann siebzehn Jahre dahingehen, um die Resultate seiner ersten Reise nach dem Kaukasus mit dem zu vereinigen, was er auf den beiden späteren Expeditionen in diesem Lande gesammelt hatte und das umfangreiche Material nach einem anderen Gesichtspunkt zu ordnen. Handelte es sich in dem erwähnten Werk um Augenblicksbilder, die dem Leser in vieler Beziehung etwas ganz Neues boten und durch ihre Genauigkeit die Wissenschaft wesentlich förderten, so wollte Freshfield nun alles, was er vom Kaukasus wußte, auf der Höhe des Lebens zusammenfassen und sein Publikum mit Hilfe von Illustrationen in die ferne und den meisten noch so fremde Welt einweihen. Hatte er mit jugendlicher Frische seine erste Reise geschildert und chronologisch seine Eindrücke aneinandergereiht, so beabsichtigte er sich jetzt von einer sachlichen Gruppierung des Themas leiten zu lassen, vom Allgemeinen zum Besonderen überzugehen und als richtiger Bergsteiger zwar zu demselben Gipfel, aber auf anderem Wege, vorzudringen.

So entstanden die beiden großen verschwenderisch ausgestatteten Bände seines Werkes „The Exploration of the Caucasus", die im Jahre 1896 (Edward Arnold. London and New York) erschienen und für die Erforschung des Kaukasus in anderem Sinne einen Markstein bilden. Freshfield erkannte es mit Recht für notwendig, der Phantasie der Leser nicht nur durch einzelne, zufällig ausgewählte Illustrationen und Karten, sondern durch einen Bilderschmuck entgegenzukommen, der auf der Höhe unserer Technik steht. Dem ernsten Inhalt sollte auch die Ausstattung entsprechen und alles vermieden werden, was an ein Prachtwerk für den Weihnachtstisch erinnern könnte. Für diese Illustrationen wurde in Vittorio Sella ein wirklicher Künstler gewonnen, der sich mit der kaukasischen Welt genau vertraut gemacht hatte und Geschmack und Urteil genug besaß, um zu wissen, worauf es einen Mann wie Freshfield ankommen mußte. Die groß ausgeführten Vollbilder der Bergspitzen, Gletscher und Pässe, die Aufnahmen von einzelnen Gebirgsketten wie von der Höhe des Elbrus sowie die Wiedergabe von Volkstypen sind schwer zu übertreffende Meisterleistungen und schließen sich in glücklicher Weise dem Text an, um den Eindruck der einzelnen Schilderungen allseitig zu vertiefen und nachhaltig zu gestalten. Über einzelne Gebiete hat Freshfield außerdem eine Gruppe von Mitarbeitern zu Worte kommen lassen, die sich dabei als Spezialforscher gut einführen und über Klima, Bodenbeschaffenheit, Temperatur und ähnliches ver-

dienstvolle Mitteilungen machen. Freshfield hat sich mit diesem Werk innerhalb der modernen Alpenforschung ein Denkmal errichtet, das für ferne Zeiten an sein ruhmreiches Vordringen in die Schrecknisse und Schönheiten des Kaukasus erinnert und nicht wieder vergessen werden kann.

Der fachwissenschaftlichen Schilderungen des Kaukasus, die in großer Anzahl vorliegen, kann an dieser Stelle nur flüchtig gedacht werden. Sie behandeln das Land und seine Bevölkerung von verschiedenen Gesichtspunkten in Form einer allgemeinen Übersicht, geschlossener Essays über Einzelgebiete oder endlich, was für das große Publikum am anziehendsten ist, als Reisebeschreibungen, die aus den frisch empfangenen täglichen Eindrücken hervorgegangen sind und die Leser nicht nur belehren, sondern durch persönliche Erlebnisse auch unterhalten und zur tieferen Beschäftigung mit dem Gegenstand anregen. Als die Kraft der kaukasischen Bergvölker nach dem Aufstand Schamyls gebrochen war und das Land dem großen russischen Reiche einverleibt wurde, drangen Forscher und Reiseschriftsteller auf den Wegen, die durch die Gewalt der Waffen freigelegt waren, in das Innere des Kaukasus ein und ließen dem kriegerischen Eroberungszuge einen friedlichen im Dienst der Wissenschaft folgen. Oft kamen sie von weit her, um sich in eine Umgebung, die ihnen ursprünglich selbst fremd war, immer tiefer einzuleben und endlich eine zweite Heimat zu finden, mit deren Sprache, Sitten und Gebräuchen sie vollständig verwuchsen.

Das charakteristische Beispiel einer solchen glücklichen Verpflanzung im Dienste der Wissenschaft bildet Dr. Gustav Radde, der in seiner Vaterstadt Danzig als Apothekerlehrling gewiß nicht ahnen konnte, daß er sich dereinst in Tiflis zu einer unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Kaukasusforschung entwickeln und durch die Begründung eines großartigen Museums seinen Namen berühmt machen werde. Im Jahre 1863 begann er in bescheidenem Umfang in einer Mietswohnung eine Sammelstelle für die Erzeugnisse des Kaukasus zu schaffen und mit ebenso großer Begeisterung für die Sache wie geschäftlicher Klugheit die Aufmerksamkeit einflußreicher Persönlichkeiten auf sein Unternehmen zu lenken. Unermüdlich und durch keinerlei Schwierigkeiten abgeschreckt schritt er auf seinem Wege vorwärts und klopfte überall an, um mit der natürlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens weitere Kreise für seine Idee zu erwärmen, sowie zur Erhaltung und Bereicherung des Geschaffenen weitere Hilfsmittel aufzubringen. Jetzt erhebt sich an der schönsten Straße von Tiflis gegenüber dem Palais des Generalgouverneurs ein großes zweistöckiges Gebäude mit Vorder- und Hinterhaus nebst einem kleinen Garten, wo seine Sammlung in prächtigen Räumen untergebracht ist und eine Anschauung von dem Reichtum des Kaukasus gibt, wie man sie lebendiger, vielseitiger und belehrender sonst nirgends empfangen kann. Raddes eigentliche Forschungen bezogen sich zumeist auf das Tierleben in den Hochgebirgsgegenden, die er Jahrzehnte hindurch bereist und in anziehender Weise beschrieben hat. Als Leiter dieses Museums war er jedoch bestrebt, den Kaukasus auf allen Gebieten der Wissenschaft gleichmäßig zur Anschauung zu bringen, gewissermaßen eine Encyklopädie für dieses Land und seine Erforschung zu schaffen.

Zoologie und Geologie zeigen dem Besucher im unteren Stockwerke Ethnographie, Botanik und Entomologie, im oberen Stockwerk alles, was auf der Erde schweift und in ihren Tiefen schlummert, auf den Höhen der Berge sprießt und blüht und in den Flüssen als schuppige Brut gedeiht. In dem schönen Treppenhaus grüßen uns die Wandgemälde von Franz Simm mit den Sagen des Prometheus, der Argonauten, des Georgierfürsten David II. und der legendenhaften Königin Tamara. Radde, dessen literarische Arbeiten die Wissenschaft wesentlich bereichert haben, gebührt für alle Zeiten ein Platz im Vordergrunde der Männer, die uns den Schleier von dem Mysterium des Kaukasus gelüftet haben.

Seine gelehrten Arbeiten waren zumeist in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen oder in russischer Sprache abgefaßt, die ihre weitere Verbreitung hinderten. Am bekanntesten sind seine „Vier Vorträge über den Kaukasus" geworden, die im Jahre 1874 als Ergänzungsheft zu Dr. A. Petermanns „Geographischen Mitteilungen" veröffentlicht wurden. Raddes Leben und Entwicklungsgang waren von einem Schimmer der Romantik umgeben, den man auch im persönlichen Verkehr mit ihm empfand. Ein phantastischer Zug hatte ihn erfaßt, sich aus dem engen und beschränkten seines ursprünglichen Berufes in eine weit umfassende Sammler- und Gelehrtentätigkeit im fernen Osten, auf den uralten Kulturstätten der Menschheit, hinüberzuschwingen. Über die „Sammlungen des kaukasischen Museums" hat er ein groß angelegtes, fünfbändiges Werk in russischer und deutscher Sprache veröffentlicht, das auch vortreffliche Abbildungen aus den verschiedenen Gebieten seiner Forschungen enthält (Tiflis, Typographie der Kanzlei des Landeschefs). Im März dieses Jahres brachte der Telegraph die betrübende Nachricht, daß Radde gestorben sei, und zwei Wochen später empfing ich den fünften Band seines Werkes, der den archäologischen Teil in der Bearbeitung der Gräfin Uwarow enthielt, mit einem Begleitschreiben des verhältnismäßig schnell Dahingeschiedenen. Er schrieb mir darin, daß er seit einiger Zeit krank sei, daß sein Zustand aber nichts Gefährliches habe. Inzwischen war er schon auf dem Boden, den er sich und der Wissenschaft erobert hatte, und auf dem Besitztum seines Wohltäters, des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, beigesetzt worden. An einer der schönsten Stellen des kleinen Kaukasus, in dem namentlich im Sommer vielbesuchten Borshom, konnte sich Radde in seine deutsche Heimat zurückträumen, wenn er auf die grün bewaldeten Höhen blickte, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Partien aus dem Schwarzwald haben. Der Großfürst, der in der Nähe von Borshom ein im Renaissancestil aufgebautes Schloß Likani besitzt und ein ungewöhnliches Interesse und Verständnis für alle künstlerischen und literarischen Bestrebungen zeigt, stand in einem wahrhaft freundschaftlichen Verhältnis zu Radde. Den greisen Gelehrten, der das zweiundsiebzigste Lebensjahr erreicht, müssen wir uns auf diesem Fürstensitz denken, wie er, nach einem Blick auf die herrliche Hochgebirgswelt, bei einer Flasche Rüdesheimer und von den Wolken seiner Havannazigarre eingehüllt, sich über den Schreibtisch neigt, um nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Hoffentlich

hat er sie zu Ende geführt, denn er hatte nicht nur viel gesehen und bedeutende Menschen kennen gelernt, sondern war auch ein Erzähler, bei dessen Beschreibungen die Stunden wie im Flug vorbeieilten.

Auf seinen Spuren, oder doch durch ihn und sein Beispiel wesentlich beeinflußt, haben dann andere Gelehrte das Material, das ihnen immer reichlicher zuströmte, zu sichten und zu ergänzen gewußt. Auch C. von Hahn, Professor am ersten Gymnasium in Tiflis, darf mit Genugtuung von sich sagen, daß er dort seine zweite liebe Heimat gefunden, seinen Herd und sein Glück begründet habe. Als großfürstlicher Erzieher nach dem Kaukasus berufen, fand er im Laufe der Jahre immer mehr Freude an den Schönheiten der Gebirgswelt und wurde zu einem rüstigen, unermüdlichen Wanderer, der sowohl den Drang als auch den Beruf in sich fühlte, anderen von seinen Beobachtungen Mitteilungen zu machen. So entstanden im Laufe der Jahre 1892—1900 die drei Bände seiner Studien, die unter dem Titel „Aus dem Kaukasus", „Kaukasische Reisen und Studien" und „Bilder aus dem Kaukasus" veröffentlicht wurden. Klar und unbefangen blickt er in diese fesselnde Welt, um sie in farbigen Bildern festzuhalten. Ihn interessiert sein Thema nach allen Seiten. Die Völkergruppen sondern sich bei ihm nach bestimmten Gesichtspunkten, Religion und Rechtspflege finden ihre Berücksichtigung. Flüsse und Gletscher weiß er mit eindringlicher Schärfe zu charakterisieren. Es ist anscheinend ein zufälliges Zickzack, das wir mitmachen, aber der Inhalt dieser Bände baut sich doch systematisch auf und enthält zum mindesten wertvolle Beiträge und Beobachtungen für weitere Untersuchungen.

Das klassische Buch über den Kaukasus haben wir Deutschen 1901 aus der Feder Gottfried Merzbachers erhalten, der nach sorgfältigen Studien und Vorbereitungen das Hochgebirgsland in den Jahren 1891 und 1892 nach verschiedenen Richtungen bereiste. Der Zweck seines Unternehmens bestand darin, solche Gebiete kennen zu lernen, zu denen der Fuß des Touristen den Weg sonst niemals findet, und die wegen Beschaffenheit des Gebirges und der Naturwüchsigkeit der Bevölkerung der Beobachtung des Alpensteigers die größten Schwierigkeiten bereiten. In Merzbacher bewundern wir eine ungewöhnlich vielseitige Begabung für dergleichen Forschungsreisen und ihre literarische Verwertung. Er ist ein Mann von ausgebreitetem Wissen, der die Arbeiten seiner Vorgänger genau kennt und kritisch benutzt hat, der ohne Überhebung mancherlei unrichtige Überlieferungen zerstört und den Beweis erbringt, daß die auf Tatsachen beruhende Wahrheit viel interessanter ist als das Flimmernde der Romantik, mit welcher man die Wirklichkeit aufputzen wollte.

Sein Werk „Aus den Hochregionen des Kaukasus, Wanderungen, Erlebnisse, Beobachtungen" (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot) besteht aus zwei starken Bänden von fast 2000 Seiten und bietet keine leichte Lektüre. Die Gipfel, Pässe, Täler und Ortschaften, die darin beschrieben werden, dürften den meisten Lesern zunächst fremd sein, während andere Abschnitte des Werkes schon durch den Stoff selbst viel An-

ziehendes haben und so frisch und unmittelbar einsetzen, daß man dem ausgezeichneten Führer mit wirklicher Freude zu seinen Rastpunkten folgen wird. Er zeigt sich im besten Sinn als eine Doppelnatur, als ein streng sachlicher Beobachter, der alles nur irgendwie Erreichbare zusammenfassen will und vor keiner Mühe und Entbehrung zurückschreckt, um Neuland zu entdecken, und dann wieder als ein schwärmerischer, künstlerisch veranlagter Mann, dessen Feder sich in den Pinsel eines Landschaftsmalers großen Stils verwandelt. Gegen zweihundert Illustrationen nach Photographien, die an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, sowie drei treffliche Karten, bei denen die Angaben des russischen Generalstabes als Richtschnur dienten, suchen die Beschreibung in Anschaulichkeit und Leben umzusetzen. Wie Merzbacher namentlich für Freshfield eine unbegrenzte Bewunderung zeigt, so führt er die Arbeit des Engländers fort, indem er sich auch über die Ethnologie und Landeskunde des Kaukasus ausführlich ausläßt, genaue Vorschriften über die Ausrüstung bei einer solchen Expedition in das Innere des Kaukasus gibt und dadurch seinen Nachfolgern die Wege wesentlich ebnet.

Merzbacher ist ein Gelehrter von reich ausgebildetem praktischem Verstand und großem persönlichem Mut. Aber in ein wirkliches Verhältnis zu ihm kommt man doch erst durch seine Empfindungswärme und den Schwung seiner Phantasie, mit welcher er die Stadtmenschen aus der Enge ihrer Straßen und Häuser in die erhabene Schönheit der Gottesnatur hinausführt. Neben der Unendlichkeit der Sandwüste, dem unbegrenzten Gewoge des Ozeans sind ihm die unabsehbaren Eis- und Schneefelder, die Höhen des Kaukasus und dann wieder die in den Tälern hausenden Völkergruppen mit den Resten einer uralten Kultur zur Schule tiefster Erkenntnis geworden. Das Glück, das er in der weltfremden Einsamkeit unter zahllosen Gefahren genossen hat, stellt er höher als das Behagen, das ihm die verfeinertste europäische Kultur gewähren konnte. Im Kaukasus hat er das Gefühl gehabt, unserer großen Lehrmeisterin, der Natur, unendlich näher gekommen zu sein als sonst irgendwo.

Merzbacher geht von dem Grundgedanken aus, daß der wissenschaftlich geschulte Forscher im Gebiete der europäischen Alpen kaum noch etwas Neues entdecken könne, und daß er sich nach jungfräulichem Boden umsehen müsse, um seine Geschicklichkeit und seinen Drang nach Erkenntnis zu erproben. Gleich zu Anfang des Werkes erhalten wir eine glänzende Parallele zwischen den Alpen und dem Kaukasus. Im Lande des Prometheus und der Argonauten finden wir allerdings nicht die freundlich einladenden Täler und Dörfer, wo der Fremde nach ermüdenden Wanderungen überall auf gastliche Aufnahme rechnen darf, nicht die Alpenseen und Wasserfälle, deren Anblick unauslöschliche Bilder in der Erinnerung zurückläßt, wie in der Schweiz. Der Kaukasus kennt keine Sennhütten, er gewährt kaum den idyllischen Reiz weidender Herden, und das Wesen der Menschen, mit denen man zusammentrifft, erscheint ungastlich und rauh, weil man ihre Sprache nicht versteht. Weder die gewöhnlichen Transportmittel noch Wege und Brücken findet man auf den Pässen und Höhen, auf denen man von allen Beziehungen zur menschlichen Kultur durchaus abgeschnitten ist. Ohne eine amtliche Empfehlung,

welche die Ortsvorstände verpflichtet, dem Reisenden Holz Lasttiere und Träger zu liefern, kommt man überhaupt nicht vorwärts, da es keine Wirtshäuser oder andere allgemein zugängliche Einrichtungen für Unterkunft und Verpflegung gibt. Was die Ernährung betrifft, so sind Hühner und Eier knapp, süße Milch und Butter sehr selten. Ein aus Gerste oder Hirse zubereiteter Pudding vertritt die Stelle unseres Brotes, das, wenn es vereinzelt vorkommt, schlecht und dem europäischen Magen nicht bekömmlich ist. Erträglich findet man das Fleisch, da im Kaukasus ein junges Schaf, das $1^1/_2$—4 Rubel kostet, sich ebenso zum Kochen wie Braten eignet und eine gute Suppe gibt. Die Ausrüstungsgegenstände müssen vorher auf das sorgfältigste gewählt werden, da man in Gegenden kommt, wo Zwirnsfaden und Kerze, Knopf und Zündholz, Schuster und Schneider, Apotheke und Arzt unbekannte Dinge sind. Ein Dolmetsch, der sich in dem bunten Gemisch der Bergvölker verständigen kann, ist unentbehrlich, aber anderseits empfiehlt es sich auch nicht, den Eingeborenen allzusehr zu vertrauen, die an Unzuverlässigkeit Unglaubliches leisten. Merzbacher hatte sich daher zwei Tiroler Führer mitgenommen, die mit ihren Hünengestalten und der charakteristischen Kleidung ihrer Heimat überall das größte Aufsehen erregten.

Für die Überwindung dieser Schwierigkeiten wird man aber durch die überwältigenden Schönheiten des Kaukasus reichlich belohnt. Seine Hochgipfel überragen die höchsten Spitzen der Alpen und wirken auf das Auge gewaltiger, weil sie aus der Talsohle unvermittelt zu den Kammlinien emporsteigen. Die Verteilung von Fels, Firn und bewachsenem Terrain schildert Merzbacher als wundervoll. Nach seinen Beobachtungen sind die Gletschertäler des Kaukasus ausgedehnter, reiner und schöner als die europäischen und haben außerdem den Vorzug, daß die Pflanzenwelt unmittelbar an die starren Eismassen heranrückt und sie oft mit lieblichen Alpenblumen schmückt ohne das breite Gebiet von ödem Gestein, das in der Schweiz meist dazwischen liegt. Die Flora ist viel mannigfaltiger als in der Schweiz und den italienischen Alpentälern. Der Forscher spricht von einer kaum glaublichen Menge der Arten, von einer beispiellosen Farbenpracht und Fülle der Gräser und Blumen, zwischen welchen ein Mann sogar hoch zu Roß verschwindet, von erstaunlichen Baumriesen und undurchdringlichem Buschwerk von Schlinggewächsen, die alles überwuchern und den Wald in den Tiefen und auf den Höhen in ein unabsehbares Meer von Grün verwandeln. Die Schluchten und Felsklammen sind einzig und werden nach der Versicherung des Verfassers weder von der Via mala noch von der Taminaschlucht und der Lichtensteinklamm erreicht.

Für den Leser, der ein empfänglicher Naturfreund ist, ohne die Alpenforschung im einzelnen zu beherrschen, dürften die Kapitel am ergiebigsten sein, in denen der Verfasser seine Expeditionen auf den Elbrus und Kasbek beschreibt. Ohne von der Linie des Tatsächlichen und persönlich Erlebten abzuschweifen, packt er den Leser doch durch die furchtbare Majestät dieser Bergriesen, die an Höhe selbst den Montblanc um mehrere hundert Meter überragen. Was Worte überhaupt zu leisten vermögen, um uns unvergleichliche Natur-

eindrücke vor die Seele zu zaubern, ist hier in vollendeter Weise erreicht. Der Autor greift bis zu den alten Sagen zurück, deren Kern darin liegt, daß diese Höhen den Menschen ewig verschlossen sind, etwas Unberührtes und Heiliges darstellen und den Übergang zu dem Göttlichen und Ewigen bilden. Er zeigt sich auch mit dichterischen Schöpfungen wie den Poesien Puschkins und Lermontows wohlvertraut, und schmückt seine Darstellung gern mit Zitaten aus den Liedern und Elegien georgischer Dichter in der erwähnten Übersetzung von Arthur Leist. Wir glauben, wenn wir seiner Darstellung folgen, die frische Erregung nachzufühlen, die ihn und seine Begleiter durchdrang, als sie die Städte verließen und die Einzelgehöfte und Hütten auf ihrem Wege erblickten, um aufwärts zu steigen zu der gewaltigen Einsamkeit, die sich um sie ausbreitete.

Zuerst lernen wir den Doppelgipfel des Elbrus kennen, der wie sein Bruder, der Kasbek, vulkanischen Ursprunges ist. Einem furchtbaren Gewitter, das der Führer der Expedition unter einem Felsen allein bis zum Anbruch des Tages beobachtete, folgte das feierliche Schauspiel eines klaren, sonnendurchglänzten Tages. Dann versperrte eine dichte Nebelschicht den Weg und stimmte die Reisenden zur völligen Mutlosigkeit herab, bis das Schauspiel der Höhen und Gletscher sich ihnen in seiner vollen Schönheit darbot. Die Wanderung zur äußersten Höhe, wo man sich infolge des rasenden Sturmes nur noch durch Gebärden verständigen konnte, und der Gesamtblick über das ungeheure Gebiet von Schnee und Eis, das sich ihnen eröffnete, treten dem Leser lebendig nahe. Man glaubt, die schwirrenden Eisnadeln, die den kühnen Steigern wie mit flammender Lohe Gesicht und Nacken brannten, selbst zu spüren, und macht alle Empfindungen der Beklommenheit, Angst und Befriedigung über das erreichte Ziel in sich durch.

Ebenso malerisch und glücklich in allen Einzelheiten ist in dem Werke die Beschreibung der grusinischen Heerstraße, die von Wladikawkas über den Rücken des Kaukasus nach Tiflis führt. Merzbacher faßt sein Urteil dahin zusammen, daß diese Straße von der Voralpenstadt im Norden bis zu der vielbesungenen Hauptstadt des Kaukasus im Süden die Pracht des vergletscherten Hochgebirges zwar nur an wenigen Stellen erschließe, auch keine Seen und Wasserfälle zeige, aber doch zu den schönsten Bergstraßen gezählt werden müsse, und an Reichtum und Erhabenheit der Bilder nur von wenigen ähnlichen Alpenübergängen Europas übertroffen werde. Die Besteigung des Kasbek gibt dem Verfasser dann wieder Gelegenheit zu einer glänzenden Schilderung, die eine wahrhaft dichterische Wärme ausströmt und als ein Kunstwerk für sich betrachtet werden muß. Der Kaukasus verliert für die Leser dieses Werkes viel von dem Unfaßbaren, Abschreckenden und Unbestimmten, das ihm in den Augen mancher Gebildeten noch immer anhaftet, obwohl bereits in jedem Frühling Vergnügungsfahrten von großen deutschen und englischen Reisegesellschaften dorthin veranstaltet werden und die schöne Luftjacht „Prinzessin Victoria Luise" von der Hamburg-Amerika-Linie ihre Passagiere nach den Häfen des Schwarzen Meeres befördert.

Ein Satiriker des elften Jahrhunderts.

Von
M. Manitius.

Dem früheren Mittelalter ist der Begriff der Satire ziemlich fremd geblieben. Diese römische Kunstform, die in letzter Linie auf die ausgelassene Laune und den derben Mutwillen eines Aristophanes zurückgeht, konnte in jenen ernsten Zeiten nicht gedeihen, zumal im Norden, wo die einfache Naturalwirtschaft der germanischen und slawischen Völker den für die Satire so notwendigen Boden gar nicht aufkommen ließ. Wohl galt auch hier wie anderwärts Unrecht für Recht, Untreue für Treue, List für Klugheit, aber der schwere, ernste Sinn der Germanen suchte sich für die realistische Darstellung des menschlichen Lebens ganz dem Zuge der Zeit gemäß eine allegorische Form in der Tiersage, die tierische Welt tritt an Stelle der menschlichen, und darunter muß die Schärfe der Charakterzeichnung wesentlich verlieren. Und für die südlichen Länder gilt ja wie im Norden, daß die Kirche die alleinige Herrin des geistigen Lebens ist, daß allein der Kleriker schreiben und dichten kann, und daß er meist gar keinen Grund für eine satirische Betrachtung des Lebens hat. Der Friede, in welchen Kirche und Staat die christliche Welt einhüllen, läßt dergleichen polemische Richtung nicht zu, am allerwenigsten gegen die Kirche selbst, denn das konnte leicht als Häresie ausgelegt werden. Dabei ist jenen Zeiten die altrömische Satire keineswegs unbekannt, im Gegenteil, man las von Horaz bei weitem am meisten die satirischen Gedichte, und Juvenal und Persius sind seit dem zehnten Jahrhundert fast in allen Klosterbibliotheken zu finden. Unstreitig legte man aber dabei das Hauptgewicht nicht auf die Kenntnis dieser Gedichte im ganzen, sondern man begnügte sich wohl recht oft in den Bischofs- und Klosterschulen mit dem Erklären und Memorieren von Denk- und Sinnsprüchen, von moralischen Sentenzen aller Art, die auch häufig aus den Satiren ausgeschieden und zu Florilegien zusammengestellt wurden. Wird es doch mit dem Gesamtverständnis der alten Satire oft recht übel ausgesehen haben, denn die häufigen Glossen und Scholien in den Handschriften der Satiriker, besonders des Persius, beweisen,

daß man nicht selten mit dem Wortsinn auf sehr gespanntem Fuße stand. Man kann sogar sagen, daß diese spruchartigen Bestandteile der alten Satire einen Hauptteil der gelehrten Bildung der Kleriker ausmachten, war ja der mittelalterliche Sinn nicht wenig auf den Spruch und die Sentenz gerichtet; aber zur unmittelbaren Nachahmung regte die satirische Dichtung im früheren Mittelalter wohl nur ganz selten an, die allgemeinen Verhältnisse waren dem nicht günstig.

Der älteste mittelalterliche Dichter, der sich in jene Literaturgattung völlig hineingearbeitet hat und deswegen den Namen eines Satirikers verdient, hat es nicht einmal gewagt, mit offenem Visier aufzutreten; er verbirgt sich hinter dem Pseudonym Sextus Amarcius Gallus. Der mittlere oder Gentilname ist die Latinisierung des wirklichen Namens des Dichters oder auch vielleicht ein wirkliches Pseudonym, das aus naheliegenden kirchlichen Gründen gewählt wurde; der dritte Name deutet jedenfalls auf die Abstammung, und der erste ist wohl aus zufälliger Ursache gewählt worden. Amarcius lebte um die Mitte des elften Jahrhunderts, also zu einer Zeit, als die kluniazensischen Ideen unter Begünstigung Heinrichs III. schon mächtig auf das Abendland einwirkten. Er war jedenfalls Kleriker und lebte vielleicht in Speier, wo damals eine berühmte Schule bestand. Er schrieb vier Bücher Satiren, die er nach Horazens Vorgange Sermones nannte, und die er einem sonst unbekannten Freund Candidus Theophystius Alchimus widmete. Einer großen Verbreitung hat sich sein Werk nicht rühmen können; nur Hugo von Trimberg und Theoderich Engelhuus erwähnen ihn, und sein Buch wird nur in dem Marienfelder Bibliothekskataloge aus dem dreizehnten Jahrhundert genannt; überliefert wird das Werk einzig durch die Dresdener Handschrift[1]), die vielleicht aus Erfurt oder Merseburg stammt.

Schon dem oberflächlichen Leser dieser Satiren wird es klar, daß Amarcius Schritt für Schritt den Spuren des Horaz folgt; er hat ihm hauptsächlich die Gesprächsform und dann Gedanken und Ausdrücke in einem ganz außerordentlichen Umfange entlehnt. Das ganze Werk hat somit gewissermaßen ein Horazisches Gepräge, und Amarcius ist kein verächtlicher Nachahmer seines großen Vorbildes gewesen; er überbietet es sogar bisweilen in der Keckheit seiner Einfälle und den geistreichen Gedankensprüngen; beides gehört unbedingt zum Wesen der alten Satire. Auch entfernt sich Amarcius mit dieser intensiven Nachahmung keineswegs vom literarischen Gebrauche der Zeit; ist doch erst kürzlich erwiesen worden, daß Ekkehard in seinem jugendfrischen Waltharliede höchst ausgiebige Anleihen bei Vergil gemacht hat, ja, daß das echt epische Element in diesem Liede recht eigentlich auf die römische Kunstpoesie zurückgeht.

Die Lebendigkeit und die Frische sind keine geringen Vorzüge, die das Werk des Amarcius vor anderen mittellateinischen Dichtungen auszeichnen; ohne Zweifel verdankt sie der Dichter dem Horaz, indem er die Gesprächsform

[1]) Herausgegeben vom Verfasser obigen Aufsatzes unter dem Titel: „Sexti Amarcii Galli Piosistrati Sermonum Libri IV e codice Dresdensi A 167ª nunc primum ed. Maximil. Manitius; Lips. 1888. Teubner." In der Sammlung „Bibliotheca scriptorum medii aevi Teubneriana".)

in dessen Satiren glücklich nachbildete. Und gerade hier hat die ästhetische Kritik unserer Tage eingesetzt, indem man dem Dichter den inneren Beruf zum Satiriker völlig absprach. Aber meines Erachtens durchaus mit Unrecht. Denn was verschlägt es, wenn ein ziemlich großer Teil des Gedichts von einem Bekehrungsgespräch zwischen einem Christen und einem Juden handelt, oder wenn später ein alter Klosterlehrer eingeführt wird, der die moralische Summe seines Lebens und des menschlichen Daseins überhaupt zieht und in erbaulichem, aber ernstem Tone seine Schüler mit der ruhigen Milde des Alters auf den rechten Weg in der Erkenntnis der heiligen Schriften weist? Solcher Stoff ist ein integrierender Bestandteil des mittelalterlichen Lebens, und man muß dem Dichter für solche durchaus der Wirklichkeit entnommene Szenen dankbarer sein, als wenn er etwa sich mit fremden Federn geschmückt und aus Horaz oder Juvenal nationalrömische Sittenbilder in seine Satiren hinübergeschmuggelt hätte. Hat man doch im Walthariliede Ähnliches zu lesen, oder verletzt es hier jemand, wenn der Held vor dem Kampfe sich in einem Gebete an Gott wendet, oder wenn im Nibelungenliede Brunhild und Chriemhild zur Kirche gehen? Gerade das, meine ich, ist ein Zeichen des echten Dichters, daß er seiner Zeit Zugeständnisse macht und deshalb allen verständlich wird. Und darin liegt ein Hauptvorzug des Amarcius, daß er es verschmäht hat, allerhand frostige Allegorien und die bei den Zeitgenossen so sehr beliebte Symbolik an die Stelle des wirklichen, warmen Lebens zu setzen. Ich kenne keinen mittelalterlichen Dichter aus so frühen Jahrhunderten, der mit solchem Geschmack einem alten Vorbilde gefolgt ist wie Amarcius dem Horaz. Erst in zweiter Linie hat unserem Dichter die christliche Poesie als Vorbild gedient, und hier sind es hauptsächlich die dogmatisch-polemischen Dichtungen eines Prudentius, denen er manches verdankt. Die Werke dieses Spaniers waren im Mittelalter überall zu finden; sein allegorisches Gedicht „Psychomachie" hat den denkbar größten Einfluß auf die ganze Folgezeit besessen. Auch Amarcius kann sich diesem Einfluß nicht entziehen; allerdings ist es mehr die Ausdrucksweise und die spezifisch dogmatisch-christliche Färbung, die er ihm entlehnt, und das tritt besonders in den ersten Abschnitten seiner Satiren hervor, wo er mit spitzen und scharfen Waffen die menschlichen Hauptfehler bekämpft; hier wird man häufig an Prudentius erinnert. Indes hat sich der letztere dem Mittelalter noch durch eine andere Materie empfohlen; ich meine die heftige Polemik gegen die römischen Staatsgötter. Amarcius braucht ja gegen Jupiter und Mars nicht mehr zu polemisieren, aber die christlichen Dichter der späteren Jahrhunderte versetzten den alten Göttern, schon einem gewissen gelehrten Dünkel zuliebe, doch gar zu gern einige Hiebe, und es mochte wohl auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben sein, daß zur Zeit Ottos des Großen ein Papst (Johann XII.) dem Teufel beim Gelage zugetrunken und beim Würfelspiel Jupiter und Venus angerufen hatte. Es gehörte ohnehin der alte Götterapparat zu den Requisiten der lateinischen Dichtung auch in späterer Zeit; Amarcius verschmäht es daher nicht, an der Hand des Prudentius hierbei ziemlich weit auszuholen, wenn er auch immer zum Kampfe gegen das Heidentum gerüstet ist. Auch sonst kennt der Dichter

die klassische und die christliche Poesie und ist in den Werken der Kirchenväter wohl zu Hause; ebenso ist er in der Heiligenliteratur bewandert und benutzt auch die Akten des nicäischen Konzils. Daß ihm die heimische Volkspoesie bekannt war, deutet er mehrfach an, und wir werden später hier eine wichtige Stelle kennen lernen.

Von sonstigen persönlichen Verhältnissen des Dichters ist nur das bekannt, was sich aus seinen Satiren ergibt. Jedenfalls war er, wie schon gesagt, Kleriker, und er scheint Beziehungen zum deutschen Hofe zu Heinrichs III. Zeit besessen zu haben; diese zu erklären, scheint mir folgender Weg der leichteste zu sein. Es ist ganz überraschend, wie stark bei ihm die Kenntnis von medizinischen Dingen hervortritt; in allen Teilen seines Werkes gibt er ärztliche Ratschläge, und zwar so, daß häufig körperlichen Mängeln seelische Gebrechen gegenübergestellt werden und der Dichter in beiden Fällen helfend eingreift. Ich glaube daher, Amarcius hat sich neben seiner Tätigkeit als Mönch mit Medizin beschäftigt und seine Kunst wohl auch vorübergehend am Hofe ausgeübt, wo man schon damals geschickte Ärzte sehr zu schätzen wußte; am meisten waren übrigens im früheren Mittelalter Juden als Ärzte gesucht. Hier am Hofe wie auch anderwärts hat nun unser Dichter das Leben der höheren Stände gründlich kennen gelernt, und er fühlte sich vom Leichtsinn und Luxus der weltlichen wie der geistlichen Großen gleichmäßig abgestoßen, so daß er, um zu bessern, Sittenschilderungen aus dem Leben zu schreiben sich gezwungen fühlte. Und dabei vermeidet er in geschickter Weise die Verallgemeinerung, so daß man denken könnte, er habe bei jeder einzelnen Szene auch einen besonderen wirklichen Vorfall vor Augen gehabt. Dadurch erhalten seine Satiren den Vorzug einer gewissen Kunstform, besonders wenn man sie mit der hundert Jahre früher entstandenen ältesten Tiersage, der Ecbasis captivi, vergleicht.

Mit diesen interessanten Bildern, die für ihre Zeit einzig sind, wollen wir uns im folgenden näher beschäftigen. Vorausgeschickt wird ein einleitendes Gedicht, das die Sitten der Vorfahren preist und den Sittenverfall der Jetztzeit beklagt. Der Dichter empfindet es hier besonders schwer, daß heutzutage das Geld allein edles Geschlecht, Schönheit und Rechtschaffenheit verleihe, denn wer heute zu den Schlössern der Vornehmen nur eine gehörige Menge Gold und Silber schleppe, der erhalte sofort einen hohen Rang, möge er vorher alte Beutel zurechtgeflickt oder Holzbecher gedrechselt haben; dann sehe niemand mehr auf die frühere Schusterahle, niemand stoße sich an dem alten Trödel zu Hause. Mit den lebhaftesten Farben wird das Bild eines solchen Emporkömmlings gemalt: „Wenn der Arme erst zu Reichtum gelangt ist und statt des früheren elenden Kittels ein weißes Gewand trägt, da schämt er sich, noch auf den Boden zu blicken und an sein früheres Los zu denken. Er bläst seine Backen so auf, wie die Schultern von häßlichem Geschwür anschwellen, und der reich gewordene Arme sagt zu sich: Ha, wer bin ich jetzt! Wer gleicht mir? Wahrhaftig niemand, denn das Brot, das ich esse, ist weißer als Schnee vom Kaukasus, und ich brauche mir nicht mehr das Zahnfleisch an hartem Zeug wund zu reiben, denn für mich fängt sich jetzt der Vogel an der Leim-

rute und der Fisch am Angelhaken. Schön ist mein Mantel; Purpur und Scharlach zieren ihn. Warum soll nicht ein Barett mein gekräuseltes Haar bedecken? warum soll ich nicht ein goldgeziertes Wehrgehenk tragen? Denn wenn es mir gefällt, könnte ich jetzt meinen ganzen Leib mit glänzendem Edelgestein und Perlen decken; wenn es mir beliebt, trägt mich jetzt ein Wagen wie die großen Herren. Bislang habe ich es geduldet und habe nicht wieder gebissen, wenn jemand zu mir sagte: ‚garstiger Floh' oder ‚stinkende Wanze'; wer das wieder zu mir sagt, den nenne ich ‚Uhu' oder ‚Sau'. Ja, einst habe ich in meiner ärmlichen Hütte Sandalen geflochten und Pferdeschellen gehämmert oder aus biegsamen Weidenruten Körbchen geflochten; jetzt aber hat mich meine Tüchtigkeit und der gefüllte Geldkasten weit emporgehoben; ich mag nichts mehr mit dem zu tun haben, welcher unter der Weißpappel oder im Buschwerk nächtigt und sein Stückchen Feld mit Erbsen bebaut. Fort von mir jeder, der nicht gute Kleider besitzt, oder wer die Krätze hat oder ein Tölpel ist, wer schielt oder krummbeinig ist." An einer anderen Stelle heißt es: „Sagt mir, ihr Genossen, warum soll es mich nicht ärgern, daß ich diesen Kerl da in das Fell der behenden Hyäne gehüllt sehe? Mit einem grünen Mantel hat er sich bedeckt, und früher hat er nur ein Bocksfell getragen! Allerlei Gesindel kommt jetzt aus dem Sigambrerlande oder von der fernsten Insel aus dem Norden her, mag es ein Walker sein oder einer, der Liebestränke bereitet, oder einer, der mit Steinbrech den Blasenstein vertreibt, mit Andorn den Husten heilt und Schöllkraut gegen die Krätze gibt: Kommt so ein Mensch hierher, dann schwillt er wie ein Pilz oder wie Eibisch, und er erhält Landgüter und Ehrenstellen; uns Einheimische verlacht er und weiß uns ein Bein zu stellen. Potztausend! Was hat der für eine Spange und für einen schönen Saum an seinem Gewande! Niemand kannte ihn, als er aus irgend welcher Fremde elend und arm hierher kam, und das soll ihm nicht gut ausgehen." Diese Worte legt Amarcius einem Vornehmen in den Mund, der sich über die unmäßige Bevorzugung der Fremden in Deutschland beschwert. Sie hätten beinahe ebensogut sieben Jahrhunderte später geschrieben werden können, und man sieht, wie früh unser Nationalfehler schon auftritt.

Mit besonderer Vorliebe weilt der Dichter bei der törichten Üppigkeit der vornehmen Leute, die er auf das härteste geißelt. Man lese nur die folgende Schilderung: „‚O, wenn mir der Duft von gebratenen Rebhühnern in die Nase stiege oder wenn ich den Gaumen mit Pfeffer und anderem Würzwerk reizen und köstlichen roten Falerner trinken könnte, und wenn ich mir den Leib füllen könnte mit seltenem Seegetier, das in Flüssen unbekannt ist, dann würde ich wohl gesund werden. Knabe, lauf und sieh, was du bei den Hökern findest!' Es kommt guter Wein, Scherbet und Met. ‚Möge der Ungar Brot essen und der Sachse Wasser trinken — in meinen Magen soll edler und feiner Wein fließen! Sklave, eile zum Markt und kaufe dort, was es an feiner Kost gibt, und bringe Brot und Kuchen her; dann nimm einen Besen und kehre den Schmutz weg. Und damit Narzissen und Lilien erglänzen können, schmücke die Vorhalle mit buntfarbigem Gestell und ziere das Speisesofa mit kostbaren Polstern, nachdem du es mit Feilspähnen abgerieben hast. Ich

weiß zwar nicht, ob ich Hunger haben werde, aber lege die Tafel immer auf. Beeile dich; was stehst du, du Nichtsnutz, und quälst deinen Herrn, der Verlangen hat?" So spricht er und fällt mit angezogenem Oberarm rücklings hin; beständige Krankheit hat ihn gepackt, und stets muß er auf den Tod gefaßt sein. Denn das unmäßige Essen hat den Schlemmer krank gemacht; fortwährend wechselt bei ihm Gekochtes und Gebratenes, Fleisch von zahmen Tieren und Wild. Neben dem Herrn, der sich mit meerblauem Wasser die Hände reinigt, steht in scheuer Ehrfurcht der Sklave mit zottigem Handtuch. Und bald füllt feines Brot die gierigen Backen, aber der Leib des Vornehmen fühlt sich bedrückt ob solcher gewöhnlichen Speise, und gewaltige Schüsseln mit Steinbutt und Seebarsch werden aufgetragen. In gewölbter Schale sieht man Messer und Löffel ruhen, und in goldenem Geschirr blinkt köstlicher Trank; den Falerner hat man beiseite gestellt, Wein aus Chios füllt die Becher, und die Frucht der Orange wird mit Beifall begrüßt. Und dabei fehlen die Schauspieler nicht mit ihrer erheuchelten Lobhudelei, mit ihren Scherzreden wissen sie den Herren ganze Schätze abzuschwatzen, wenn ihnen auch der Geber dafür fast den Kopf spalten sollte; es ist kein Wunder, wenn da das Vermögen schnell abnimmt. ‚Ich wünschte, daß süße Speise jetzt an meinen Mund käme, und daß liebliche Töne die Ohren ergötzten. Da unser Verweilen hier auf der Erde nicht lange währt, warum soll ich da ‚Wehe' über mich rufen, wenn ich nicht von Krankheit geplagt werde, wenn ich nicht an den schwellenden Blattern oder an heftigem Seitenstechen leide? Nein, so steht mir der Sinn nicht; Knabe, wirst du gleich herkommen! Weißt du nicht einen Sänger oder tüchtigen Zitherspieler oder jemand, der zur Handpauke Laute zu spielen weiß? Das sage ich dir: wenn jetzt kein lydischer Sänger zur Hand ist, der liebliche Töne hervorzaubert — aber laufe nur, mein Verlangen nach Gesang wird immer heißer.' Dann kommt der singende Spaßmacher, nachdem ihm sein Lohn zugesagt worden ist. Und wenn er seine Fiedel aus der rindsledernen Hülle herausgenommen hat, da läuft das Volk aus allen Höfen und Straßen zusammen, und voller Gier richtet es seine Blicke auf den Sänger, wie er unter leisen Tönen mit erhobenen Fingern seine Saiten stimmt, die aus feuchten Schafsdärmen zubereitet wurden, und wie er die Saiten bald zart, bald rauh ertönen läßt. Und er singt nun unter Begleitung seines Instruments, wie die Schleuder des Hirten den Goliath erschlug, und wie mit ähnlicher List der Schwabe seine Frau hinters Licht führte[1]), und wie der geistreiche Pythagoras die acht Töne für den Gesang fand, und wie melodisch die Stimme der Nachtigall klingt. Inzwischen ist der Herr längst durch Trompetentöne zur Jagd angeregt worden; mit den Sporen treibt er sein schnelles Pferd durch Gebirge und Wald und Hain. Linden und Buchen und Eschen hallen wider vom Jagdgetöse, der Speer durchsaust die Luft, und mächtiges Wild sinkt zu Tode getroffen; und auf die zarten Jungen im Lager macht man Jagd, sie sollen daheim an der Kette gezähmt werden, und so werden sie jetzt mit Netzen gefangen, so wie die Spinne mit ihrem

[1]) Amarcius spielt hier auf die Geschichte vom Schneekind an (Modus Liebine).

Gewebe den Fliegen Verderben bereitet. Den Hirsch fängt man mit gewaltiger Treibjagd, in deren Kessel sich Luchse und Wildziegen, Bären und Eber hineinstürzen. Endlich erjagt man mit dem Sprenkel den räuberischen Falken und setzt ihm ein Krönchen auf und füttert ihn, damit der Herr in der dunklen Höhe des Schuppens, wo man ihn hält, sehen kann, wie sich sein glänzendes Gefieder erneut."

Auch an einer zweiten Stelle wird der Stolz und die Üppigkeit des Reichen äußerst drastisch geschildert: „Nur dann bist du ein tüchtiger und bedeutender Mann, wenn du die Augen von Tausenden auf dich ziehst und die Menschen von dir sagen: ‚Dieser ist unter einem guten Stern geboren, er kann sein Wams von Biberpelz mit kostbarem Rauchwerk schmücken, er trägt das Fell der Haselmaus mit feinem Stoffe und eine graue Wildschur'." Wenn der Knecht zu dir sagt, nachdem du reichlich gegessen hast: ‚Esset doch!' Da erwiderst du: ‚Ich kann nicht mehr. Aber gib doch her; ein Bissen will zum anderen! Nur sage mir zuerst, was in der Küche dampft!' — ‚Wir werden Fische mit Sauce haben und Braten mit Kraftbrühe oder, wenn du es lieber magst, Kochfleisch und Enten mit Eingemachtem.' — ‚Du bäurischer Kerl, wie kannst du so wenig auf den Wink des Herrn achten! Weg mit alledem! Oder weißt du etwa nicht, daß ich das Gewöhnliche verschmähe? Solches Zeug mag ein Schiffsknecht genießen oder ein Schuhflicker oder Tagelöhner; dazu ist der gut, welcher Getreide ausdrischt und mahlt, oder ein schmutziger Schweinehirt! Ich halte es mit einer feinen Suppe und auserlesenen Speisen, wie sie für den Magen des Herrn taugen. Das ist mein, was von Lastwagen und Karren, von Schleifen und Schiffen hergeschleppt wird; also bringe mir seltene Speisen!' — ‚Nun, wohlan, so sagt mir nur, was Ihr wünscht! Etwa ein Stück Bär oder Braten vom Igel, vom Pfau oder Schwan? Ich habe das alles und kann es geben.' — ‚Ja, das ist etwas Seltenes und tut gut; ich möchte wohl davon haben." — Wenn dir der Pfau behagt oder der Specht mit seinem bunten Federkleide, warum verschmähst du den Specht? Oder wenn du dich gern mit Geschwätzigkeit sättigst, so verzehre doch einen Papagei oder eine grauschwarze Dohle!"

Mit höchster Lebenswahrheit schildert Amarcius den Geizhals in folgendem Bilde: „Hier ist einer, der, nur auf Gewinn erpicht sein Leben kümmerlich, mit Wegebreit fristet und sich von allerhand Unkraut nährt und dabei seine kostbaren Mosaikplatten mit eingelegten Steinen zählt. Und wenn er auf der Goldwage einmal eine Münze zu leicht findet, da wirft er das Rechenbrett bei Seite und schreit wiederholt: ‚Wehe mir!' Wenn aber eine Münze reichliches Gewicht hat, da sagt er: ‚Sei mir gegrüßt, mein Gold, du herrlichstes aller Dinge, sei mir gegrüßt; du strahlst in schönerem Rot als Mennig, du gleichst der unzugänglichen Sonne, du bist glänzender als das Licht des Himmels. Ohne dich bin ich nichts, du gibst mir das Leben!' Und mit lächelnder Lippe küßt er das Gold und kann sich in seiner Habsucht nicht satt daran sehen."

Höchst wirkungsvoll wird diesem Bilde das gegenteilige des Verschwenders gegenübergestellt: „Ein anderer hatte tausend Morgen geerbt, als er dem Vater die Augen zugedrückt; aus hundert Keltern floß ihm der Wein, achtzehn feste

Burgen besaß er, und hochgebaute Städte nannte er sein. Jetzt lebt er, da seine Glücksurne leer geworden ist, von nächtlichem Straßenraub; das Glück hat sich von ihm abgewendet, aller Ehre ist er bar, und das ungeheure Vermögen hat sich verflüchtigt. Der Stachel der Verschwendung hatte ihn getroffen. Täglich aß er Pfauen und Krammetsvögel; aus dem feinsten Mehl ließ er sich Pastillen bereiten. ‚Gerste, Hafer und Weizen mögen die Bauern essen,‘ sagte er. Und in durstigen Trinkstuben lernte er ganze große Krüge voll Wein austrinken; da wechselte er oft: bald zog er heurigen dem älteren Weine vor, bald lobte er den Wein, der schon drei Jahre auf dem Fasse lag, und den Durst erregte er sich immer wieder von neuem, indem er Schinken und Wurst aß und ungeheure Schalen des köstlichsten Weines leerte. Ja, er stürzte solche Humpen hinunter, daß ihm der Wein aus dem Magen wieder hervorbrach.“

Hinsichtlich der Einfalt der Sitten hat Amarcius auch viel zu klagen. Man muß immerhin bedenken, daß Deutschland nach zwei Seiten hin dem romanischen Einfluß ausgesetzt war, und gerade in jenen Zeiten war ein großer Teil des romanischen Burgunds mit dem Reiche erst seit kurzem vereinigt, und niemals ist die Verbindung zwischen Deutschland und Italien fester gewesen als zur Zeit Heinrichs III. Daraus erklärt sich wohl manches von der Entsittlichung der Zeit, die Amarcius so schwer rügt. Namentlich bezeichnend ist folgendes Bild: „Die Neigung zur Ehe hat zwar den Vornehmen erfaßt, aber der Vampyr Wollust, der schon den Simson und die Idida berückte, herrscht in seinem Gemach, das von Elfenbein erschimmert. Mit kurzgeschnittenem Haar, wie die Männer, laufen da die Jungfrauen in den Sälen der Reichen umher, um sich von ihnen in schändlicher Weise gebrauchen zu lassen. Dieser Taumel ergreift mit verlockenden Bildern die Augen, wie sich die Kinder von Gespenstern und von Schaustücken täuschen lassen, oder wie der Trunkene und der Schielende das Licht doppelt sieht. Da ist es auch für den, der sonst eine gute Unterscheidungsgabe besitzt, schwer, sich nicht täuschen zu lassen, wenn die Mädchen ihren Rock verschmähen und ihre Beine in Hosen und Stiefeln hüllen und der Schenkel aus dem Hemd hervorguckt. Das ist ganz ähnlich, wie wenn ein unbärtiger Jüngling, dem der erste Flaum sproßt, sich von seiner männlichen Stirn langes Mädchenhaar herabwachsen läßt und es in ein Chignon bindet und an seine Wangen einen dünnen Streifen feines Leder legt und im Schleppkleid einhergeht, das die Füße gänzlich verhüllt; oder wenn er gar am Spinnrocken sitzt. Auch da kann man die Wahrheit nicht sehen; wir Blauäugigen werden dadurch genarrt, so wie eine Pfütze den abendlichen Wanderer täuscht. Auch Priester und Äbte werden von diesem Laster ergriffen, wenn man es glauben soll; der Kleriker wird seinen Satzungen untreu, der Mönch des heiligen Benedikt vergißt seine Pflichten; man kümmert sich nicht um Kloster und Chor, und man besucht die übelriechenden Lasterhöhlen, und wenn kein niedliches Mädchen da ist, so begnügt man sich mit einer zahnlosen Alten, die ihr Liedchen heulend absingt. Ja, die Schüler des Klosters wissen jetzt schon solche Orte aufzusuchen und fliehen die Berührung mit heiligen Reliquien.“

Auch das verweltlichte Leben der Geistlichkeit wird mehrfach durch den Dichter hart mitgenommen, wie wir eben sahen. Gegen die Mönche verfährt er durchaus schonend — wahrscheinlich, weil er wohl selbst diesem Stande angehörte —, und er sagt ausdrücklich, daß es ihm nicht zukomme, die Mönche anzugreifen, und daß er es auch nicht wolle; aber die Priester nimmt er schonungslos mit. Das entspricht vollkommen dem Zuge der Zeit; die reformierte Klostergeistlichkeit befand sich vielfach in heftigem Zwiespalt mit den Weltgeistlichen, und die kluniazensische Richtung war namentlich dem hohen Klerus entgegen, der im Deutschen Reiche allerdings oft mehr weltlich als geistlich genannt werden konnte. Bedienten sich doch die Ottonen besonders der Bischöfe als der höchsten Regierungsbeamten, und im elften Jahrhundert war dieser Zustand geblieben, so daß ja während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. Anno von Köln und Adalbert von Bremen abwechselnd die königliche Macht in Händen hatten. Die Schilderung von Amarcius zeigt recht deutlich, wie man in den reformierten Mönchskreisen über die Weltgeistlichkeit dachte; aber noch war damals der große Prinzipienstreit zwischen Staat und Kirche nicht entbrannt, wie die Worte unseres Dichters beweisen: „Die guten Könige muß man verehren und nachahmen, die schlechten nicht nachahmen, aber verehren."

Die bedeutendste Invektive gegen die Geistlichkeit erhellt aus folgender Schilderung: „Es ist nicht angenehm, von der rabenähnlichen Gier der Priester zu reden, welche von unersättlicher Habsucht getrieben werden, wie der Schlag den Reifen der Kinder treibt. So gierig öffnet der hungrige Wolf den Rachen nicht, wenn er Schafe beim eingeschlafenen Hirten auf saftiger Wiese weiden sieht, wie die Leidenschaft des Priesters auf Kirchen erpicht ist, denen der Leiter fehlt, denn man hofft, selbst das schöne Geld zusammenscharren zu können, welches so viele unfähige Toren mit voller Hand darbieten. Da scheut sich der Priester nicht, den Bischof in seinem Schlosse aufzusuchen und eine gefüllte Geldkatze mitzunehmen; damit besticht er die Diener und heitert den Herrn auf, denn sobald der strenge Bischof das Gold gesehen hat, verklärt sich sein Antlitz zum Lächeln. Wenn es jenem nun mit Hilfe des Geldes geglückt ist, Priester in einem Dorfe zu werden, da wagt er es, den Schwachen den Leib des Herrn zu entziehen, wenn man ihm nicht vier Denare gibt. Ja, und wenn plötzlich Krankheit ein Kind ergreift, das noch nicht getauft ist, so schreckt der Abscheuliche die Verwandten, die in großer Sorge um das Leben des Kindes sind, mit solchen Worten zurück: ‚Ach, was ist das für eine schwere Mühe!' Und sobald sie heftiger drängen, da sagt er: ‚O, wenn ihr mir zwölf Silberstückchen in die Hand drückt, dann, glaube ich, würde jene Arbeit besser von statten gehen.' Und so läßt er viele Menschen ohne die letzte Ölung dahinsterben, indem er ungebührliche Zahlung verlangt; aber er wird einst Stola und Kelch schwer büßen müssen. Es gibt auch Priester, welche nur zu bestimmtem Zweck für die Gemeinde ihren Mund öffnen und ihr heilige Predigten verkündigen; sie scheinen nämlich mehr um des Geldes als um des himmlischen Lohnes willen zu predigen, was sie doch eigentlich umsonst tun müßten. Und was soll ich über die Bekehrten sagen, die man mit ihren

richtigen Namen eigentlich Verkehrte nennen müßte? Sie hüllen wohl ihre üppigen Glieder in dunkles Gewand und suchen zuerst abgelegene Klöster auf, bald zeigen sie aber ihre wahre Natur und bringen heimlich ganze Haufen von Gold und Silber zusammen, so viel als nur irgend jeder besitzt, um dann ihre glänzenden Schätze öffentlich zu zeigen und allmählich die umliegenden Güter zu kaufen. Dieser will ein glänzender Dekan werden, jener strebt nach der Stellung als Armenpfleger; dieser möchte die Verwaltung der Wirtschaft erhalten, jener erstrebt die Propstei. Einem anderen, der immer nach Neuem trachtet, läßt der Neid keine Ruhe, und er möchte die Angelegenheiten aller Brüder mit schrankenloser Willkür beherrschen. Hat er das erreicht, wonach sein ruheloser Sinn strebt, dann geht er zum König, und wenn er dort sieht, daß die Bischöfe Stäbe tragen, weiß wie parischer Marmor, da läßt er aus tiefster Brust einen Seufzer hervorgehen, schwimmt in Sorgen wie das Dotter im Eiweiß und spricht zu sich: ‚Welches verwünschte Geschick hat dich, während die Hofleute in prächtiger Kleidung erstrahlen, an den abgelegenen Ort gesetzt, wo du altväterisches Gewand tragen mußt, und wo die Toren ihre rosigen und weißen Glieder in abscheulich schwarze Hemden hüllen und ihr Haupt mit dem Schermesser verunzieren? Was soll daraus werden? Willst du etwa für immer in diesem finsteren Loche stecken bleiben? Nein, dagegen soll mir das Geld, der Herr der Welt, helfen. Vielmehr soll ein Bischofsstab diese Hand füllen, die weißer ist als des Stabes Elfenbein. Könnte es für mich etwas Passenderes geben?‘ Und so kommt es, daß die heilbedürftige Herde rettungslos umherirrt, wie die Schafe, die dem Hirten abhanden gekommen sind, und daß sie umkommt, da sie des treuen Leiters entbehrt.“ So erhält man aus der Feder des Mönchs kein allzu erbauliches Bild vom Gebaren der zeitgenössischen Weltgeistlichkeit, und man erkennt daraus, wie berechtigt und notwendig der Ruf nach Reform war, der von Cluni ausging.

Auch die Bischöfe, die zu jener Zeit in der politischen wie in der Geistesgeschichte eine so große Rolle spielen, kommen in der Schilderung des Dichters nicht zum besten weg, Amarcius handelt aber noch an anderer Stelle über sie; er spricht hier über den Leichtsinn, den sie bei der Weihung von Priestern an den Tag legen: „Hier sind auch manche Bischöfe von Schuld nicht freizusprechen. Sie erheben meist rohe und lasterhafte Menschen zum geistlichen Stande und fragen in ihrer Torheit gar nicht danach, ob es ein Sklave ist, den sie ordinieren, oder ein Freier, ein sittenreiner Mensch oder ein Wüstling, und ob sie es mit solchen zu tun haben, welche sich nicht scheuen, über ihr früheres Leben offen Kenntnis abzulegen, denn vor allem wollen sie auf den klingenden Gewinn aus der Ordinierung nicht verzichten. Denn wenn man es glauben darf, nehmen sie manche Leute auf, weil deren Hand heimlich mit Geld gesalbt war; von anderen wieder fordern sie ganz ungebührliche Unterordnung, und viele weihen sie nur um menschlichen Vorteils willen.“

So werden besonders die vornehmen Stände, wie Adel und Klerus, ferner die in Üppigkeit lebenden Leute unter den Reichen und namentlich die Emporkömmlinge von dem Dichter hart mitgenommen. An die Person und Umgebung des Königs aber wagt sich Amarcius nach seiner biblischen Auf-

fassung der höchsten Gewalt nicht heran; vielmehr erhebt er Heinrich III. und preist seine Mildtätigkeit; und ein Herrscher wie Heinrich III. mußte ja den Anhängern der Reform in einem sehr günstigen Lichte erscheinen, da er der am Hofe so sehr gebräuchlichen Simonie entsagte und hiermit einen wichtigen Rechtsgebrauch aufgab, welchen die Reform aufs schärfste verurteilt hatte.

Amarcius hätte kein so begabter Dichter sein müssen, um nicht auch eine andere Materie mit großem Geschick zu behandeln, nämlich den sehr lang ausgedehnten Streit eines Juden mit einem christlichen Priester. Der letztere sucht den ersteren zu bekehren und ist unermüdlich beschäftigt, Beweisgründe für die Wahrheit des Christentums aus dem Alten und Neuen Testament zu holen. Die Gegengründe des Juden sind nicht ohne Geist und klug ausgewählt, und trotzdem der Priester darlegt, daß Christus schon im Alten Testament verkündigt worden sei, ferner, daß Christus beschlossen habe, Mensch zu werden, und daß endlich seine Menschwerdung durch die Propheten bestätigt werde, die Hartnäckigkeit der Juden ist unbesiegbar, und der Priester muß von seiner Bekehrung ablassen. Dieser Redekampf zwischen Christ und Jude ist jedenfalls ganz zeitgemäß und hat vielleicht seine Grundlage in einem wirklich vorgefallenen Religionsgespräch, dem Amarcius beigewohnt hat. Unser Dichter hält sich nämlich auch in einem anderen großen Stück an reale Unterlage. Er kommt hier auf einen alten Lehrer Eufronius zu sprechen, den er in der Jugend gehört hat, und dessen christlichen Unterricht über die Liebe Gottes in der Welt er einführt. Eufronius setzt seine Belehrung durch Stellungnahme gegen die Unenthaltsamkeit der Priester fort und schließt mit längerer Auseinandersetzung über die Dinge, die einem Priester zukommen oder nicht.

Das Werk des Amarcius setzt sich daher aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammen, doch man erkennt überall die Hand des Dichters selbst; seine Satiren sind völlig einheitlich gedacht und ausgeführt. Ihr Verständnis ist nicht immer ganz leicht, denn es bleiben einige schwierige Stellen und versteckte Anspielungen; das tut aber dem Ganzen wenig Eintrag, das in seiner frischen Lebendigkeit und mit seinem oft kecken Humor ein sehr wichtiges, aber lange Zeit fast unbeachtetes Erzeugnis der Weltliteratur aus dem elften Jahrhundert darstellt. Denn diese Satiren sind, ganz abgesehen von ihrer eigenartigen literarischen Stellung, vor allem eine Fundgrube für die Kulturgeschichte, und dann sind sie wegen ihres reichen gnomischen Gehalts höchst beachtenswert für die Geschichte des Sprichworts; aber auch die historische Theologie kann aus den lang ausgesponnenen Bekehrungs- und Gegenreden manchen Nutzen für die geschichtliche Darstellung ihres Wissens ziehen.

Aus dem Berliner Musikleben.

Berlin, 1. Juni 1903.

Ein Rückblick auf die im vergangenen Winter in Berlin aufgeführten Opernwerke ist zum Melancholischwerden; und dehnt man in der Erinnerung die Überschau noch weiter rückwärts aus, dann wird die Stimmung noch trüber, denn was erschien, tauchte aus dem Dunkel auf wie eine Rakete und sank wie sie wieder ins Dunkel zurück, rasch entflammt, rasch verglommen. Dabei kann man nicht einmal sagen, daß das Schicksal ungerecht verfahren sei, daß das Publikum etwa nicht reif genug für diese oder jene Erscheinung gewesen wäre, daß die Zukunft ein Unrecht zu sühnen habe. Ach nein. Ich wüßte kein Werk anzuführen, dem böser Wille oder Unverstand das Leben ungebührlich verkürzt hätte; alle starben eines natürlichen, durch habituelle Schwäche herbeigeführten Todes.

Und dies ist eben das Traurige. Wie viel Mühe und Arbeit sind hier vertan! Nicht nur an die Komponisten denke ich, die Jahre des Fleißes an eine Oper setzen und tausend Hoffnungen hineinweben, sondern auch an die Bühnen. Der Laie ahnt ja kaum, was es heißt, eine neue Oper einzustudieren, auszustatten und tadellos aufzuführen, und namentlich eine der modernen, die gewöhnlich so künstlich gedrechselt sind, daß die auf ihre Einübung verwendete Zeit und Mühsal für drei Werke alten Schlages ausreichte. Und dann — vorüber nach wenigen Vorstellungen.

Die meiste Sympathie unter den schnell entflohenen Opern dieser Spielzeit habe ich dem „Pfeifertag" von Max Schillings zuwenden müssen. Jedoch nur der Musik, denn die Dichtung des Grafen Spork leidet an mancherlei Gebrechen. Sie gleicht einer Ellipse: sie hat zwei Brennpunkte, und zwar beide von sehr verschiedener Art. Der eine ist eine Posse, und die um ihn gruppierten Vorgänge werden auch ganz possenhaft durchgeführt. Der Spielmann Velten liebt Herzland, des edlen Schmasmann von Rappoltstein liebliche Tochter, aber er soll sie nicht ehelichen, so gebeut der gestrenge Schmasmann. Da erlangen die beiden unter freundlicher Mithilfe von Ruhmland, dem jungen Rappoltsteiner, der wiederum Alheit, Veltens Schwester, zugetan ist, die Einwilligung des Vaters durch die Aufführung einer schnöden Komödie. Velten spielt den Scheintoten, Herzland dringt darauf, ihm noch im Tode angetraut zu werden, da der Vater einst gesagt, nicht der Lebende, nur der Tote solle ihr angehören, und der Alte, der das Spiel am Ende durchschaut, sagt gutmütig ja dazu. Zwei Liebespärchen werden glücklich.

Neben dieser Posse läuft eine andere Handlung mit kulturhistorisch-sozialem Hintergrund her, die vollkommen ernst gedacht ist. An die Herrschaft der Rappoltsteiner knüpfte sich von alters her das „Künigrich varender Lüte", und Schmasmann, der gerade regierende Pfeiferkönig, hat schwere Kämpfe mit den „Jungen" zu bestehen, die gegen die Mißbräuche bei den „Alten" revoltieren: den Pfeiferzoll vornehmlich wollen sie abschaffen, die freie Kunst der Musik soll auch frei von Abgaben sein. Und zum Unglück stehen an der Spitze der Jungen Schmasmanns

eigener Sohn Ruhmland und Velten. Beim Pfeifertag drehen sich alle Fäden zusammen und wieder auseinander, eine Wassersnot bricht zu rechter Zeit los, um die Liebesnot zu ertränken, und die revolutionäre Jugend triumphiert.

Diese disparaten Elemente sind nun nicht durch das Feuer des Humors zusammengeschweißt, sondern sie stehen unvermittelt, sich gegenseitig und die Stimmung des Zuhörers störend, nebeneinander. Da hat der Komponist einen schweren Stand, besonders wenn er so nachdenklich an seine Aufgabe herantritt wie Max Schillings. Vielleicht hat er das Ganze zu ernst genommen. Für den Ingweldestoff paßte seine Art eher; das Schwere, Drückende des Dramas löste in ihm verwandte Töne aus. Hier im „Pfeifertag" steht seine Musik in einem gewissen Gegensatz zum Text, sie ist gefühlsmäßig zu tief und kompliziert für den gröblichen Zuschnitt des Stoffes, sie hat zu zarte Linien trotz des rauschenden Orchesterkleides. So viel man in Einzelheiten Anziehendes und Bedeutendes findet, im ganzen ist die Wirkung der an diesen Text gebundenen Musik keine starke; ja, ich kann mir denken, daß sie trotz gelegentlicher heiterer und humoristischer Züge auf den Teil des Publikums, der nicht gewöhnt ist, nach innen zu hören, eher verwirrend als erfreuend wirkt. Wo der Komponist des Textzwanges ledig ist, bewegt er sich am sichersten, und das Zwischenspiel, das von Spielmanns Lust und Leid erzählt, ist der eigenartigste und beste Teil der Oper; es gehört vielleicht überhaupt zum Besten, was Schillings bis jetzt gemacht hat.

Nächst dem „Pfeifertag" erregte die „Feuersnot", ein Singgedicht von E. v. Wolzogen, mit Musik von Richard Strauß, das meiste Interesse; schon von vornherein durch die Person des Komponisten. Richard Strauß hatte bisher erst eine Oper geschrieben, den „Guntram", dessen Textdichtung auch von ihm herrührt, und dies Werk zeigte in der Aufstellung des dramatischen Problems und in dem Versuch der Lösung eine solche Gedankentiefe und Anschauungskraft, in der Musik neben manchen Stellen, wo das in der Phantasie Lebendige nicht von der gestaltenden Hand bezwungen wird, so viel Eigentümlichkeit und Schwung, namentlich im letzten Akt, daß auf das nächste Opernwerk dieses Künstlers die höchsten Erwartungen gesetzt werden mußten.

Diese Erwartungen sind durch die „Feuersnot" leider nicht erfüllt worden. Singgedicht — hier stock ich schon! Das könnte eine Kantate, ein Oratorium und noch anderes sein; dramatisches Singgedicht soll es vielleicht heißen, und dann könnte man wieder fragen: warum nicht Musikdrama? Doch seien wir nicht pedantisch und klammern wir uns nicht an den Titel.

Die Ereignisse der „Feuersnot" spielen sich am Sonnwendtag ab „zu fabelhafter Unzeit". Die Münchener Kinder ziehen durch die Stadt, um Holz zum „Subendfeuer" zu heischen. Jeder gibt willig seine Scheite. Aber das Haus Kunrads des Ebners wird nicht geöffnet; man pocht und pocht, und endlich tritt der wunderliche Gelehrte — oder Künstler oder was ist er? — heraus. Geblendet schaut er in den hellen Tag, geblendet in die Augen des Bürgermeistertöchterleins Diemut. Das Feuer, das aus den Augen des Mädchens sprüht, entzündet Feuer in seinem Herzen, es flammt ein wahrer Sonnwendbrand auf, und kurz entschlossen springt der Ebner durch die Lohe und küßt den Mund, der unter den flackernden Augen sitzt. Geschrei, Gelächter, Entrüstung. Diemut will die Schmach rächen und lockt Kunrad zum Stelldichein. Willig besteigt er den Korb, der ihn zum Kammerfensterlein emporfördern soll, aber mitten im Wege stockt das schwanke Gefährt, und die boshafte Diemut ruft die Bürgersleute zusammen, damit sie des gefangenen Vogels spotten. Da ergrimmt Kunrad und enthüllt sich als mächtigen Zauberer. Er läßt alles Licht in der Stadt erlöschen und hält dann den Münchnern eine gewaltige Strafpredigt, die etwa darauf abzielt, daß sie Richard Wagner schlecht und seinen legitimen künstlerischen Erben Richard Strauß nicht gut behandelt hätten; ihre geistige Trägheit, ihr Bierdurst, und was weiß ich noch, wird gegeißelt. Diese Apostrophe ist von doppeltem Übel. Einmal fällt sie vollständig

aus dem Rahmen, denn so gut Kunrad hier eine musikalisch-polemische Abschweifung vornimmt, könnte er auch über andere Dinge reden, zum Beispiel über die Gefahren des Alkoholgenusses, oder über den Nutzen der Pflanzenkost, oder über die Leutenot auf dem Lande, oder den Bodenwucher — alles würde genau so gut passen wie diese Wagner-Strauß-Rede. Dann aber wird die dämmerige Märchenstimmung, die bis dahin leicht über der Handlung lag, jäh zerrissen, und die Sonne der Selbstgefälligkeit scheint grell herein. Doch nun weiter. Kunrad will Gnade für Recht ergehen lassen, das Feuer soll wieder brennen, aber unter Bedingungen: „All Wärme quillt vom Weibe, all Licht von Liebe stammt, aus heiß-jungfraulichem Leibe einzig das Feuer euch neu erflammt." Verstehst du, Diemut? Ja, sie versteht; sie reicht dem Ebner die Hand hinunter, er schwingt sich in ihre Kammer; Pause — und plötzlich flammen alle Lichter wieder auf. Sollte da irgend eine Symbolik stecken, dann ist sie mir entgangen, trotzdem ich an dies und jenes gedacht habe, so an die Vorstellung, daß Weibesliebe das Lebenselement des Künstlers sei, und daß wieder ohne das Wirken des Künstlers das Leben lichtlos bleibe. Vielleicht braucht man aber gar nicht nach einem tieferen Sinn zu suchen, vielleicht ist nichts gemeint als das, was gerade geschieht.

Die Musik Straußens heftet sich nun durchaus an das Einzelne. Sie ist glänzend illustrativ, schillert in allen Farben, spielt mit tausend Witzen und unterhält fortwährend. Die Aufmerksamkeit und der Verstand werden immer gefesselt, die Empfindung dagegen erhält wenig Nahrung, und mit einem wahren Hunger nach Herzenstönen geht man schließlich nach Hause. In einigen Szenen schlägt wohl wärmeres Gefühl empor, in Kunrads Ansprache an Diemut, vereinzelt im Duett, stärker in dem großen Orchestersatz, der die Vorgänge in Diemuts Kammer nicht übermäßig zart schildert; doch bleibt dies vereinzelt. Richard Strauß steht, glaube ich, jetzt an einem Wendepunkt seines Schaffens. Sein technisches Können, seine Macht über die Orchestermittel ist zu schwindelnder Höhe aufgeschossen, sein Fonds an künstlerischem Willen und Trieb aber hat dies rapide Wachstum nicht mitgemacht, und so entstehen ihm Werke, die seinen Freunden Kopfschütteln erregen. Ich denke aber, er hat genug gesunde Kraft in sich, um diese Zwischenstufe seiner Entwicklung bald zu überschreiten.

Eine dritte Oper, Charpentiers „Louise", ist deshalb merkwürdig, weil eine höchst geschäftige Reklame sie als den Beginn einer neuen Kunst ausgerufen hatte, weil sie in manchen Städten Deutschlands dank dieser Reklame auch wirklich einen ziemlichen Erfolg davontrug, und weil sie in Berlin fast vollständig abfiel. Es ist die Oper des Weltausstellungsjahres, in dem die Franzosen durchaus auch ein Meisterwerk französischer Musikdramatik ausstellen wollten und in aller Eile die „Louise" dazu stempelten, faute de mieux, denn auf Saint-Saëns schwören selbst die Pariser nicht mehr, nur noch die Deutschen. Und mancher, der das Stück in Paris gesehen und in dem Braus des Weltausstellungstreibens hastig gutgeheißen, wohl auch einen Ausschnitt aus der Wirklichkeit darin gefunden hatte, frischte Erinnerungen auf und hielt sich danach für künstlerisch befriedigt. Einer ernsthaften Prüfung auf ihren Kunstgehalt kann die „Louise" aber nach meiner Meinung nicht standhalten.

Die Handlung hat den Vorzug großer Einfachheit und Übersichtlichkeit. Louise ist ein Arbeiterkind und selbst Arbeiterin. Ihren Liebsten soll sie nicht heiraten; so geht sie ohne Heirat mit ihm davon. Das Pärchen haust auf dem Montmartre, wohin die Mutter pilgert, um die Tochter nach Hause zu holen, da der Vater krank sei. Im letzten Akt sehen wir Louise wieder im Elternhause. Schwüle Stimmung herrscht, das Mädchen, das vom Leben der „Stadt der Wollust" gekostet hat, mag nicht bei den Eltern bleiben, die Qual des Vaters, die Erbitterung der Mutter scheinen sie nicht zu bewegen, und als die Klänge fröhlicher Gesellschaft durchs Fenster schallen, erklärt sie den Eltern cynisch, frech, wonach ihr Sinn steht. Da jagt sie der Vater selbst zur Tür hinaus und flucht:

„Maudit Paris!“ Das Ganze dieser Vorgänge ist eingebettet in einen Wust von Phrasen über Sozialismus, über Selbstbestimmung des Weibes und freie Liebe, Phrasen, die sich auf den Vater, Louise und ihren Schatz verteilen, und diese Phrasen sind hier so schlecht angebracht wie irgend möglich. Was soll die Musik mit diesen Allgemeinweisheiten anfangen? Und wenn der Fall „Louise“ typisch ist für Paris und andere Orte, so wäre es am Dichter Charpentier gewesen, dies Typische zu erklären und uns das Einzelbeispiel zum Mitfühlen nahezubringen. Dies vermag er nicht, er bleibt beim flüchtigsten Umriß, als dramatischer Dichter sowohl wie als dramatischer Musiker.

Hier versagt er sogar noch mehr. Charpentier hat ganz niedliche Orchesterfächelchen geschrieben, hübsch instrumentierte Illustrationen zu gedachten Vorgängen: Ritt auf den Vesuv, wo die Schellen der Maultiere die leise Melodie raschelnd umhüllen, Neapolitaner Straßenleben mit aufziehender banda militare und dergleichen. Das ist ganz amüsant zu hören, aber über das amüsante Nebenher reichen wohl des Komponisten Kräfte nicht hinaus. Denn in der ganzen „Louise“ findet nichts als ein angestrengtes Arbeiten mit Gemeinplätzen statt, und je höher der Gefühlsinhalt einer Szene liegt, um so flacher wird der musikalische Ausdruck. Nicht einmal das Liebesduett gelingt Charpentier, nicht einmal einen trivialen Reiz vermag er hier zu erzielen, so wenig wie in dem Hymnus auf Paris oder im letzten Akt, wo wahrlich Gelegenheit war, die Fähigkeiten der Musik als Gefühlssprache auszunutzen. Nichts als hohles Gedröhn von Anfang bis zu Ende. Wen es gelüstet, der mag Gradunterschiede in der Güte der einzelnen Szenen und Akte aufstellen; ich finde keinen Nutzen dabei.

Ich weiß, daß die Franzosen, sobald ein französisches Unternehmen oder ein französisches Werk in Deutschland Fiasko macht, uns gleich Chauvinismus vorwerfen, und den Mißerfolg nur unserer Gegnerschaft und nicht der Sache selbst zuschreiben. Ich weiß aber auch, daß wir solche Vorwürfe mit lächelnder Ruhe zurückweisen können. Denn wäre am Verhalten des deutschen Publikums gegenüber fremden Werken etwas zu tadeln, dann wäre es die allzu große Gefälligkeit, mit der alles, was von draußen kommt, hier Aufnahme findet. Millionen Arme öffnen sich, hundert Federn rühren sich, um namentlich den Erzeugnissen der Pariser Kunst und Kunstindustrie den Weg zu ebnen, und wenn trotzdem eines dieser Produkte hier abgelehnt wird, dann muß es schon wirklich an seiner eigenen Minderwertigkeit liegen.

Haben wir doch selbst Massenets „Mädchen von Navarra“, das gewiß kein starkes Stück ist, sehr freundlich aufgenommen, und Madame Nuovina dazu, die wohl eine Schauspielerin, aber niemals eine Sängerin ist, und die als einzige Rolle ihre Navarraise durch ganz Deutschland führt.

Das Stück hat trotz aller Roheit der Mache seine Vorzüge, denn es ist aus einem Temperament herausgeschaffen und faßt die Summe einer lange vorausgegangenen Handlung wie in einer knappen Schlußszene zusammen. Das Interesse hängt aber mehr an den Vorgängen als an der künstlerischen Form, die ihnen etwa gegeben wäre. Die Navarreserin hat den Karlistenführer Zuccaraga ermordet, um den hierfür ausgesetzten Preis und mit ihm das fehlende Heiratsgut zu gewinnen. Der Geliebte glaubt, das Geld sei der Lohn ihrer Schande, stürzt sich in den Kugelregen und wird sterbend herausgetragen, während das Mädchen wahnsinnig über seiner Leiche zusammenbricht. Massenet gibt sich in seiner Musik viel Mühe zur Tragik, aber das Tragische und Heroische bleibt doch bei ihm nur Aufputz, während graziöse Liebenswürdigkeit seine eigentliche Natur ist. Die Soldatencouplets im nächtlichen Lager, das folgende zarte Nocturno sind solche Stücke seiner eigenen Natur, und sie wirken innerhalb ihrer Umgebung zwischen all dem künstlich Aufgebauschten höchst erquicklich.

Zugleich mit dem „Mädchen von Navarra“ wurde noch eine französische Oper aufgeführt, das „Glockenspiel“ von J. Urich, der durch seinen „Lotsen“ und

„Hermann und Dorothea" in Berlin bekannt geworden ist. Über dies Stück zu sprechen, lohnt nicht der Mühe, denn es ist so unsäglich unbedeutend in Text und Musik und wurde in einer so unmöglichen Übersetzung gegeben, daß es mehr unfreiwillige Heiterkeit als andere Empfindungen erregte.

Recht unbedeutend war auch die dreiaktige Oper „Anno 1757" von B. Scholz, deren künstlerischer Gehalt für einen Akt nur sehr kärglich ausgereicht hätte, und deren Schwächen nun, da das Ganze so breit ausgezogen wurde, besonders aufdringlich hervortraten. Es sind nur Szenen aus dem Soldatenleben, aus dem Siebenjährigen Kriege und der Zeit, da die Franzosen in Gotha lagen, von wo sie Seydlitz vertrieb — Szenen, die locker um ein Liebesgeschichtchen gruppiert sind. Die Musik ist von unendlicher Unschuld; „hübsch, aber trostlos", wie Schumann einmal sagte; sie erhält nur einige Reize durch die mit geschickter Hand ausgeführte Einwebung alter Melodien.

Stattlicher nahm sich Leo Blechs Einakter „Das war ich" aus. Zwar herrscht hier zwischen Text (von Richard Batka) und Musik ein fast noch größeres Mißverhältnis wie im „Pfeifertag", aber die Musik hat so viel Anmut und persönliche Züge, daß man gern ihren Verschlingungen folgt. Aber freilich hängt sie sich viel zu schwer an die leichtfüßige Handlung und hemmt sie, statt sie fröhlich zu treiben. Die Dichtung hat etwa den Stil des Biedermaierschen Steigentesch, die Musik den — Leo Blechs, der den Ausdrucksformen Richard Straußens nicht gar zu fern steht. Das Stückchen ist ein Scherzspiel. Der Pächter raubt dem Bäschen einen Kuß, und da die klatschige Nachbarin dies gesehen hat und Miene macht, es weiterzutragen, spielt der Pächter dasselbe Liebesspiel mit seiner Frau, und schön Röschen läßt sich rasch von ihrem Schatz küssen. So kann die Pächterin sagen: „Das war ja ich," als sie hört, die Rose sei von ihrem Manne geküßt, und der Knecht sagt ebenfalls mit gutem Gewissen: „Das war ja ich," als er hört, der Pächter habe seinem Schatz einen Kuß geraubt. Ein wenig kindlich, scheint's mir! Und dazu dann eine Art Meistersingermusik. Das will natürlich nicht recht stimmen.

Als letztes neues Werk hatte das Königl. Opernhaus E. N. von Rezniceks Volksoper „Till Eulenspiegel" einstudiert. Ich will hier nicht untersuchen, ob es angeht, ein Stück von vornherein als „Volksoper" zu bezeichnen, und ob solche Bezeichnung überhaupt einen rechten Sinn hat. Denn ist es nicht die höchste Aufgabe jeder wahren Kunst, Volkskunst zu sein, das heißt auf die Gesamtheit des Volkes, auf alle seine Schichten gleich stark und unmittelbar zu wirken? Gewöhnlich aber wird der Ausdruck „Volksoper" gewissermaßen als Warnungstafel für diejenigen aufgestellt, die mit Ansprüchen auf Vollblutkunst daher kommen; es soll dann etwa heißen: dies ist nicht für euch, sondern für die anderen, die es nicht so genau nehmen.

Reznicek wollte wohl nicht in diesem Sinne „populär" sein, er hat sich den volkstümlichen Stoff und die Verwendung alter Volkslieder augenscheinlich als Haupterfordernis für die Volksoper gedacht. Ich glaube jedoch, die Art, wie er das Ganze gestaltet hat, ist für Wirkungen in die Breite gar nicht geeignet, und ich zweifle, ob sie überhaupt stärkere künstlerische Wirkungen erzeugen kann.

Einmal dürfte die Behandlung des überkommenen Stoffes dem entgegenstehen. Dieser „Till Eulenspiegel" ist ein Stück in Stücken. Wir sehen den Helden nicht in einem Höhepunkt, der uns sein Wesen deutlich und eindringlich zeigte, sondern wir sehen Bilderchen aus seinem Leben. Zuerst ein Stück Jugend mit einigen dummen Streichen, dann ein wenig Männliches, Bauernkrieg und Abstrafung des Raubrittertums unter Tills Hilfe, endlich den Tod im Hospital, wiederum eingeleitet durch einen von Tills Schalksstreichen. Und nicht minder verhält sich die Musik unvolkstümlich. Es ist kleinliches Bröckelwerk, sehr geschickt gemacht, aber nur gemacht, nicht erfunden. Jener große melodische Zug, der vor allem da sein muß, soll ein Opernwerk ins Volk dringen und dort Wurzel schlagen, fehlt

gänzlich; der sachlich Gebildete, der Musiker, mag sich an mancherlei Wendungen und Einfällen hier und da ergötzen — für ein Publikum, das Kunst sucht, nicht Kunstgriffe, wird der „Eulenspiegel" Reznicek's ziemlich verloren sein.

Rechnet man zu den hier aufgezählten neuen Werken nun noch diejenigen, die im Laufe des Winters neu einstudiert wurden, vor allem Gounods „Romeo und Julia", ein Stück von süßlich-schwacher Freundlichkeit, das wohl nur hervorgesucht war, um Fräulein Farrar eine Rolle zu geben — jedoch vergeblich — und Webers schöne, unglückliche „Euryanthe", die für die Bühne ebensowenig zu retten ist wie Schumanns „Genoveva", so ergibt sich für das Königl. Opernhaus ein außerordentlich hohes Arbeitspensum, dessen Bewältigung neben dem laufenden Repertoire kein geringes Verdienst ist. Und das Resultat — —?

Über die Konzerte, die vom September bis April in Berlin stattfinden — sieben- bis achthundert, wenn man mäßig schätzt — möchte ich nicht sprechen. Denn erstens habe ich sie aus Selbsterhaltungstrieb nur zum geringsten Teil gehört, und dann haben sie zumeist wenig oder gar kein künstlerisches Interesse. Was geht es die Welt an, wenn einige hundert Solisten sich die Ellenbogen wund reiben, um einen Platz in der vordersten Reihe zu erlangen? Was verlöre die Menschheit, wenn jährlich dreitausend Sonaten, Nocturnos, Etuden u. s. w. weniger öffentlich gespielt würden? Zu erwähnen wären die Orchesterkonzerte, sofern Neues in ihnen vorgeführt wird, und da müssen die „Modernen Konzerte" des Berliner Tonkünstlerorchesters unter Richard Strauß genannt werden, wo Jung-Deutschland in allen Lebenslagen zu Worte kommt, wo man neben manchem Verschrobenen manches Talentvolle hören kann; und ein Wort verdienen auch die sonderbaren Versuche, die Ferruccio B. Busoni mit der Vorführung neuer Orchesterkompositionen machte. Ich liebe Busoni als Klavierspieler gar nicht, im Gegenteil, seine Art ist mir im höchsten Grade unsympathisch, und was sein musikalisches Urteil anbetrifft, so habe ich die innigste Überzeugung, daß es sich in ganz falschen Bahnen bewegt, denn das, was er in seinen Konzerten uns vordirigierte, erschien mir zum größten Teil geradezu monströs talentlos. Aber mir imponiert sein Wille und die ernste Hartköpfigkeit, mit der er seinen Idealen nachgeht. Möge ihm nur keiner auf denselben Wegen folgen!

Zum Beschluß sei noch einer Aufführung von Rubinsteins „Christus" gedacht, die eine Dame der Berliner Gesellschaft opferfreudig ins Werk gesetzt hatte. Weniger die Rücksicht auf die Komposition leitet mich hierbei als die Erörterungen, die sich an jene Vorführung knüpften, die Bedenken, die sich gegen die Erscheinung Christi auf der Bühne richteten. Ich glaube mich auf mein religiöses Gefühl ziemlich verlassen zu dürfen, und ich vermag durchaus nicht einzusehen, warum Christus nicht im Mittelpunkt einer Bühnendarstellung stehen könnte. Soll einem Künstler verwehrt sein, was den Oberammergauer Bauern erlaubt ist? Und wenn gesagt wurde, die kleinste Unvollkommenheit in der Erscheinung des Spielers und in der Ausführung der Partie könnte Mißstimmungen hervorrufen, so muß ich fragen, ob nicht dasselbe der Fall ist, wenn in Bachs „Matthäuspassion" der Christus schlecht gesungen wird, oder wenn ihn ein Bildhauer schlecht meißelt, ein Maler schlecht zeichnet. Alle diese Bedenklichkeiten scheinen mir konstruiert, scheinen mir nicht der natürlichen religiösen Empfindung entsprungen, sondern aus einem christlich-ästhetisierenden Gedankenkomplex entwickelt zu sein. Nur um eine Frage könnte es sich hier handeln: hat der Künstler Rubinstein die Kraft gehabt, die Gestalt des Erlösers musikalisch so zu bilden, daß sie durch die Sinne hindurch sich uns ins Herz drängt, daß sie in uns stärker lebendig wird als sie vordem war? Und hierauf muß man leider sagen: nein, dies ist nicht geschehen. Was Rubinstein geschaffen hat, ist klein und weichlich, ohne einen Hauch von der Größe, die in der Christuserscheinung liegt. Aus rein künstlerischen, nicht aus religiösen Erwägungen wird man deshalb Rubinsteins Opern-Oratorium ablehnen müssen.

Carl Krebs.

Die Verkehrsauspizien der Eisenbahnverstaatlichung in Österreich.

Nach etwa zehnjährigem Intervalle ist die Eisenbahnverstaatlichung in Österreich wieder auf der Tagesordnung. Die Regierung wehrt sich gegen die Realisierung des neuerstandenen Programmes, nicht aus prinzipiellen, sondern aus staatsfinanziellen und angeblich auch aus juristischen Gründen.

Es ist eine geraume Zeit um, ohne daß wesentliche Erfolge bei den mit großen Kosten erworbenen Staatsbahnen erzielt wurden, allein die öffentliche Meinung erkennt diese Bedenken nicht an und will die Verstaatlichung. Richtig ist, daß der aus dem Budget nahezu verschwundene Posten Staatsgarantieleistung in anderer Form bei den Staatsschulden wieder zum Vorscheine gekommen ist. Denn mehr als 50 Millionen Kronen sind von den Steuern für die Staatsbahnen jährlich abzugeben, mit anderen Worten, der Staat hat um 50 Millionen weniger Reinerträgnis als er an Zinsen für das in die Staatsbahnen investierte Kapital zu zahlen hat. Kaum $2^1/_2\,\%$ bringen die Staatsbahnen für das investierte Kapital von rund $2^1/_4$ Milliarden Kronen herein. Sie sind die unrentabelsten des Kontinents, aber auch die am ungünstigsten gelegenen. Die preußischen Staatsbahnen mit einem Betriebskoëffizienten von nur 57,95 %, resultieren eine Rente von 7,28 %, die badischen Bahnen 4,38 %, die bayerischen Staatsbahnen 3,71 % und die ungarischen Staatsbahnen 3,66 %.

Noch im Jahre 1882 war auch bei den österreichischen Staatsbahnen der Betriebskoëffizient 52 %, heute dagegen über 78 %, und dennoch ist die allgemeine Stimmung für die Fortsetzung der Verstaatlichungsaktion und mit Recht. Erst in der Vollendung eines großen Werkes liegt der Erfolg. An dem Marke der österreichischen Staatsbahnen zehren die Gebreste, welche in der Gestalt von durchwegs passiven und notleidenden Bahnen einem nur kleinen, gesunden Körper anhaften. Die seinerzeit verkrachten Bahnen, die niederösterreichische Südwestbahn, die Albrechtsbahn, Dniesterbahn, Salzkammergutbahn, Pilsen—Priesener Bahn, mährisch-schlesische Zentralbahn und wie sie sonst heißen, sie alle bilden nahezu die Hälfte der 7776,3 km umfassenden eigentlichen Staatsbahnen — die übrigen im Staatsbetriebe stehenden 3462,3 km sind Privatbahnen — und sind wirtschaftliche Unternehmungen, von denen getrost gesagt werden kann: fructus consumere nati.

Nicht in den niedrigen Staatsbahntarifen, sondern in dem „Zugehör" der Staatsbahnen liegt der Schaden, das Defizit. Die verkehrsreichen, vertragsfähigen Eisenbahnen sind zum größten Teile noch nicht verstaatlicht, und wir sind überzeugt, daß, mögen diese Eisenbahnen noch so viel kosten, sie ein Defizit nicht verursachen werden, selbst wenn der Staat deren hohe Tarife nicht wird aufrechterhalten können. In dem gesteigerten Verkehre verschwinden eben die materiellen Nachteile von Tarifreduktionen, was am deutlichsten die Ferdinands-Nordbahn zeigt, deren Tarif sehr niedrig, deren Verkehr aber trotzdem groß und gewinnbringend ist.

Aber noch etwas, der Betrieb der Staatsbahnen wird in dem Maße, als das Netz größer wird, relativ billiger; die Kosten verteilen sich, der Betriebskoëffizient wird niedriger, es schwinden die Nachteile der Verkehrsteilungen und der Tarifkartelle, die Waren werden auf den kürzesten Wegen befördert, wodurch wieder nicht unwesentliche Traktionskosten erspart werden. Bei einheitlicher Verwaltung kann auch das Betriebsmaterial besser ausgenützt und am Lokomotiven-Fahrpark Erkleckliches erspart werden. Es sind dies allgemeine Erfahrungen, aus welchen zu folgern ist, daß die Fortsetzung der Verstaatlichung nur Nutzen, keinesfalls Schaden bringen wird.

Immerhin bleibt das Problem ein Problem, wenn auch kein unlösbares. Denn es steht außer Frage, daß die finanzielle Durchführung der Transaktion eine äußerst schwierige wäre. Auch juristische Bedenken gibt es in Hülle und Fülle. Die Regierung führt also viele Momente ins Treffen gegen die dermalige Verstaatlichung.

Nun, wir sind überzeugt, daß auch der gordische Knoten zu lösen sein wird. Denn für die Konvertierung der Obligationen und Aktien in Staatstitres, oder für die Gewährung einer Rente für die österreichische Staatsbahn wird sich wohl eine Form finden, ohne besonders an den Geldmarkt herantreten zu müssen, und was die juristischen Bedenken betrifft, so werden diese schwinden, sobald der Staat den Aktionären Entgegenkommen zeigen wird. Der zufriedengestellte Eisenbahnaktionär wird weder über den Zeitpunkt des Einlösungsrechtes noch über formelle Punkte streiten. Er verschreibt sich mit allem und jedem, wenn nur seine Rente sicher ist.

So billigen Kaufes wie beispielsweise in den vierziger Jahren wird freilich der Staat die Privatbahnen: die Staatsbahn, die Nordwestbahn und gar die Nordbahn, nicht erwerben können.

Denn es liest sich heute wie ein Märchen, daß der Staat in den vierziger Jahren mit nur 26 Millionen Gulden auf einen ganzen Komplex solcher Eisenbahnen Einfluß gewonnen hat, welche heute Verkehrsunternehmungen allererster Klasse sind. 40 000 Aktien der ungarischen Zentralbahn, 30 056 Aktien der lombardo-venetianischen Ferdinandsbahn, 11 781 Aktien der Wien—Gloggnitzer Bahn und 2711 Aktien der Oedenburger Bahn sind um den Pappenstiel von 26 Millionen erworben worden, so daß es schließlich dem Staate leicht fiel, diese Linien ganz einzulösen. Die großen Linien Marchegg—Preßburg—Waitzen und Czegled—Szolnok, welche heute den Hauptstock des ungarischen Staatsbahnnetzes bilden, löste die österreichische Regierung mit nur 20,5 Millionen Gulden, die Neustadt—Oedenburger Strecke mit 2 Millionen und die Wien—Gloggnitzer Bahn um 18,2 Millionen Gulden ein. Mit diesen geringen Mitteln konnte mit einem Schlage das Staatsbahnensystem begründet werden.

Was würden diese Eisenbahnen heute kosten? Was hat Ungarn für die um $20^1/_2$ Millionen Gulden erworbenen Linien Marchegg—Waitzen und Czegled—Szolnok allein zahlen müssen? Und was bedeuten 26 Millionen Gulden Kosten der ersten Verstaatlichungsaktion und selbst die der Verstaatlichung der Elisabeth-Westbahn, der Carl-Ludwigbahn und der Rudolfsbahn gegen den Bedarf für die Fortsetzung der Verstaatlichung? Selbst wenn von der Buschtěhrader-Bahn und der Südbahn abgesehen wird, repräsentieren die zu verstaatlichenden 3902,5 km Privatbahnen allein ein Emissionskapital von nahezu 2 Milliarden Kronen.

Diese Ziffern verteilen sich wie folgt:

	Emissionsschulden	Bahnlänge
1. Österreichische Staatsbahngesellschaft	1 154 310 772 Kronen	1366 km
2. Kaiser Ferdinands-Nordbahn . . .	423 500 000 =	1303 =
3. Nordwestbahn	312 198 877 =	948,5 =
4. Südwestdeutsche Verbindungsbahn .	80 398 373 =	285 =
	1 970 408 022 Kronen	3902,5 km

Von diesen Schulden wäre bei der Finanzierung allerdings die auf die abgelösten ungarischen Linien der Staatsbahn entfallende Tangente vorwegs auszuscheiden.

Diese vier Emissionsschulden allein sind höher wie alle bisher vom Staate übernommenen Schulden sämtlicher verstaatlichten Privatbahnen. Die Ziffer ist im ersten Augenblicke verblüffend, und die Regierung schreckt, wie wir ja wissen, vor derselben geradezu zurück. Sie war bis zum Jahre 1894 hoffnungsreicher und aktionsfreudiger bei der Verstaatlichung der meisten Bahnen, trotzdem die Not und die Notwendigkeit als Taufpaten standen. Enttäuschungen wie bisher wird aber der Staat bei der weiteren Verstaatlichungsaktion nicht erfahren. Mit verkehrskräftigen und verkehrsschaffenden Privatbahnen, an welche sich die vielen sterilen Staatsbahnen leicht werden angliedern können, wird man das Erstrebte nicht allzuschwer erreichen. Die Zweckbestimmung der Eisenbahnverstaatlichung ist ja die Verwohlfeilung und die damit Hand in Hand gehende Steigerung des allgemeinen Verkehres, aber auch die indirekte Erhöhung der Steuerkraft. Unser Verkehr bedarf nach drei Richtungen einer durchgreifenden Befestigung: gegen Deutschland, nach Ungarn und nach dem Süden für Triest. Sehen wir nun, welche Auspizien uns die Verstaatlichung eröffnet.

Für Triest verspricht man sich eine Belebung nur von Süddeutschland her, weil der Norden viel zu entlegen ist, der Osten — nämlich Ungarn — aber von Fiume nicht abwendig gemacht werden kann. Die Verstaatlichung der böhmischen Bahnen wird daher für Triest keinen nachhaltigen Wert haben. Für Triest kann nur die Tauernbahnverbindung mit sehr niedrigen Tarifen ins Feld rücken, um den Orientverkehr zu heben. Triest kann also bei der Verstaatlichungsaktion, um ganz offen zu sein, nicht in Betracht kommen. Die zwei getrennten aufeinander nur wenig einwirkenden Verkehrszentren: Triest und die deutsch-ungarische Route, müssen in Österreich zwei besondere Staatsbahnnetze zur Verfügung haben.

Der nach Deutschland und nach Ungarn führende Verkehr ist auf die böhmischen und nördlichen Staatsbahnen und der nach dem Orient führende auf die westlichen Staatsbahnen und auf die künftige Tauernbahnverbindung angewiesen. Zwischen diesen beiden Verkehrszentren kann wegen der allzugroßen Entfernung keine große Wechselbeziehung bestehen. Die Tauernbahn wird von Norden, das ist von Böhmen und Schlesien, wenig übernehmen, gleichwie die zu verstaatlichenden böhmischen Bahnen, die Nordwest- und Staatsbahn, von Triest nichts erhalten werden. Es sind dies getrennte Wege, denn die Entfernungen sind zu groß, als daß selbst die allerniedrigsten Tarife die zu Ungunsten Triests bestehenden Distanzen parallysieren könnten.

Und man hat trotzdem die Verstaatlichung der Nordwestbahn und Staatsbahn gewissermaßen als Fundament zur Tauernbahnverbindung hingestellt, als ob die Tauernbahn ohne die Verstaatlichung genannter Eisenbahnen nicht bestehen könnte.

Wahr ist es ja, daß die verkehrsöden Alpenbahnen: die Tauernbahn, die Karawankenbahn und die Wocheinerbahn auf Sukkurs angewiesen sind, daß sie den Triester Verkehr nicht selbst schaffen werden, sondern weither holen müssen. Aber nicht von Nordböhmen, auch nicht von Ostböhmen, wo die Staatsbahn und die Nordwestbahn laufen, sondern von Westen, von Süddeutschland, muß das Heil kommen.

Denn was vermögen selbst die billigsten Tarife, wenn Hamburg und Bremen zu den maßgebenden Industriestädten Ostböhmens: Reichenberg, Bodenbach, selbst nach dem Ausbaue der Tauernbahn noch immer um 75% und resp. um 82% näher gelegen sein werden als der Triester Hafen? Wie sollen von den 964 km, welche die Entfernung von Bodenbach nach Triest noch immer betragen wird, 435 km wettgemacht werden, um welche Hamburg näher liegt als Triest? Da helfen selbst die niedrigsten Tarife nicht. So weit kann das Attraktionsgebiet Triest niemals reichen. Es wird schon einer Anspannung der Tarifkampf-

mittel bedürfen, wenn das wesentlich näher gelegene und ausschließlich von Staatsbahnen beherrschte Westböhmen via Phyrnbahn Triest wird erreichen können. Eger wird nach dem Ausbaue der Tauernbahn nur noch 228 km entfernter von Triest sein als von Hamburg, und dennoch wird es großer Tarifkünste bedürfen, um für Triest wenigstens dieses Gebiet zu erreichen.

Die Regierung, die für die Tauernbahn alle einschlägigen Argumente ins Treffen geführt hat, konnte Böhmen in das Kalkül für den Triestverkehr nicht einbeziehen. Das westliche und nordwestliche Böhmen besitzt schon eine direkte Staatsbahnenverbindung nach Triest. Eger, Prag, Pilsen, Budweis, ferner das Erzgebirge genießen bereits die billigen Staatsbahntarife bis Triest via Franz-Josefs-Bahn, Westbahn, Villach—Herpelye, und wie kläglich ist trotzalledem der Verkehr Böhmens nach Triest im Verhältnisse zu anderen Kronländern. Von den auf dieser Route nach Triest beförderten 195 836 Tonnen Waren der österreichischen Kronländer, entfielen im Jahre 1900 auf das ganze Böhmen nur **21 175 Tonnen**, und hieran wird auch die Tauernbahn nichts verbessern. Und was können dann die niedrigen Staatsbahntarife für Ostböhmen erwirken? Die von der österreichischen Staatsbahn oder Nordwestbahn berührten Punkte werden, selbst bei Anwendung des niedrigsten Barèms der Staatsbahnen, niemals billiger Triest erreichen können als die Nordseehäfen Hamburg und Bremen.

Es ist gut, daß rechtzeitig die Erwartungen, die Aussichten ins klare gestellt werden. Utopistisch wäre es also, von der Fortsetzung der Verstaatlichung einen Umschwung des Verkehres *nach dem Orient* zu erwarten.

Dagegen steht es außer Frage, daß im Verkehrsverhältnisse zu Deutschland, insbesondere aber zu *Ungarn*, die ostböhmischen Staatsbahnen gewiß von Bedeutung sein würden. Die industriereichen Bezirke Nord- und Ostböhmens würden Ungarn billiger erreichen als bisher; denn es wird schon stark in die Wagschale fallen, wenn die österreichischen Staatsbahnen, wenigstens bis Marchegg, *ihre* Tarife geltend machen könnten.

Die Verstaatlichung der österreichischen Staatsbahn ist denn auch unverhältnismäßig wichtiger, als die der Nordwestbahn und der südwestdeutschen Verbindungsbahn.

Der zwischen der ungarischen Regierung und der österreichischen Staatsbahngesellschaft bestehende Tarifvertrag ist für Österreich geradezu schädlich, er verteuert und unterbindet die Verkehrsentwicklung *nach* Ungarn, während anderseits — dank dem Vertrage — der ungarische Export fast konkurrenzlos die österreichische Grenze passieren kann.

Das Dominieren der österreichischen Einfuhr nach Ungarn — vor zehn Jahren betrug der österreichische Import noch 83,6 %, heute kaum 79 % der gesamten ungarischen Einfuhr — hat eine bedeutende Einschränkung durch Deutschland und durch die heimatliche Industrie erfahren, und weil die Tarife so gestellt sind, daß in gewissen Relationen Deutschland billiger liefert als Österreich, ist nicht zu verwundern, daß gerade die Verstaatlichung *der* Eisenbahnunternehmung gefordert wird, die den Schlüssel zu den ungarischen Verkehrstarifen bildet. Die Verschiebung der Verkehrspartizipation Österreichs an dem ungarischen Importe gibt schon etwas aus, und eine Repressalie ist speziell Ungarn gegenüber immerhin möglich, weil der ungarische Export (1900: 921,6 Millionen Kronen) in hervorragender Weise auf Österreich angewiesen ist. Es ist bekannt, daß von der Ausfuhr Ungarns der größte Teil auf Österreich und resp. auf Wien entfällt. Rund 80 % von der Ausfuhr Ungarns entfallen nämlich auf Österreich und Deutschland, und da der nach Nord- und Ostdeutschland bestimmte, mit Umgehung Österreichs über die Kaschau—Oderberger Bahn transitierte ungarische Exportverkehr nicht allzugroß war, blieb das unverhältnismäßig beträchtlichere Kontingent von 71 % der Route Marchegg—Wien vorbehalten. Und diese Transporte, so insbesondere Getreide, Mehl, Holz genießen mit Rücksicht auf den Schiffsverkehr der Donau relativ sehr

niedrige Konkurrenztarife, welche vermöge der den ungarischen Staatsbahnen vertragsmäßig eingeräumten Tarifreiheit in ausschließlichem Interesse des ungarischen Handels erstellt sind.

Wird daher die österreichische Staatsbahn verstaatlicht, dann hört die Tarifreiheit der ungarischen Staatsbahnen auf. Ungarn verliert seinen Tarifeinfluß von Marchegg bis Wien und respektive auf alle Linien der österreichischen Staatsbahngesellschaft. Allerdings würden die ungarischen Staatsbahnen nicht ruhig zuschauen; und das Gegenmittel, das sie sich, wie in ungarischen interessierten Kreisen verlautet, bereits zurechtgelegt haben, besteht in der Ausnützung der billigeren Schiffahrt von Preßburg bis Wien und eventuell bis Passau.

Sehr große Tarifkämpfe zwischen den Staatsbahnen oder eigentlich zwischen beiden Regierungen als Vertreterinnen der Staatsbahnen wären die nächste Folge der Verstaatlichung der österreichischen Staatsbahn, und wer weiß, ob der die ungarischen Staatsbahnen begünstigende Tarifvertrag nicht auch ein Hindernis für die glatte Verstaatlichung der Staatsbahn werden wird.

Das sind in der Tat Schwierigkeiten, mit denen zu rechnen sein wird, die aber nur dann ernst wären, wenn Österreich zu befürchten hätte, im Tarifkampfe den kürzeren zu ziehen, was aber nicht der Fall sein wird. Denn nicht gerne werden die königlich ungarischen Staatsbahnen ihre Strecke Preßburg—Marchegg ganz brachlegen und ein fremdes Kommunikationsmittel im eigenen Lande in Anspruch nehmen, und sie werden anderseits die Einfuhrtarife für österreichische Waren zum Schaden der ungarischen Konsumenten nicht mehr erhöhen können.

Ein Interessenausgleich zwischen beiden Staatsbahnen wäre also die nächste Folge der durch die Staatsbahnverstaatlichung verursachten Tarifkämpfe, und gerade weil in Ungarn an die Verstaatlichung der Staatsbahn nicht geglaubt wird, ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieselbe dort gefürchtet ist.

Die österreichische Staatsbahn ist denn auch die einzige Verkehrsunternehmung, deren Verstaatlichung handgreifbare Erfolge hätte.

Der Schwerpunkt liegt eben nicht in der Angliederung der nördlichen Staatsbahnen an die Tauernverbindung mit Triest, auch nicht in der billigeren Verbindung mit Preußen, sondern einzig und allein im Tarifschlüssel bei Marchegg, wo sich das große Grenztor für den Verkehr zwischen Österreich und Ungarn befindet.

Wien, im Juni 1903. Dr. Max Reinitz.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Die blutigen Ereignisse, die sich in der Nacht vom 10. zum 11. Juni im Konak von Belgrad abspielten, riefen in der gesamten zivilisierten Welt Entsetzen hervor. Das tragische Schicksal des Königs Alexander von Serbien und der Königin Draga bekundete zugleich, mit welcher elementaren Gewalt in den Staaten der Balkan-Halbinsel noch die Leidenschaften zum Ausdrucke gelangen können. Allerdings war es nicht ein Volksaufstand, sondern eine Militärerhebung, der das Königspaar und hervorragende Persönlichkeiten in dessen nächster Umgebung zum Opfer fielen. Aus der Zusammensetzung der provisorischen Regierung muß jedoch der Schluß gezogen werden, daß das Maß der Erbitterung bei allen Parteien bis zur Unerträglichkeit gesteigert worden war. Nur hätte, selbst wenn ein großer Teil des serbischen Heeres, im Widerspruche mit den ersten Vorschriften der militärischen Disziplin, zu einem gewaltsamen Vorgehen entschlossen war, eine unblutige Lösung gefunden werden müssen. Die förmliche Abdankung erschien den Führern der Militärerhebung und ihren Teilnehmern nicht als ausreichend; das Haus Obrenowitsch sollte vollständig ausgerottet werden.

Nicht verhehlt werden darf, daß König Alexander seine Pflichten als König nicht erfüllt hat. Die Verfassung seines Landes, unter deren Schutz er doch selbst regieren sollte, behandelte er als quantité négligeable, und die Art seiner Eheschließung entsprach ebensowenig der königlichen Würde wie das Verhältnis zu seinen Eltern. So wurde er selbst tragisch schuldig; doch diese Schuld hat er in vollem Maße durch seinen ganz im Stile der antiken Tragödie Mitleid und Furcht erweckenden Tod gesühnt. Wie traurig hatte sich das Los des jungen Königs bereits vorher gestaltet! Von seinem Volke und seinem Heere mußte er sich verlassen fühlen, und der Aufrechterhaltung oder Wiederanknüpfung guter persönlicher Beziehungen zu den Kaiserhöfen in Wien und in St. Petersburg stand die im Widerspruche mit der gesamten öffentlichen Meinung abgeschlossene Ehe entgegen.

Daß die Vorgänge in Belgrad unter anderen Verhältnissen eine Rückwirkung auf die hohe Politik hätten ausüben können, bedarf keiner besonderen Begründung. Wie in Österreich-Ungarn angenommen wird, daß Serbien in die Interessensphäre der habsburgischen Monarchie falle, wird auch Rußland durch das Schicksal der Balkanstaaten nahe berührt. Daher darf mit Genugtuung hervorgehoben werden, daß durch das zwischen den beiden Kaiserreichen abgeschlossene Abkommen über die Balkan-Halbinsel frühere Gegensätze ihre Schärfe verloren haben, so daß die Militärerhebung in Belgrad mit ihren unmittelbaren Folgen zunächst als eine innere serbische Angelegenheit angesehen werden darf. Einstimmig ist Peter Karageorgewitsch, nachdem er bereits von den Vertretern des Heeres als König ausgerufen, nunmehr auch von der Skupschtina gewählt worden und hat als Peter I. den serbischen Thron bestiegen. Der leitende österreichisch-ungarische Staatsmann

hat unzweifelhaft der Friedensliebe durchaus entsprochen, indem er dieser Wahl kein Hindernis bereitete, obgleich Peter Karageorgewitsch, wie es früher hieß, russischen Anschauungen ergeben sein sollte. Da dieser seine Söhne in einer russischen Militäranstalt erziehen läßt, durfte er jedenfalls auf Sympathien in Rußland zählen. Er selbst betonte andererseits, daß er bei seinem längeren Aufenthalte in der Schweiz die Vorzüge der Freiheit und der Verfassungsmäßigkeit schätzen gelernt habe. Im Interesse der Wiederherstellung der Ordnung auf der Balkan-Halbinsel darf gehofft werden, daß es der neuen Regierung Serbiens gelingen möge, eine Besserung der inneren Verhältnisse dieses schwergeprüften Landes herbeizuführen.

Durch die Besuche, die der König von England und der deutsche Kaiser in fremden Hauptstädten abstatteten, sowie durch die Reisen, die der König von Italien und der Präsident der französischen Republik zu unternehmen gedenken, ist das allgemeine Interesse auf die internationalen Beziehungen der Großmächte hingelenkt worden. Da Kaiser Wilhelm im Herbst auch dem Kaiser Franz Josef einen Besuch abstatten und der Kaiser von Rußland den ihm vom König von Italien gemachten Besuch in Rom erwidern wird, leuchtet der friedliche Charakter der von den Staatschefs und ihren Regierungen gepflegten internationalen Beziehungen ein. Gerade zur rechten Zeit ist daher ein Werk: „Graf Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik" (Leipzig, Otto Wigand. 1903) erschienen, aus dem deutlich erhellt, wie unermüdlich der deutsche Reichskanzler bei der friedlichen Gestaltung der Verhältnisse mitgewirkt hat. Als ein roter Faden zieht sich durch die gesamte Politik des Grafen Bülow, die in den mit seiner Erlaubnis von Johannes Penzler gesammelten und herausgegebenen Reden zum charakteristischen Ausdrucke gelangt, das Bestreben, Spitzen gegen die Aufrechterhaltung des Weltfriedens umzubiegen; und es handelt sich bei diesen zugleich durch Fülle und Tiefe der Gedanken, sowie durch oratorischen Schwung ausgezeichneten Reden nicht nur um retrospektive Betrachtungen; vielmehr wird in vielen dieser im Parlament gehaltenen Reden, sowie in dem urkundliche Beiträge umfassenden Anhange eine ganze Reihe von Tagesfragen hell beleuchtet. Die großen Züge der deutschen Reichspolitik treten anschaulich hervor, ohne daß sich innere Widersprüche geltend machten.

Wie klar war die Beweisführung, mit der Herr von Bülow als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes am 8. Februar 1898 im Reichstage den deutsch-chinesischen Vertrag über Kiautschou vertrat! In allgemeiner politischer Hinsicht erinnerte er daran, daß Frankreich in Tongking festen Fuß gefaßt habe, England seit geraumer Zeit sich in Hongkong befinde, Rußland am Amur stehe, während selbst Portugal und Holland im fernen Osten seit lange eigenen Boden unter den Füßen haben! „Wo alle diese Mächte zu ihrem augenscheinlichen Vorteil sich Stützpunkte gesichert haben in Ostasien, mußten wir dasselbe tun, wenn wir nicht dort eine Macht zweiten oder vielmehr dritten Ranges bleiben wollten."

Ohne zu unterstreichen, entkräftete Herr von Bülow den Vorwurf, daß Deutschland in Ostasien eine uferlose Weltpolitik treibe. Nur kam es noch darauf an, den Nachweis zu führen, daß die Reichspolitik keinen Eingriff in die Interessensphäre einer anderen Macht unternommen habe. Was der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes damals über das Verhältnis zu Rußland, zu Frankreich und zu Großbritannien hervorhob, verdient namentlich jenseits des Kanals beherzigt zu werden, wo auch jetzt noch es nicht an Ausstreuungen in dem Sinne fehlt, als ob Deutschland finstere Absichten und Pläne gegenüber der Machtstellung Englands hege. Mit Fug und Recht führte Herr von Bülow aus: „Wir befinden uns im Einklang mit Rußland, dessen Interessen in Europa nirgends die unserigen durchkreuzen, in Ostasien vielfach mit denselben parallel laufen, und dessen natürliche Machtentwicklung wir als aufrichtige Freunde mit neidloser Sympathie begleiten. Wir finden es natürlich und begreiflich, wenn Frankreich von Tongking aus neue Verkehrswege sucht. Und wir sind endlich weit davon entfernt, irgendwie oder

irgendwo berechtigten englischen Interessen entgegentreten zu wollen. Wenn — nicht von seiten der englischen Regierung, aber in einzelnen Organen der englischen Presse — zeitweise die entgegengesetzte Auffassung hervorgetreten ist, so stand dieselbe im Widerspruch mit den tatsächlichen Verhältnissen."

Wie folgerichtig die Politik des Grafen Bülow ist, das zeigte sich, als er fünf Jahre nach seinen Erklärungen hinsichtlich des deutsch-chinesischen Vertrages über Kiautschou in der Reichstagssitzung vom 20. Januar 1903 das zwischen Deutschland, England und Italien in der Venezuela-Angelegenheit erzielte volle Einvernehmen erläuterte. Nachdem der Reichskanzler betont hatte, daß die deutsche Regierung und die englische Regierung in der Venezuela-Angelegenheit in gegenseitiger und beiderseitiger Loyalität vorgegangen seien, äußerte er sich wiederum über das Verhalten eines Teils der englischen Presse: „Um so auffälliger," führte er aus, „ist die Erscheinung, die Ihnen ja nicht entgangen sein wird, daß neuerdings ein Teil der englischen Presse die deutsche Beteiligung oder Nichtbeteiligung an dieser oder jener schwebenden politischen Frage nicht selten ohne Objektivität und hier und da mit deutlichem Übelwollen beurteilt . . . Noch merkwürdiger war es, daß sich die englische Regierung infolge ihres Zusammengehens mit uns im eigenen Lande ernsthaften Angriffen ausgesetzt sah. Denn bei unserem gemeinsamen Vorgehen gegen Venezuela handelt es sich doch um eine nach Umfang und Zweck von vornherein beschränkte und genau definierte Aktion, durch welche den völlig gleichartigen verletzten Interessen der Angehörigen beider Länder gegenüber einem nicht gutwilligen Schuldner Genüge geleistet werden soll. Nichtsdestoweniger hat das Vorgehen Englands an der Seite Deutschlands in manchen englischen Blättern und in manchen englischen Reden Anstoß erregt, und ein wild gewordener Poet von großem Talent hat sich infolgedessen sogar zu Verbalinjurien gegen uns verstiegen. Ich halte es für nützlich, mich auch über diese Erscheinungen ganz offen auszusprechen. Diese Erscheinungen sind nur zu erklären aus einer gewissen Erbitterung des englischen Volkes, die wiederum zurückzuführen ist auf die heftigen Angriffe, die ein großer Teil der kontinentalen Presse während des südafrikanischen Krieges gegen England gerichtet hat. Vielleicht haben deutsche Blätter nicht einseitiger für die Buren Partei genommen als französische oder belgische, russische oder italienische."

Trotzdem konnte der Reichskanzler seiner Genugtuung Ausdruck geben, daß in den Beziehun en zwischen den Monarchen und den Kabinetten von London und Berlin keine Änderung eingetreten ist, daß diese Beziehungen sich vielmehr in den alten und bewährten, besonnenen und freundlichen Bahnen bewegen, weshalb gehofft werden darf, daß mit der Zeit sich auch die öffentliche Meinung hüben und drüben wieder von dem Gedanken beherrschen lassen wird: „Wenn auch jede der beiden Mächte in den Welthändeln für sich allein fertig werden kann, so daß keine der anderen nachzulaufen braucht, so sind doch beide durch viele und gewichtige Interessen darauf hingewiesen, sich in Frieden und Freundschaft zu vertragen; so gibt es doch eine Reihe von Punkten, wo, wie in Venezuela, beide ohne jede Gefahr für sich selbst, ihre sonstigen Beziehungen und für den Weltfrieden sich auf derselben Linie bewegen können."

Die beiden Reden, von denen Herr von Bülow die eine als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, die andere, wie bereits hervorgehoben, fünf Jahre später als Reichskanzler gehalten, legen vollgültiges Zeugnis für die ihres Zieles klar bewußte und lediglich durch sachliche Erwägungen bestimmte Politik des leitenden Staatsmannes ab, der, wie im Falle des „wildgewordenen Poeten von großem Talent" — Rudyard Kipling ist gemeint —, auch nicht verschmäht, schlecht beratenen Hetzern ein scharf zugespitztes Epigramm anzuheften. Nur beabsichtigte Graf Bülow nicht, das Thema seiner Beweisführung zu erschöpfen, wenn er eine gewisse Erbitterung des englischen Volkes auf die heftigen Angriffe zurückgeführt wissen wollte, die während des südafrikanischen Krieges gegen England ge-

richtet wurden. Die Ursachen für die gegen Deutschland zur Schau getragene Erbitterung liegen wohl tiefer. Nicht zugleich gegen Frankreich richtet sich, wie auch Graf Bülow hervorhob, diese „gewisse Erbitterung", obgleich die Franzosen in Wort und Schrift, sowie in Karikaturen weit Drastischeres zu Tage förderten. Vielmehr sind durch die wirtschaftlichen Erfolge der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte in England Besorgnisse und Mißgunst hervorgerufen worden, und es wird in England allzu leicht übersehen, daß es sich dabei nur um einen friedlichen Wettbewerb handeln kann. Diese Besorgnisse wurden schlecht verhehlt, als der Kolonialminister Chamberlain sein Projekt eines britischen Reichszollbundes verfocht. Wiederum sollte Deutschland angefangen haben, weil es sich die von Kanada beschlossene Differenzierung der deutschen Einfuhr in dieser englischen Kolonie nicht ohne weiteres gefallen lassen wollte. In unwiderlegbarer Weise wurde jedoch von deutscher Seite der Nachweis erbracht, daß Kanada es sich nur selbst zuzuschreiben habe, wenn seine Ausfuhr nach Deutschland nicht mehr auf der Grundlage der Meistbegünstigung, sondern unter Anwendung des deutschen autonomen Tarifs behandelt wird. Der seinerzeit vom Deutschen Zollverein mit Großbritannien abgeschlossene, auch für die britischen Kolonien und Besitzungen geltende Meistbegünstigungsvertrag ist am 30. Juli 1897 von Großbritannien ohne Zutun Deutschlands gekündigt worden. Gleichzeitig mit der Kündigung gab die englische Regierung dem Wunsche Ausdruck, Unterhandlungen für den Abschluß eines neuen Vertrages in die Wege zu leiten. Diesem Wunsche ist von deutscher Seite bereitwilligst beigetreten worden. Als es bis zum Ablaufe des Handelsvertrages am 30. Juli 1898 zu einem neuen Vertrage nicht gekommen war, hat Deutschland durch einen besonderen Akt der Gesetzgebung, zuerst auf Grund des Gesetzes vom 11. Mai 1898, der Einfuhr des britischen Mutterlandes und der britischen Kolonien mit Ausnahme Kanadas das den vertragsmäßig begünstigten Staaten zustehende Recht auf die Anwendung der niedrigsten Zollsätze zugebilligt. Die gesetzliche Ermächtigung ist, da die Verhandlungen mit Großbritannien wegen eines neuen Vertrages bisher nicht haben zum Abschluß gebracht werden können, mehrmals, zuletzt durch Gesetz vom 29. Mai 1901 bis zum 31. Dezember 1903 verlängert worden. Mit vollem Rechte konnte daher darauf hingewiesen werden, daß die deutsche Regierung in keinem Stadium der Angelegenheit an irgend welche Einmischung in die Gestaltung der inneren Verhältnisse Großbritanniens zu seinen Kolonien gedacht, sondern lediglich die Vorschriften des bestehenden Zollgesetzes ausgeführt hat. Wohl aber hat die englische Regierung bei verschiedenen Anlässen betont, daß die Kolonien Großbritanniens als Gebiete mit eigenem Zollsystem zu betrachten seien, und daß es ihrer Wahl vorbehalten bleiben müsse, ob sie einem Abkommen des Mutterlandes über Handels- und Zollangelegenheiten beitreten wollen oder nicht. Diesem grundsätzlichen Standpunkt der britischen Regierung entspricht es nur, daß Kanada von Deutschland als eigenes Zollgebiet behandelt wird.

In Birmingham hat Chamberlain sein Projekt eines britischen Reichszollbundes entwickelt, und im Parlament ist er auf denselben Gegenstand zurückgekommen. Zunächst konnte es im Hinblick auf das Verhalten des Premierministers Balfour in der Frage des Getreidezolles scheinen, als ob zwischen den beiden Mitgliedern des Kabinetts ein prinzipieller Gegensatz bestände; jedoch schloß sich Balfour dann der an die englischen Wähler gerichteten Aufforderung seines Kollegen an, die nichts Geringeres bezweckt, als daß sie sich von der seit mehr als fünfzig Jahren befolgten Freihandelspolitik abwenden und der Regierung ein neues Mandat zur Einleitung der Schutzzollpolitik übertragen sollten. Daß in England selbst sich unverzüglich die Anhänger des Freihandels regten, unter dessen Regime die englische Industrie sich zur Blüte entfaltete, kann nicht überraschen. Im Unterhause führte dann auch der Schatzkanzler Ritchie bei den Debatten über den gegen die Aufhebung des bestehenden fiskalischen Kornzolles gerichteten Antrag Chaplin aus, daß England allen Grund habe, an seiner traditionellen Wirtschaftspolitik festzuhalten. Der Reichs-

zollbund stößt also im Regierungslager selbst auf Widerspruch; zunächst stehen nicht alle Kolonien dem Projekte Chamberlains sympathisch gegenüber; und es ist für die verschiedene Auffassung der Politik Chamberlains bezeichnend, daß hervorragende französische Blätter wie der „Temps“ und das „Journal des Débats“ gegen die Wirtschaftspolitik Chamberlains scharf zu Felde ziehen, während die deutsche Presse eine maßvolle Haltung bewahrt.

Die inneren Wirren in Marokko haben dadurch eine neue Verwicklung erfahren, daß im Süden der algerischen Westgrenze, von der Oase Figig aus, auf den Generalgouverneur von Algerien, Jonnart, ein heimtückischer Ausfall unternommen wurde.

In einer Unterredung, die Generalgouverneur Jonnart nach dem Überfalle hatte, betonte er, er habe sich überzeugt, daß die marokkanischen Behörden nicht imstande wären, Ordnung und Sicherheit in diesem Gebiete zu schützen. Durchaus berechtigt muß es erscheinen, daß von Algerien aus eine Expedition behufs Herstellung der Ordnung in dem benachbarten marokkanischen Grenzgebiete unternommen wird. Völlig zutreffend wird auch in der französischen Presse die Mitteilung englischer Blätter zurückgewiesen, wonach der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, allen Mächten eine „identische Note“ über das Eingreifen auf marokkanisches Gebiet mitgeteilt haben soll. Die Frage von Figig ist eben nicht die marokkanische. Ihre Behandlung soll, wie von Frankreich her versichert wird, zur geeigneten Zeit internationalen Abmachungen vorbehalten bleiben.

Mit dieser französischen Auffassung wird man in Deutschland gern einverstanden sein. Deutschland selbst hat in Marokko keine politischen, sondern lediglich handelspolitische Interessen, deren Wahrung mit der Herstellung geordneter Zustände in Marokko in vollem Einklang steht; im übrigen überläßt es den Mittelmeermächten den Vortritt. L'Allemagne n'a pas pignon sur la Méditerranée. Dieser von einem deutschen Staatsmanne geprägte Satz, in dem die Stellung der Reichspolitik zur marokkanischen Frage zusammengefaßt wird, gestattet zugleich den Schluß, daß Deutschland die Zirkel Frankreichs nicht stören wird, insofern dieses seine berechtigten Interessen wahrt, zu denen unzweifelhaft auch die Herstellung der Ordnung in Figig gehört.

Zu einem großen Erfolge gestaltete sich die Reise des Präsidenten Roosevelt durch den Westen der Vereinigten Staaten. Als unzweifelhaft darf jetzt bereits gelten, daß der Parteitag der Republikaner im Sommer 1904 Herrn Roosevelt wieder als Kandidaten für die Präsidentschaft aufstellen wird. Tatsächlich hat die republikanische Konvention von Pennsylvanien jüngst bereits die Wiederaufstellung der Kandidatur des gegenwärtigen Präsidenten beschlossen. Die Vorbereitung seiner Präsidentschaftskandidatur kann in Deutschland nur sympathisch berühren, da Herr Roosevelt sich bei wiederholten Anlässen als zuverlässiger Freund des deutschen Kaisers, sowie als Anhänger guter Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland bewährt hat, weshalb auch die Entsendung des durch ein weiteres Kriegsschiff verstärkten amerikanischen Mittelmeergeschwaders nach Kiel mehr als einen Akt internationaler Courtoisie bedeutet.

Literarische Rundschau.

Kaiserin Augusta.

Kaiserin Augusta. Ein Lebensbild. Von Eusemia von Adlersfeld-Ballestrem. Mit Porträts, geschichtlichen Illustrationen und Zeichnungen von Alexander Frenz. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1902.

Frau von Adlersfeld, die durch ihre historischen und belletristischen Arbeiten in weiteren Kreisen wohlbekannte Schriftstellerin, gibt ihrem verdienstlichen, das Leben der ersten deutschen Kaiserin darstellenden Werke, welches sie der Tochter der Kaiserin Augusta, der Großherzogin Luise von Baden, widmen durfte, in dem Vorwort die Signatur mit auf den Weg, wie sie selbst es verstanden und beurteilt wissen will: „Das vorliegende ‚Lebensbild' macht keinen Anspruch darauf, eine erschöpfende ‚Biographie' der Kaiserin Augusta zu sein, weil zu einer solchen das Material noch nicht erschlossen ist." Sie fügt zur Erklärung bei, „die Fülle der Zeit für ein rückhaltloses Öffnen der Quellen" sei noch nicht gekommen. Wir haben mit denen, welchen es zusteht, den Eintritt dieses Zeitpunktes zu bestimmen, darüber nicht zu rechten. Wir wollen uns für jetzt damit begnügen, dankbar anzuerkennen, daß Frau von Adlersfeld außer der im Anhang ihres Buches auf vier Druckseiten angeführten Literatur auch andere, und zwar sehr wichtige, bedeutsame und intime Mitteilungen von unzweifelhaft wohlunterrichteter und zuverlässiger Seite zur Verfügung standen. So war es ihr möglich, nach dem, was ihr vorlag, ein Bild des Lebens, des Wirkens und der Persönlichkeit dieser bedeutenden Frau zu zeichnen und ihm auch lebhafte Farben zu verleihen.

Lady Bloomfield, die Gemahlin des englischen Botschafters in Berlin, die der Kaiserin Augusta sehr nahegestanden hat, schrieb einmal über sie an ihren Gatten: „Sei versichert, daß sie dereinst geschätzt werden wird wie niemals bisher. Sie hat einen viel zu edeln Charakter, um von der großen Mehrheit verstanden zu werden, aber sie ist eine edle, ausgezeichnete Frau, und wenn sie ihren Lohn in dieser Welt nicht finden sollte, wird er sie gewiß in einer besseren erwarten." In der Tat, diese fürstliche Frau mit einem so weit ausgedehnten und vielseitigen Wirkungskreise wurde nicht so geschätzt wie sie es verdiente. Zunächst nicht einmal da, wo sie es am meisten erwarten konnte. „Der Grund davon," schreibt Jenny von Gustedt, ihre Jugendgespielin, „ist hauptsächlich darin zu suchen, daß ihre Erscheinung und manche ihrer Äußerlichkeiten dem Berliner Volk unsympathisch waren. Sie war in jedem Zoll Fürstin und hatte darin manches von ihrer Großmutter Luise: sie war gütig und freundlich, aber nie sich gleichstellend, sie haßte alles Gemeine und Gewöhnliche und fand sich niemals in den manche Kreise beherrschenden Gesellschaftston." Und ihre Hofdame, Gräfin Adolfine Schimmelmann, sagt von ihr unter anderem: „Die Kaiserin hatte einen so großartigen Charakter, daß kleinliche Menschen nicht imstande waren, sie zu verstehen . . . Daß sie oft

mißverstanden wurde, braucht keine Verwunderung hervorzurufen, weil sie zu hoch über dem Durchschnitt stand."

Es ist demgegenüber das bleibende Verdienst des vorliegenden Buches, daß es mit genauer Kenntnis des behandelten Stoffes und auf Grund authentischer Quellen nicht etwa einen Panegyrikus anstimmt oder in byzantinischer Hingebung begeisterte Lobreden hält, sondern die Wahrheit über Kaiserin Augusta in einer erschöpfenden Darstellung dessen, was sie war und tat, dem deutschen Volke verkündet, dem sie auf so vielen Gebieten ein leuchtendes Vorbild war.

Die Verfasserin hat ihr reich und prächtig ausgestattetes Werk in sechs Abschnitte eingeteilt, welche von der Prinzessin von Sachsen-Weimar (1811—1829), von der Prinzessin Wilhelm von Preußen (1829—1840), von der Prinzessin von Preußen (1840—1861), von der Königin von Preußen (1861—1871), von der deutschen Kaiserin und Königin von Preußen (1871—1888) und von der Kaiserin-Königin-Witwe (1888—1890) handeln. Der anmutigste und in der Darstellung am meisten abgerundete und gelungene ist wohl der die Jugendgeschichte Augustas umfassende Abschnitt; reich an Ereignissen, Erlebnissen, Entwicklungen der fürstlichen Frau sind sie alle. Es ist vielleicht nötig gewesen, was über die Kaiserin Augusta zu sagen war, in dieses chronologische Schema einzuordnen. In anderer Form wäre manche Seite ihres Denkens und Fühlens, manche Eigenschaft ihres Geistes und Herzens vielleicht noch schärfer hervorgetreten. Wir wollen hier in der durch den verfügbaren Raum vorgeschriebenen Beschränkung nur die wesentlichsten Mitteilungen dieses Lebensbildes hervorheben, durch welche es, wenn wir nicht irren, neue Züge der bereits feststehenden geschichtlichen Erscheinung hinzufügt, andere berichtigt oder ergänzt. Wir übergehen die Schilderung ihrer Jugendzeit, wiewohl auch diese reich an Einzelheiten ist, welche die spätere Entwicklung der fürstlichen Frau gewissermaßen vorahnen lassen. Gar manche Schwierigkeiten stellten sich der geistvollen, jungen Prinzessin entgegen, als sie, die Tochter Weimars, die Enkelin Karl Augusts, die Schülerin Goethes, wie ein fremdes Element in die neue Umgebung trat. Dem Kronprinzen, dem späteren König Friedrich Wilhelm IV., mit seiner Hinneigung zur reaktionären Romantik, war der klare Geist der Prinzessin, ihre Stellung zu den Strömungen einer modernen Zeit und liberaler Anschauungen nicht sympathisch, noch weniger aber der Kronprinzessin Elisabeth, besonders seit diese Königin war. Prinzessin Augusta hatte, namentlich da die Kinderlosigkeit des kronprinzlichen Paares sie in die unmittelbare Nähe des Thrones führte, die schwierige Stellung, in der ihr selbst harte Demütigungen nicht erspart blieben, still und resigniert ertragen. Den Lohn ihres Verhaltens durfte sie darin erblicken, daß nach dem Ableben Friedrich Wilhelms IV. die Königin Elisabeth in dem Mitgefühl und der Mittrauer der Schwägerin deren Güte und Größe erkannte und daraus zwischen den beiden fürstlichen Frauen ein nie wieder getrübtes Verhältnis gegenseitiger Herzlichkeit erwuchs. Lange litt sie unter den Vorwürfen einer kleinen, aber einflußreichen Partei, von der systematische Verdächtigungen gegen sie ausgingen, die ihren Weg bis zum König fanden, die ihr das Leben in Berlin verbitterten, sie aber niemals bewogen, einen Schritt von dem als richtig erkannten Wege abzuweichen. Man hat ihr auch vorgeworfen, daß sie „prüde" gewesen, weil sie gegen sittliche Ausschreitungen unerbittlich streng und jeder Frivolität abhold war. Gerade darum allerdings hatte sie in hohen und höchsten Regionen mächtige Feinde, die sie in Wort und Tat verfolgten. In einem engeren Kreis gelehrter und geistvoller Männer, den sie regelmäßig Donnerstags um sich vereinigte, suchte und fand sie reiche Anregung. Noch in ihren letzten Lebensjahren sah sie den gewohnten Kreis gern um sich, in dem die Tagesfragen und Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und der Künste besprochen wurden. Ihre Lieblingslektüre waren geschichtliche Werke und Memoiren, zuweilen auch ein poetisches Werk, nur in Ausnahmefällen Romane und Novellen. In einer kurzen Sammlung von Auszügen aus den meisten von ihr gelesenen Werken moderner Autoren fehlen neben diesen auch das Neue Testament, die Psalmen

und Thomas a Kempis nicht. Wenig bekannt dürfte sein, daß sie geradezu bahnbrechend für Richard Wagner wurde. Aber ihr Horizont war so weit, daß sie daneben auch der italienischen Musik ihre Vorliebe erhielt.

Sie gebot selbst über ein bedeutendes und gediegenes künstlerisches Können. Zeugnisse ihres Schaffens, wie die „Wartburgblätter", die „Musterblätter für evangelische Kirchenornamentik" waren allerdings nur für eine beschränkte Öffentlichkeit bestimmt. Den feinsten künstlerischen Geschmack bewährte schon Prinzessin Augusta, als sie im Jahre 1836 das umgebaute Tauenzienschе Palais in seinem Innern ganz nach ihren Ideen einrichtete und ausstattete. Dieses Palais zu verschönern, mit Kunstschätzen zu bereichern und wohnlich zu machen, war ihre größte Freude bis in ihre letzten Lebenstage. Wenn ihr ein Arrangement in ihren Räumen besonders gelang, pflegte die Kaiserin wohl scherzend zu sagen: „An mir ist ein Dekorateur verloren." So hat sie auch bei der Anlage des Parks von Babelsberg jedes Detail mit dem Fürsten Hermann Pückler besprochen, dessen Pläne Lenné so meisterhaft ausführte, und auch das von Schinkel erbaute Schloß im Laufe vieler Jahre unermüdet nach allen Richtungen verschönert und ausgeschmückt. Wohl nur engeren Kreisen ist bekannt geworden, daß Kaiserin Augusta eine vortreffliche Rednerin war. Zum erstenmal hat sie vor einer größeren Versammlung gesprochen, als sie im Jahre 1852 der Taufe des Rheindampfers „Prinz von Preußen" beiwohnte. Die bei der Festfahrt von Koblenz nach Boppard Anwesenden rühmten den leichtfließenden Vortrag, die musterhafte Diktion, die bedingungslose Beherrschung der deutschen Sprache, den Gedankenreichtum und die Fähigkeit, ihren warmen Gefühlen warme Worte zu verleihen. So war sie auch eine Meisterin in der Kunst, in knappen Sätzen einen inhaltreichen Trinkspruch auszubringen. Und nicht minder hervorragend war ihre Begabung, ihre Gedanken schriftlich niederzulegen. Eine Reihe von Denkschriften, die sie im Jahre 1849 über die politische Lage und insbesondere über die Stellung des preußischen Königtums und seine nationale Aufgabe in dieser kritischen Zeit niederschrieb, wie zehn Jahre später, als es sich um die Frage handelte, ob Preußen in den italienischen Krieg eingreifen solle, erregte nach Form und Inhalt die Bewunderung derer, die sie lasen. Wie damals, so bewährte Königin Augusta ihren klaren, weitsehenden Blick, als der König im Jahre 1860 den Plan zu einer Krönungsfeier faßte. Die allgemein verbreitete Auffassung, als ob sie die Krönungsidee ersonnen und ihren Gemahl in diesem Sinn beeinflußt hätte, entspricht den Tatsachen nicht. Denn sie machte ernste Bedenken gegen diese, zwar großartige und religiöse, aber unzeitgemäße und für Preußen ungewöhnliche Zeremonie geltend. Sie konnte mit diesen nicht durchdringen. Aber es gab doch Fälle, in denen sie ihren Einfluß auf den König erfolgreich ausübte. Es ist mit ein Werk der Königin Augusta gewesen, daß der König seine Teilnahme an dem Fürstentag in Frankfurt im August 1863 ablehnte. König Wilhelm bediente sich aber auch wohl in Fragen, in denen er sich mit seiner Gemahlin einer Meinung wußte, ihrer Vermittlung, so z. B., als er die Königin am 7. September 1870 veranlaßte, in ihrer Korrespondenz mit der Großfürstin Helene schon jetzt darauf hinzuweisen, daß Deutschland die Annexion Elsaß-Lothringens fordern müsse, um durch die Großfürstin dem Kaiser von Rußland, gegenüber von Gortschakoffs Intrigen, den wahren deutschen Standpunkt klarzulegen. Ein andermal ist in einem die Vermählung des Herzogs von Cumberland betreffenden Schreiben Bismarcks von einer durch die Kaiserin im Auftrage des Kaisers verfaßten schriftlichen Auslassung die Rede. Man hat der Königin ihre Gegnerschaft einer Beschießung von Paris vorgeworfen, dabei aber vergessen, anzuführen, daß sie hierbei vom Kronprinzen und vom General von Blumenthal unterstützt wurde, und daß es nicht politische Erwägungen waren, welche dieser Gegnerschaft zu Grunde lagen, sondern das eben so königliche als christliche Gefühl, dem sie bei einem anderen Anlaß mit den Worten Ausdruck gab: „Ich kann mich noch immer nicht der herrlichen Siege erfreuen, denn mein

Herz blutet beim Andenken an die gefallenen Helden und jene, die sie in Vereinsamung zurückließen." Und wenn sie den Zeitpunkt der Kaiserproklamation für verfrüht erklärte, so führte sie auch für diese ihre Ansicht triftige Bedenken ins Feld: die ungeschickte Formulierung des Reichstags, die noch fehlende offizielle Zustimmung der Fürsten durch den Mund des Königs von Bayern, die sächsische Empfindlichkeit, endlich daß der Krieg noch nicht beendet und der Sieg noch nicht erfochten sei. Man weiß, daß der Kaiser darin mit seiner Gemahlin einig war, wenn er die Krone nicht leichten Herzens und nur nach langem Widerstreben annahm. Es mag hier der Platz sein, von den persönlichen Beziehungen des Kaisers und der Kaiserin zu sprechen. Warum sollten nicht auch zwischen sie mehr oder weniger ernste Meinungsverschiedenheiten getreten sein? Aber es ist falsch, von einer Entfremdung der Herzen, von geistiger Vereinsamung der Kaiserin, von unüberbrückbaren Gegensätzen zu sprechen oder zu versuchen, die äußeren wie die inneren Wege des hohen Paares zu trennen. Die Erkenntnis ihrer erhabenen Lebensaufgabe, die gegenseitige Hochachtung, die Liebe zum Vaterlande, zu Gott, zueinander und zu den Ihrigen löste schließlich jede vorkommende Dissonanz in dem Wort: „Gott sei die Ehre!", das auch den Grundton der Botschaft bildet, durch die der Kaiser seiner Gemahlin am 2. März 1871 den definitiven Friedensschluß meldete. Wie über die Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta sind auch über die angebliche „Russenfeindschaft" der Kaiserin durchaus unrichtige Angaben weitverbreitet. Als einzig wahren, unendlich einfachen und der deutschen Fürstin alle Ehre machenden Schlüssel für diese führt die Verfasserin aus bester Quelle folgendes an: „Es war ihr das Russische unsympathisch, weil es antideutsch war, weil ihrer Ansicht nach der Deutsche sich vor dem Russen zu tief beugte und ihr deutscher Stolz sich gegen die Bemühungen um russische Gunst auflehnte." Wenn Prinz Wilhelm von Preußen sich aus legitimistischen Gründen nicht für die französische Julimonarchie erwärmen konnte und die Verbindung der Herzogin Helene von Mecklenburg mit dem Grafen von Paris mißbilligte, so söhnte das „Bürgerkönigtum" Louis Philippes die Enkelin Karl Augusts von Weimar, des ersten deutschen Fürsten, der seinem Volke schon 1816 eine Verfassung gab, mit der Lage der Dinge in Frankreich aus, in der sie den Sieg eines gemäßigten Liberalismus gegenüber dem starren Festhalten an veralteten Ideen erblickte. In diesem Sinne stand ihr die gleichdenkende Herzogin von Orleans nahe. Und von diesem Standpunkt aus blieb ihr Napoleon III. um so mehr unsympathisch, als er in verletzender Weise öffentlich die orleanistischen Thronerben in der Proklamation seiner Vermählung mit der Gräfin von Teba erwähnte.

Der liberalen Gesinnung der Prinzessin von Preußen entsprach es auch, daß sie es versuchte, die liberalen Parteiführer in die Atmosphäre ihres Hauses einzuführen, „damit diese Partei doch etwas von ihren Gegnern lerne und umgekehrt". Als der erkrankte König Friedrich Wilhelm IV. den Prinzen von Preußen mit seiner Stellvertretung beauftragte, beobachtete die Prinzessin von Preußen eine reservierte Haltung und bewährte damit wieder, wie so oft, ihre Klugheit und ihren Takt. Die „neue Ära" wurde von gegnerischer Seite als ein Produkt ihres Einflusses betrachtet, während die Ernennung des Fürsten von Hohenzollern zum Ministerpräsidenten und die Zusammensetzung des neuen Ministeriums das persönliche Werk des Prinzen von Preußen war, mit dessen Politik damals allerdings seine Gemahlin vollkommen einig ging.

Aber an gewisser Seite hörte man seit dem Beginn der Regentschaft nicht auf, überall den Einfluß der Prinzessin Augusta zu suchen und ihre politische Einwirkung für Dinge schuldig zu erklären, denen sie ganz fern stand. Ihr deutscher Patriotismus war zu allen Zeiten über jeden Zweifel erhaben. Antideutsche Einflüsse zu unterstützen, was ihr auch vorgeworfen wurde, wäre die hohe Frau nie fähig gewesen. Die Ungeheuerlichkeit dieses Vorwurfes wird an vielen Stellen dieses Lebensbildes dargetan. Es war nicht zu vermeiden, in demselben auch von der

Stellung der Kaiserin Augusta zum Fürsten Bismarck zu sprechen. Aus manchen Stellen der „Gedanken und Erinnerungen" des großen Staatsmannes hat sich die öffentliche Meinung ein ungerechtes Urteil über die erste deutsche Kaiserin gebildet. Daß in den maßgebenden Kreisen die Überzeugung herrscht, zu einer Richtigstellung der Angriffe des grollenden Kanzlers sei die Zeit noch nicht gekommen, deutet die Verfasserin an, indem sie die Hoffnung ausspricht, „in einer späteren Auflage ihres Buches die Lücke ausfüllen zu können, zu welcher in dieser Beziehung die Epoche von 1862—1888 sie vorläufig noch zwingt".

Eine große Bedeutung im Leben der Prinzessin von Preußen gewann ihre Übersiedelung in die Rheinprovinz, in der sie, ursprünglich eine Fremde unter Fremden, bald heimisch wurde und — es ist nicht zu viel gesagt — recht eigentlich im Verein mit ihrem Gemahl diese Provinz erst für Preußen moralisch eroberte, nicht zuletzt den so lange Zeit frondierenden rheinischen Adel. Für alle Zeiten werden insbesondere in Coblenz, ihrem Lieblingsaufenthalt bis in ihr Greisenalter, mit ihrem Namen die interessantesten und von ihr selbst gesammelten und geschmackvoll im Schlosse aufgestellten Erinnerungen an die frühere, kurtrierische Epoche verbunden bleiben, wie die herrlichen Rheinanlagen, die eigentliche Schöpfung der hohen Frau. Mit dem Aufenthalt der Prinzessin von Preußen, der Königin und Kaiserin Augusta in den Rheinlanden hängen aber auch ihre so vielfach falsch beurteilten Beziehungen zur katholischen Kirche zusammen. Tolerant, klug und wißbegierig, wie sie war, lernte sie Wirken und Denken der vielen katholischen Priester und Laien, die ihr im Laufe der Zeit nahetraten, kennen und achten, in der Tätigkeit der Orden eine heilsame Organisation im Dienste der leidenden Menschheit schätzen und wurde so eine gütige Protektorin der Katholiken, eine mit vollen Händen für Kirchen und Anstalten spendende Wohltäterin, stets bereit, den konfessionellen Frieden zu schützen, überall, wo es Not tat, zu beruhigen, zu versöhnen, auszugleichen. Doch blieb die Kaiserin — wie noch jüngst durch den Generaloberst von Loë, der ihr während mehr als dreißig Jahren nahestand, mit aller Bestimmtheit festgestellt worden ist — ihrem evangelischen Glauben im Leben und im Tode unerschütterlich treu. Nur wer das Verständnis einer großen Seele entbehrte oder durch religiöse Unduldsamkeit verblendet war, konnte aus diesem Verhalten der hohen Frau ihr Andenken beleidigende Folgerungen ziehen. Aus diesem Verhalten aber und aus der Auffassung ihrer alle Untertanen ohne Unterschied des Bekenntnisses mit gleicher Gerechtigkeit liebend umfassenden landesmütterlichen Pflichten ergab sich ihre, wie es die Offenheit ihres Charakters erheischte, offene Stellungnahme gegen die den „Kulturkampf" eröffnenden Maigesetze. Aber wenn die Kaiserin auch für alle einstand, die unter diesen Gesetzen litten, so hat sie doch eine politische Ausbeutung der Maigesetze nie unterstützt. Daß sie es verstand, in dieser Frage die Brücken zu erhalten und zu bauen, die im Interesse des religiösen Friedens betreten werden konnten, als sich die Unhaltbarkeit dieser Gesetze herausstellte, ist unstreitig eines ihrer größten Verdienste.

Wer der Kaiserin jemals näher zu treten das Glück hatte, bewunderte ihre unendliche Herzensgüte, die Fähigkeit, sich freuen zu können, wenn sie in der ihr eigenen feinsinnigen Weise einen Wunsch erfüllt, eine Aufmerksamkeit erwiesen hatte. Unvergessen werden ihr die unzähligen Wohltaten sein, welche sie zu allen Zeiten überallhin spendete, ihre nie ermüdende Fürsorge für das öffentliche Wohl; unvergessen, was sie für die Sache des Roten Kreuzes getan hat. Auch den sozialen Fragen widmete sie die größte Aufmerksamkeit und war ständig mit dem Gedanken einer Lösung der großen Probleme beschäftigt, welche auf diesem Gebiete immer neu hervortreten. Als der Verfasser dieser Anzeige zum letzten Male die Ehre hatte, von der Kaiserin empfangen zu werden (im Februar 1889), sprach sie eingehend über die sie beunruhigenden Schwierigkeiten, allen in dieser Richtung auftretenden Aufgaben gerecht zu werden, die sich durch die gewaltige und sich von Jahr zu Jahr steigernde Vergrößerung von Berlin ergeben müßten. Daß einer

Frau von ihrer geistigen Bedeutung auch die Frauenfrage sehr ernstlich am Herzen lag, bedarf kaum der Erwähnung, ebenso, daß die Kaiserin der Frauenemanzipation im extremen Sinne nicht sympathisch gegenüberstand. Aber aufrichtig begrüßte sie alle Fortschritte auf dem Gebiete der Frauenarbeit im weitesten Umfange, wie sie diese von zwei ihr nahestehenden Fürstinnen, ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, und ihrer Schwiegertochter, der Kronprinzessin, so erfolgreich gepflegt sah. Allen diesen Bestrebungen war sie eine einsichtige und freigebige Gönnerin. Daß die Kaiserin aber selbst eine ausgezeichnete Hausfrau war, auf musterhafte Ordnung sah und sie persönlich überwachte, daß sie selbst bis in die Einzelheiten für das Wohl ihrer Dienerschaft besorgt war, ist in weiteren Kreisen kaum bekannt geworden.

Das ganze Leben und Wirken der Kaiserin Augusta beruhte in seinem tiefsten Grunde auf einem unerschütterlichen Gottvertrauen, es war erfüllt von einer wahrhaften, tiefen Frömmigkeit, in deren Ausübung sie sich mit ihrem hohen Gemahl allezeit einig wußte, ihr Handeln war stets geleitet und bestimmt durch ein unerschütterliches Pflichtgefühl, dem die Entschiedenheit entsprach, mit der sie das für gut und richtig gehaltene durchführte; ihre Leistungsfähigkeit war bewundernswert in allen Tagen ihres so überaus tätigen Lebens, am meisten in den späteren Jahren, in denen sie von so schweren körperlichen Leiden heimgesucht war, daß nur eine fast beispiellose Energie und ein so mächtiger Geist, wie er in ihrer Seele lebte, allen Anforderungen gerecht werden konnte, welche die Kaiserin stets an sich selbst stellte. Nie vielleicht ist ein stolzeres und doch zugleich demütigeres Wort gesprochen worden als das vom dienenden Königtum, das wir in einem am 5. Oktober 1885 an den Geheimen Kommerzienrat von Mevissen in Köln geschriebenen Briefe finden. Da sagt Kaiserin Augusta: „Es ist schwer für mich, dem wechselnden Kreis der Pflichten mit bleibend geschwächten Kräften die Hingebung zu widmen, die Meiner Erkenntnis des dienenden Königtums eigen ist, und die ich stets zu verwirklichen suche im Bereich der weiblichen Aufgabe." So konnte nur eine fromme, starke und königliche Frau sprechen.

Nur dürftige Auszüge und Andeutungen konnten an dieser Stelle dem Werke von Eusemia von Adlersfeld-Ballestrem entnommen werden. Manche dieser Ausführungen mögen da und dort auf Zweifel oder Widerspruch stoßen. Spätere Veröffentlichungen mögen einige Züge in dem Bilde der Kaiserin noch mehr beleuchten und vertiefen, einzelnes hinzufügen nnd unanfechtbarer begründen. Im Ganzen und Großen aber wird das Lebensbild der Kaiserin Augusta so bestehen bleiben, wie es dieses Buch uns vor Augen stellt.

Karlsruhe. Friedrich von Weech.

Neuere deutsche Belletristik.

1. Novellen vom Gardasee. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1902.

Das Land, wo die Zitronen blühen, Goethes Land der Sehnsucht und der Schönheit, ist die Heimat dieser anmutigen Novellen vom Gardasee. Wie „seine Tasche", so genau kennt Heyse den Gardasee, die Sonne und den blauen Himmel, der sich über ihn spannt, den Sturm und das schwere Gewölk, die „Nester", in die Schluchten der Berge eingebaut, die fremden Menschen, die aus der Ferne herbeikommen, in der köstlich reinen Luft dort oben sich gesund zu atmen, und die eingeborenen Bewohner dieses Erdenfleckes, arm und leichtlebig, schwermütig und elend. Und all die von dem Leben dieser Menschen und der großartigen Natur ausgehenden Motive aufgefangen und zu neuem Dasein künstlerisch gestaltet von der „Novellisten-

phantasie" des Dichters. Alles von ihm selbst erlebt und erfahren. Wie ein Stück seines eigenen Lebens stehen diese Novellen da, im Ich-Ton erzählt, ohne das Ich des Dichters nicht denkbar.

Sie sind in den Jahren 1899—1901 nacheinander entstanden, und eine von ihnen („Entsagende Liebe") den Lesern der „Deutschen Rundschau", in der sie erschien, zuerst bekannt geworden und gewiß noch bei ihnen in guter Erinnerung. Denn das haben sie an sich: unwillkürlich schmeicheln sie sich dem Gedächtnisse ein, wie Goethe einmal von einfacher, gut komponierter Melodie bekannte, sie präge sich wie von selbst seinem Gehöre ein. Die Novellen halten sich auch sämtlich innerhalb der gleichen Stimmung und Umgebung. Wollte man das ihnen Gemeinsame, worauf sie alle zuletzt beruhen, kurz und bündig bezeichnen, so ist es (des Dichters eignes Wort zu gebrauchen) eine Art „moralischen Zwielichtes", von welchem grell oder mild beleuchtet die innerhalb einer Novelle handelnd auftretenden Personen vor uns erscheinen. Die Lösung der daraus hervorbrechenden Konflikte wird nun wieder durch eine Art moralischer Kompensation bewirkt, bis zu einem Grade von Vollständigkeit, daß kein problematischer Rest, der unanfaßbar wäre, mehr übrig bleibt. In diesem Sinne ist „die Macht der Stunde" ein regelrecht gebautes Beispiel: was der künstlerisch heißblütige Kapellmeister Ludwig seiner schönen jungen Frau angetan hat, daß sie vor ihm in die Einsamkeit der Berge flieht, dessen muß sie sich, der Macht der Stunde unterworfen, nun selber zeihen, und aus eigenem Entschlusse kehrt sie versöhnt zu ihrem Gatten zurück. Die tiefste Kluft öffnet sich in der Novelle „Entsagende Liebe", die ergreifend schildert, wie eine junge, dem Tode verfallene Frau noch in dem „Vorhof der Ewigkeit" nach Lebensfreude dürstet, der tätig-ernste Gatte entsagend ihr die Liebe bewahrt, um dann, als alles vorüber ist, auch gebrochen in das Grab zu sinken. Leichter wiegt „San Vigilio"; ein junger bürgerlicher Arzt entreißt seine Braut, auf die er unverwirktes Anrecht hat, mit etwas robuster Tatkraft ihrem adeligen Verlobten, dem er sie noch am Verlobungstage durch Sturm und Wogennot nach San Vigilio entführt. In die „venezianische Nacht" spielt als die verhängnisvolle, zwei Liebende trennende Macht ein sonderbarer Totenspuk hinein, dessen höhere Berechtigung jedoch in der Schlußszene absichtlich-realistisch vernichtet wird. Die „Antiquarischen Briefe" berichten, anstatt versprochener Ergüsse über Altertumsstudien, mit uns lebhaft einnehmendem Interesse, wie eine im Gutestun resolute Hamburgerin dazu kommt, sich ein hübsches armes Waisenkind und ein häßliches Hündchen mit nach Hause zu bringen. Die erste Stelle unter den Novellen verdienen in Wahrheit die „Gefangenen Singvögel"; diese Novelle dringt am innigsten in Leid und Leben des Volkes ein; in dem Schicksal der gefangenen Singvögel, deren Käfige an der Wand des einsamen Häuschens in Toskolano hängen, ist sinnbildlich das Schicksal der armen Mädchen, die es bewohnen, vorgedeutet: alle welken sie in Leid und zerstörter Freude hin, und nur die schöne kleine Adelina durchbricht die Schranken; sie rettet sich aus dem Käfig und wird in Venedig der Freiheit des Lebens und ihres Gesanges froh. Es ist ein breiter Raum, auf dem sich diese Novellen lebendig bewegen; außer den höchsten Kreisen vielleicht, sind alle Schichten des Volkes und der Gesellschaft vertreten. Man kann bemerken, wohin die Sympathie des Dichters neigt. Gestalten aus dem niederen Volke, und dann wieder aus dem reichen bürgerlichen Fremdenzustrom stellt er am liebsten und lebenswahrsten dar; Ärzte besonders sind immer die guten Freunde in der Not. Dagegen fallen, wie schon in den „Kindern der Welt", auf Geistlichkeit und Adel nicht die wärmsten Accente der Dichtung, und sehr bestimmt nimmt Heyse auch gegen modernste Richtungen in Kunst und Literatur seine Stellung. Es sind das notwendige Züge zu dem Bilde seiner literarischen Persönlichkeit, wenngleich nicht die entscheidenden. Entscheidend für ihn und seine Poesie ist vielmehr der begeisterte Kultus der unvergänglichen Schönheit des Menschen, der Natur, der Kunst. Alle künstlerischen Mittel, über die er verfügt, insbesondere auch die der Sprache, scheinen sich diesem einen Zwecke allein

zu fügen. Wir denken nicht mehr an das, was den Umfang seines künstlerischen Vermögens begrenzt und ihn als Sohn der Zeit, in der er jugendlich strebend emporkam, erscheinen läßt, sondern wir fühlen uns in die große weimarische Tradition hineingestellt. Goethe machte Italien zur schönsten Provinz der deutschen Dichtung: dieser von Goethe eroberte Boden ist es, auf dem uns Paul Heyses Novellen vom Gardasee erblühen.

2. Vita somnium breve. Roman von Ricarda Huch. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1903.
3. Aus der Triumphgasse. Lebensskizzen von Ricarda Huch. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902.

Ricarda Huchs neue Romane haben etwas, das an Traumbilder erinnert: das oft Unvermittelte des Geschehens, den Wechsel von Wirklichkeitsschwere und Seelenentschleierung, die leuchtenden, satten, feurigen Farben. Ein Dürsten nach Schönheit geht auch durch ihre neuen Bücher. Aber diese Schönheit ist nicht die ländläufige, die auf rosigen Wangen blüht, sondern eine verklärte, die nur im Kampf zu erringen und sich im Kampfe offenbart. Etwas, das die Körper mit heiligem Glanze durchleuchtet, und das Ricarda Huch gern in denen sucht, die bresthaft sind, in Krüppeln und in Pockennarbigen. Eine Ahnung von Schönheit klingt aber auch durch die frühlingsjunge Welt; es ist etwas im Glitzern der Sonnenluft, im Quellen des Wassers, im Rauschen der Haine, das ihr Lied singt. Es ist Kunde von ihr in jungen Herzen. Nur scheint ihr die Wirklichkeit in dumpfer Schwere entgegenzustehen. Die einen, an die ihr Ruf wohl ergangen, entehren sie und sich selbst in sinnlich häßlichem Genießen, Liebende sinken aus ihren Höhen in satte Gewöhnung hinab, die täglich sich gleich bleibende Erfüllung geregelter Pflichten nimmt den Seelen den Schwung, das Alter prägt seinen stumpfen Stempel auf und bringt Enttäuschung; schlimmer als das: der Schrei des Elends, das Stöhnen der Hungernden, das Drohen der Betrogenen, das überall laut wird, übertönt diese leise, lockende Stimme. Wie kann Schönheit in einer Welt sein, in der Menschen Hungers sterben, in der die Not zum Verbrechen treibt? — Ricarda Huch entdeckt diese Schönheit dennoch. Das ist innerlich der Gang ihrer Romane, daß jene sich schließlich da am hellsten offenbart, wo ihr die schwersten Hemmnisse entgegenzustehen scheinen: in der Alltäglichkeit ermüdender Verrichtung, im Alter, im Elend. Ricarda Huch weiß den Seelen das Zufällige ihres Erdenkleides zu nehmen und sie so zu ahnen, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgegangen sind. Ihre Romane zielen auf Seelenoffenbarung: wo die gelingt, da muß auch Schönheit sein. „Vita somnium breve“. Ein Mann, der an eine nicht geliebte Frau verheiratet ist, lernt das Mädchen kennen, das seine Lebenskraft weckt. Er zerreißt die Bande seiner Ehe, um der Geliebten anzugehören, er wirft seinen kaufmännischen Beruf von sich, um sich dem Studium, zu dem er sich in Wahrheit berufen fühlt, zu weihen. Der Traum seines Glückes verwirklicht sich ihm. Aber er ist kurz. Da er zwischen dem Besitz seines Sohnes, den ihm sein ehelich Weib geboren, und der Geliebten zu wählen hat, vermag er sich von dem Kinde nicht zu trennen. Der Niedergang des Geschäftes, das seine Angehörigen nährt, zwingt ihn, die wissenschaftliche Tätigkeit, in der er Erfolge errungen, wiederum gegen die kaufmännische einzutauschen. Und das Alter kommt und zerstört die letzten Hoffnungen der Jugend. Das Kind, dem er das ungeheure Opfer gebracht, wendet sich von ihm ab. Aber das Alter trägt auch eine neue Schönheit, Erinnerungskraft und Sich-selber-finden, in sein Leben. — Es ist seltsam: gerade bei der Wendung der Erzählung, die für das Thema des Romans, das Leben sei ein kurzer Traum, Beweiskraft haben soll, versagt die Motivierung oder sie überzeugt doch wenigstens nicht. Es mutet unwahrscheinlich an, daß derselbe Mann, der so kraftvoll rücksichtslos alle Bande

zerrissen, in Familienfesseln zurückzusinken vermag. Wie dieser Charakter eingangs gezeichnet ist, hätte wohl der Traum für ihn solange angedauert wie das Leben. Doch soll das kein entscheidender Einwurf sein. Ein stilistisches Bedenken wiegt sehr viel schwerer. Die gehobene Form paßt sich der Wirklichkeitstreue hier nur stellenweise an. Meist steht das Visionäre der Darstellung mit dem Stoff in Widerspruch; man bewegt sich zwischen zwei Welten, ohne sich in einer von beiden zurechtfinden zu können. Es ist, als wären in einem farbigen Gemälde einzelne Partien nur Grau in Grau ausgeführt.

„Im Traum habe ich die Triumphgasse wiedergesehen," das sind die Worte, mit denen Ricarda Huchs zweiter Roman eingeleitet wird. Und wiederum an anderer Stelle heißt es: „Einen Triumphbogen kenne ich, der steht da, wo es in das Tal der Träume hineingeht." Wirklich ist es Ricarda Huch diesmal wundersam gelungen, Stoff und Darstellung zu seltener Einheit zu vermählen, traumartig wirken auch die Geschehnisse in sich, und es ist ein Farbenglanz darüber ausgebreitet. Es ist auch etwas Sonntägliches in diesem Buche. Die Triumphgasse aber ist der Teil der alten Römerstadt, in dem die Ärmsten, die Verkommenen leben. Blutige Taten werden da verübt, Kinder gemordet, Frauen mißhandelt. Wie immer wohnt das Laster bei dem Elend. Und das ist das doppelte Problem des Buches: wie ein Mann, der nur banalen Schönheitskult kannte, sein Herz an diese Enterbten verliert, um es zu finden; wie andererseits in dem Gesindel der Triumphgasse das Menschheitsbild ersichtlich wird. Indem man diese in Armut Verderbten näher kennen lernt, ahnt man ihre Seelen in ursprünglicher Reinheit — wie sie waren und wie sie wieder sein werden, wenn sie ihr Erdenwallen vollendet haben. Mörder werden entsühnt, und von Krüppeln geht es wie ein Leuchten aus. Die Triumphgasse ist das Buch einer nach Schönheit verlangenden Frau, die ihre Augen dem Häßlichen nicht zu verschließen vermag, die schmutzige Schale aber durchbricht und im Kern den edlen Keim erblickt. Das Buch eines Traumes, wahrer vielleicht als die Wirklichkeit.

4. Ein unglückliches Volk. Roman von Rudolf Lindau. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Es ist Stil in Rudolf Lindaus neuem Roman. Ein Mann, der immer in bester Gesellschaft verkehrt und viel von der Welt gesehen, berichtet mit ruhiger Reserve von Geschehnissen und Menschen. Seine Sprache wird nicht bewegt mit der inneren Erregung, es fehlen die großen Worte; wo etwa verschiedene Ausdrucksweisen zu Gebote standen, wird die klanglosere, konventionellere gewählt. Dieser Stil entspringt in seiner Eigenart auch nicht einer Gemütsverfassung, sondern vielmehr einem Gesellschaftsideal, dem angelsächsischen. In der Ausdrucksweise des vornehmen Engländers, der vor allem immer seine Ruhe zu wahren sucht, der keine Fragen stellt und nie in die Verhältnisse des andern einzudringen wünscht, bewegt sich Rudolf Lindau, und stellenweise klingt sein Deutsch, als wäre es aus dem Englischen übersetzt; Anglicismen wie „ein herzhaftes Mahl" und „ein fester Segler" werden wohl nicht ohne Absicht verwendet. Dem Stil entsprechen auch die Menschen. Sie haben Haltung, sie wahren die Form, sie erweisen eine gute Erziehung. Was sie seelisch durchzumachen haben, verraten sie niemals, und ihr Autor ist nicht plauderhafter als sie selbst. Psychologische Vorgänge bleiben gleichsam unter der Oberfläche, sie werden nur angedeutet. Das genügt, weil diese Menschen korrekt empfinden; sie tragen das Gesellschaftskleid auch vor sich selbst. Und Rudolf Lindau versteht es, dem frostigen Worte hin und wieder Bedeutung zu geben; dann schimmert das hindurch, was die Rede verheimlicht, und eben weil man nur ahnen kann, wird man zu sympathischer Teilnahme genötigt. In den Spiegel

solcher Betrachtungsweise aber, in den Gesichtskreis solcher Menschen ist der Verzweiflungskampf des armenischen Volkes gerückt. Natürlich gilt es auch da nicht Begeisterung, nicht unmittelbares Miterleben, nicht voreiliges Parteiergreifen. Patriotische Armenier dürfen sich aussprechen, aber das entscheidende Wort ist einem gereiften, mild denkenden Pascha gegeben. Recht und Unrecht, Vorzüge und Charaktermängel werden sorgfältig abgewogen, dem Enthusiasmus realpolitische Erwägungen gegenübergestellt. Man sieht das grause Kämpfen gleichsam aus der Diplomatenloge. Man nimmt einen wehmütigen Eindruck heim. „Damals glaubte ich, der Himmel müsse einstürzen, das Meer sich empören, die Welt untergehen," sagt rückblickend, erinnerungbefangen ein alter Armenier. „Alles blieb ruhig — ganz ruhig," lautet die Antwort seines Unglücksgefährten. Daß der Leser nicht einen Augenblick an Weltuntergang und an elementare Empörung hatte glauben dürfen, daß in Lindaus Schilderung alles von Anbeginn an ganz ruhig gewesen, das könnte man dem Romanzier zum Vorwurf machen. Doch hat er das Recht seiner kühlen Eigenart für sich. Es ist wirklich Stil in Rudolf Lindaus neuem Roman.

5. Die Albigenserin. Erzählung von Adolf Hausrath. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Die Quellenschriften von der Albigenser erschrecklicher Ketzerei und schmählichem Untergange sind beiseite geschoben, und sinnend blickt der Forscher auf. Seine Augen beginnen zu sehen. Hinter breitgefügten Mauern erhebt sich das Kloster Lorsch, die Mönche eilen in die Kirche, die Messe zu celebrieren, der Novize aber, der dem Abte ministriert, schleudert das silberne Weihrauchgefäß von sich — „Es ist Lüge, alles ist Lüge." Und in raschem Wechsel drängt sich nun Szene an Szene. Die schwere, eisenbeschlagene Tür des Klosterkerkers tut sich auf, durch den nächtlichen Wald flüchten kuttenvermummte Gestalten, ein junger Ritter, der eben noch die Tonsur trug, liegt einer schönen Frau zu Füßen, im Dom zu Worms wird Ketzergericht gehalten, zum Gottesurteil werden Schwerter entblößt, eine leise gleitende Barke führt ein liebend Paar zu ihrem ersehnten Heim — wieder wird Ketzergericht gehalten, der Scheiterhaufen flammt, das geliebte, unselige Weib wird zur Richtstätte geführt. Packende Szenen in grellem Farbenwechsel sind es, die solchermaßen aus den alten Chroniken aufsteigen und sich verknüpfen zu der Erzählung „Die Albigenserin". Ein Auftritt prägt sich ein: wie der junge Novize in den Klosterkerker hinabgestoßen ist, tritt ihm ein anderer Gefangener entgegen, mit mildem Auge und langem, gescheiteltem Haar, redet ihn mit Jesu Worten an und sagt ihm, er selbst sei Christus. Wieder sei er auf die Erde gekommen und habe die Greuel gesehen, die seine Diener in seinem Namen verüben; wieder habe er Kaiphas zur Rede gestellt, und wieder habe der ihn in den Kerker geworfen. Der junge Mönch weiß nicht, ist es ein Wissender oder ein Wahnsinniger, der zu ihm spricht; spät erst erfährt er, daß er dem Haupt der Albigenser gegenübergestanden. In ihrer Eigenart bleibt diese Szene nicht ohne starken Eindruck; aber wenn man sich gefesselt fühlt von der reichen Einbildungskraft des gelehrten Verfassers, möchte man ihm auch ein wenig grollen, daß er die Albigenser als solche gar so schwarz, nur aus dem Augenwinkel ihrer einstigen Widersacher gesehen. Auch wo der Kirchenhistoriker verdammen müßte, sollte der Künstler verzeihen.

6. Dietrich Lanken. Aus einem stillen Leben. Roman von Sophie Hoechstetter. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902.

„Aus einem stillen Leben" — durch diesen Zusatztitel ist Wesen und Art von Sophie Hoechstetters Roman in aller Prägnanz charakterisiert. Der Leser soll keine romanhaft-romantisch verschlungene Handlung erwarten, keiner dramatisch bewegten

Entwicklungsreihe sich überstürzender Ereignisse entgegensehen; in beschaulicher Stille gelesen zu werden verlangt das Buch, von seinen, zarten und leisen Stimmen ist es erfüllt. Was an äußeren Geschehnissen in dem Lebensabschnitt aus dem Jünglingsalter Dietrich Lankens, wie er hier gezeigt wird, und was an eigentlichen „Romanerlebnissen" in dem Buche enthalten ist, das dient fast symbolisch nur zum Ausdruck seines inneren Reifwerdens, zur Erkenntnis seiner Vorfahren, seiner heimatlichen Umgebung, der Welt im kleinen und im großen, seiner eigenen Persönlichkeit und der Bestimmung seines individuellen Ich. Mit Pastellfarben gemalt erscheint das Bild dieses frauenhaft weichen, in sich gekehrten und weltfremden, aller brutalen Kraft abgewandten jungen Aristokraten, dessen Stammbaum auf die schottischen Stuarts zurückgeht, und der doch so ganz nur Deutscher ist — einer jener Deutschen, die gern im Mondschein träumen, den Stimmen der Nacht lauschen und mit schüchterner Keuschheit ernste Lebensfragen zu lösen suchen. In ihrer Gleichmäßigkeit werden die weichen Klänge des Buches durch ein kräftiges Forte im Intermezzo unterbrochen, das in die Stille den Sturm trägt und von innerer Glückseligkeit zur Tragik führt; aber den Grundton macht auch dieser Teil nicht vergessen, um so weniger, als er in den letzten Kapiteln des Romans voller und voller angeschlagen wird. Die Lyrik bleibt bei der Schilderung eines innigen, tiefen Liebeslebens durchaus Siegerin, und es ist bezeichnend, daß die gebundene Rede hier wieder und wieder Platz greift. So kommt wohl kein Roman im hergebrachten Sinne zu stande, aber ein Werk voll intimen Reizes, das freilich gleichgestimmter Leser bedarf, wenn es richtig gewürdigt werden soll.

7. Marška. Erzählung von Ossip Schubin. Stuttgart, J. Engelhorn. 1902.

In der „Deutschen Rundschau" ist Ossip Schubin zu erstem Ruhm gelangt; als sie mit ihrem frisch-impulsiven Roman „Ehre" an die Öffentlichkeit trat, ließ es sich der Herausgeber dieser Zeitschrift angelegen sein, auf das neuerstandene eigenartige Schriftstellertalent hinzuweisen, von dessen Entwicklung man etwas erwarten durfte. Seitdem ist „Ehre" allbekannt geworden und Ossip Schubins Name einem jeden geläufig, der am geistigen Leben der Gegenwart Anteil nimmt. Unermüdlich, mit nie rastender Phantasie, hat Ossip Schubin geschaffen, die temperamentvolle Darstellungsweise, die ihren Erstling auszeichnete, hat sie nie verleugnet, ihre Lebensauffassung hat sie vertieft, in der Charakteristik hat sie schärfere Konturen gefunden, und nicht übers Ziel hinauszuschießen im Drange des leidenschaftlichen Gestaltens ist immer mehr ihr Bemühen geworden. Ihren großen Romanen vor allem, an die sich die Leser dieser Zeitschrift gern erinnern, ist diese Mäßigung zu gute gekommen, und in ihnen spiegelt sich die Natur der Dichterin, deren Pseudonym längst enthüllt ist, wohl am reinsten ab, wenn sie auch gelegentlich in einer kleineren Erzählung, wie „Peterl", ihre Schaffenskraft zum vollen Ausdruck bringt. Jedem neuen Werke Ossip Schubins gehört unsere Teilnahme, auch dem vorliegenden, das uns anmutet, wie wenn es nur en passant, „zwischen den Schlachten" zweier größerer Romane geschrieben wäre. Die Farben sind hier oft allzu grell, die Effekte überstark, und auch das Thema von dem jungen Dorfmädchen, das in heißem Lebensdrange zur Kindesmörderin wird, vermag nicht eben sympathisch zu berühren. Aber die Vorzüge spannender Erzählung können auch diesem „Gelegenheitswerkchen" nicht abgesprochen werden.

βλ. **Das Bild des Christentums bei den großen deutschen Idealisten.** Ein Beitrag zur Geschichte des Christentums. Von Lic. Dr. C. Lülmann. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901.

Dem Professor Dr. Rudolf Eucken in Jena ist die auf parallelen Linien mit dessen „Lebensanschauungen der großen Denker" sich bewegende Arbeit in Verehrung und Dankbarkeit gewidmet. Leibniz, Lessing, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schleiermacher kommen in derselben zu Wort. Der Verfasser wollte mehr geben als einen Auszug aus der Geschichte der Religionsphilosophie und hat sich, wie er in der Vorrede sagt, „die bestimmte Aufgabe gestellt, das Bild des Christentums nachzuzeichnen und zu würdigen, wie es sich den großen Denkern auf dem Hintergrunde ihrer Weltanschauung gestaltete". Durch organische Verarbeitung und systematische Gliederung des Stoffes, zunächst durch die Darstellung, dann durch die Beurteilung der Eigenart des Denkers sucht der Verfasser den vorgesetzten Zweck zu erreichen. Seine Anmerkungen und Literaturnachweise bezeugen, mit welcher Sachkenntnis und Sorgfalt er an seine Aufgabe herangetreten ist. Er löst sie mit objektiver Schätzung der Geistesrichtungen, die in dem Rahmen seiner Darstellung Platz fanden, und den er erweitern möchte; aber er gibt seinen eigenen Standpunkt nicht auf, der, nicht ohne Einschränkungen, sich demjenigen Schleiermachers anschließt. Der Abschnitt über Kant u. a. umschifft die Klippe, ihn zum Anwalt christlicher Denkweise zu machen, eine Verwirrung der Begriffe, die auch dann zu vermeiden ist, wenn man, wie der Verfasser, der Ansicht ist, Kant habe die Aufgabe, die Leibniz vorschwebte, in der Tiefe erfaßt und im Prinzip gelöst: Versöhnung zwischen Glauben und Wissen im Christentum.

βλ. **Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen.** Zusammengestellt von Dr. Th. Vogel. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Über Goethes religiöses Empfinden, über seine Stellung zum Christentum hat sich eine ganze Literatur aufgebaut. Wir erinnern nur an Bücher wie das von Filtsch über Goethes religiöse Entwicklung, das zum Besten gehört, was innerhalb protestantischer Anschauung über den Gegenstand gesagt wurde. Wie wenig dadurch das Interesse erschöpft worden ist, beweist der Umstand, daß Dr. Th. Vogels Zusammenstellung von Goethes Selbstzeugnissen in diesem Jahre bereits in dritter Auflage erschien. Wer mit des Dichters Schriften nur einigermaßen vertraut ist, wird fast unter jeden seiner Aussprüche selbst das Datum setzen können. Der Herausgeber hat seinerseits nicht unterlassen, die Jahreszahlen zu geben, und Vollständigkeit erstrebt. Dennoch vermissen wir manches, wie die Äußerung, gegen Voß, von 1805, die protestantische Religion habe dem Individuum zu viel zu tragen gegeben, oder das Wort Nataliens, „es ist besser, nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unserer Natur hin und her treibt: wie ich die Menschen sehe, scheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entschieden ausgesprochenes Gesetz ausgefüllt werden kann." Keine Auszüge, und seien sie noch so emsig zusammengetragen, können uns der Mühe entheben, bei Goethe selbst anzufragen. Über allen Widersprüchen wird sich die Einsicht dessen Bahn brechen, was nicht bloßen Stimmungen angehört, sondern, wechselnde Eindrücke überwindend, bleibender Besitz der Weltanschauung Goethes geworden oder geblieben ist.

βλ. **La Mère de Gœthe d'après sa Correspondance.** Par Paul Bastier. Paris, Perrin & Co., Librairie académique. 1902.

Der Versuch des Verfassers, die Briefe der Frau Rat in französischer Übersetzung seinen Landsleuten zugänglich zu machen, ist nach dem Maß des Möglichen gelungen. Unter dem Schleier der fremden Sprache bleiben die lieben, allbekannten Züge, der Frohsinn, der unverwüstliche Humor, die Originalität der Persönlichkeit immerhin noch erkenntlich. Wenn auch Ausdrücke wie „Trésor de la couche" für „Bettschatz" hingenommen werden müssen, so ließ sich viel Besseres eben nicht erreichen. Leider für den französischen Bearbeiter ist er bei der Aufgabe des Übersetzens nicht geblieben. Ein bedingungsloser Bewunderer von Christiane Vulpius, schreibt er S. 192 über Frau von Steine „Bald nach seiner Ankunft in Weimar erweckt: Goethe die Liebe einer sehr hochgestellten Dame, Frau von Stein, die fünf (!) Jahre älter als er, Witwe (!!!), Mutter von sieben Kindern und von krankhafter (!) Veranlagung war. Anfangs übte sie den glücklichsten Einfluß auf Goethe aus, ermutigte ihn zur Arbeit, erweckte den Dichter. Er verewigte sie in der ‚Iphigenie', im ‚Tasso'." Wenn die Dinge so einfach verlaufen wären und Herr von Stein nicht bis 1793 gelebt hätte, so würde Goethes größter Roman sich anders abgespielt haben. Sollte Herr Bastier einmal zu erfahren wünschen, wie es wirklich gewesen ist, so empfehlen wir ihm Goethes Briefe an Frau von Stein.

βλ. **Madame de Staël et Napoléon.** Par Paul Gautier. Paris, Plon-Nourrit. 1903.

Gegenstand dieser Studie ist der lange moralische Kampf, den Frau von Staël gegen Napoleon geführt und in welchem sie endlich den Sieg davongetragen hat. Es verringert ihr Verdienst nur wenig, daß ihre Beweggründe, anfangs besonders, etwas gemischter Natur waren und die weibliche Eitelkeit, das Selbstgefühl der Schriftstellerin und politischen Frau dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten. Im Lauf der Jahre, unter dem Druck einer ungerechten Verfolgung, in der Verbannung, klärten sich die Ziele der Frau; sie wurde der Anwalt der Freiheit gegen den Despotismus, und die persönlichen Motive traten in den Hintergrund. Zu seiner Studie über die Beziehungen von Frau von Staël zu Napoleon durfte Herr Paul Gautier die Archive des Herzogs von Broglie und die Akten des auswärtigen Amtes in Paris benutzen. In-

folgedessen ist es ihm gelungen, mit aller Ausführlichkeit zu erzählen, was Lady Blennerhassett in ihrem dreibändigen Werk über „Frau von Staël, ihre Freunde, ihren Einfluß in Politik und Literatur" (Berlin, Gebr. Paetel) und nach den ihr zugänglichen Quellen nur kürzer berichten konnte. Aus einigen Kapiteln der deutschen Biographie ist der Stoff zu einem Bande von 400 Seiten erweitert worden. Lady Blennerhassett kann sich damit trösten, daß trotz der Fülle des angeführten Details ihre Darstellung in keinem wesentlichen Punkte eine Änderung erfahren hat. Herr Paul Gautier hat in der Vorrede anerkannt, was er dem deutschen Werke verdankt, das er „die erschöpfendste Quelle der Information über Frau von Staël" nennt und häufig zitiert. Es dürfte bei dieser Gelegenheit der Wunsch ausgesprochen werden, daß eine zweite Ausgabe Lady Blennerhassett in den Stand setzen möge, die seitdem neu erschienenen Dokumente zur Biographie von Neckers Tochter in einem Buche zu berücksichtigen, dessen bleibender Wert auch in Frankreich anerkannt ist.

βλ. **Das moderne Italien.** Von Pietro Orsi. Übersetzt von F. Götz. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Mit der vom Übersetzer selbst betonten Einschränkung, daß der historische Forscher zur unverkürzten italienischen Ausgabe wird greifen müssen, ist es ein Verdienst, dieses Buch deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Rücksichten auf den Umfang des Bandes sind es gewesen, die dazu veranlaßten, das geistige Bild des heutigen Italien in der deutschen Form zu beschränken. Aber Orsi selbst gibt nur eine sehr gedrängte Darstellung der hundert Jahre italienischer Geschichte; so verweist er, um das eine Beispiel anzuführen, eine wichtige Episode einfach in die Note: „Die geringe Sympathie, welche die damaligen italienischen Regierenden für Volksbewegungen hatten, und der Mangel jeglichen Wagemutes in ihnen verhinderten auch, daß der Plan (vom General Türr in Übereinstimmung mit Kossuth vorgeschlagen), in Ungarn den Aufstand hervorzurufen und so Österreich im Rücken zu belästigen, zur Ausführung kam." Die paar Worte kennzeichnen den Standpunkt des Verfassers. Für ihn ist Mazzini nicht „die personifizierte Sünde", der Anwalt des politischen Mordes, sondern der Mann des inbrünstigen Glaubens, des unbefleckten Lebens, der die Vaterlandsliebe zur Religion erhob. Die ethische Wertung der Dinge findet nur Anwendung, wo Orsi von den Gegnern der italienischen Einheitsbewegung spricht. Der Krieg von 1859 ist ohne Berücksichtigung der strategischen Lage geschildert, deren S. 234 nur in kurzen Worten gedacht ist, die die wahre Sachlage nicht enthüllen, wie denn überhaupt den Problemen, welche die italienische Geschichte der letzten fünfzig Jahre bietet, nicht Rechnung getragen ist. Orsi begnügt sich, eine klare, gefällige, von Stolz und patriotischer Freude am Gelingen des Einheitswerkes getragene Darstellung zu geben. Er findet es nicht bedenklich, daß König Viktor Emanuel 1864, hinter dem Rücken „seines ängstlichen Ministers Minghetti", mit dem Feind seiner Dynastie konspirierte, und setzt Italiens größten Revolutionär Italiens erstem König gleich im Lob der Vaterlandsliebe, die zwischen den Mitteln zur Erreichung des Zweckes nicht mehr unterscheidet. Wenn der Leser das Buch mit Nutzen lesen will, wird er die moralische Lücke auszufüllen haben und die Schätzung der Menschen, unabhängig von Orsi, selbst hinzufügen.

γ. **Die preußische Publizistik im Jahre 1859 unter dem Einfluß des italienischen Krieges.** Von Theodor Scheffer. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Diese Schrift erklärt ausdrücklich, daß sie ein Beitrag zur Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland sein soll, daß sie aber nicht alle Broschüren, die 1859 erschienen, hat verwerten können; daß sie ferner von allen Aufsätzen, die in Zeitungen und Zeitschriften gedruckt sind, absieht; daß sie also bloß einen Ausschnitt aus dem großen Stoff geben kann und will. Gleichwohl ist ihr Ergebnis merkwürdig genug. Nur drei Publizisten haben damals das Wahre getroffen, V. v. Luck, Lassalle und Rößler; alle anderen haben sich in einer Weise vernehmen lassen, daß sie von dem Gang der Ereignisse Lügen gestraft und, wie Scheffer sich drastisch ausdrückt, „gründlich blamiert" worden sind. Die zünftigen Historiker Friedrich von Raumer und Löbell sind einig darin, daß das Verlangen nach einem einheitlichen Italien „ein unbestimmtes Lichtgebilde ohne Anknüpfung an die Realität" sei und „die Italiener bis zu den Römern hinauf niemals einig waren". Die praktischen Politiker Herzog Ernst und Dr. Fischel sprechen im gleichen Tone von dem „Hirngespinst der italienischen Einheit", von dem „Wahn, den die Geschichte der Jahrhunderte widerlege". Dagegen erklärt Luck, daß ein geeintes Italien die wirkliche Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands herbeiführen wird, weil dabei die scheinbare Unabhängigkeit der deutschen Staaten vernichtet werden wird und alle Deutschen unter ein Haupt und eine Verfassung kommen werden: Österreich darf ruhig ausscheiden, da die verbleibenden 35 Millionen Deutschen stark genug sind, sich Achtung zu erzwingen. Und Lassalle und Rößler sagen: „Wenn Napoleon die europäische Karte im Süden nach dem Prinzip der Nationalitäten revidiert, gut, so tun wir dasselbe im Norden und nehmen Schleswig-Holstein!" Rößler blickt dabei hinaus auf die Zeit, wo Preußen dann im stande sein wird, die deutsche Flotte zu gründen, die den deutschen Handel beschützen soll. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie unsicher und verworren das Urteil jener Tage war, wie der Gedanke, die deutsche Einheit sei eine notwendige Folge der italienischen, kaum auf der Bildfläche erscheint. Um so höher muß unsere Achtung vor den Wenigen sein, die das empfanden, und vor dem Einen, der dieses traumerische Geschlecht zur Nation hämmerte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Benedikt. — Die Advokatur unserer Zeit. Von Edmund Benedikt. Zweite, unveränderte Auflage. Wien, Manz. 1903.

Benkendorf. — Die Hexe. Ein episches Gedicht. Von J. Benkendorf. Sereth, Menschel & Co. 1903.

Böhme. — Ist der Glaube an die Gottheit Christi grundlegend für das Christentum? Ein freies Bekenntnis im Glaubenskampf der Gegenwart. Von Ernst Böhme. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Coellen. — Modernes Drama und Weltanschauung. Von Ludwig Coellen. Düsseldorf, Schaubsche Buchhandlung, Otto Pflaum. 1903.

Crépon des Varennes. — Nomination et institution, canonique des évêques. Élection, pragmatiques-sanctions concordats. Par T. Crépon des Varennes. Paris, Ch. Douniol. 1903.

Delitzsch. — Im Lande des einstigen Paradieses. Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit 46 Abbildungen und 7 Karten und Plänen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1903.

Delbo. — Irminfried. Ein Drama in fünf Aufzügen. Von Bruno Delbo. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Fäh. — Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäh. Zweite Auflage. Reich illustriert. Bis zur neunten Lieferung. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1903.

Fernandes. — Die große Krippe. Komödie in fünf Akten. Von Georg Fernandes. Münster, Karl Haushalter, Kommissionsverlag. 1903.

Frey. — Spruchdichtungen aus dem Nachlasse von Justus Frey. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Gerhardi. — Das Wesen des Genies. Von Karl August Gerhardi. Jauer, Oskar Hellmann. O. J.

Goltz. — Moltke. Von F. Freiherrn von der Goltz. Mit zehn Kartenskizzen. Berlin, Georg Bondi. 1903.

Delle Grazie. — Zu spät. Vier Einakter. Von M. E. delle Grazie. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Griebens Reiseführer. — Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktischer Wegweiser. Siebenundvierzigste, neubearbeitete Auflage. Mit 6 Karten, 16 Grundrissen von Museen und zahlreichen Illustrationen. Albert Goldschmidt. 1903.

Griebens Reiseführer. — Die Schweiz. Praktisches Handbuch für Reisende. Einundzwanzigste Auflage, bearbeitet von Th. Stromer. Mit 12 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Grotenfels. — Die Wertschätzung in der Geschichte. Eine kritische Untersuchung von Arvid Grotenfels. Leipzig, Veit & Co. 1903.

Guy-Valvor. — Les Prairies d'Argent et le bosquet de la Rime. Avec préface, postface, notes et appendices variés par Guy-Valvor. Paris, chez l'auteur, 15 Rue Gazan. S. a.

Haeckel. — Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie. Von Ernst Haeckel. Volksausgabe. Mit einem Nachworte: Das Glaubensbetenntnis der reinen Vernunft. Bonn, Emil Strauß. 1903.

Hartwich. — Richard Wagner und das Christentum. Von Otto Hartwich. Leipzig, Georg Wigand. 1903.

Herder-Keller. — Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Lebensbild von Johann Gottfried Herder. Nebst einem Vorwort herausgegeben von Ludwig Keller. Berlin, Weidmann. 1903.

Hillern. — Ein Sklave der Freiheit. Roman in sechs Büchern. Von Wilhelmine von Hillern. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Jaffé. — Gedanken und Gleichnisse. Von A. Jaffé. Berlin, Max Schildberger. 1903.

Jähns-Koetschau. — Geschichtliche Aufsätze von Max Jähns. Ausgewählt und herausgegeben sowie mit einer biographischen Einleitung versehen von Karl Koetschau, nebst einem Anhang: „Max Jähns als militärischer Schriftsteller" von Alfred Meyer. Mit einem Bildnis in Kupferlichtdruck. Berlin, Gebr. Paetel. 1903.

Investigations of the Departement of psychology and education of the University of Colorado. — Editor: Arthur Allin. Vol. I, Nr. 3. Contents: Certain aspects of educational progress. Published by the university of Colorado. 1903.

Katalog der Freiherrlich von Lipperheideschen Kostümbibliothek. Mit Abbildungen. — Zweiter Band. Bis zur zwanzigsten Lieferung. Berlin, Franz Lipperheide. 1903.

Kirschstein. — Lene. Liebeskomödie in vier Akten. Von Max Kirschstein. Berlin, Stuhrsche Buchhandlung. 1903.

Klein-Hattingen. — Bismarck und seine Welt. Grundlegung einer psychologischen Biographie. Von Oskar Klein-Hattingen. Zweiter Band, erster Teil: Von 1871 bis 1888. Berlin, Ferd. Dümmler. 1903.

Knaake. — Das Breve Papst Clemens XIV. betreffend die Aufhebung des Jesuitenordens. Nach dem lateinischen Urdruck und in deutscher Übersetzung. Mit Einleitung. Von J. K. F. Knaake. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Kraft. — Das System der technischen Arbeit. Von Max Kraft. In vier Abteilungen. Leipzig, Arthur Felix. 1902.

Landmann. — Napoleon I. Von Karl Ritter von Landmann. Mit 119 Abbildungen. München, Kirchheim. 1903.

Leo. — Hat das Menschenleben einen Zweck? Naturwissenschaftliche Betrachtung. Von N. Leo. Berlin, W. und S. Loewenthal. O. J.

Literarisches Jahrbuch. — Verbunden mit einem Schriftsteller-Lexikon. Unter Mitarbeit von Carl Busse, Paul Ehlers, Rudolf Friedemann, H. Handke und H. Milke herausgegeben von Peter Thiel. Erster Jahrgang 1902. Köln a. Rh., v. Hoursch und Bechstedt. 1903.

Meyers Reisebücher. — Norwegen, Schweden und Dänemark. Von Yngvar Nielsen. Achte Auflage. Mit 24 Karten und 14 Plänen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1903.

Meyers großes Konversations-Lexikon. — Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Dritter Band. Bismarck-Archipel bis Chemnitz. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1903.

Münch. — Relative Absoluta? (Persönlichkeit Gottes? Individuelle Unsterblichkeit?) Eine Auseinandersetzung Sören Kierkegaards mit dem Geiste der Gegenwart. Von Ph. Münch. Zweite Auflage. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Rosen. — Die Natur in der Kunst. Studien eines Naturforschers zur Geschichte der Malerei. Von Felix Rosen. Mit 120 Abbildungen nach Zeichnungen von Erwin Süs und Photographien des Verfassers. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Salzer. — Illustrierte Geschichte der deutschen Litteratur. Von Anselm Salzer. Zweite Lieferung. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Schmidt. — Die Kurfürstin Sophie von Hannover. Von Hermann Schmidt. Mit einem Anhang: Die bildende Kunst in Hannover zur Zeit der Kurfürstin Sophie. Von A. Haupt. Mit einem Porträt der Kurfürstin Sophie nach dem Original von Engelhard. Hannover, M. u. H. Schaper. 1903.

Schoenichen. — Der Scheintod als Schutzmittel des Lebens. Von Walther Schoenichen. Mit acht Abbildungen. Odenkirchen, W. Breitenbach. 1903.

Schrepfer. — Pfalzbayerns Politik im Revolutionszeitalter von 1789—1793. Auf Grund archivalischen Materials von Rudolf Schrepfer. München, J. F. Lehmann. 1903.

Sepet. — Six mois d'histoire révolutionaire. (Juillet 1790—Janvier 1791.) La question politique et la question religieuse. Par Marius Sepet. Paris, Charles Douniol. 1903.

Sudre. — Petit manuel de prononciation française à l'usage des Étrangers. Par Leopold Sudre. Premier fascicule: Voyelles françaises. Paris, H. Didier. 1903.

Talbot. — Mémoires d'un idéaliste. Par Romain Talbot. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1902.

Wagemann. — Die eiserne Maske oder Nach zwei Jahrhunderten. Von Anna Wagemann. Wittenberg, R. Herrosé. 1903.

Weidling. — Drei deutsche Psyche-Dichtungen. Von Friedrich Weidling. Jauer, Oskar Hellmann. O. J.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Das grüne Band.

Roman

von

Georg Hirschfeld.

(Schluß.)

XII. Frühlingstod.

Spätherbst und Winter kamen über die Lande und sahen wie herztote Greise dem Ringen einer jungen Seele zu. Ins eisige Land der Einsamkeit hatte sich Fanny selbst verbannt, denn niemand sollte ihre Klage hören, niemand sie trösten dürfen, da niemand fühlen konnte, wie trostlos ihr Schicksal war. Sie hatte die Pension Basse verlassen, da sie sich von den bangen, ernsten Blicken der Pensionsmutter wie von einem strafenden Richter beobachtet fühlte, sie versteckte sich vor ihren Freunden und schlich wie eine dunkle Nonne in der lichten, lärmerfüllten Welt umher. Dabei fühlte sie im Wandern, daß die kalte Knochenhand eines großen, unsichtbaren Freundes sie führte, den sie nie hatte leiden mögen und jetzt so tief vertrauend lieb gewann. Doch wandte sie noch standhaft und mit zögerndem Schritte den bangen Blick von seinen hohlen Rätselaugen ab und sah voll Sehnsucht doch noch in die unbekümmerte Welt zurück. Es war noch eine andere Stimme als die ihres jungen Herzens, welche sie leise, kaum vernehmlich ins Dasein rief, denn unter dem Herzen tönte es süß und warnend: „Du darfst nicht, Mutter. Du darfst nicht."

Doch wofür gebären? — Für alles das, was in kurzer Spanne Zeit wie das Wasser ihr zur Seite, an der Oberfläche leuchtend, in der Tiefe finster vorbeifloß? Was war denn das Leben von Anbeginn, da Menschen auf Erden hausten, daß immer wieder der Einzelne nach „Glück" rief? Was verlangte sie denn vom Leben für ihr Kind, da sie selber wußte, was es ihr gegeben hatte? Ein Schaukelspiel aus Höhen in Tiefen, aus Tag in Nacht, aus Aufgang in Untergang. Wofür gebären, da das Ziel zuletzt nicht oben, sondern unten in der Tiefe liegen mußte?

Dennoch — die schuldlose Seele, die nach Licht verlangte, an ihren Untergang ketten — ging das? Durfte sie das? Noch hing ja über ihr das

Gesetz der Lebendigen, das Gesetz der mütterlichen Pflicht. Sie durfte jetzt nicht zur Verbrecherin werden, und der fremde Mensch in Zürich frei ausgehen. Er war ihr plötzlich fremd geworden. Da er nicht war, was sie in ihm gesehen, wurde er ihr gleichgültig, wie ein Stein auf der Straße. Und das Kind, das er ihr gegeben, es konnte ja nicht sein Kind werden. Es mußte so werden, wie ihre reinen Gedanken damals, als sie sich dem Vater hingegeben hatte. Es mußte verwirklichen, was sie erstrebt hatte, ihr Recht geben vor sich selber und vor der ganzen Welt. Sie wollte überall sich offen zu ihm bekennen, sich ganz allein mit ihm durchs Leben schlagen, ohne jede Unterstützung, zu der ein staatliches Gesetz den ehrvergessenen Vater zwang. So fühlte sie sich wieder schuldlos, rein und sicher. Aus fernen Freiheitslanden grüßte sie ihr nie erloschener Stern. Sie wollte sich des Jugendbundes, dem sie angehörte, würdig zeigen, eine Schwester vom „grünen Bande" bleiben, auch jetzt noch, und echter als jemals, erprobt in Lust und Leid.

Sie wohnte jetzt in einem kleinen, häßlichen Stübchen im Norden der Stadt und ging, solange sie noch konnte, ihrem Beruf nach. Doch immer schwerer wurde ihr die Arbeit, immer vernichtender die Angst, von ihren Schülerinnen oder deren Müttern entlarvt zu werden. Eines Tages traute sie sich nicht mehr, in eine fremde Wohnung hinaufzugehen, sagte überall ab und fingierte eine plötzlich notwendige Reise, denn sie fürchtete im Fall einer Krankmeldung die Besuche ihrer Schülerinnen, welche ihr alle herzlich ergeben waren.

Im Krankenhause gebar sie dann nach einigen Wochen das Kind. Es ähnelte freilich nicht dem Heiland ihrer Träume, aber sie liebte es doch unaussprechlich. Ein winziges Mägdlein war es mit weißem Gesichtchen und großen, angstvollen Augen. Es lag in einem kleinen Korbwagen neben dem Bette der Wöchnerin, die keine Bewegung und kein wimmerndes Tönchen ihres atmenden Wunders außer acht ließ. Langsam genas dann Fanny. Als sie eines Morgens endlich soweit war, daß sie am Arm der Wärterin mit unsicheren Schritten ein wenig umhergehen konnte, trat plötzlich ein Besuch ins Zimmer, dem sich die junge Mutter sofort mit stockendem Herzen zuwandte. Hertha Lisko war hereingekommen. Sie eilte auf Fanny zu und küßte sie. Es war ein scheuer, in der Berührung welkender Kuß, und doch sah sie so schön und blühend aus, wie nie, in ihrem Federhut und dem duftenden Seidenkleide.

„Arme Fanny," flüsterte Hertha und weinte.

„Nicht doch, Hertha — ich danke dir — du hast soviel für mich gegeben —"

„Ich bitte dich, treibe mich nicht mit deinem Dank aus dem Hause! Nun habe ich dich doch wenigstens gesehen! Fanny! Und ich sehe auch, daß du Mut hast! Gott sei Dank! Du hast Mut, Fanny!"

„Ja, den habe ich," sagte die junge Mutter.

„Und das hier ist dein Kind? . . ."

Mit diesen Worten wandte sich Hertha langsam zu dem winzigen Wesen, das schlummernd in seinem Wägelchen lag. Sie wollte es Fanny zu Liebe gern bewundern, doch erstarben ihr die Worte auf den Lippen, sie fühlte ein

übermächtiges Grauen, das Schicksal ihrer Freundin in dem rechtlosen, armseligen Kinde. Da sank der Jugendfreundschaft Schönheit und des Strebens Blütenschimmer für Hertha Lisko in den Staub — sie floh und wußte nicht, ob vor der Freundin oder vor sich selber. Fanny aber starrte ihr nach, mit staunenden, weit geöffneten Augen, und hörte gar nicht, daß die Wärterin, die sich eben gebückt hatte, ihr einen leichten Gegenstand mit den Worten reichte: „Fräulein — die Dame hat ihren Schleier fallen lassen."

Das trostlose Wiedersehen mit Hertha hatte den ersten Schimmer von Lebenshoffnung, welchen Fanny in ihrem Mutterglücke gefunden, plötzlich ausgelöscht. Als sie allein war, erschien ihr alles wieder grau und ungewiß, ihr hohes Ziel ein Raub alltäglicher Gemeinheit, die ganze Welt nur eine ungeheure, tückische Feindin, die im Dunkeln lauerte, um sie, wenn sie ans Licht hinaustrat, zu steinigen und zu verderben. Wohin denn sollte sie sich wenden? Wo konnte für sie noch eine Heimat sein? Für sie, die sich weggeworfen hatte an ein Nichts, an einen Popanz der Natur, mit ihrem Besten, ihrer Kunst und ihrer Liebe? Ja büßen sollte sie, schrecklich büßen ihr Vergehen, das vor einem weisen Richter doch nur als ein Irrtum gelten konnte. Aber wo sollte sie ihn suchen, diesen Richter, da sie ihn aus ihrem eigenen Herzen längst verloren hatte?

Ein trüber Abend dunkelte herein, und ihre Seele zuckte in den harten Fäusten der Verzweiflung. Sie blickte auf ihr Kind, das schlief und schlief, als wüßte es schon, wo Ruhe war in diesem Dasein. Aufschluchzend barg Fanny ihr müdes Köpfchen in den fiebernden Händen. Da trat ein zweiter Besuch an diesem Tage leise in das dunkle Zimmer. Hanna Rossitz, die Getreue, war es — auch sie hatte Fannys Aufenthalt endlich erkundet, und mit der wunderbaren Hilfsbereitschaft, welche Enterbte für verzweifelnde Schönheit haben, nahte sie sich und spendete Trost mit starken Worten, hinter denen das Leben leuchtete und rief.

„Sie müssen Mut haben, liebe Fanny. Wenn ich Ihnen das sage, so ist das nicht die banale Aufmunterung eines Invaliden an den Soldaten, der im Kugelregen steht — es ist die rein menschliche Erfahrung, daß hinter den Sturmwolken, die ihn verdunkeln, der Stern unseres Lebens doch immer bestehen bleibt. Was Sie erlebt haben, so schwer es auch ist, das mußten Sie wohl erleben. Uns Frauen muß die Illusionskraft immer wieder unterbunden werden, der Treue gegen uns selbst zuliebe. Jetzt aber vergessen Sie, was Sie gequält hat, prüfen Sie Ihre Flügel und fliegen Sie einfach wo anders hin! Denken Sie doch, jetzt wird es ja wieder Frühling! Da soll eine Künstlerseele, wie Sie, verzweifeln?"

„Wohin denn aber? Wohin!" Mit diesem bangen Ausruf hatte Fanny Hannas Hand ergriffen und sah voll Sehnsucht in das liebe, zerstörte Antlitz.

„Das will ich Ihnen jetzt sagen. Ich habe einen feinen Plan für Sie ausgeheckt. Lassen Sie Ihre Kunst jetzt liegen bis auf bessere Zeiten, und denken Sie an das Leben, Fanny. Ich möchte Sie nach Dresden schicken, zu meiner Freundin Gisela Fürbringer. Die ist leider krank und immer auf sich selber

angewiesen. Sie müßte eine wirklich feinsinnige Gesellschafterin haben, die auch ihre große Sehnsucht nach Musik befriedigen kann. Glauben Sie mir, Fanny, Sie werden von dieser Frau nur Gutes erfahren. Sie denkt sehr groß und ist von einer tiefen Menschlichkeit erfüllt — ihr können Sie sich anvertrauen, und auch für Ihr Kind wird dort gesorgt werden. Sind Sie einverstanden, Fanny?"

„Einverstanden? . . . Hanna! Ich kann es ja noch nicht glauben!"

Sie küßte ihre Retterin auf beide Wangen; Licht und Hoffnung kehrten in ihr verstörtes Gemüt zurück, und rasch gekräftigt entschloß sie sich nach wenigen Tagen schon zur Abreise. — In zartfarbiger Frühlingsschönheit, die allenthalben erwacht war, lächelte ihr bald das alte, wundersame Stadtbild an der Elbe mit seinen patinierten Türmen und frohbelebten Brücken entgegen. Frau Fürbringer wohnte in Blasewitz. Fanny fuhr sofort mit Amadea zu ihr hinaus. Es war schon Abend geworden, ein kühler Regen fiel nieder, und das Herz pochte ihr in Bangnis, als der langsame Wagen endlich vor einem dunklen und altertümlichen Hause hielt. Welche Stille, welche vorsorgliche Flucht vor dem Leben — aber das war wohl der Friede dieser Welt. Ein weißgekleidetes Dienstmädchen kam mit einem Licht durch den Vorgarten und ließ, ohne jegliches Zeichen der Verwunderung, die junge Mutter mit ihrer Bürde in das Haus treten. Dort, in der Vorhalle, brannten einige Glühlampen in dunkelgrünen Gläsern, ein dicker Teppich machte die Tritte lautlos, und eine wohltuende, von leisem Heliotropduft durchzogene Wärme nahm Fanny in sich auf. Durch die hohe Eichentüre aber, welche in die Wohngemächer führte, trat eine Dame von etwa vierzig Jahren, das edle Antlitz, dessen Leidensblässe in der Beleuchtung der Vorhalle grünlich war, mit den dunklen, im Innersten lächelnden Augen von einem dichten, schwarz und grau gemischten Scheitel umrahmt. Die zarte Gestalt, die einer Nachtgöttin gleichend mit einem schwarzseidenen, von feinen Silbersternchen übersäten Gewande bekleidet war, hatte in ihrer gebrechlichen Würde etwas Weltentrücktes für Fanny, so daß sie scheu vor ihr zurückwich und unwillkürlich wie ein Kind den Zeigefinger an den Mund legte. Doch öffnete sich ihr Herz sofort und schlug in staunender Wonne, als sie den Druck einer weichen, friedlichen Hand fühlte und Gisela Fürbringers sanft verklingende Stimme hörte.

„Da sind Sie ja. Grüß Sie Gott, liebes Fräulein. Und das ist Amadea? Sie schläft. Sie weiß gar nicht, wo die bösen Leute sie hingetragen haben. Kommen Sie, Fräulein, wir sorgen zunächst für das Kind."

Sie stieg mit Fanny und Amadea in einen Fahrstuhl, der sie in die zweite Etage hinaufführte, und geleitete ihre Gäste in ein großes, geheiztes Zimmer, wo weiß gedeckt und blendend sauber ein Bett und ein Bettchen standen. Fanny fühlte sich wie in ein Paradies versetzt — ihr Dank blieb stumm, sie brachte mit friedlicher Seele, als ob sie das Ziel ihrer Lebenswanderung nun erreicht hätte, Amadea zur Ruhe und ging dann wieder zu Frau Fürbringer hinunter, die sie im Speisezimmer an einer wohlversehenen Tafel erwartete. Nach dem Essen sagte die gütige Frau, indem sie über den Tisch hin Fannys Hand ergriff:

„Ich würde ja gern auch das Kind im Hause behalten. Und die Rücksicht auf die Welt oder auf meine Dienerschaft würde mich nicht davon abbringen, so zu handeln. Aber Sie werden mir zugeben, es wäre Sünde, das Kind, das so herunter ist, jetzt nicht in ärztliche Pflege zu geben. Und die findet es nirgends besser, als im Sanatorium meines Freundes Kron. Dort können Sie es täglich besuchen, zweimal täglich, wenn Sie wollen. Das Sanatorium ist in Loschwitz drüben."

„Aber liebe, gnädige Frau — wie würde ich es auch wagen, Ihnen Kindergeschrei zuzumuten? Ich will doch nur für all Ihre große Güte ein bißchen dazu beitragen, daß es Ihnen jetzt besser geht."

„Das wollen Sie? Ich danke Ihnen . . . Kommen Sie, wir setzen uns dort vor den Kamin. Dort ist es gut — die alte Märchenstimmung. Da erzählen Sie mir von Ihrem und ich Ihnen von meinem Leben, ja?"

Nun gab ihr Fanny schon ohne jede Scheu den Arm und führte sie hin, wo das Kienholz in heiteren Flammen prasselte und duftige Wärme herrschte. Sie setzten sich in große Ledersessel einander gegenüber und näherten die Füße behutsam dem Flackerfeuer. Dann sagte Frau Fürbringer, das Haupt in die Hand gestützt, so daß die weißen Finger im Graudunkel der Haare leuchteten:

„Als ich noch mit meinem Mann zusammen war, da habe ich in der halben Welt Genesung gesucht. In Arco, in Nervi, in Ägypten, auf Madeira. Dann, als alles nicht helfen wollte, da bin ich hübsch zu Hause geblieben. Hier in Dresden geht es mir nicht besser und nicht schlechter."

„Wie lange ist Ihr Herr Gemahl jetzt tot?"

„Er lebt, liebes Fräulein. Für mich ist er tot — für andere lebt er. Wir sind geschieden. Wußten Sie das nicht?"

Fanny schüttelte in Verwirrung leise den Kopf.

„Sie hielten mich für eine Witwe? Dann wäre mir wohler. Keine Erinnerungen haben, ist das beste Glück. Aber ich bin doch mit mir zufrieden, daß ich damals, vor drei Jahren, überwunden habe. Ich wollte ihn nicht noch schuldiger werden lassen, als er schon war, denn das Schicksal ist immer schuldig und wird von keinem Richter verurteilt. Wir gingen auseinander. Er hat eine Schauspielerin in Berlin geheiratet."

Fanny rückte ihren Sessel näher an Frau Fürbringer heran und fragte mit ihrem kindlichen Ausdruck, die Hände im Schoße faltend: „Aber Sie haben doch eine Tochter, gnädige Frau?"

Auf diese Frage kam als Antwort ein solches Leuchten, eine so schöne und in allen Nerven zitternde Belebung auf das Antlitz der einsamen Frau, daß Fanny erkannte, welche Tiefe sie jetzt geöffnet hatte. Dann flüsterte Frau Fürbringer mit halb geschlossenen Augen: „Ja, liebe Fanny. Eine Tochter habe ich. Das ist sie hier . . . Das soll sie sein. Ich habe sie jetzt zwei Jahre nicht gesehen."

Fanny hielt die in einem silbernen Rahmen gefaßte Photographie in Händen und sagte dann aus tiefster Überzeugung, als ob sie nur ein großes Kunstwerk betrachtete:

„Das ist ja wunderbar . . ."

„Nicht wahr?"

„Das sind ja Sie, gnädige Frau, wenn ich Sie mir in Ihrer ersten Jugend denke."

„O nein! Ich bitte Sie! Das dürfen Sie nicht sagen! Margot ist anders! Sie muß auch anders sein! Ich hatte als junges Mädchen den blassen und welkenden Duft der Gardenie — so sagte mir einmal ein Maler — Margot aber ist Rose, halb geöffnete Knospe, ganz Verlangen und ganz Reinheit — o, die schönste Zeit."

Sie nahm das Bild aus Fannys Händen, und während sie es ansah, schien ihre sehnsüchtige Liebe es lebendig machen zu wollen — Fanny aber schien sie zu vergessen, und ganz wie in den Tagen der Einsamkeit spann sie den goldenen Faden ihrer Träume bis in die ferne Stadt, wo ihr Kind war.

„Warum," fragte Fanny stockend, „warum ist Ihre Tochter nicht bei Ihnen, gnädige Frau? Darf ich es wissen? Es wäre doch so schön . . ."

Da griff Frau Fürbringer sofort wieder nach ihrer Hand und war ihr nahe, wie zuvor. „Es wäre schön," sagte sie, ihre Augen mit einem Spitzentuche trocknend. „Es wäre schön, aber es wäre nicht gut und nicht ehrenhaft — der alte Konflikt in unserm Leben. Habe ich auf meinem Trümmerfeld das Recht, eine Rose einzupflanzen? Soll ich ihr zartes Herz mit meinem Untergang erschüttern, wo es jetzt erstarken muß am Aufgang aller Dinge? Nein, Fräulein Fanny. Ich bin Margots Mutter, nicht ihr Tyrann. Eine Mutter muß ihr Schicksal allein vollenden. Nie darf ich meines mit ihrem vermischen. Sie wissen, was jeder Frau das Leben antut."

„Wohl ihr, daß Sie so für sie sorgen . . . Ist Fräulein Margot noch in Lausanne?"

„Sie ist seit drei Jahren in derselben Pension, bei einer ausgezeichneten Dame. Im vorigen Winter ist sie Achtzehn geworden. Sie bittet mich nun jeden Monat, daß ich sie nach Dresden zurückrufen möchte, aber ich lasse sie aus einem ganz bestimmten Grunde in Lausanne. Ich denke mir, sie ist jetzt in dem Alter, wo eine Entscheidung in ihr Leben kommen kann — das soll nun draußen in der Schweiz, in ihrem neuen Wirkungskreise, geschehen, nicht hier, in der sächsischen Krankenatmosphäre. Ich glaube, in der Beziehung kann man dem Schicksal eine Direktive geben — glauben Sie nicht auch, Fräulein Fanny?"

„Vielleicht . . . Man weiß zu wenig davon. Bestimmung oder Zufall — nie wird es eine Wissenschaft geben, wie zwei Menschen sich im Leben begegnen können. Ich glaube, das Ganze ist doch nur eine mechanische Welt, gnädige Frau."

„Aber die Menschen?"

„Die haben wohl das Göttliche in sich — aber jeder nur für sich allein. Es kommt auf die Kraft an."

„Ja, ja, die Kraft . . ."

Das Feuer im Kamin erlosch. Nun glühten die Scheite nur und knisterten leise.

„Darf ich spielen?" fragte Fanny in plötzlicher Sehnsucht und blickte nach dem schönen Bechsteinflügel.

„Gewiß."

„Oder ist es schon zu spät?"

„In meinem Hause gibt es keine Polizeistunde. Zu etwas Gutem ist es nie zu spät. Ich bitte Sie — spielen Sie, Fanny. Ich bleibe hier ruhig sitzen — ich höre hier am liebsten Musik."

„Was soll ich spielen? Beethoven?"

„Nein, Chopin. Heute nur Chopin. Morgen vielleicht den Höchsten — wenn es wieder Tag ist."

Fanny saß am Flügel und brauchte keine Überlegung, was sie spielen sollte — die G-dur-Noctürne, opus 37, glitt ihr wie von selber aus den Händen. Ihr künstlerischer Geist aber hielt die Macht ihres Gemütes fest, so daß das leise Wandeln über die duftende Mondscheinwiese und das plötzliche Stocken aus schmerzlichem Traum in wundersame Erinnerung, die ein geliebtes Bild mit schimmernden Zügen an den Himmel malte, daß das alles zum Ausdruck kam. Frau Fürbringer hörte Fannys Spiel wie eine Offenbarung. Nun war sie einmal glücklich nach langer Zeit, und herzlich dankte sie Hanna Rossitz die Zuführung dieser Hausgenossin. Als die Noctürne verklungen war, spielte Fanny das Stück von Chopin, das sie am tiefsten liebte, und in welchem sie stets die Berechtigung, die Höhe und die Hoffnung ihres Daseins fand — es war die Barcarolle. In alter Leidenschaft, im wehen Jubel nie versiegender Jugend erklang sie wieder, und als sie vorüber war, sprang Fanny auf und rief, zu Frau Fürbringer eilend, zum erstenmal in freier Entfaltung ihres inbrünstigen Wesens: „Niemals, niemals werde ich im Konzertsaal spielen können! Nie kann ich mich zur Schau stellen und verkaufen, was ich von Gott habe! Bin ich deshalb eine Dilettantin? Sagen Sie mir, Frau Fürbringer — kann ich denn wirklich nichts?"

„Sie können Ihr Kind zu einem edlen Menschen erziehen, und mir können Sie etwas Lebensfreude geben. Das kann kein ‚Dilettant', liebe Fanny."

Nun kamen für Fanny glückliche Tage. Seit ihrer Kindheit hatte sie nicht soviel Hoffnung und Liebe zum Leben empfunden. Wohl nagte der Zustand ihres Kindes als dunkle Sorge an ihrem Herzen, denn Geheimrat Kron gab durch seine Anordnungen zu erkennen, daß die Gesundheit des kleinen Wesens nicht widerstandsfähig war. Doch wurde Fannys Verhältnis zu ihrer edlen Dame mit jedem Tage tiefer und inniger. So rein und unverdächtigt, von einer Heiligen gleichsam mit der Krone gekrönt, die sie ersehnt hatte — nirgends auf der ganzen Welt, wenn selbst der Ruhm mit seinen goldenen Flügeln zu ihr herabgerauscht wäre, hätte sie dieses Glück finden können.

Das Elbtal draußen und die Gärten der Stadt erhielten allmählich immer reichlicher das grüne Lichtgewand des Frühlings. Doch eine Neigung zur bedrückenden Schweigsamkeit, zur leisen, bangenden Unruhe war Fanny gerade in diesen schönen Tagen an Frau Fürbringer aufgefallen. Und eines Tages, als sie wieder neben ihr durch die leuchtende Landschaft fuhr und mit verstohlener Rührung ihre Sehnsucht nach noch schöneren Fernen bemerkte, kam ihr plötzlich der erschreckende Gedanke, daß Frau Fürbringer in all den

Lenzestagen nicht ein einziges Mal von ihrem Liebsten gesprochen hatte, von ihrer Tochter. Nur Margot konnte die Ursache dieser seltsamen Stimmung sein. Und als der Wagen gegen Abend umkehrte, am Ufer entlang mit der Silberströmung des Flusses der Stadt wieder zufuhr, fand Fanny den Mut, die Freundin nach Margot zu befragen.

„Wie Sie darauf kommen?" flüsterte Frau Fürbringer, sie scheu, aber liebevoll von der Seite anblickend. „Jetzt gerade, da ich in Gedanken ganz bei Margot war? . . ."

„Das dachte ich mir eben, Frau Gisela," erwiderte Fanny mit sanftem Lächeln.

„Ich muß Ihnen etwas gestehen, Sie liebe, liebe Freundin" — mit diesen Worten nahm Frau Fürbringer Fannys Hand in ihre beiden heißerregten Hände. „Meine Unruhe und Zerstreutheit, die Ihnen aufgefallen ist, hat ihre guten Gründe. Denken Sie, Fanny: ich habe in der letzten Woche jeden Tag einen Brief von Margot bekommen. Ein Strom des Lebens ist betäubend aus diesen Briefen über mich hergegangen — ich weiß mich als Mutter ebensowenig zu fassen wie Margot als — sie hat sich — denken Sie — verlobt! . . ."

Nun hatte sie es gesagt, was sie so tief geheim bewegte, und von nun an kam ein neues, jugendliches und befreites Leben auf ihre Züge. Hastig erzählte sie alles, was sie wußte. Bei einem Ausfluge von Lausanne, am Genfer See, da war es geschehen. Und der Geliebte war ein eigenartiger, ernster und schöner Jüngling, ein englischer Geistlicher, der sein öffentliches Amt verlassen und in Deutschland seinen wissenschaftlichen Studien obliegen wollte. Heute Morgen hatte Frau Fürbringer ihr „Ja" nach Lausanne telegraphiert, und wenn sie nach Hause kämen, würde wohl schon wieder eine Antwort daliegen. Fanny konnte noch nichts sagen, denn Frau Fürbringer sprach in der endlich erschlossenen Beredsamkeit ihres Mutterherzens fort: „Ach, Fanny, wie bin ich glücklich! Freuen Sie sich doch mit mir — seien Sie nicht so stumm!"

„Ich freue mich ja," flüsterte Fanny, in Tränen ausbrechend vor dieser erlösten Gefühlsgewalt. „Ich freue mich ja so innig — ich wünsche ja so viel Glück — —"

„Wir wollen nichts wünschen — wir wollen uns nur freuen. Wer den Augenblick nicht nützt — — ich will jetzt jeden Augenblick zur Ewigkeit machen. Ich will ein Heim erträumen für mein Kind und für ihn, dem ich mein ganzes Leben schenke. Und Wirklichkeit soll es werden, Wirklichkeit, Fanny — denken Sie doch — ich will ja die Ehe an ihnen erleben, für die ich selbst zu schwach war. Denn Ehe ist Kraft, Fanny, heilige Kraft — und nicht nur der Rausch einer Liebe."

Fanny wollte noch mancherlei fragen, doch alles, was ihr auf die Lippen kam, verstummte, denn es schien ihr nüchtern dieser süßen Trunkenheit gegenüber, die mit den Flügeln der Sehnsucht den siechen Körper trug, wohin er wollte. Sie schwieg und drückte Frau Giselas Hand. Nun fuhren sie endlich bei ihrer Villa vor, und die sonst so ernste Franziska rief ihrer Herrin schon

von weitem fröhlich entgegen: „Ein Telegramm, gnädige Frau! Es ist wieder ein Telegramm gekommen!“ Frau Fürbringer aber öffnete das Papier mit zitternden Händen, überflog es und rief dann Fanny mit dem ganzen, neuerwachten Jubel ihrer Seele zu: „Sie kommen, Fanny! Sie kommen!“ Da ließ sich auch Franziska das freudige Ereignis erklären, der alte Portier trat herzu, der Diener, die Köchin — es herrschte bald ein glückliches, geschwätziges Treiben, wie es die alten Räume wohl lange nicht gesehen hatten. „Das Fräulein hat sich verlobt! Das Fräulein kommt zurück!“ so tönte es bis auf den Hof hinaus, wo der Kutscher die Pferde ausspannte. Frau Fürbringer sprach jetzt, ganz beweglich geworden, mit all ihren Leuten und gab schon Anweisungen für Margots Ankunft, die am nächsten Sonntag erfolgen sollte. Erst als die Dienerschaft wieder zu ihrer verlassenen Tätigkeit zurückgekehrt war, fiel es ihr auf, daß Fanny sich ohne Abschied in ihr Zimmer zurückgezogen hatte. Sie ging zu ihr, und als ihre junge Freundin aus dem dunklen Zimmer herauskam, sah Frau Fürbringer, daß sie geweint hatte.

„Was hast du?“ fragte sie zärtlich und plötzlich ein mütterliches „du“ für Fanny findend.

„Ich bin so einsam,“ war die tonlose Antwort.

„Einsam? . . . Bei mir? . . . Du böses Kind, du weißt doch — für dich ist gesorgt.“

„Gesorgt? — —“

Auf diese Frage, die keine Antwort haben wollte, konnte Frau Fürbringer auch keine Antwort geben — doch fühlte sie des Herzens tiefsten Schlag, der jetzt aus fremder Tiefe Antwort hören wollte, plötzlich ersterben. Lag ein Mißverständnis zwischen ihnen, das gelöst werden konnte, oder eine Kluft, die sie bis heute nicht gesehen hatten?

Es kam eine dunkle Regennacht, und Fanny lauschte, stundenlang wachliegend, dem gleichmäßigen Rieseln und Tropfen. Schrecklicher als jede Enttäuschung, die sie bisher erlitten, entmutigte sie jetzt die Ohnmacht ihres eigenen Empfindens. Nicht das geringste Wort, wie sie es hätte finden müssen, hatte sie heute für das heilige Glück ihrer Wohltäterin gefunden. Was wünschte sie denn noch von ihr, die ihr schon alles gegeben hatte? Von ihr, die eine Tochter besaß, deren Glück ja das fremde verdrängen mußte, dorthin, wo von Anfang an sein Platz war?

Sie fühlte sich zum erstenmal gering vor sich selber. Sie hatte eine todeswunde Empfindlichkeit der Seele, und nichts konnte ihr helfen, nichts mehr, diese Ahnung stieg aus den Schauern der Nacht in ihr Gemüt.

Der Morgen kam. Als Fanny Frau Fürbringer gegenüber am Frühstückstische saß, bemerkte sie mit neuem Staunen, wie das Glücksgefühl diese zarte Leidensgestalt gleichsam mit einem Schimmer von Lebensfreude übergossen hatte. Alles war frischer, alles kräftiger und hoffnungsvoller an ihr. Doch da sie wieder ganz mit ihren schwärmenden Gedanken beschäftigt schien, verhielt sich Fanny in bescheidenem Schweigen. Als sie sich aber leise erheben wollte, um ohne Störung in ihr Zimmer zurückzukehren, wandte sich plötzlich Frau Gisela mit stockenden und innerlich ringenden Worten zu ihr.

„Fanny, liebe Fanny," sagte sie leise, „bleibe hier, ich muß mit dir sprechen. Ich habe heute Nacht über vieles nachgedacht."

„Sie auch, Frau Gisela?"

„Der Regen ließ mich nicht schlafen. Siehst du, Fanny, du wirst mir zugeben — alles, was jetzt kommen wird in den nächsten Tagen, das wird die größte Entscheidung meines Lebens sein. Ich bekomme mein Kind zurück und soll es auch gleich wieder fortgeben. Aber siehst du, meine Margot — ich muß mich erst hineindenken, wie sie zu mir kommt. In diesen Frühling des Gemüts, in diesen heiligen Kinderglauben an alle Gesetze und Götter, die sich seit Jahrtausenden in der Menschheit vererbt haben, immer wieder gestürzt und immer wieder aufgerichtet — Margot sieht sie noch im Glanz."

„Wie ist das möglich?" fragte Fanny düster.

„Wir älteren Menschen verstehen das nicht. Du bist ja an Jahren jung, aber dein Gemüt ist alt; du hast zu viel gelitten, arme Fanny. Aber die Paradiesesmenschen müssen uns heilig sein. Ich meine — aus Margots Briefen spricht so tief und klar, daß hier noch eine Blume blüht, die nur erfreuen und nur blühen will —"

„Das wollten wir alle einmal, Frau Gisela."

„Und kamen nicht dazu, weil wir gewissenlose Gärtner hatten. Ich aber — fühle den Gärtnerberuf. Sie soll in reiner Schönheit weiter wachsen, denn das Weib kann nichts Besseres sein als eine Blume für den Mann, die ihn schmückt, und die er gerade deshalb zu ehren weiß. Sie muß den Traum vom Leben behalten, sonst leidet sie und verliert. Das Leben selber aber ist der Mann . . ."

„Was ist Ihnen, Frau Gisela? Was wollten Sie mir sagen?" fragte Fanny, deren Herz schon in unbestimmter Ahnung heftiger schlug, erschrocken die Kranke, die, eben nach Atem ringend, zum Herzen griff.

„Ich wollte dir sagen . . . beide Kinder, die jetzt zu mir kommen, leben in einer Welt, der wohl nichts Menschliches fremd ist, die aber doch gegen jede Beschattung vor der Zeit, gegen jedes Mißtrauen wider Gott, meine ich, von mir behütet werden muß. Es darf ihnen im Hause ihrer Mutter nichts begegnen, Fanny, was ihr reines Licht verdunkelt, worüber sie nicht wegkommen, wenn sie es erst begriffen haben."

„Ich verstehe Sie — —"

„Ich bin dieser Schatten nicht, ich glaube es jetzt nicht mehr zu sein. Und du —"

„Ich will es nicht erst werden."

Fanny stand aufrecht vor ihr — dunkel und groß blickten ihre umflorten Augen aus dem leichenblassen Gesichtchen auf Frau Fürbringer nieder. „Wann soll ich gehen?" fragte sie.

„Fanny!" rief Frau Fürbringer mit schmerzlich erhobenen Händen. „Höre mich doch an! Du bleibst noch bei mir! Bis meine Kinder kommen! Aber ist es dir nicht klar, was ich meine?"

„Ganz klar."

„Ich habe Margot oft von dir geschrieben, aber von deinem Schicksal nichts. Was mich nur anging, davon brauchte meine Tochter nicht berührt zu werden —"

„Ja, ja — wer mich berührt — —!"

„O, du bist böse, Fanny, in deiner Empfindlichkeit —"

„Wäre ich denn ohne die besser, Frau Gisela? Nein, nein. Ich bin Ihnen ewig dankbar. Ewig — das schwöre ich Ihnen. Aber Sie haben ganz recht — es ist gut, daß Sie mich jetzt schon dorthin weisen, wohin ich gehöre. Hätte es Ihr Kind erst getan, dann hätte ich es nicht überleben können. So aber — — lassen Sie mich gehen, ich bitte Sie von Herzen, bevor Fräulein Margot kommt! . . ."

„Du bist jetzt außer dir — später wirst du alles ruhiger überdenken können."

„Ich bin ganz ruhig."

„Für dich ist gesorgt, Fanny — für dich und für dein Kind. Amadea bleibt im Sanatorium, und du bekommst eine Lehrstelle in der Hochschule. Dann besuchen wir uns oft, und Margot braucht nur alles Neue und Schöne von deinem Leben kennen zu lernen, nicht — — wohin willst du?"

„Ich muß — verzeihen Sie — ich muß an die Luft hinaus — ich muß mich sammeln — — ich ersticke sonst vor Scham."

„O Fanny! Habe ich das um dich verdient!"

„Sie verdienen, Sie Heilige — — nicht, daß ich Ihre Füße küsse. Sie spenden königlich an eine — ach, ich weiß nicht, was ich bin. Nun kommt der Fluch des Undanks noch zu allem anderen! Ich kann nicht einmal dankbar sein! O lassen Sie mich — ich segne Sie — aber Sie dürfen mich nicht segnen."

„Bleib!"

„Ich komme wieder . . ."

Sie eilte hinaus und riß in der Vorhalle Hut und Mantel an sich, dann kam sie auf die Straße. Dort umrauschte sie grauer Frühlingsregen. Sie beachtete es nicht. Hinaus in die Einsamkeit, ins Elend zurück, den Weg vollenden, an den Oasen der Glücklichen vorüber, von der Peitsche ihrer Pflicht getrieben, das wollte sie jetzt, das mußte sie wollen. Und so eilte sie zu ihrem Kinde. Denn keiner fremden Wohltat mehr durfte sie Amadeas Leben danken — sie selbst mußte für sie eintreten, für sie leben oder untergehen. So kam sie halb von Sinnen in das Sanatorium. Als sie endlich vor dem vielbeschäftigten Chefarzt stand und ihre Bitte hervorgestammelt, seltsam wirr, man sollte ihr das Kind zurückgeben, sie brauchte jetzt weiter nichts als ihr Kind, da sah sie der alte Herr zerstreut und böse an und rief: „Sind Sie des Teufels, meine Liebe? Das Kind wollen Sie uns abholen? Seien Sie froh, wenn wir es behalten! Was sind das für Ideen, Fräulein!"

„Ich bin die Mutter —"

„Ja, sozusagen — nehmen Sie mir's nicht übel — aber mein Sanatorium ist jetzt die Mutter! Bei Ihrer Lebensführung würde das arme Wesen doch nur zu Grunde gehen!"

Damit wandte er ihr den Rücken — er mußte zu einer großen Operation, und jede Störung erregte jetzt seinen Zorn. Er hatte kein milderes Wort für Fanny finden können. Diese aber wandte ihre verwirrten Augen zu ihrem Kinde, das wachsbleich, mit kaum merklichen Atemzügen, in seinem Bettchen schlief, und starrte dann aufblickend die alte Wärterin an, welche mit einem Strickstrumpf daneben saß und eben behaglich gähnte.

„Ich muß es aber wieder haben," flüsterte Fanny tonlos, indem sie sich wieder über das Lager beugte.

„Na, Fraileinchen, nu sein Se man gemitlich," sagte die Alte und schob sie energisch zurück. „Unser Direktor, der versteht keenen Spaß. De Patienten entlassen wir selber — weggeholt wird hier nischt. Und noch dazu so eens."

„Warum?"

„Na, hören Se mal, Se sind wol nich ganz richtig? Das Kind hat 'n Herzfehler und außerdem die Mißbildung — Se können ja heilsfroh sein, wenn's überhaupt durchkommt! Bei uns is alles meglich — aber bei Ihnen geht das nich!"

„Bei mir nicht — ja — — verzeihen Sie — ich danke Ihnen."

Sie küßte das regungslose Kind und ging. Die Alte sah ihr kopfschüttelnd nach und brummte vor sich hin, die wäre wohl reif für die Geistesabteilung. Fanny aber schlich die nassen, menschenleeren Straßen entlang und stützte sich schwerer und schmerzlicher auf den dunklen Begleiter von ehedem, den sie kannte, und der sich lautlos wieder angefunden. Ihm erzählte sie ihr Weh. Er schwieg, er mochte ihr keinen Rat erteilen. Wie Grabeskälte duftete sein stiller Atem im Wandeln. Wenn Amadea auch leben blieb und nicht durch sie — was lag daran — durch fremde Hilfe: was war dann Amadea, fragte sich Fanny. War sie nicht enterbt, wie ihre Mutter? Und würde mit ihrem armen Körper nicht einmal den Frühlingstraum erleben, den sie doch wenigstens gehabt, dem Amadea ihr elendes Dasein dankte? Ob sie am Leben blieb oder starb — jetzt wußte Fanny nicht mehr, was sie wünschen sollte. Alles um sie her war grau und undurchdringlich — nur der eine, leuchtende Traum, den sie erlebt, das Jahr vom grünen Bande, das war schön gewesen. Sie mußte damit zufrieden sein. Dann Abschied nehmen, bevor es nichts mehr gab am Tisch des Lebens. Aber wie? Sie sah zum erstenmal mit großen, tiefbereiten Augen ihren Begleiter an. Sein Antlitz war nicht schrecklich, wie sie immer gefürchtet hatte, sein Blick war gut, sein Lächeln kündete Frieden. Er nickte ihr zu, er verstand sie. Dann nahm er ihre kalte Hand und führte sie durch knospende Gärten langsam an das Ufer der Elbe hinunter, dorthin, wo sie mit Frau Gisela so glücklich gewesen. Heute blies ein wilder Sturm, die Wellen rauschten, und graue Wolkenfetzen trieben über die bewaldeten Höhen jenseits zu den fernen Türmen der Stadt hin. Wieder sah Fanny ihren Begleiter an — noch schimmerte Angst und sehnendes Leben in ihren beträuten Augen, und kläglich zitterte der arme Körper im pfeifenden Frühlingssturm. Doch diesmal schüttelte der ernste Freund sein Haupt, und seine Rechte deutete gebieterisch auf das Wasser nieder. Da stieg sie gehorsam die Uferböschung hinab, zum Fluß, und in den Fluß hinein, immer ergebener, immer tiefer. Sie sah sich nicht mehr um.

XIII. Die letzte Ehre.

Als am folgenden Tage Frau Dorothea Schirmer von ihrem täglichen Morgenspaziergange in die Fontanestraße zurückkehrte, kam ihr Wanda schon im Garten entgegen und meldete geheimnisvoll, daß ein Besuch, eine fremde Dame, oben in der Wohnung säße. Sie hieße Frau Basse und hätte eine große, blitzende Brille auf der Nase. Da wußte Frau Schirmer Bescheid und erkundigte sich nur noch, indem sie rüstig vor Wanda die Treppe hinaufstieg, ob der junge Herr die Dame schon begrüßt hätte.

„Der junge Herr sitzt noch beim Frühstück," erwiderte Wanda empfindlich. „Der hat jetzt keene Zeit zum Begrüßen. Der weeß noch jar nich, daß 'n Besuch da is."

Frau Schirmer fragte sich erstaunt, was denn in aller Welt die ihr doch fernstehende Dame so früh schon zu ihr geführt haben könnte, überlegte aber nicht lange, sondern trat in das Erkerzimmer ein, wo der Besuch sie erwartete. Sie sah der korpulenten Dame, die sich hastig erhob, sofort eine hochgradige Erregung an und erschrak vor ihrem verstörten Aussehen, da sie sie sonst nur als heitere Patronin der künstlerischen Jugend gekannt hatte.

„Guten Morgen, gnädige Frau," sagte sie, auf sie zugehend, „ich freue mich sehr, Sie wiederzusehen. Entschuldigen Sie nur, daß Sie warten mußten."

„O bitte, bitte," flüsterte Frau Basse, die ihre Brille abnahm und die geröteten Augen mit dem Taschentuche trocknete. „Ich habe um Entschuldigung zu bitten. Daß ich so früh schon störe — es ist ja ein Skandal. Ach, wäre es doch 'ne bessere Gelegenheit, daß wir uns wiedersehen. Gott, o Gott . . ."

„Was ist geschehen?"

„Ist Ihr Herr Sohn zu Hause?"

„Walter kommt gleich. Er ist jetzt gerade beim Frühstück — er wird Sie natürlich auch begrüßen."

„Begrüßen. Ja . . . Ja, was ich sagen wollte . . ." Frau Basse sah mit starren Augen vor sich hin und packte dann Frau Schirmers Hand. „Sie haben sie ja auch gekannt, nicht wahr?" Dann setzte sie mit weinender Stimme hinzu: „Die Kleine meine ich."

„Die Kleine? Wer ist das?"

„Fanny!"

„Fanny Demelius? Ja natürlich! Von ihrem Konzert her! Um Gotteswillen, was ist mit ihr passiert?"

„Sie lebt nicht mehr." Die Antwort gab Frau Basse tonlos und wandte sich dann zum Erker hin — dort zog sie aus ihrem Ledertäschchen ein zerknittertes Telegramm und reichte es Frau Schirmer. „Lesen Sie . . . Das habe ich heute früh bekommen."

Frau Schirmer las es. „Habe Ihnen traurige Mitteilung zu machen, daß Fräulein Demelius gestern plötzlich gestorben ist. Ihr Leichnam landete nachmittags an der Elbbrücke. Das Kind ist schwer erkrankt in meinem Sanatorium. Geheimrat Kron, Loschwitz-Dresden."

„Das ist ja entsetzlich," flüsterte Frau Schirmer und ließ sich auf das Sofa nieder. „Das arme, junge Leben! . . . Sie hat sich selbst . . . mein Gott."

Frau Basse stand stumm am Erkerfenster.

„Aber warum denn, liebe Frau, warum denn —!" fragte Frau Schirmer, nun wieder in das Telegramm starrend.

„Das weiß ich selbst noch nicht," stieß jene dumpf hervor. „Wir dürfen keine Zeit verlieren. Was sollte ich machen? Sie und Ihr Sohn — zu Ihnen mußte ich laufen. Mein Mann hat Gelenkrheumatismus und ist die dritte Woche aus dem Geschäft — der durfte nichts erfahren. Hanna Rossitz sitzt in Paris beim Frauenkongreß, und Baumbach, der verrückte Kerl, hat mir seine neue Adresse nicht geschrieben. Ich bitte Sie also dringend — rufen Sie Ihren Sohn her."

„Wie wird es ihn aufregen — Gott im Himmel — er ist jetzt so in seiner Arbeit —"

„Was? Arbeit! Das Leben ist mehr! Das Leben ist mehr, Frau Schirmer!"

Da ging denn jene seufzend zu Walter hinein, und es dauerte nicht lange, so kamen Mutter und Sohn zu der ungeduldig wartenden Frau Basse zurück. Dem jungen Manne gegenüber, der ihr bleich und mit zuckendem Munde erklärte, sofort zu Helmut Baumbach fahren zu wollen, löste sich in Frau Basse das verhaltene Weh ihres Herzens, alle die leuchtenden Erinnerungsbilder, welche Walter, der Bruder vom grünen Bande, an Fannys beste Tage in ihr weckte, rissen sie zu lauter Klage hin.

„Was sagen Sie, Herr Schirmer! Unsere gute, arme Kleine! Unser tapferes, begabtes Mädel! Nun ist sie tot! Nun hat sie ihren Frieden gefunden! Aber das ist ein Frieden, an den ich nicht denken mag, Herr Schirmer! Was muß sie gelitten haben! Lieber Gott! Und wer hat schuld? Doch einzig und allein der Kerl! Der Hund mit den goldenen Locken! Der Wolf mit den blauen Augen! Wenn ich ihn hier hätte! Wenn ich ihm die Locken ausreißen und die Augen auskratzen könnte! Bei lebendigem Leibe wollte ich ihn massakrieren! Ja wahrhaftig! Denn hat er nicht wie ein Schurke an dem Mädel gehandelt? Und sie? Was war denn sie? Bei all ihrer Verrücktheit doch 'ne Seele! Die besten Menschen werden am leichtesten betrogen! Sie hat ein märchenhaftes Herz gehabt, sie war zu schade für dieses Leben! Das können Sie mir glauben, Herr Schirmer!"

„Ja ja, das glaube ich," flüsterte Walter. „Vieles ist zu schade."

„Nun ist sie tot. Mir ist, als wäre der ganze Frühling gestorben. Ich konnte es nicht verhindern. Mich hat sie nicht um Rat gefragt, ich war ihr wohl zu altmodisch! Sie mußte ihren Weg allein zu Ende gehen. . . Das muß wohl alles Neue, Herr Schirmer. Nicht wahr? Ein Altes hat kein Recht, sich mit Gewalt dagegen anzustemmen. Es war wohl ihr Schicksal. Aber solch ein Ende — solch ein Ende . . ."

Walter drückte ihr die Hand und ging zur Tür. „Ich möchte keine Zeit verlieren," sagte er. „Ich will noch heute mit Baumbach nach Dresden

fahren . . . Ja, Mama. Mach bitte meine Sachen zurecht. Auf Wiedersehen, Frau Basse. Nach meiner Rückkehr werde ich Sie besuchen."

„Ach, wenn ich doch mitfahren könnte! Meiner Fanny die letzte Ehre erweisen! Aber was soll ich machen? Ich kann nicht fort. Ich bin ein armes Arbeitstier. Ach überhaupt — was sind wir Menschen, Herr Schirmer?"

„Arbeitstiere, wie Sie sagen. Also auf Wiedersehen."

Walter hatte Helmut Baumbach seit dessen Rückkehr von Bornholm nicht wieder gesehen. Ohne Absicht und wortlos war eine leise Verstimmung zwischen ihnen eingetreten, denn Walter vermochte mit Helmuts leidenschaftlicher Abkehr von Hertha Lisko nicht mitzugehen, und Hans Georgs Erlebnis im Berliner Nachtlokal erschien dem fernen Beobachter doch zu jugendlich, als daß er es ernst nehmen konnte. Die beiden Einsiedler auf Bornholm fühlten Walters stille Opposition sehr bald heraus und schlossen sich um so enger aneinander. So hörte Walter nichts von ihnen, bis er eines Tages erfuhr, daß die ruhelosen Freunde Berlin nach ihrer Rückkehr sogleich wieder verlassen, Hans Georg sich nach Rom begeben, während Helmut, durch sein Leiden festgehalten, schon in München hätte umkehren müssen. Nun war er lange wieder in Berlin, doch gab er Walter keine Nachricht, und ein dumpfer Trotz hielt ihn noch immer von dem Freunde fern. Walter empfand aber nicht das geringste Hindernis, in der gegenwärtigen Lage ohne Übergang den zürnenden Freund zu besuchen. Was waren denn all' die Konflikte um Kunst- und Weltanschauung gegen das große, nie zu begreifende Leben? Hier galt es im Sturm zusammenzustehen, wenn man einander schätzte — und das wußte Walter trotz ihrer Wesensverschiedenheit von sich und von Helmut. So suchte er ihn denn auf, und Fannys wegen bedrückte es ihn nicht, den ersten Schritt zu tun.

Helmut hatte seine alten Schneidersleute in der Poststraße inzwischen verlassen müssen, da Herr Haller „sich vergrößern" wollte und Helmuts Zimmer für neue Gesellen brauchte. So war er in die Gegend gezogen, die ihm durch Hans Georg am liebsten geworden war, und in der Schlüterstraße zu Charlottenburg hatte er bei Witwe Busch sein bescheidenes Studio. Er hatte am Morgen das gleiche Telegramm erhalten wie Frau Basse, und auf Walter zuschreitend, drückte er mit glühenden Händen dessen kalte Hand. Ansehen konnte er ihn nicht. Sie wechselten auch ziemlich lange kein Wort, denn ihre Versöhnung war ihnen schon selbstverständlich, und von dem Ungeheuren, dem man nun näher ins Auge blicken sollte, konnten beide nicht sprechen.

„Wäre es dir recht, wenn wir mit dem Drei Uhr-Zuge nach Dresden fahren?" fragte jetzt Walter.

„Ja natürlich," flüsterte Helmut.

„Dann treffen wir uns also um drei Uhr an der Kasse des Anhalter Bahnhofs." Walter wandte sich zur Tür.

„Es ist unsagbar," stammelte jetzt Helmut. Der Freund erwiderte nichts und ging.

Es dämmerte schon, als sie in Dresden ankamen. Da sie bis zum Abend noch ihren Besuch im Hause Fürbringer erledigen wollten, mußten sie sich

eilen. Wie auf Fanny damals, als sie zum erstenmal zu ihrer unbekannten Freundin fuhr, wirkte auch jetzt auf Walter und Helmut der feierliche Ernst des Fürbringerschen Hauses seltsam und bedrückend. Franziska öffnete ihnen, weiß gekleidet, wie damals, doch in der Vorhalle kam ihnen nicht die edle Leidensgestalt Frau Giselas entgegen, sondern ein hagerer, junger Mann mit schwarzem, gescheiteltem Haar und bartlosen, intelligenten Zügen.

„Mein Name ist Schirmer," sagte Walter.

„Mein Name ist Baumbach," sagte Helmut.

„Ich heiße William Parker," erwiderte der junge Mann, ein Engländer, der sein gebrochenes Deutsch immer mit einem feinen und entschuldigenden Lächeln begleitete. „Bitte, treten Sie ein. Mrs. Fürbringer ist leider bettliegend und kann nicht empfangen. Sie müssen mit mir vorlieb nehmen. Ich bin der Schwiegersohn von Mrs. Fürbringer."

Sie folgten dem jungen Herrn, dessen Wesen ihnen große Sympathie einflößte, und traten in das Speisezimmer. Dort setzten sie sich, und nach einer Verlegenheitspause begann Mr. Parker in seiner verhaltenen Weise zu berichten, was er wußte. Er wäre mit seiner Braut gestern Abend aus Lausanne in Dresden angekommen, und sie hätten die Mutter wider alles Erwarten in einem verzweifelten Zustand vorgefunden — soeben hatte sie die Nachricht vom Tode des Fräulein Demelius erreicht. Frau Fürbringer hätte die Nacht darauf in einer gefährlichen Erschütterung, unter den heftigsten Selbstanklagen verbracht, und erst am heutigen Vormittage wäre es der Zärtlichkeit ihrer Tochter gelungen, ihren Lebensmut wieder aufzurichten, sie ihrer völligen Schuldlosigkeit an Fannys Schicksal zu versichern. Das Urteil, das er nun, Mr. Parker, sich aus all den Vorgängen gebildet hätte, gäbe an Fannys Tode hauptsächlich einem unglückseligen Mißverständnisse die Schuld. Frau Fürbringer und ihre Gesellschafterin hätten sich sehr nahe gestanden, und erst die bevorstehende Rückkehr seiner Braut hätte einen Schatten auf das schöne Freundschaftsverhältnis geworfen. Er könnte sich aber weder denken, daß Fräulein Demelius sich von ihrer gütigen Dame hätte verstoßen fühlen können, noch daß seine Schwiegermutter aus moralistischen Gründen das Zusammentreffen ihrer Tochter mit einem „gefallenen Mädchen" etwa gefürchtet hätte. Sie wüßte doch zu gut, daß Margot gerade den reinen, jedes Gebrechen dieser Welt entsühnenden Mädchenblick besäße, und was ihn anginge, so stände es wohl schlimm um seinen geistlichen Beruf, wenn er gerade den Verlorenen unter den Menschen aus dem Wege gehen wollte, statt ihre Herzen aufzusuchen und ihnen Trost zu spenden. Es läge für ihn noch ein gewisses Dunkel über dem ganzen Fall, und er zweifelte auch, daß es sich jemals ganz würde lüften lassen.

Die beiden Dichter hatten mit gesenkten Köpfen zugehört, nur nach den letzten Worten Mr. Parkers kam ein Schimmer der Gewißheit auf ihre bleichen Züge, daß es ihnen wohl vor vielen anderen Menschen gegeben wäre, die Lösung eines solchen Rätsels zu finden. Sie erhoben sich, und Helmut fragte noch, wann und wo die Beerdigung stattfinden würde. Am nächsten Vormittag schon, erfuhr er, da der Staatsanwalt die Leiche freigegeben hätte,

um 11 Uhr auf dem Loschwitzer Friedhof, der oben auf der Höhe des Elbufers der Gemeinde vom weißen Hirsch gehörte.

„Ich möchte Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen, Mr. Parker," sagte endlich Walter, „aber können Sie uns vielleicht noch sagen, ob irgend welche Angehörige von Fräulein Demelius nach Dresden gekommen sind?"

„Jawohl, der arme Vater ist hier — er war eine Stunde vor Ihnen bei uns," erwiderte Mr. Parker.

Seltsam klang die Bezeichnung „der arme Vater" in Walters Ohr. Nicht dieses Bild, das fühlte er, hatte er sich bisher von dem stolzen und kunstfeindlichen Herrn Gefängnisdirektor gemacht. „Der arme Vater" — so hatte der junge Engländer gesagt. Erst dieser Zufall brachte Walter fast zu Tränen. Er ging mit Helmut in die Vorhalle hinaus, und sie wollten sich eben verabschieden, als ein schlankes und seltsam schönes Mädchen ihnen mit leichten Schritten entgegenkam. Die schwarze Last des Haares auf dem kindlichen Haupte und die großen, dunkelblauen Augen hatte Margot wohl von ihrem Vater — das liebliche Mündchen aber und die zarte, fast zerbrechliche Gestalt von ihrer Mutter. Sie gab den Besuchern mit leichtem Erröten die Hand und sagte in mühsam beherrschter Erregung: „Ich komme von Mama. Sie läßt die beiden Herren herzlich grüßen und bedauert sehr, sie nicht gesehen zu haben; sie hat durch die arme Fanny viel von Ihnen gehört."

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?" fragte Walter leise, während Helmut, durch die zarte Stimme des Mädchens im Innersten getroffen, nicht sprechen konnte.

„Besser, Gott sei Dank!"

„Auf Wiedersehen morgen . . ."

Ein strahlend heller Tag war gekommen, so farbig und dufterfüllt, als wüßte dieses Leben nichts von Schuld und Abschied. Die Uferhöhen an der Elbe prangten im Frühlingsschmucke, und scheu, gesenkten Hauptes, als wären sie ungebetene Gäste, gingen Walter und Helmut, schwarz gekleidet, ihren schweren Weg. Als sie sich dem Friedhof näherten, sahen sie am Eingang desselben schon einige andere Leidtragende stehen und näherten sich ihnen zögernd. Dort stand ein alter Herr, hochaufgerichtet, regungslos, und hielt einen Schneeblütenkranz in den Händen. Aus seinen feinen, gramvollen Zügen und den dunklen Augen trat den Freunden die Ähnlichkeit mit einem Mädchenantlitz entgegen, das sie einst in Lust und Leid gekannt hatten.

„Das ist der Vater," flüsterte Walter. Sie grüßten ihn ehrerbietig und wandten sich dann zu den anderen Herren, dem Geheimrat Kron und Mr. Parker. Als Herr Demelius Walters und Helmuts Namen hörte, sagte er, nervös an seinem langen Schnurrbart ziehend, mit gedehnter und schmerzlicher Stimme: „Berliner Kunstgenossen meiner Tochter vermutlich? Der Name Schirmer ist auch einem barbarischen Kerkermeister wie mir bekannt." Walter vermochte keine Antwort zu geben, denn jede Verstimmung über den etwas verletzenden Hinweis auf die Gegensätze des Lebens schwand ihm beim Anblick dieser welken, fiebernden Züge, dieser krampfhaft aufgerichteten Haltung, welche das Zittern des Greisenhaften kaum mehr zu hemmen vermochte.

„Waren Sie beim Prediger, Mr. Parker?“ fragte jetzt der Geheimrat den jungen Engländer.

„Ja, ich war,“ erwiderte dieser, sich verlegen zu Fannys Vater wendend. „Aber er ist gehindert — ich weiß nicht — er sagte, er konnte nicht.“

„Verstehe, verstehe,“ flüsterte Herr Demelius, indem er gewaltsam seinen Schnurrbart strich. „Selbstmörderin . . . Na, wir werden auf den Herrn verzichten müssen.“

Nach diesen hart herausgestoßenen Worten schritt er entschlossen den anderen voraus in den Kirchhof, indem er seinen Kranz wie einen Schild vor sich herhielt. Jetzt folgten ihm Walters Augen mit noch tieferer Teilnahme als zuvor. Drinnen, zwischen den Gräbern, kam ihnen ein Totengräber entgegen und sammelte schweigend die mitgebrachten Kränze ein.

„Bitte, die Herren in die Leichenhalle,“ sagte er leise. Die Männer traten ein. In dem kühlen und halbdunklen Kuppelbau stand Fannys Sarg, von Blumen überschüttet. Frau Fürbringer hatte sie ihr verschwenderisch geschenkt, es war, als ob sie sie mit ihren Blumen noch zurückrufen wollte. Doch ragte aus all dem bunten Duft eine große, mit Inschrift versehene, grüne Schleife hervor, die einem einfachen Lorbeerkranz gehörte. Helmut konnte die Inschrift lesen. Sie lautete: „Meiner unvergeßlichen, großen Freundin — Hertha Lisko.“ Da drang ein lautes, jammervolles Schluchzen aus der schwachen Brust des Kranken empor — doch schnell dem Druck von Walters Hand gehorchend, fand er gewaltsam Fassung. Nun richteten sich die Blicke aufwärts — Mr. Parker hatte in plötzlichem Entschluß die Kanzel bestiegen. Er sprach nur wenige Worte, und sein mühsames Deutsch vermochte nicht die tiefe Wirkung seiner Rede zu schmälern.

„Ihr Lieben, hier liegt eine Schwester von den Blumen, welche erst morgen oder übermorgen der Frühling öffnet. Fanny Demelius, du hast vor deiner Zeit geblüht. Dem heiligen Geist zur Freude, den Menschen oft zum Ärgernis. So mußtest du sterben im Frost der Nacht. Wir aber lieben dich dafür, du Künstlerin, daß du den Frühling nicht erwarten konntest, und auch Gott, der Allmächtige, wird dich lieben. Er wird dich empfangen, deine Wunden wird er heilen und dich zu den Erlösten im Himmel gesellen; denn Irrtum war deine Schuld, und wir dürfen nicht fragen, worin wir irren, sondern wofür wir irren. Was du gesündigt hast, das hast du schwer gebüßt, und was du Gutes getan hast, das hat dir das Leben nicht Lohn gegeben. So treten denn wir Hinterbliebenen ein für dein Erbe, für dein Kind. Auf daß du recht behalten sollst, weil du rein warst vor den Menschen. Nun soll die Erde dich bedecken, und auf deinem Grabe wird der Frühling blühen. Ein Mann, der dich nicht gekannt hat, spricht dir diese Abschiedsworte, weil kein Prediger kommen wollte, und die Vögel in den Bäumen singen den Grabchor, weil keine anderen Sänger da sind. Aber dein Vater ist da und deine Freunde, deine Genossen im Streben. So ist doch alles wieder gut, du Gute, und die Leiden, die du gelitten hast, sie waren nur ein schwerer Traum, der in die Ewigkeit hinüberleitet. Ich spreche das Vaterunser.“

Als das Amen verklungen war, trugen die Leidtragenden den Sarg mit seiner schwankenden Blumenlast zum Grabe. Als dann das Unbegreifliche geschah, der schwarze Schrein mit dem toten Rest eines blühenden Menschenlebens in die Tiefe versank, und der Totengräber dem Vater seine mit Erde bedeckte Schaufel reichte, da wies sie Herr Demelius, krampfhaft auf seinen Stock gestützt, zurück und rief mit röchelnder Stimme: „Nein! Das sende ich ihr nicht nach! Soll das mein Gruß sein? Fanny! Fanny! Verzeihe du mir, wie ich dir verzeihe! — — Gott . . . das wollte ich sagen."

Er wankte zurück; der Geheimrat hielt ihn. Nun sandten die jungen Leute ihrer Genossin duftende Erdschollen in die Tiefe nach, dann polterten sie reichlicher von den Schaufeln der Totengräber. Herr Demelius schritt inzwischen am Arm des Geheimrats langsam dem Ausgange zu. Er flüsterte dabei wie ein Geisteskranker Worte, deren er sich selber nicht bewußt war.

„Mir geht es schlecht, sehr schlecht, wahrhaftig — mir geht es schrecklich — das kann ich wohl sagen. Sie war mein einziges Kind, und die Frau, die ich geheiratet habe, die hat mich nie geliebt. Ja — das ist das Leben. Lieber Gott — die Fanny, die hat recht getan. O, wäre ich drüben."

„Drüben?" fragte der Geheimrat mit sonderbarem Lächeln. Da blieb der Andere stehen und starrte ihn an, als ob er erwachte. „Drüben," flüsterte er. „Ja, ja, das gibt es nicht. Ich will im Diesseits Gutes tun. Ich will an das Kind denken. Pflegen Sie's gesund, und dann geben Sie es mir."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Herr Direktor — viel Hoffnung kann ich Ihnen für Amadeas Leben nicht machen. Aber ich will mein Möglichstes versuchen. Und dann bin ich doch ganz entschieden dafür, daß wir in dieser Sache endlich 'mal den gesetzlichen Standpunkt einnehmen. Wir wollen den Schuldigen nicht länger laufen lassen. Ich bitte Sie, geben Sie mir Vollmacht, Friedrichowicz zur Verantwortung zu ziehen."

„Das tue ich keinesfalls, Herr Geheimrat. Keinesfalls. Soviel habe ich denn doch von meiner armen Tochter gelernt, wahrhaftig. Diesem Lumpen gebe ich nicht soviel Anrecht an dem Liebsten, was ich habe. Den würdige ich keiner Pistolenkugel. Der soll nur in seinem Literatensumpf ersticken. Ich sorge für Amadea."

„Wenn Sie wollen —"

„Ja, ich will, Herr Geheimrat. Ich sorge für Amadea."

XIV. Zwei Freunde.

Als Walter wieder in Berlin war, suchte er das trübe Einerlei der Regentage, die nun kamen, dadurch zu verscheuchen, daß er jeden Tag die öffentlichen Kunstsammlungen aufsuchte. Heute führte ihn seine arbeitsmüde Unruhe zum dritten Mal schon in die Nationalgalerie. Der Böcklinsaal war sein Magnet, denn niemals hatte er ihn verlassen ohne künstlerische Zuversicht und gefestigte Würde. Als er diesmal eintrat, bemerkte er zu seiner Freude, daß weder vor dem Gefilde der Seligen noch vor dem geigenden Eremiten ein kopierendes Malweibchen stand, das sonst so selbstbewußt die ruhige Betrach-

tung der Kunstwerke störte. Er setzte sich behaglich auf die kleine, an der Fensterseite des Saales befindliche Bank und ließ nach seiner Gewohnheit eben den Blick umherschweifen, um von einem der leuchtenden Wunder ringsumher gebannt zu werden, als plötzlich Helmut Baumbach den Saal betrat und, ohne Walter zu erblicken, langsam auf Böcklins Selbstporträt mit dem geigenden Tode zuschritt. Walter entsetzte sich fast bei seinem Anblick, denn der bleiche Helmut, der das dunkle Todesbild bewunderte, wirkte jetzt wie eine Geistererscheinung auf ihn. Er ließ ihn eine Weile unbehelligt, erhob sich dann behutsam und berührte leise Helmuts Schulter. Dieser fuhr zu ihm herum — noch unheimlicher als früher brannten die roten Fieberflecken auf seinen abgezehrten Wangen, doch lächelte er und sah wie ein ertapptes Kind den erschrockenen Freund an.

„Er hat noch Grün auf seiner Palette," sagte er dann, auf das Bild zurückblickend. „Immer noch Grün. Er scheint nicht hören zu wollen, was der Alte hinter ihm flüstert."

Erschüttert hörte Walter die klanglos ächzende Stimme des Kranken — er sprach jetzt wie ein Sterbender. Doch Walter bezwang sich. Er schob seinen Arm in Helmuts Arm und zog ihn von dem düsteren Bilde fort zum daneben-hängenden, dem Gefilde der Seligen. Da funkelten die Farben, wie von Gott geschaffen, paradiesisch schön und wahr wie diese Erdenwelt an Frühlingstagen. In die leuchtende Ferne des jenseitigen Ufers, wo hellenische Lichtgestalten den Verklärten winkten, richtete sich voll Sehnsucht jetzt des kranken Dichters Auge, und in die herben Leidenszüge kam ein süßes, kindliches Verlangen.

Dann gingen sie fort. Sie schwiegen lange, und Helmut hustete leise, indem er sich die Stufen zum Ausgange hinunterschleppte, auf seinen Stock gestützt. Als sie ins Freie hinaustraten, sagte er, starr vor sich hinblickend:

„Vielleicht zum letzten Male. Aber das bedeutet nichts."

„Wie meinst du, Helmut?" fragte Walter betroffen.

„Ich meine — diese Göttlichkeiten sehe ich heute vielleicht zum letzten Male. Aber es gibt in diesen Dingen keinen Abschied. Habe ich sie heute wirklich ganz genossen, dann kann ich die sentimentale Regung Leuten überlassen, die Böcklins Bilder noch tausendmal und niemals richtig sehen werden."

Sie schritten langsam Arm in Arm die Straße entlang, — ein erwärmendes Sonnenleuchten hatte den dicken Wolkenschleier am Himmel durchbrochen, und im Winde spielten dürre Winterblätter koboldartig vor ihren Füßen her.

„Es ist doch sonderbar," sagte Helmut nach einer Weile — „ich glaube, wir haben uns innerlich immer um unsere Welt- und Kunstanschauung gestritten, Walter. Ich begreife das nicht mehr. Jetzt eben bei Böcklin — jedem Menschen sollte doch die innerste Wesenheit eines andern Menschen heilig bleiben. Übertragbar, überredbar ist da nichts, und die große Kunst gerade ist das neutrale Gebiet, wo die verschiedensten Naturen sich treffen."

„Ganz meine Meinung," erwiderte Walter lächelnd. „Ich will nicht von neuem anfangen — aber ich habe nie auf einem andern Standpunkt gestanden, und wollte ihn auch nur verteidigen, niemals übertragen, Helmut."

„Du hast das Besänftigende, was mir fehlt. Ein Druck von deiner Hand, ein Blick von dir kann meine Flügel — Ikarusflügel — besser aufhalten, wenn sie mit mir durchgehen, als jeder große Meister und jeder erfahrene Arzt. Von den Weibern will ich schweigen."

„Ikarusflügel, sagst du? Hoffentlich nicht."

„Warum nicht? Gibt es etwas Größeres für einen jungen Menschen, als wie Ikarus unterzugehen?"

„Ja, entschieden! Denn das Große ist immer besser als das Übergroße. Wir kommen da übrigens wieder auf das leidige Gebiet, wo wir uns streiten werden."

„Hm . . . Und doch — du wirst sehen — wir sind uns nicht mehr fern. Mein neuer Plan — mein neuer Plan — — ach Gott, in diesen Affenkäfig sollen wir gehen?"

Sie standen vor den breiten Glasscheiben eines Cafés.

„Ja, ist es dir nicht recht?"

„Gewiß, gewiß – ganz gleich — ja komm nur, Walter."

Sie gingen hinein und setzten sich in eine Fensternische. Walter bestellte sich etwas bei dem schläfrigen Wiener Kellner, doch Helmut, ganz im Banne seiner stürmenden Gedanken, beachtete dessen fragende Blicke nicht.

„Also — was ich sagen wollte, Walter — mein neuer Plan — — — ich glaube, wir sollen hier nicht allein sein. Mir scheint — —"

„Bestelle doch 'was — ich habe schon bestellt."

„Mein neuer Plan ist derart — er ist nämlich, das wird dich überraschen, Walter, er ist kein episches Gedicht mehr, sondern ein Drama — ich habe die ‚Tempelweihe' nämlich — — — Herrgott, Kellner, zum heiligen Donnerwetter nicht noch 'mal, was wollen Sie eigentlich! Warum stehen Sie hier und gaffen mich an! Ich will hier ungestört sein, Herr, ich will — —!"

„Ja, bitt scheen, bitte sehr! I will auch gar net steern, aber dann missen der gnä' Herr doch net in a Käffeehaus gehn, wann S' nur plauschen woll'n und nix bestell'n!"

„Plauschen? Plauschen? Wollen Sie mich kritisieren? Was? Ich plausche?"

„Aber, Helmut — bestelle doch 'was."

„Ach, bringen Sie mir irgend eine Torte!" rief Helmut nun wütend.

„A Torten? A Pischinger, Linzer, Sachertorten?"

„Pischinger! Das klingt ganz wahnsinnig! Pischinger will ich haben!"

Der Kellner entfernte sich kopfschüttelnd. Und Walter mußte jetzt lachen — hatte er doch nach langer Zeit wieder einmal eine echte Helmut Baumbach-Episode erlebt — selbst jetzt noch, wo schon alles an dem sonderbaren Freunde wie von Lebensabschied umwittert war. Er zwang sich aber sofort wieder zu teilnahmsvollem Ernst, als er Helmuts unbeirrte und feierliche Miene sah.

„Ja, Walter," sagte dieser, den Kopf in die abgemagerte Hand gestützt. „Ich bin inzwischen zu Resultaten gekommen — zu Resultaten, die ich grundlegend nennen möchte für mein ganzes künftiges Dasein. Du hast ein skeptisches Gesicht gemacht, als ich dir sagte, daß ich mich noch immer mit der ‚Tempelweihe' herumschlage."

„Weshalb denn? Nein, durchaus nicht!"

„Laß es gut sein. Du denkst eben an die lyrische Form, in der du es kennen gelernt hast. Die ist verflogen, ganz und gar vorbei. Ich habe, wie gesagt, ein Drama daraus gebildet."

„Ein Drama? Hm — das ist ja ganz 'was Neues."

Der Kellner brachte das Bestellte und entfernte sich schleunigst wieder, da ihm der Blick des seltsamen Gastes doch unheimlich wurde.

„Was dir immer so fern blieb, mein Erlebnis, Walter — das habe ich jetzt gestaltet, und zwar so, daß dir dein Einfluß in dieser Sache nicht entgehen kann."

„Mein Einfluß? Inwiefern denn?" fragte Walter erstaunt.

„Höre . . . Nichts Weltfremdes, nichts Gewaltsames kann in meiner Dichtung mehr zu finden sein . . . Es ist nicht möglich, Walter, daß ich jetzt etwas leiste, was nicht aus dem Boden menschlicher Natur und Größe emporwächst."

„Erzähle mir doch — ich bin gespannt —"

„Nein, auf Erzählungen sollst du nicht gespannt sein. Ich weiß sehr wohl, daß in der Kunst das Können alles ist, und nichts die verzehrende Sehnsucht. Ach, wer deine ruhevolle Art zu schaffen hätte!"

„Ruhevoll? Ich danke."

„Du ringst mit deinem Stoff, gewiß, doch was du herausgibst, das zeigt nichts mehr von deinem Ringen. Ich bin ganz anders. Aber ich weiß jetzt, Walter — heilig ist an jedem Künstler sein großer Sonnentrieb, sein frevelnder Wunsch, ein einziges Mal zum Ziel der Weltkultur, zum Reiche des Übermenschen zu gelangen. Was ist denn Wirklichkeit? Ist Hoffnung nicht mehr als Besitz? Ist unsere Göttlichkeit nicht Aufschwung, Ahnung?"

Walter sah eine Weile der bläulichen Schlangenlinie nach, welche der Rauch seiner Zigarette durch die trübe Luft des Kaffeehauses hinzog. Dann fragte er mit gesenkten Augen: „Was ist das für ein Plan, den Du vorhast? Ein Drama, sagst du?"

„Ein Drama." Helmut erzählte. Von der positiven, dithyrambischen Dichtung, der „Tempelweihe," die er ihm früher einmal gezeigt hätte, wäre nur noch der Kern, die tragende Idee übrig geblieben. Aber es würde Walter doch erfreuen zu hören, daß alles nunmehr in ein großes, menschliches Erlebnis umgesetzt wäre. Alles Philosophisch-Ästhetische wäre jetzt nicht mehr, wie damals, an sich und doktrinär gegeben, sondern aus einem Dichter, dem Helden des Dramas, gestaltet. Er dächte ihn sich als Schloßherrn oben am nordischen Meere. Als großen Künstler, der aller Ehren seiner Mitwelt teilhaftig und überdrüssig geworden wäre. Nicht durch Enttäuschung, auch nicht durch Weibertrug, nein, nein — es nagte an ihm, daß die Prophetengabe seines Geistes, die beste, die er fühlte, ungenützt verwelkte. Dies Dasein, das er geschildert hatte, wie kein anderer, war nicht sein ganzes Dasein, und diese Kunst, die so bewundert wurde, lebte, das wußte nur er, von einer größeren Kunst, die noch geschwiegen hatte, die stumm in seiner Seele lag, wie einsame Andacht im Dome. Sie galt es jetzt zur Sprache zu

bringen — noch einmal zu leben, noch einmal zu streben im Geiste dieser Kunst. So suchte er die Einsamkeit eines Schlosses auf, das er am hohen Meeresstrande aus den Trümmern einer alten Burgruine aufgebaut, so wie Böcklin sie malte. Nur seine Mutter begleitete ihn dorthin, und er verschwand plötzlich vor seinen Freunden, wie vor der Meute der Öffentlichkeit, die ihm sonst kläffend gefolgt wäre. Man fragte erst nach ihm, man suchte ihn vergeblich aufzuspüren, und als man dann drei Jahre nichts von ihm gehört hatte, begann man ihn zu vergessen und umschwärmte schlechtere Künstler. Er aber suchte dort oben am Meere mit allen Fibern seiner Seele zu gestalten, was gestaltlos war — die Träume seines Ideals, die Welt des Übermenschen, die er ahnte. Der Mitwelt in seiner Kunst den Spiegel vorzuhalten, das war bisher sein Bildnerstreben gewesen. Nun wollte er mehr — nun wollte er Alles. Hinweisen, zeigen die mögliche Welt der Schönheit, das dritte Reich der Versöhnung von Hellas und Nazareth, und wenn er es zeigen konnte, dichten konnte, dann war es auch wahr, und pilgern sollte die Menschheit zum Theater, das seine Dichtung darstellen würde, wie zur Kirche, die ihnen scheinbar mehr und in Wahrheit doch viel weniger gab. Doch vergebens suchte er den altgewohnten, altgehaßten Weg vom Kopfe zum Papier für dieses höchste Bekenntnis zu finden. Alles zerfloß ihm, was er so innig gefühlt, alles trug den Stempel „Vielleicht", was ihm bisher, wenn er aufs weite Meer hinaussah, als „gewiß" erschienen. Täglich stieg die verzehrende Sehnsucht, seine Dichtung aufzuschreiben, in ihm, und täglich auch übermannte ihn wieder die Angst, daß aus den holden Kinderzügen seiner Träume ein ekler Wechselbalg im wirklich Geschaffenen werden könnte. Etwas aus sich herauszustellen, was schon größer war als seines eigenen Geistes Maß, was außerhalb und fern von seinem Auge lebte, das schien ihm unmöglich, je wilder er es ersehnte. Doch plötzlich, in einer Frühlingsnacht, als das Meer draußen im süßen, schläfernden Schimmer des Mondes lag da wurde es stiller auch in ihm, und es gelang der Mutter, die empörte Seele ihres Sohnes sanft zu glätten, so wie der Mond jetzt draußen dem Meere tat. Ein tiefer, erquickender Schlummer kam dem Dichter wie aus Götterhänden, plötzlich, irgendwie, und zum erstenmal nach Jahren hatte er wieder einen reinen, großen und deutlichen Traum. Er träumte seine Dichtung, er vollendete sie jetzt, den Traum im Traume . . ."

Hier unterbrach sich Helmut plötzlich — ein quälender Hustenanfall, der aus seinem durch und durch erschütterten Körper kam, ließ ihn nicht weitersprechen. Mit heimlichem Entsetzen sah Walter rötliche Flecken in dem Taschentuch, das der Kranke vor den keuchenden Mund hielt.

„O dieser Kadaver . . . dieser Kadaver," stieß Helmut mühsam hervor. „Er läßt mich zu nichts mehr kommen . . . der Diabolus im linken Lungenflügel. Gott, o Gott . . . Nun war ich 'mal im Zuge . . . nun konnte ich 'mal . . . gestalten, weißt du, im Erzählen . . . weil ich dir erzählte . . . und nun heißt es wieder . . . verstumme . . . Rest ist . . . Schweigen. Ja . . . O wäre es doch erst aus . . ."

„So mußt du nicht sprechen, Helmut — was sind das für Worte — du hast dich jetzt nur überanstrengt — beruhige dich erst 'mal — wir haben noch Zeit genug, um später —"

„Nein . . . Nein, nein, lieber Walter . . . Die Zeit, die ist kein Trost für mich. Das ist solche rechte, geputzte Lüge . . . dies . . . Zeit haben! Nein! Ich möchte dir doch . . . ich möchte dir doch . . . vorausgesetzt nämlich, daß es dich interessiert, du guter Kerl . . . erzählen, weißt du . . . in kurzen Strichen noch darstellen . . . was ich mir denke. Es ist ja noch nichts ausgeführt — und wird wohl auch nichts mehr werden . . . aber du, ein Mensch, der dergleichen versteht . . . du bist doch mehr, als hundert Millionen Esel, die ein Buch kaufen . . . und nicht verstehen . . . du genügst mir als Publikum vollständig — betrachte alles, was ich dir sage, schon in zehnter Auflage gedruckt . . . ein enormer Erfolg . . . ja ja . . ich werde dich protegieren, armer Poete . . . . Also — was ich sagen wollte — — er träumt, wie gesagt, sein Werk — seinen eigenen Traum — und es ist das Reich des Übermenschen, in das er sich aus tausendjährigem Schlaf erwachend plötzlich versetzt sieht. Und — es ist viel herrlicher natürlich als alles, was er im Wachen hatte dichten wollen. Paradiesisch und die ganze Empirie dabei — verstehst du — der Mensch als seliges Geschöpf und weiser Schöpfer zugleich — die Schlange als Haustier so zu sagen — und kein Cherub, der den Menschen vertreibt aus *seinem* Garten, *seinem* Garten — verstehst du, Walter! . . . Er kann kaum hinsehen vor Entzücken . . . noch wird ihm nicht bewußt, daß er hier nur ein barbarischer Gast aus versunkenen Zeiten ist . . . denn die Menschen kommen ihm in göttlicher Liebe entgegen . . . seine geheimnisvolle Herkunft macht ihn teuer, aber nicht verdächtig . . . ein wunderbarer Alter, ein Patriarch im Purpur, von Söhnen und Enkelkindern umgeben, nimmt ihn auf, da er im Garten seines Landhauses erwacht ist . . . weißt du, die Landschaft ist so, wie im Frühlingstag von Böcklin, und —"

„Ich bitte dich, sprich jetzt nicht mehr, Helmut, du schadest dir," mahnte Walter. Doch vergebens. Mit großen Augen, die hinter glasigem Fieberschleier leuchteten, sprach Helmut weiter:

„Der Abend kommt . . . Ein Tanz . . . Mit nackten Füßen tanzen die Mädchen auf der Frühlingswiese . . . jeder fremde Jüngling, der des Weges kommt, nimmt teil daran, ohne seinen Namen zu nennen, wie ein Bruder . . . ja, es ist das, Walter, woran ich glaubte — was ich meinte damals, als ich das grüne Band gründete. Ein freies, holdes Miteinanderleben, Brüder, Schwestern, Geliebte, und die gemeinsame Sache . . . als gemeinsames Heiligtum, doch von jedem auf seine Weise gesehen und gehütet. Ich habe es nur im Traum gesehen . . . So auch mein Dichter . . . Zaghaft sieht er, in tiefster Erschütterung und Sehnsucht, dieses süße, vornehme Menschentum . . . sie winken ihm voll Liebe . . . sie ziehen ihn mit in ihren Reigen . . . und seine starren Füße können tanzen . . . Sie können tanzen, Walter! . . . Und er sieht im Reigen auch das Weib, das er erträumt hat . . . Ihm gegenüber wiegt sie sich in sieghafter Schönheit . . . nicht Eva mehr, das dumpfe Schicksal für den Mann, o nein, das goldene, ewig junge Muttertum der Mensch-

heit, schon im unberührten Mädchenkörper heilig sichtbar. Er küßt sie, als die Sonne am Himmel verglüht, und alle freuen sich daran . . . Sie gestehen sich ihre Liebe, und der Vater erfährt es wie andere Freunde . . . Dann erlebt er mit Maria das Leben, das sein Dichtertraum ersehnt hat . . . Er weiht das Heiligtum mit ein, in welchem der neue Mensch zu seinen Göttern betet, und Beethoven ist dort der höchste Gott . . . Vornehmheit und reine Kraft, Unschuld, tanzende Freude . . . dem Tode ein Blütenfest . . . und alles erlebt er! . . . Alles mit Maria! — — — Aber es kann nicht dauern . . . für ihn nicht dauern . . . auch nicht im Traum. Seine Unzulänglichkeit befällt ihn . . . tiefer und tiefer erniedrigt er sich selbst, je höher ihm sein Weib und seine Mitwelt scheint. Sie sucht ihn mit der Übermacht der Liebe aufrechtzuerhalten . . . an *sie* sich halten soll er . . . in ihrer Liebe leben . . . sich selbst zum Trotz . . . und es *gäbe* den Sprung für ihn, den er unmöglich findet, den Sprung aus seiner finsteren Zeit in die Sonnenhelle der Zukunft, welche ja nicht *ihr* Verdienst wäre. Er aber hört sie nicht — er jagt seiner Vergangenheit nach und flieht vor seinem Weibe. Er kann nicht mit den höheren Menschen leben, die er ersehnt hat, denn er langt ja nur mit bittenden Armen aus einem Abgrund zu leuchtenden Höhen empor. Dort oben, wohin ihn nur sein Traum geführt, ist seine Heimat nicht . . . und nicht die ist sein Weib, deren Dasein er nur träumte . . . Wahnsinn befällt ihn, schon will er aus Marias Armen fliehen und die einzige Sünde begehen, welche die neuen Menschen kennen, den Mord an sich selbst, die Zerstörung der schaffenden Gottheit — da — er will sich in einen Abgrund stürzen — da erwacht er — — in den Armen seiner Mutter — im Schloß am Meer — und draußen leuchtet es in der Frühsonne. Er fühlt sich wesenlos und todesmatt, aber genesen doch, das sieht die glückliche Alte . . . Sie fragt ihn: ‚Ludwig, wie siehst du nun das Leben an? Sieh doch draußen — die Sonne — das Meer!' . . . Und er erwidert . . . ‚wir wollen zu den Menschen zurückkehren, Mutter . . . und ich will als *Künstler* nur noch das Leben, das ich lebe, gestalten, doch als *Seher* nie vergessen, dorthinauf die Sinne der Menschen zu lenken, wo ich ein besseres Leben kenne, weil ich es *ahne*! Nicht im Himmel oder in irgend einem Jenseits — auf unserer Erde, wenn sie unsere Kindeskinder trägt . . . das ist es Mutter . . .' Ja, so ist es, Walter . . . *du* hast Recht, und *ich* habe Recht — wir können uns, glaube ich, die Hand geben."

„Wir können uns die Hand geben."

Sie sahen sich tief und lange in die Augen. Dann geleitete Walter den Freund nach Hause. Helmut mußte ihm versprechen, sich zu schonen, noch nicht an die Ausführung seines ungeheuren Planes zu gehen, und Helmut versprach alles, doch jedes Wort von ihm, das nicht an seine Dichtung streifte, klang jetzt tonlos und ohne rechtes Bewußtsein, so daß es Walter schließlich für besser hielt, in diese verwundete Seele, die im Tiefsten viel besser wußte, was ihr gut war, nicht mehr zu dringen. Er verließ ihn schließlich mit herzlichen und ermutigenden Dankesworten. Wirklich war ihm Helmuts Dichterberuf noch nie so deutlich geworden wie gerade jetzt durch den neuen Plan.

in welchem seine maßlose Phantasie bei aller Freiheit doch Gestalt gewinnen konnte. Er dachte noch lange darüber nach und teilte es abends seiner Mutter mit, deren schwärmerisches Wesen natürlich noch viel tiefer davon ergriffen wurde. Ihr verquickte sich freilich auch sofort das Mitgefühl für das Schicksal des Dichters mit dem für sein Werk, und ihr weiblicher Instinkt sah in Hertha Lisko allein den Dämon dieses hoffnungreichen Lebens. Walter widersprach ihr, doch ohne sie ganz in die Resultate seines Nachdenkens über all die seltsamen Schicksalsverschlingungen einzuweihen — er war jetzt selbst zu tief benommen von Ehrfurcht und Besorgnis.

Wie sehr die letztere berechtigt war, sollte sich schon am nächsten Morgen erweisen. Da kam ein Brief von der Wirtin Helmuts, der Witwe Busch, in welchem sie hastig mitteilte, daß ihr Zimmerherr, nachdem er gestern durchaus nicht hätte schlafen gehen wollen und noch stundenlang laut deklamiert hätte, in der Nacht von einem Blutsturz befallen worden und totkrank jetzt daniederläge. Nach kurzer Zeit war Walter bei Helmut. Er lag mit halbgeschlossenen Augen zuckend und röchelnd da und erkannte Walter nicht sogleich. Seine abgemagerten Hände tasteten auf der Bettdecke umher, und seine blutlosen Lippen zuckten immerfort in wirren, kaum verständlichen Traumworten. Durch eine plötzliche Bewegung, welche die kalte Marmorplatte des Nachttisches traf, erwachte jetzt Helmut und er setzte sich auf, indem er suchend umherblickte.

„Walter," flüsterte er mit einem Lächeln, das jenen im Innersten traf, „da bist du ja, Walter . . . Ich dachte es mir . . . O geh doch lieber . . . armer Walter . . . geh an deine Arbeit, hier ist nichts mehr zu machen."

Walter näherte sich ihm. „Warum denn?" fragte er ermutigend. „Jetzt bleibe ich bei dir. Halte dich nur ruhig — dann wird schon alles besser."

„Meinst du?" fragte der Kranke, indem er die Worte, die sein mühsamer Atem niederzwang, gewaltsam hervorstieß. „Besser? Was kann in diesem Leben noch besser werden?"

„Sprich jetzt nicht so viel, lieber Freund," sagte Walter, sich über ihn beugend. „Ich bin heute leider noch nicht zu deiner Unterhaltung da — das kommt erst später. Jetzt will ich nur bei dir wachen."

„Hm . . . Ich bitte dich, Walter — kann ich dir diktieren?"

„Diktieren? Was denn?"

„Mein Stück!"

„Aber Helmut — jetzt — das ist doch unmöglich! Später — wenn es dir besser geht — da stehe ich dir natürlich zur Verfügung."

„Ja, so ist es . . . Wenn es mir besser geht . . . Geh du nach Hause . . . arbeite . . . Oder nein: verlieb dich und verlob dich, Walter."

„Wie kommst du denn darauf?"

„Verlieb dich und verlob dich . . . Aber dann gib deine Kunst auf . . . Denn beides ist uns nicht gegeben . . . Glück und Kunst. Die Kunst ist ja das Glück! Hat Schopenhauer tauben Ohren gepredigt? Aber eines darfst du nicht vergessen, Walter: wenn du ein Künstler sein willst, geh in die Wüste. Sauge dich voll vom Trug der Welt und geh in die Wüste. Auch dort trifft

du den Satan vielleicht, der dich versuchen will und dich vernichtet. Auch dort. Auch dort. Wo ist man sicher?"

Walter antwortete nicht, um den zerstörenden Redestrom des Kranken dadurch aufzuhalten. Aber es gelang ihm nicht, im Gegenteil, erregter setzte sich Helmut im Bette auf und eiferte von neuem: „Du zweifelst wohl an meinen Worten? Ja, ringen kannst du mit dem Weibe, aber überwinden kannst du es nicht. Denn was ist Weib, und was ist Kunst, du Künstler? Du Mann auch? He? Ist's nicht dasselbe? War Hertha für mich nicht dasselbe? Verriet ich meine Kunst um sie? Verriet ich meine Männlichkeit um sie? Ich bin mir selber treu geblieben, und darum sterbe ich."

„Ich glaube, wir Künstler werden vom Schicksal betrogen," flüsterte Walter. „Von Anfang an."

„Betrogen!" Helmut warf sich in die Kissen zurück.

Da öffnete sich die Tür, und Mutter Basse, in ihrer treuen Besorgnis wie leibhaftige Mutterliebe wirkend, schob sich in das Zimmer. Sie war, wie Walter, von Helmuts Wirtin benachrichtigt worden, und nahte nun mit einem mächtigen Topf, in welchem sich die beste Milch befand, die sie hatte auftreiben können. „Das ist besser jetzt als alles," flüsterte sie und streichelte Helmut wie ein Kind. Er sah sie an — zum erstenmal sah ihn Walter wieder heiter lächeln. „Erlösung von Philosophen und Weibern und Teufeln," flüsterte er, Walter von der Seite anblickend. Dieser nickte und lächelte auch. Dann trank der Leidende mit tiefen Zügen das ganze Glas aus, das Frau Basse ihm reichte, indem sie ihm den Kopf im Kissen hielt wie einem Säugling. Nach wenigen Minuten schloß Helmut unter wunderlichen Flüsterworten wie: „Mir geht's doch gut — so ist das Leben — danke —" die ermatteten Augen zu wohltätigem Schlummer.

„Schlafen muß er, schlafen, nicht sich unterhalten — schlafen, schlafen," flüsterte Frau Basse der Wirtin und ihrer ängstlichen Tochter zu, die eben auf den Zehen eingetreten waren. „Das ist so gut für ihn . . . da kommt das Leben wieder. Armer Junge!"

Walter verließ die Frauen, um nach Hause zu fahren und seiner Mutter zu berichten. Nachmittags kehrte er dann zu Helmut zurück. Er fand ihn wach und ruhiger, aber um vieles matter als am Morgen. In seinen abgezehrten Händen hielt er ein Stückchen grüner Seide — es war ein zerknittertes Band.

„Hast du Hans Georg benachrichtigt?" fragte er, als Walter ihm die Hand reichte.

„Noch nicht — ich dachte — wozu ihn beunruhigen? Wenn's dir erst besser geht, kannst du ihm selber schreiben."

Die Sonne hatte allmählich ihre Tageskraft verloren, und die blutlosen Züge des Kranken wurden noch grauer und beschatteter als zuvor. „Du bist doch wunderlich," flüsterte er mit halb geschlossenen Augen. „Ihr alle seid so wunderliche Menschen . . . Ich weiß ja Bescheid . . . Ihr braucht mir nichts mehr zu verhüllen . . . Stört mir nicht die höchste Feier meines Lebens. Denn der Tod — ach, Walter — wie ein keuscher Junge ein schönes

Mädchen — so erwarte ich ihn. Voll Inbrunst, voll Entzücken. Etwas Wirrnis habe ich gehabt — etwas Schönheit — Freundesliebe — Mutterliebe von einer Fremden — — was will man mehr? Mein Werk — das sage ich dir im Vertrauen, Walter — mein Werk hätte doch einen anderen Dichter gebraucht. Siehst du, so muß man verzichten können . . . Nicht irgend einer Schwachheit zuliebe — der Kraft, der Größe, der Kunst zuliebe. Freund! Bruder! Ich schenke dir den Stoff! Schenke du meinen Manen das Werk dafür! Dann bin ich ganz zufrieden. Denn du wirst leben . . ."

„Aber ich weiß noch nicht wie," flüsterte Walter, der mit dunklen Augen vor sich hinstarrte. Draußen läuteten fern und verklingend die Abendglocken einer Kirche. Helmut hörte weder die feierlichen Töne mehr noch hatte er Walters Einwurf eben vernommen.

„Und sage ihr," sprach er mit erlöschender Stimme weiter, „sage ihr — daß ich sie geliebt habe — — bis zuletzt. Ja, schwöre mir, Walter, daß du es ihr sagst. Ich habe sie geliebt, und dir verdanke ich, daß ich sie schließlich freigesprochen habe. Denn das, was sie war, und was sie hätte werden können — das war doch göttlich, und da danke ich ihr doch — mein Leben . . . Walter — — grüße mir Hertha . . . Ich will Fanny grüßen."

Walter nickte und hielt seine Hand fest. Noch stundenlang. Die Dämmerung kam, und leise, beruhigt fast, durchtönte das Röcheln des Kranken die tiefe Stille. Am Abend starb er.

Conrad Ferdinand Meyer.

In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer.

IX.

Am Winterabend, wenn der letzte rote Schimmer an den waldigen Höhenzügen aufgestiegen und verglommen ist; wenn auch die Habsburg, die auf ihrem ragenden Hügel mir von jenseits der Aare in die Fenster schaut und immer einen allerletzten schönen Tagesblick empfängt, in der Dämmerung verschwindet; wenn dann der Mond in scharfem Umriß heller und immer heller hervortritt, während tiefblaue, durchsichtige Nacht das schneebedeckte Tal füllt: dann kommen ungerufen die alten, lieben Erinnerungen vergangener Tage.

Während ich die Lampe in meinem mit verschiedenen Holzarten getäfelten Wohnzimmer auf den Tisch setze, tragen mich die Gedanken in einen ähnlichen Raum zurück, den ich einst mit meinem Bruder bewohnt habe. Zurück in ein altertümlich getäfeltes Stübchen am Zürchersee, zurück in unsere Winterabende des Jahres 1871, in das darauf folgende blühende Frühjahr, in die Entstehungszeit von „Huttens letzten Tagen".

Dort im alten Seehof zu Küsnach hatten wir eine geräumige, stille Wohnung gemietet, die uns durch ihre Lage wie durch die Einteilung und Tagesbeleuchtung der hohen Zimmer stark an die Räume des urgroßväterlichen Hauses in Zürich gemahnte.

Kein Wunder! Denn die beiden Häuser hatten einen und denselben Erbauer, der Oberst Lochmann geheißen und, von Zürcherischer Herkunft, zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges im Dienste der Krone Frankreichs gestanden haben soll. Sie hatten beide dieselbe langgestreckte Bauart, standen beide am Ufer, ihre schmale Giebelseite mit den Luxuszimmern des hohen einzigen Stockwerkes den blauen Seefluten zugewandt. Das Landhaus in Küsnach, wohl das ältere der beiden — denn es trug auf dem steinernen Türbogen der in den Garten führenden Hauptpforte die Jahreszahl 1606 — hatte den Vorzug, daß ihm der volle Ausblick auf die silbern glänzende Seebreite mit ihren zarten Farbenübergängen und stets wechselnden Stimmungen und auf das schöne jenseitige Ufer unverkürzt und unbegrenzt bewahrt geblieben war.

Dabei freilich hatte es unter einer Reihe verschiedener Besitzer und Bewohner andere Verluste erlitten. Sein altertümlicher Skulpturenschmuck in Holz und Stein war im Laufe der Jahrhunderte teilweise verschwunden. Die Zier seiner goldgepreßten Ledertapeten hatte die Zeit geschwärzt, oder sie waren zerrissen worden.

Das alte Haus war, vom See her gesehen, wie versunken in das dichte Grün ländlicher Obstgärten. Überall durchschnitten schmale, mit Fruchtbäumen gesäumte Wiesenpfade das Gelände, von dem es umgeben war. Seine Außenseite hatte auf jeden herrschaftlichen Anspruch verzichtet. Nur die drei außergewöhnlich hohen und breiten, dem See zugewandten Fenster des Mittelstockes fielen auf, zumal abends, wenn das mittlere der drei, hell erleuchtet, seinen Schein wie den kräftigen Glanz eines Sternes auf die nächtlichen Fluten hinauswarf.

Die Fenster links und rechts waren die der zwei großen nach Ost und West gerichteten Eckzimmer meines Bruders. Das helle Fenster in der Mitte aber bildete den Abschluß des langen, mit rötlichen Steinplatten belegten Korridors, der, einem Klostergange nicht unähnlich, die beiden Zimmerreihen teilte, und über den mein Bruder im Winter oder bei Regenwetter abends, seine Zigarre rauchend, auf- und niederzugehen pflegte. Er hatte eine Vorliebe für Hängelampen und mochte es gerne, daß unsere größte und hellste, in der Mitte des Ganges in Messingketten von der Decke herabhangend, seine Schritte beleuchtete. Er befahl, daß man sie frühzeitig anzünde, auch wenn er nicht zu Hause sei, damit ihr Schein ihn schon von ferne grüße. Er sah das bekannte Licht durch das Südfenster des Ganges, wenn er, auf dem Dampfboote von einem Ausfluge zurückkommend, sich auf dem Verdeck zum Aussteigen anschickte; durch das Nordfenster, wenn er vom Dorfe her durch schmale, seewärts führende Seitenwege zwischen Wiesen und Feldern seiner Wohnung zuschritt.

Gegen Norden lagen neben diesem Wandelgange links unser Eßzimmer mit der beschränkteren Aussicht auf Gärten und Äcker, Dorf und Kirche, rechts ein altertümliches Wohnstübchen, meines Bruders Lieblingsecke, wo er mir abends das Beste dessen, was ihn gerade beschäftigte, vorlas.

Es war mit uraltem, glänzendem Nußbaumholz getäfelt und trug in geschnitztem Gesims und reizenden Fruchtgehängen noch viele Spuren stilvoller Schönheit. An der einen langen Wand stützten zierliche Säulchen einen geschmackvollen Fries und teilten die breite Fläche in schöne, schmale Felder. Die scharfe, rechtwinklige Ecke zwischen den beiden Fensterreihen war durch wohlerhaltenes Getäfel voll anmutigen Schnitzwerks abgeschnitten und verborgen. An dieser schmalen Querwand stand mein kleiner Schreibtisch, über dem ein von Paul Deschwanden gemaltes Lieblingsbild unserer Mutter hing.

An dieses Pult rief mich in jenen glücklichen Frühlingsmonaten mein Bruder ein- oder zweimal am Vormittage: „Komm, nimm ein Blatt und fixiere mir schnell ein paar eben entstandene Hutten-Verse!“

Selten hatte er sie selbst schon aufgezeichnet. Die Stimmungsbilder gestalteten sich, während er, seine Verse mit leiser Stimme singend, in seinem

Zimmer mit der Aussicht auf Huttens See und die Schneegebirge auf- und niederging.

Im Winter aber stellten wir abends die Lampe auf den ovalen Tisch in der warmen Ecke des braunen Wohnstübchens. Dort trat ein alter Kachelofen von eigentümlicher Bauart mit breiten Seitenwänden und schmaler Vorderseite weit in den Raum hinaus. Er mochte im Verlaufe der Zeit bei verschiedenen Änderungen an Höhe und Schmuck eingebüßt haben. Die noch vorhandenen, dem Berufe des Erbauer- gemäß mit kriegerischen Emblemen, Schild und Schwert, Helm und Lorbeer, bemalten, in die Höhe strebenden Pfeiler der Fronte ließen auf einen früheren, dem Stile des Gemaches entsprechenden turmähnlichen Aufsatz schließen, von dem nichts mehr zu sehen war. Die in violetten, braunen und gelben Schattierungen auf bläulichen Grund gezeichneten Bilder auf den dicken Kacheln zeigten Risse und Flicke. Sie stellten alte Schlachten vor: Zweikämpfe im Vordergrund und ihnen zuschauend geharnischte Kriegerscharen, deren Helmreihen und Spieße durch perspektivisch nach dem Mittelpunkte sich verlierende Zickzacklinien angedeutet waren. Die Führer dieser Heere waren es wohl, deren Heldengestalten, in größerem Maßstabe mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, einer über dem andern stehend, die beiden Pfeiler der Vorderseite zierten. So war es nicht nur das ehrwürdige Alter unseres Ofens, das Achtung gebot, sondern auch ein gewisser Anspruch auf historische Weltanschauung, den er erhob. Fragwürdig war die Zusammenstellung der auf den Pfeilern in schwungvoller Haltung und in gleichmäßiger antiker Kriegertracht prangenden Heldenkönige. Es waren ihrer im Anfang wohl mehrere gewesen, und der allmähliche Ruin des alten Heizwerkes hatte ihre Reihe mit der Laune des Zufalls gemindert. Laut der gemalten Schnörkelschrift zu ihren Füßen standen vor unserem Blicke: Alexander der Große, König David und Carolus Magnus. Der letzte Name ließ sich nicht mehr entziffern — so ist uns der vierte eine ungenannte Größe geblieben.

Am Winterabend, wenn stiller Schnee die Felder deckte, mußte dieser alte Kachelbau noch einmal mit Brennmaterial gefüllt und die Glut mit langen, kräftigen Stößen geschürt werden. Ich saß dann mit der Arbeit bei der Lampe und wartete auf meinen Bruder, dessen regelmäßigen Schritt ich draußen auf dem hellen Gange auf und nieder wandern hörte.

Noch war der Tageslauf nicht zu Ende. Noch einmal erscholl über die Schneefläche gedämpftes Hundegebell. Es kam noch der „Bote", der damals jeden Morgen mit seinem blechgedeckten Handkarren, den ihm ein großer Hund ziehen half, die an der Seestraße liegenden Ortschaften und Landhäuser alle bedienend, nach Zürich ging und mit den vielen Botschaften, die er pünktlich in wenig Worten besorgte, wieder heimkehrte. Der mit Einkäufen, Büchern, Zeitschriften und sonst allerlei Erwünschtem und Notwendigem Beladene war überall, wo er täglich zur gleichen späten Stunde verkehrte, ein willkommener, oft ungeduldig erwarteter Mann.

Da kam er. Man hörte den straffen Tritt auf der vom Flur heraufführenden Holztreppe, dann die kleine Schelle der Gangtüre. Schon empfing

ihn mein Bruder und ließ ihn beim Scheine der Hängelampe ausrichten und auspacken, was er ihm brachte. Noch ein paar prüfende Blicke auf das Angelangte, dann flog die ausgerauchte Zigarre in den Aschenbecher auf dem Wandtische, und mein Bruder wanderte seinem Arbeitszimmer zu, aber nur, um einen Augenblick später mit seinem Band „Ranke" in der Hand wieder ins braune Wohnstübchen zu treten. Dann rückte er sich seinen Lehnstuhl bequem zur Lampe und begann vorzulesen.

Damals war es das Zeitalter der Reformation, in das uns die übersichtliche, klar auseinanderlegende und doch wieder unter hohe Gesichtspunkte zusammenfassende Darstellung des großen Historikers versetzte. Sie fesselte uns derart durch ihren ernsten künstlerischen Reiz, daß es meinem Bruder oft schwer wurde, das Buch zu schließen.

Eins aber haftet besonders in meiner Erinnerung. Da, wo Ranke von den Aussichten der bevorstehenden Kaiserwahl nach dem Tode Maximilians I. und von den die deutschen Kurfürsten dabei beeinflussenden Beweggründen und Interessen redet und andeutet, die Möglichkeiten hätten eine Zeitlang so geschwankt, daß es den Anschein gewann, es könnte die Kaiserkrone Friedrich dem Weisen, dem Kurfürsten von Sachsen, angeboten werden — da verstummte mein Bruder, legte das offene Buch auf den Tisch und lehnte sich, von Gedanken übermannt, sinnend in seinem Stuhle zurück.

„Was hätte das Großes werden können!" rief er aus. „Ein deutscher Kaiser wie der Kurfürst Friedrich! . . . Ein Kaiserreich, geeinigt durch eine geistdurchdrungene kirchliche Reform deutscher Art! . . . Ohne Glaubenskriege, ohne blutige Kämpfe vereinigt in Macht und Herrlichkeit!"

Er schaute ganz ergriffen in diese Zukunftsferne, die sich doch nur einen Augenblick vor bald vier Jahrhunderten geöffnet hatte.

Sicher ist, daß für ihn die hervorragenden Träger deutschen Wesens, die seiner Seele bekanntesten Helden germanischen Stammes der Reformationszeit angehörten. Sei es Rankes Einfluß, sei es das Gefühl des Schweizers, der sein Vaterland zur Zeit der Reformation größer und durch seine Reformatoren mächtiger in die Weltgeschichte eingreifen sah als in jedem Jahrhundert vorher oder nachher, sei es ein anderes Element knapp geschlossener, schweizerischer Natur und nüchterner Artung: gewiß ist, daß ihm die Reformatoren und die deutschen Fürsten ihres Jahrhunderts persönlich näher und in klareren Zügen vor ihm standen als das früher ihn unwiderstehlich anziehende, mit romantischem Zauber umwobene deutsche Kaisertum des Mittelalters.

Er stand in der Geschichte der Reformation auf festem heimatlichem Boden. Denn neben der großen Gestalt Luthers, neben den deutschen Fürsten und Reformatoren gehörten auch Zwingli und dessen milderer Gesinnungsgenosse, der Komtur Schmid in Küsnach, der mit dem Freunde in der Schlacht bei Kappel fiel, zu seinen Lieblingsgestalten, ich könnte sagen: zu seinem vertrautesten geistigen Umgange.

So kam es, daß nun, da das Deutsche Reich in Tat und Wahrheit nach schweren Kämpfen mit großer Gewalt der Waffen auferstand, C. F. Meyer als ein reifer Mann in freudiger Begeisterung seinen „Hutten" dichtete und

nicht seinen Jugendträumen von der poetischen Verherrlichung der Hohenstaufenzeit Gestalt gab. Sein „Otto III.", sein „Konradin", sein „Kaiser Heinrich IV.", sein „Friedrich II.", die Traumgefährten seiner langen Abgeschlossenheit, traten in den Hintergrund seiner Gedankenwelt zurück. Schwebten sie mahnend und erinnernd wieder heran, so verwies er sie auf eine letzte, ganz ausgereifte und beschauliche Lebensperiode, die er sich vorbehalten glaubte.

Conrad Ferdinand Meyers Jugendgedanken über seine Hohenstaufenpläne hat er selber, schöner als ich es irgend vermöchte, in seinem „Münster" ausgesprochen. Der sterbende Baumeister erzählt seinem Sohne, wie ihn einst der Rat der Vaterstadt mit dem Bau des Domes betraute:

. . . „Laß, junger Meister, frommen,
Was du erwandert hast. Wohlan!
Entwirf uns eines Münsters Plan."

Da saß ich auf in langen Nächten,
Zur Linken standen mir und Rechten
Der Christ mit seiner Märt'rerschar,
Die Kaiser mit den Kronen gar,
Viel reine Frau'n und Helden gut,
Die nahmen mich in Zucht und Hut.
Wollt' ich in schwelgendes Verzieren,
In üppig Blattwerk mich verlieren,
Und opfert's nicht mit keuschem Sinn
Dem Ganzen streng ich zu Gewinn,
Gleich schlug ein altes Heldenbild
Erzürnt an seinen eh'rnen Schild,
Den Finger hob, das Haupt von Licht
Umrahmt, ein Heil'ger: Tändle nicht!
Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das ist ein Werk und ist kein Spiel! . . .

Nach vollendeter Reife des Dichters wäre indessen aus diesem mit den Jahren in seiner Seele sich umgestaltenden Hohenstaufenplane, um im Bilde zu bleiben, kein nordisch-gotischer Dom geworden, der breite Steinmassen in säulenreichen Schiffen und Kapellen in lichte Höhen emporhebt, sondern in gewachsener Erkenntnis des eigenen Künstlerberufes, der eigenen Kraft und Aufgabe, wohl ein schlanker Aufbau in der Art des Campanile von Giotto mit wenigen hohen Motiven in reinen Linien aufstrebend, aber zugleich des belebtesten allegorischen Schmuckes in plastischen Gruppen und in den edelsten, fein ausgeführten Marmorreliefs nicht ermangelnd — ein über dem Gedränge des Tages schwebendes stilles Leuchten.

Im Jahre 1871 jedoch, im Seehof zu Küsnach, handelte es sich nicht um diesen fernen Abschluß. Aus dem durch das Feuer der Kriegsjahre in Glut und Fluß gebrachten spröden Metall seiner poetischen Anlage formte sich C. F. Meyers Erstling: „Huttens letzte Tage".

Dieser Erstling erwuchs in jenen geistig bewegten Tagen übrigens nicht wie C. F. Meyers spätere Werke, nach der festen Zeichnung eines vorbedachten Planes, sondern in der freudigen Schaffenslust des Augenblicks aus lauter wie von selbst entstehenden Stimmungsbildern. Es lag ihnen von früher her

nur ein altes Gedicht: „Der sterbende Hutten", zu Grunde, das mein Bruder für zu unfertig hielt, um es in die „Romanzen und Bilder" aufzunehmen, und überhaupt nicht als druckfähig ansah.

Jeder Morgen brachte damals ein neues Gedicht. Schöne Zeit! Allwöchentlich mindestens einmal las Meyer seine Verse den Freunden zu Mariafeld vor, wo Frau Eliza Wille die etwas ungelenken Gäste mit liebevollem Entgegenkommen empfing und den Dichter durch die lebendigste Teilnahme ermutigte, während der geistvolle Dr. François Wille, der einst in schwierigen politischen Verhältnissen selbst ein tapferer Journalist gewesen war und den Ritter Hutten gern den ersten Journalisten nannte, Stachel und Sporn in freundschaftlicher Kritik nicht schonte.

Mehr als ein kleines Stimmungsgedicht, das damals entstand, wie der einem von Dr. Wille erwähnten alten thüringischen Schmiedebrauch seine Entstehung verdankende „Deutsche Schmied", erschien in deutschen Blättern. Der dritte Schlag dieses Schmiedespruchs gilt der deutschen Kaiserkrone:

. . . schmiede du die Treu'
Und unsre alte Kaiserkrone neu

Erst in einer späteren Auflage hat C. F. Meyer diese Verse in „Huttens letzte Tage" eingereiht statt eines „Das Gewitter" überschriebenen Stimmungsbildes. Da blickte der kranke Hutten in die hinter Purpurwolken versinkende Sonne. Ihre letzten emporschießenden Strahlen bilden eine leuchtende Krone. „Möchte das glänzende Bild die aus Blut aufsteigende deutsche Krone vorbedeuten!" fleht der Einsame.

Verleih uns, Herr, ein evangelisch Haupt,
Von unsrer alten Kaiserzier umlaubt!

Welf, Wittelsbacher, Zollern gilt uns gleich,
Kommt er ein Retter nur dem Deutschen Reich.

Meyer hat später diese nachträgliche Prophezeiung künstlerisch als zu leicht erfunden und ausgemerzt. Er zürnt mir nicht, wenn ich heute verrate, daß er, die Verse vor sich her singend, die Kaiserkrone seiner Jugend vor sich sah; denn sie lauteten zuerst:

Sei Stauf er oder Zollern, gilt uns gleich,

als ob es keinen Dritten gäbe! Er vergaß seinen Hutten, dem er sie in den Mund legte, in der Begeisterung des Moments und auch sich selber, der er doch jederzeit ein Schweizer war und seinem republikanischen Vaterlande in warmer Liebe angehörte.

X.

Es war am Comer- oder Langensee,
Auf lichter Tiefe trug das Boot mich hin
Entgegen meinem ew'gen stillen Schnee . . .

Anfangs Juni 1858 strebte C. F. Meyer nach seiner Romfahrt, überwältigt von einer Fülle schönheitsreicher, großer Eindrücke und Gedanken, über den Langensee den kühlen Bergen der schweizerischen Heimat zu. Er war des täglich heißer aufsteigenden goldenen Sonnenglanzes müde und ließ sich,

nachdem er in Arona das Dampfboot bestiegen hatte, über die Flut nach Magadino tragen, ohne nur die Borromäischen Inseln zu betreten, die wie ein geträumtes Paradies an ihm vorüberglitten.

Dann führte ihn der am Nordende des Sees bereitstehende Postwagen nach Bellinzona und in der Nacht bergwärts auf die St. Gotthardstraße. Das Morgenlicht fiel auf zwei rechts und links sie einfassende hohe Schneemauern, zwischen denen die schwere, gelbe Diligence zum Hospiz gelangte. Von hier rollte sie abwärts längs der brausenden Reuß. Das Abendlicht sahen die Reisenden als rotglühenden Widerschein auf den Schneefeldern des Urirotstocks, als sie in wunderbarer Kühle über die tiefen, grünbeschatteten Fluten des Urnersees von Flüelen nach Luzern fuhren.

Daheim! Wie gut ruhte es sich aus in der behaglichen Herberge am Seegestade! Langsam und wie verhüllt durch die feuchtere Luft drang frühmorgens das Gespräch der Schiffer, die ihre Fahrzeuge rüsteten, zu den offenen Fenstern des Gasthofes herauf. Duftig und rein leuchteten die Bergspitzen. Der Dichter konnte dem Drange der Heimatluft nicht widerstehen, er machte sich mit der Schwester auf nach dem Rigi, um von der Höhe ringsum das liebe Land zu schauen und zu grüßen.

Er überschritt von dem Tage an kaum für längere Zeit mehr die Grenzen seiner schweizerischen Heimat, bis er vierzehn Jahre später noch einmal mit unvergleichbar vertieftem und geläutertem Kunstverständnis einen ganzen Winter in Venedig verlebte, der ebenso reich an freudiger Arbeit war wie an ruhigem Genusse.

Es ist bezeichnend für C. F. Meyer, daß er niemals nach Rom und Florenz zurückkehrte. Die mächtigen Eindrücke, die er dort empfangen hatte, versanken in die Tiefe seiner Seele und wurden immer mehr sein Eigentum. Sie verwandelten sich in sein eigen Fleisch und Blut, und statt sich zu verwischen, bekamen seine Erinnerungsbilder in der Spiegelung seiner Phantasie, je mehr sie zeitlich in die Ferne gerückt wurden, um so mehr Klarheit und Harmonie.

Die langsame und vollständige Änderung seiner Arbeitsziele und seiner Arbeitsweise, die, soviel ich sehe, noch von keinem Beurteiler des Dichters erörtert worden ist, begann in Rom, als C. F. Meyer die „große Kunst", wie er sie nannte, die Kunst eines Michel Angelo Buonarotti, in Architektur, Skulptur und Malerei leibhaft vor sich sah. Fortan war er ein Glücklicher. Er war es trotz aller in ihm und außer ihm vorhandenen Bande und Hindernisse, weil er ein großes künstlerisches Ziel hatte, weil eine bestimmte Laufbahn unendlichen Ringens und Strebens sich vor ihm öffnete.

Die erste Wirkung, mit der die „große Kunst" in Rom auf seine zart organisierte Natur eindrang, war für sein Scharfgefühl eine Übergewalt. Er sträubte sich wohl anfangs dagegen, wie gegen alles mächtig und fremdartig über ihn Kommende, fast wie gegen einen Schmerz. Er erlitt ihre großen Eindrücke und schwieg. Ich erinnere mich nicht, daß er je einem gewaltigen Eindruck, solange dieser auf ihn einstürmte oder auf ihm lastete, in einem

Gedichte vollen poetischen Ausdruck gegeben hätte. Versuchte er es dennoch einmal, so fand er später diese mageren „Skizzen" unzulänglich oder schwächlich und verbrannte sie. Der darin fixierte Gedanke aber blieb in seiner Seele haften, um dann nach Jahren als ein ganz individuelles Gebilde voller Kraft und Schönheit wieder ans Licht zu treten, derart umgestaltet, daß nur dem Wissenden der erste Ursprung erkennbar ist.

Wie aber geschah diese innerlichste Künstlerarbeit? Darf ich mir getrauen, meiner Erinnerung an dies geheime Wirken Worte zu geben?

Mein Bruder sehnte sich von jeher, so zu dichten, daß durch sein Wort nicht Gedanken ausgedrückt, sondern handelnde Gestalten geschaffen würden. „Jeder Gedanke muß seinen schönen Leib haben," meinte er. „Nur keine grauen Theorien. In der Poesie muß alles in Schönheit eingetaucht sein."

Allem, was er in seiner drangvollen Jugend entwarf, mangelte nun gerade der durchgebildete Leib, das was er später „körperliche Schwere" nannte. In der Luft schwebende unbestimmte Schemen nur schufen seine ungeduldigen Versuche. Später geriet er, die Festigung seiner Gedanken suchend, ins Moralisieren. „Das ist wuchtiger, aber es ist noch nicht schön; es ist keine wahre Poesie," sagte er mit Recht. — Nun suchte er leichtere Formen, individuelleren lyrischen Ausdruck und gelangte dabei auf liebliche Pfade, die ihn wieder nicht zum erstrebten Ziele führten. Es entstanden zarte Stimmungsbilder, die ihm als zu dünn, zu gedankenhaft blaß seinem eigensten Wesen nicht zu entsprechen schienen. War denn keine Erlösung aus diesem geschlossenen Kreise? Er sah keine und verlor den Mut.

Nun kam er nach Rom und sah die Sistina Michel Angelos. Diese Kunst traf ihn wie ein Lichtblitz. Buonarotti erschien ihm in seinen Schöpfungen als der größte Poet. Hier stand vor seinem Blicke, was er immer gesucht hatte: gewaltige Verkörperung großer Gedanken. Nicht daß er je daran gedacht hätte, es diesem kühnsten der Meister Italiens nachzutun oder sich auch nur von ferne für eine ähnliche Künstlernatur zu halten! Das war diesem gigantischen Menschen gegenüber ganz undenkbar. Aber es offenbarte sich ihm in Michel Angelo wie nie zuvor das große Geheimnis der schöpferischen Kunst. Bisher hatte er gesucht, die seine Phantasie fesselnden Dinge liebevoll abzuschreiben und sie mit seinem eigenen, noch erfahrungslosen Gedankeninhalt zu beleben. Er hatte sie nach eigenem Gutdünken idealisiert, das heißt ein wenig ins Schöne oder ins Häßliche übertrieben. Von nun an anders. Er wollte jetzt in den Sinn und Gehalt der Dinge eindringen, ihn in sich aufnehmen, bis er in seiner Seele lebendig würde, in sein eigenes Wesen überginge. Er wollte in die Tiefe der Dinge eingehen, in die Stimmung der Natur, in das Herz der Menschen, in den Gedanken ihrer Taten. Er wollte selbst darin leben. Das Bild, das er so gewonnen, wollte er in sich ausgestalten, nicht ruhen, bis es klar und individuell vor seinem inneren Blicke stehe, und ihm dann erst als Künstler seinen wahren, neuen Körper geben. Die Flamme seiner Seele sollte übergehen in sein Gebilde. Das nannte er „ringen mit seinem Stoffe". — In der Poesie muß jeder Gedanke sich als

sichtbare Gestalt bewegen. Es darf kein Raisonnement, nichts gedankenhaft Beschreibendes als unaufgelöster Rest übrig bleiben. Es muß alles Bewegung sein und Schönheit!" sagte er mir oft.

Dieses Gesetz seines Künstlergewissens erklärt die späteren Umwandlungen seiner Gedichte. Es konnte vorkommen, daß der Dichter einen alten Entwurf zum zweiten und dritten Male einer fruchtlosen Neugestaltung unterzog. „Ich habe den Stoff noch einmal in den Schmelztiegel geworfen. Er muß weiter glühen. Heute läßt er sich nicht schmieden. Ich nehme diesmal einen anderen, weniger spröden," so drückte er sich darüber aus. Er tat es ohne jede Entmutigung, weil er, seit er in Italien die „große Kunst" mit Augen gesehen, seiner poetischen Ziele sicher war.

Dazu kam der Einfluß Jakob Burckhardts. Kann ich es Einfluß nennen? Der Dichter suchte sich nach seiner Rückkehr von Rom über die Gewalten, denen er dort anheimgefallen war, klar zu werden. Er griff nach den Schriften seines Baslerischen Landsmannes und fand in dieser kongenialen Natur den Wegweiser, dessen er bedurfte. Burckhardts Tatsächlichkeit war es, die ihn im gegebenen Momente unmittelbar in das Leben der Renaissance hineinversetzte, um nicht zu sagen hineinwarf.

Da es eine zu schwere Aufgabe für mich ist, das dichterische Schaffen und Umgestalten, das meines Bruders Lebensarbeit und zugleich seines Daseins stete Freude wurde, mit Worten, die nicht die seinigen sind, zu beschreiben, so muß ich ihn selbst reden lassen.

An den letzten Mondscheinabenden, die er in Rom vor seiner Abreise verlebte, wanderte er noch allein an die Stätten, die ihm besonders lieb geworden waren, und deren Eindruck er bewahren wollte.

Mit schriftlichen Zeichen festgehalten hat er nur zwei dieser Eindrücke: den „schönen Brunnen" der Villa Borghese und einen Abschiedsblick vom Ponte Sisto auf den „heiligen Tiber", den er mit der Überschrift „Römische Mondnacht" in die „Romanzen und Bilder" aufnahm. Die kleinen Gedichte las er mir in Rom vor. Mehr Eigenes auszusprechen war ihm damals unter der Wucht der römischen Eindrücke nicht möglich. Diese „Römische Mondnacht" blieb unter seinen Entwürfen in ihrer ursprünglichen Form liegen. Als er viele Jahre später seine lyrischen Gedichte sammeln wollte, rührte er an das Blatt, das ihm bleich und gedankenhaft erschien; er versuchte, es mit etwas römischem Abendgold, das er auf St. Peters Dom fallen ließ, zu färben, und sagte zum Schluß:

Den Ernst des Lebens nehm ich mit mir fort:
Den Sinn des Großen raubt mir keiner mehr:
Ich nehme der Gedanken reichen Hort
Nun über Land und Meer.

Doch er fühlte, daß er das eben nicht sagen, sondern durch die dichterische Tat zeigen sollte. So sah er den Versuch, das kleine Gedicht zu ändern, als einen mißglückten an und nahm es in seiner ersten römischen Form unter die „Romanzen und Bilder" auf:

Römische Mondnacht.

Ein feierliches Mondenlicht ergießt
Sich auf das schlummernde, das ew'ge Rom,
Kein Laut, und unter stillen Brücken fließt
Des heil'gen Tibers unerschöpfter Strom.
Was sich erbaute sein Gestad entlang
Und was zerfällt in Trümmer voller Pracht,
Verwächst in ruhigem Zusammenhang
Zu einer ernsten, friedevollen Macht.

Wie Wellen schweben Ungemach und Glück
Vorüber, keine gleitet mehr allein,
Verschüchtert tritt das laute Heut zurück
In seiner Schwestern leise zieh'nde Reih'n;
Die Stunde schämt sich ihrer Ungeduld,
Wo still Jahrtausend an Jahrtausend ruht,
Und es versinkt des Tages Hast und Schuld
In eines großen Lebens stete Flut.

Nun vergingen dem Dichter Jahre des stillen Umganges mit den schaffenden Geistern der Renaissance. Die in Rom empfangenen Eindrücke begannen jetzt, in seiner Seele selbständig wachsend, sich zu beleben. Der stille, schöne Winter in Venedig sah den Dichter täglich in der Akademie oder in den Kirchen und an anderen Stätten, die den farbenleuchtenden Schmuck der großen venetianischen Malerschule der Renaissance in sich bergen. Er schrieb damals an seinen geliebten alten Freund, Professor Louis Vulliemin: „Ich lerne hier unendlich viel auf Schritt und Tritt." — Tizians zugleich große und feine Auffassung der Individualität in seinen Bildnissen zeigte ihm, wie historische Persönlichkeiten darzustellen seien. Die großen Szenenbilder der venetianischen Schule gaben ihm Licht für die Komposition figurenreicher Bilder in großem Stile. Er wuchs in das Verständnis dieser schönen, breiten Ausgestaltung einer edeln Gedankenwelt wie von selbst hinein.

Die Verkörperung des Geistes, die den Dichter in Michel Angelos Werken als Größtes erfaßt, ihm aber unerreichbar geschienen hatte, wurde ihm durch die einfache, befriedigte Ruhe in den Schöpfungen Tizians so nahe gebracht, daß sie ihn zu ähnlicher Auffassung und Verarbeitung seiner historischen Stoffe auf dem Gebiete der Dichtkunst mächtig reizte.

In dieser Weise bildet der Winter in Venedig den Ausgangspunkt für alle spätere Arbeit C. F. Meyers. Er bot ihm die Maßstäbe, zu denen er fortan immer wieder bei der Umarbeitung seiner alten Entwürfe zurückkehrte und an denen er seine neuen Kompositionen prüfte.

Als ihm nun beim Zusammenstellen seiner Gedichtsammlung nach Jahren die blasse „Römische Mondnacht" in ihren Gedankenreflexen wieder in die Hände fiel und der Eindruck, unter dem sie entstanden, größer und mächtiger in ihm auflebte, schnitt er sie unbedenklich mitten entzwei. Die Gedanken darin wurden zu Personen. Die in den beiden Strophen nebeneinanderfließenden Stoffe wurden getrennt und jeder kraftvoll in einem besonderen Gedicht entfaltet und individualisiert. Es entstanden daraus: „Auf Ponte Sisto" und „Chor der Toten".

Auf Ponte Sisto.

Süß ist das Dunkel nach Gluten des Tags! Auf dämmernder Brücke
Schau ich die Ufer entlang dieser unsterblichen Stadt.
Burgen und Tempel verwachsen zu einer gewaltigen Sage!
Unter mir hütet der Strom manchen verschollenen Hort.
Dort in der Flut eines Nachens Gespenst! . . . Ist's ein flüchtiger Kaiser?
Ist es der „Jakob vom Kahn", der Buonarotti geführt?
Gellend erhebt sich Gesang in dem Boot zum Ruhme des Liebchens.
Horch! Ein lebendiger Mund fordert lebendiges Glück.

Chor der Toten.

Wir Toten, wir Toten sind größere Heere
Als ihr auf der Erde, als ihr auf dem Meere!
Wir pflügten das Feld mit geduldigen Taten,
Ihr schwinget die Sicheln und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet, und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte.
Wir suchen noch immer die menschlichen Ziele —
Drum ehret und opfert! Denn unser sind viele!

Nicht selten sprechen seine Verse selber von diesem Geheimnis seines schöpferischen Dichtens. So, wo er in seinem „Pensieroso" Michel Angelo über den Vorgang reden läßt, den man den Übergang der Seele des Künstlers in sein Gebilde durch intensives, liebevolles Sich-hinein-Denken und -Hineinleben nennen könnte.

Ein junger Mediceer, „der einzige der heitern Medici, der Schwermut kannte", ist, nachdem Michel Angelo ihn im Selbstgespräch belauscht hat, gestorben, „fast unbemerkt".

. . . Nach einem Zeitverlauf
Bestellten sie bei Michel Angelo
Das Grabbild ihm und brachten emsig her,
Was noch in Schilderei'n vorhanden war
Von schwachen Spuren seines Angesichts.
„So waren seine Züge," sagten sie.
Der Meister schob es mit der Hand zurück:
„Nehmt weg! Ich sehe, wie er sitzt und sinnt,
Und kenne seine Seele. Das genügt."

Wie die Eindrücke der Gegenwart sich nie unmittelbar zum Gedichte gestalteten, sondern, um zum bildsamen Stoff zu werden, in der Seele des Dichters vorerst versinkend und untergehend, sich verwandeln mußten, zeigt am deutlichsten seine kleine Dichtung „Engelberg".

Über zehn Jahre waren vergangen, seit er den Titlis bestiegen oder, träumend und selig die Reinheit der Lüfte atmend, auf dem Jochpasse an der Grenze des ewigen Schnees, zwischen den zarten Glocken der Soldanellen ins Moos gestreckt, dem wie ferne, ferne Harfentöne klingenden Rieseln der Gletscherwasser zugehört hatte.

Da, im Süden, in der stillen Lagunenstadt, überströmen ihn unaufhaltsam die Erinnerungen an das Bergtal und die fernen Alpenweiden. Halb improvisierend, mühelos diktiert er mir die melodischen Verse, ohne vorher Erfindung und Einteilung des Gedichtes stark zu bedenken. Neben dem heimatlichen Zauber der fernen Alpen schwebt ihm dabei bald Tizians herrliche, andachtglühende Himmelfahrt der Madonna, bald schwebt ihm die unwiderstehliche Anmut der musizierenden Kinderengel Giambellinis vor. So große Freude aber dem Dichter das Entstehen seines anmutigen venetianischen Geisteskindes machte, so wenig befriedigte ihn schließlich dessen vollendete Bildung. „Es ist ewig schade," äußerte er später: „An Engelberg habe ich viele Schönheit gewandt; ich habe daran die unvergleichliche Stimmung des venetianischen Winters verschwendet. Hätte ich das Gedicht doch schon im Anfang kräftig und lebensfähig vorgezeichnet und ihm eine feste Gliederung gegeben! Jetzt ist es, was es ist. Es fehlt darin das einheitliche Motiv und darum die einheitliche Wirkung." — So konnte der Dichter von seinem „Engelberg" sich innerlich nicht freimachen. Die Seele seines Bergtals hatte ihren vollen Ausdruck nicht gefunden und lebte in ihm fort. Das Gedicht konnte sich nicht, wie seine späteren Novellen, als geschlossenes Kunstwerk für immer von seiner Seele ablösen. Lieblich hatte er in dem Gedichte die wunderbare Feier einer reinen, duftigen Morgenfrühe festgehalten, den erwachenden Tagesschimmer auf dem Gletscherhaupte des Titlis mit den leichtschwebenden Nebeln und den zarten, rosig überhauchten Wölkchen. Die tiefen Töne dagegen der Bergnatur, ihre dunkle elementare Kraft, ihre schauerliche Übergewalt werden im „Engelberg" nicht fühlbar. Auch die das Alpental bevölkernden Menschen schweben traumartig. Sie ermangeln der stürmischen Leidenschaft sowohl als des scharfen, charakteristischen Gepräges. Sie leben kein volles Leben.

Seltsam bleibt es, daß C. F. Meyer dieser Dichtung ihre fließende Gestalt gab zur Stunde, da es ihm vor den Meisterwerken venetianischer Kunst und in neu erwachender Erinnerung an Michel Angelo vollkommen klar wurde, daß für seine Dichtkunst das einzige Heil in festester Gedankenmotivierung zu finden sei. „Engelberg" ist sein letztes, halb unbewußt entstandenes episches Stimmungsgedicht. Aber die noch nicht durch volle Ausgestaltung erlöste Seele des Alpentals folgte seinen Schritten auch in die neue Schaffensperiode nach. Diese Seele ward größer und bewegte sich leidenschaftlich. Ihre Stimme klang tief und ernst wie das Tosen des Rheins in den Schluchten der Viamala. Sie gestaltete sich nach Jahr und Tag zur — „Richterin".

In C. F. Meyers „Engelberg" erzählt der Gemsjäger der aus dem Kloster entflohenen Angela, woher er kommt:

„Vernimm.“ Er deutet nach dem Lauf
Der unverwölkten Sonnenflamme,
Die durch die Tannen steigt herauf:
„Dort liegt das Land, aus dem ich stamme.
Wo wild der Rhein die Schlucht durchbraust,
Hat lange mein Geschlecht gehaust.
Ein Staufen hat es hingesetzt,
Sich einen Alpenweg zu wahren,
Daß er nach Welschland unverletzt
Zur Kaiserkrone möge fahren.
Dort leuchtet saftig grüne Weide
Wie ein smaragdenes Geschmeide;
Der Pfeil entschwingt sich dort den Klüften,
Und stürzt das Grattier aus den Lüften,
Beinah wie hier! Nur stehen grüner
Die Wiesen und die Berge kühner. —
Mein Ahne war es, dem ein Zwist
Mit seinem Nachbar worden ist.
Es war um eines Weibes willen,
Um eines Weibs verbotner Glut,
Und nimmer war fortan zu stillen
Die ruhelose Rachewut.“ . . .

Diese dunkleren Schatten und feurigeren Beleuchtungen Bündens fallen auf die Gestalten der „Richterin“ und heben sie kraftvoll ausgebildet von dem Grunde einer wilderen Berglandschaft und einer ferneren Vorzeit ab.

Dennoch ist es unmöglich, die Verwandtschaft der beiden Gedichte: des ins Unbestimmte duftig verschwebenden und des fest und massig aufgebauten, zu verkennen. Die Mariafelder Freunde bedauerten nach Vollendung des „Engelberg“, und C. F. Meyer bedauerte es selbst, daß er aus der ins Kloster gezwungenen „Jutta“ des Gedichts nur eine kurze Episode, kein volles Menschenschicksal geformt habe. Wir erkennen in Frau Stemma, der Richterin, die kräftige Entwicklung dieses verborgenen Keims. Das leicht angedeutete Verhältnis des wilden Kurt zu seinem die verderblichen Wassergeister beschwörenden Bruder Beat tritt in den Beziehungen Wulfrins zu Graciosus fester ausgeprägt und unvergleichlich kräftiger und schöner entwickelt wieder ins Leben. Der jungen, lichten Mädchengestalten in beiden Gedichten und der in beiden waltenden friedliebenden Geistlichkeit nicht zu erwähnen. Der Schauplatz beider Begebenheiten ist der südliche Grenzwall des Reiches, es sind die Alpenschluchten mit ihrem Bergzauber. Über beiden schwebt, der sagenhaften Zeit und der wechselnden Stimmung und Beleuchtung der Gebirgseinsamkeiten entsprechend, ein leiser Schauer des Wunderbaren.

Es liegt im Charakter C. F. Meyers, daß er über die Naturgewalten und elementaren Leidenschaften der Menschenherzen als Vertreter einer höheren Ordnung nicht eine geistliche Persönlichkeit stellt; in beiden Gedichten ist es der Kaiser, der, ein Vertreter göttlicher Gerechtigkeit, als höchste menschliche Instanz das Schiedsgericht hält. In „Engelberg“ reitet der uns Zürichern, als Schutzherr unserer Vaterstadt, wohlbekannte Rudolf von Habsburg mit seinem Gefolge, noch als kluger, bescheidener Graf, festlich und eilig nur,

durch das Klostertal. Dennoch erscheint er um seines rettenden Amtes zu walten, da er den tapfern Kurt, der sich gerade in schlimme Händel verwickelt, in seiner Heeresfolge entführt:

In Kriegszucht will ich den Gesellen
Und unter edles Banner stellen.
Ich stell ihn zu des Reiches Aar,
Den nehm er stolzen Auges wahr!
— Ein Roß für ihn! — Herr Abt, Valet! . . .

In der „Richterin" ist Karl der Große der Verwalter göttlichen Rechts, dessen hohem Gericht sich die geängstigten Seelen übergeben, damit er entscheide. Karl der Große ist ein Kaiserbild, mit dem mein Bruder vertraut war, als er noch keine Weltgeschichte lesen konnte. Ist es doch hoch in der Nische des einen unserer beiden Großmünstertürme zu schauen! Uralt, die Krone auf dem Haupte, das Schwert über die Kniee gelegt, thront da in Stein gehauen seit vielen Jahrhunderten Carolus Magnus, weit erhaben über den wimmelnden Gassen und Brücken der Stadt. Dieser Kaiser Karl beschäftigte lebhaft unsere Kindergedanken. Erzählt doch die Sage, er habe auf der Hofstatt, wo später das Münster erbaut wurde, auf seinem Durchzuge nie versäumt, Gericht zu halten über alles Unrecht, das vor seinem heiligen Stuhle verklagt wurde. Nicht nur im Reiche der Menschen richtete er das gebeugte Recht wieder auf, auch Vertreter der geschädigten Tierwelt nahten sich den Stufen seines Thrones.

Wie gerne hätten wir Kinder gesehen, daß das wieder geschähe!

Später, am Gymnasium, im Unterrichte des Germanisten Ludwig Ettmüller, der selbst ein an die Karlssagen sich anlehnendes, wohl jetzt vergessenes Epos gedichtet hatte, gingen bei meinem Bruder die Wogen der Begeisterung hoch. Es klang bei uns das Haus von Kaiser Karl und Jung Roland, seinem Neffen.

Wiederum viel später, als für meinen Bruder die Romantik verschwunden war und der Geschichte Raum gegeben hatte, freute sich C. F. Meyer, diese mächtige und klare Herrschergestalt als den Organisator und Gesetzgeber des Reiches durch Guizot näher kennen zu lernen, der sich in seiner „Histoire de la Civilisation en France" eingehend mit der Zeit Karls des Großen beschäftigt. Auch in Meyers Briefen an den Historiker Louis Vulliemin finden sich Spuren gemeinsamer großer Vorliebe für diesen, am Eingange unserer Landesgeschichte stehenden, durch die Jahrhunderte leuchtenden Namen. Aus Venedig schreibt der Dichter an seinen alten Freund: „Ihre Auffassung der Krönung Karls des Großen macht mir Eindruck. So und nicht anders muß sie sich zugetragen haben. Also auch hier, wie in allen anderen Stücken, ziehe ich den Hut vor der feinen Witterung und dem Scharfblick des geliebten Meisters." — Und bei einer späteren Gelegenheit schreibt er an Frau Vulliemin: „Ich bin wieder daran, die Erinnerungen meines verehrten und lieben Freundes zu lesen. Als ich zum Abschnitt des ‚Traumes' kam, sagte ich laut zu mir selbst: Mein Carolus Magnus muß geschaffen werden!"

Karl der Große in der „Richterin" ist also der echte, eigenste Carolus Magnus des Dichters.

In dem Sinne, wie es gewöhnlich verstanden wird, hat C. F. Meyer in seinen Gedichten weder die Natur kopiert noch seine eigenen Gefühle niedergeschrieben. Für seine Novellen wählte er unter der Reihe geschichtlicher Menschen, die stets seiner Phantasie gegenwärtig waren, die Persönlichkeit, die sich zur Stunde durch ihre psychologische Merkwürdigkeit oder Schönheit seines Interesses bemächtigte. Er ließ sie reden, damit er sie kennen lerne, erfahre, was sie wert sei, und beurteile, was aus ihr werden könnte. Er brachte sie in Bewegung, damit sie sich nach allen Seiten klar von ihrem Hintergrunde abhebe. Dann bekam sie mit einem Male Leben und bewegte und beseelte sich von selbst. Es geschah dann zuweilen, daß er in seiner Schaffensfreude von seinen Schöpfungen so redete, daß es hinzukommenden Dritten vorkommen konnte, als rede er von lebenden, selbsthandelnden Personen.

Natürlich brauchte er zu ihrer Vollendung auch Züge und Farben der Außenwelt. Sein inneres Bild verschärfte sich durch einen leisen Charakterzug, den er vielleicht irgendwo bei Freund oder Feind im Vorübergehen überrascht und aufgefangen hatte, oder durch eine dazu gehörende Bewegung, die ihm auf einem Stanzenbilde Raffaels aufgefallen war, und die sein Gedächtnis festhielt, oder durch eine kleine historische Notiz, die für ihn ein besonderes Licht auf irgend jemanden warf, oder durch irgend einen andern, ihn wie ein Lichtblitz berührenden Eindruck.

Niemals verfuhr er so, daß er verstandesmäßig aus einzelnen Teilen ein Ganzes konstruiert hätte. Nein, seine Gestalten erwuchsen aus einer gewissen Notwendigkeit kraft der von den vorhandenen Mittelpunkten in die Glieder ausgehenden Lebensbewegung. Bei diesem souveränen künstlerischen Schaffen entstanden historische Gestalten von solcher Realität, daß sie mir, wenn er mir diktierte, wie aus dem Leben geschnitten erschienen. Mir war, als bewegten sie sich in freier Naturwirklichkeit, wie wenn sie seinem nächsten Freundeskreise angehörten. Sprach man ihm davon, so sagte er: „Poesie ist nicht Wahrheit, sie ist deren schöner Schein. In der Wirklichkeit sind die Leute weniger einheitlich. Sie sehen sich selbst nicht immer ähnlich."

Aus dem allen ist leicht zu erkennen, wie es sich mit der scherzhaften Äußerung verhält, mit der Conrad einen Brief schließt, in dem er seinem Neuenburger Freunde, Felix Bovet, über „Die Versuchung des Pescara", seine jüngste Arbeit, berichtet hat:

> Dans tous les personnages du Pescara, même dans ce vilain Morone, il y a du
> C. F. Meyer.

In der Tat leben alle seine Gestalten, nicht nur die um Pescara gruppierten, vom eigenen Leben des Dichters. Er beschrieb nicht, er moralisierte nicht, — er ließ seine Personen aus seiner eigenen Fülle atmen und handeln. Ehrlich gestanden fragte ich ihn, als er mir die Versuchungsszene aus seinem „Pescara" vorlas: „Wie kommst du dazu, diesem Morone, den du als Gaukler und Phantasten darstellst, deine eigenen Ansichten über die Geschicke Italiens und deinen innersten Gedanken mit dem edeln Wort in den Mund zu legen: ‚Pescara, ich habe stets gefunden, daß der Schlaueste und am meisten Arg-

wöhnische endlich doch an eine Stelle tritt und an einem Abgrunde steht, wo er trauen und glauben muß' . . .?"

Er lächelte und sagte: „Ich mußte ihn heben, um ihn als glaubhaften Versucher neben meinen Pescara zu stellen. Ohne die veredelnde Glut seiner Liebe zu Italien hätte ihn der Feldherr niemals ernst genommen."

So wurde bei C. F. Meyers Arbeiten alles und jedes der künstlerischen Absicht untergeordnet. Niemals ließ er sich dazu hinreißen, pikante Porträtzüge oder persönliche Reminiszenzen zwecklos und zufällig zu verwenden.

Warum schrieb C. F. Meyer kein Drama? Hätte nicht bei seinem großen historischen Stile, seinem dramatischen Aufbau der Handlung, seiner strengen Motivierung der Begebenheiten diese höchste dichterische Kunstform ihn unwiderstehlich anziehen müssen?

So lautet eine andere Frage, die nicht selten aufgeworfen wird.

Wohl glaube ich, daß der Gedanke, ein großes Drama zu schreiben, ihn oft gelockt, aber ich muß als sein langjähriger, sehr williger Sekretär bezeugen, daß er ein Gedicht in dramatischer Form mir nie über die ersten Eingangsszenen hinaus diktiert hat. „Es ist besser, ich behandle den Stoff vorerst als Novelle," sagte er dann. „Später läßt er sich immer noch zum Drama zusammenschmieden."

Und dabei blieb es. Er begann dann, wie von einem Banne befreit, einen stimmungsvollen Eingang mit fein und liebevoll abgewogenem Hintergrunde zu entwerfen. Er war dabei mit seiner Inspiration allein und dichtete, wie ein Maler malt. Psychologische Vertiefung der Charaktere und deren natürlicher innerer Zusammenhang mit dem Boden, dem sie entsprießen, war das eigentliche Gebiet seiner Dichtung. Wie die Dinge entstehen, wie die Menschen sich entwickeln, stellte er dar. Das Bedürfnis, die Begebenheiten groß zu fassen, ihr Fortschreiten, ihren Höhepunkt, ihr Scheitern oder ihre Vollendung zu zeigen, zwang ihn, sie dramatisch zu schauen und zu behandeln. Seine starke Phantasie bedurfte einer festen Gürtung, darum ordnete er seine Stoffe in große, abgegrenzte Bilder. Was ihn aber zuerst zur Bearbeitung eines Stoffes reizte, war das historische oder das psychologische Problem.

Ist das nicht eine dem Talente des dramatischen Dichters entgegengesetzte Art des künstlerischen Verfahrens?

Auf die Frage: warum schrieb er kein Drama? kann ich nur mit einigen laienhaft ausgedrückten Gegenfragen antworten:

Sollte bei dem berufenen Bühnendichter nicht die Handlung mit ihren Wirkungen das im Geiste zuerst Entstehende sein? — Steht nicht, bewußt oder unbewußt, dem großen dramatischen Dichter bei allem, was er schafft, der Erfolg im edelsten Sinne, steht ihm nicht die Wirkung ins allgemeine, steht ihm nicht das Publikum, das er durch seine Kunst elektrisieren will, begeisternd vor der Seele?

C. F. Meyer löste das psychologische Problem in seinen Personen tief eingehend und langsam. Wo wäre, bei seiner individuellen und scharfen Ausführung auch der landschaftlichen und historischen Hintergründe, Raum und Freiheit geblieben für die vermittelnde Kunst des begabten Schauspielers mit ihrer Zaubermacht über die Geister?

XI.

Bergluft! Wie oft sehnte sich der Dichter schon im Frühling, der seine beste Arbeitszeit war, hinweg aus dem Staube und dem Lärm der Gassen über die grünen Vorberge nach den in der Ferne winkenden Schneespitzen! Doch er wollte und konnte nicht reisen, bis sein angefangenes Werk vollendet und druckfertig war.

Er nahm keine Arbeit mit auf die Höhen und von seinen Büchern nur ein paar Lieblingsbände: die „Odyssee" vor allem und das „Purgatorio" aus der „Göttlichen Komödie" seines Dante, über dessen Felsterrassen eine so wunderbar mit den scharfen, reinen Berglüften verwandte Stimmung liegt. Vielleicht noch einen Band Shakespeare. Und doch, ohne Feder und Papier, schuf er das Schönste, ruhend ausgestreckt auf dem kurzen Gras der Alpweiden, oder vielmehr, es kam über ihn. Aber er hielt nichts fest, er schrieb nichts nieder, er ließ seine müde Stirne ausruhen und badete sie in Licht und Luft rein und gesund.

Erst wenn er wieder im Tale saß, prüfte er auf seinen Gehalt hin, was ihm auf der Höhe die Lüfte zugeweht hatten, und was vielleicht in meinem Notizbüchlein im Kampf mit den freien Bergwinden schnell festgehalten worden war. Ein paar seiner gesungenen Verszeilen, mit Bleistift flüchtig angedeutet! — Er prüfte dann mit erfrischtem Sinn.

Es war ihm möglich, völlig auszuruhen, weil er die den meisten seiner Bekannten unverständliche Fähigkeit besaß, sich in das Leben und Weben der Natur traumartig zu versenken. In solchen Stunden fühlte er sich ihr verwandt und glaubte er sogar bis auf einen gewissen Grad an ihre bedeutsamen Winke und Vorzeichen, an das Omen. Er mochte es gerne, wenn im Augenblicke, da er ein Gedicht vollendete oder zum ersten Male vorlas, die gewaltigen Donnerschläge eines Frühlingsgewitters über den aufgeregten See rollten .... Blickte er mir jetzt über die Schulter, so hörte ich ihn wohl sagen: „Schwesterchen, du verleumdest mich! Damit war's mir ja gar nicht Ernst!" ... Nein, nicht Ernst, — es war Traum. Es war Zusammenhang mit der Naturstimmung. So pflegte er auch zu sagen: „Ich stehe mit der kleinen Tierwelt auf dem besten Fuße. Käfer, Eidechsen, Schmetterlinge wissen es wohl, sie haben mir vieles zu danken. Ich habe ihrer manchem das Leben gerettet." Es lebte im Verborgenen noch etwas von dem liebenswürdigen, braunlockigen Kinde in ihm, das er einst gewesen war. Darum verstand er es auch so gut, auf den individuellen Charakter und die besonderen Interessen seiner kleinen Haustiere einzugehen, die er, auf dem Lande wohnend, gerne um sich litt. Erzählte er seinen Verkehr mit ihnen, ihre Erlebnisse und Streiche, so klang es wie eine feine, drollige Fabel.

Es waren das die heiteren Traumspiele seiner ausruhenden Phantasie, es waren die kleinen Gnomen und Kobolde, die in den tiefen Schachten, aus denen er sein Gold holte, ihr märchenhaftes Spiel trieben. „O wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß'!" ... konnte er da wohl einmal leise singen, wenn es niemand hörte und wir mit unserer kleinen Welt ganz allein waren.

Ähnlich träumte er im Schlafe. Darum spielen auch in seinen Werken, in „Hutten", „Jenatsch", „Amulett", „Angela Borgia" die Träume ihre Rolle. Er selbst erfreute sich in seinen frühern, gesunden Tagen eines tief erfrischenden Schlafes und eines frohen Erwachens. Zuweilen erwachte er am Morgen aus einem Traum, der ihn belustigte, und er rief mich dann eilig zum Frühstückstisch, um ihn schnell zu erzählen, bevor er verfliege. Es waren weniger prophetische als humoristische Träume, — „Gewissensträume", pflegte er zu sagen. Da sah er sich wieder auf der niedrigen Schulbank sitzen, irgend einen unmöglichen tollen Streich auf dem Gewissen und seinen gestrengen Pädagogen aus der alten Zeit als Strafrichter vor sich. Oder er reiste über den St. Gotthard im alten, mit fünf Pferden bespannten Eilwagen und in der allerwunderlichsten Gesellschaft. Eifrig entbrennt eine Streitfrage zwischen den Reisegenossen über Frauenrechte und Frauenemanzipation. Die Sache verwickelt sich. Die seltsamsten Argumente werden vorgebracht. Da plötzlich durchschneiden grelle Töne das Stimmengewirr. Der dem Träumer im Wagen gegenübersitzende Student hat aus frischer Kehle ein Burschenlied angestimmt. Allgemeine Entrüstung. „Besser ein heller Gesang als ein dunkler Disput!" sagt der Dichter und erwacht an seinem eigenen Ausspruch.

Von allen diesen „Possen" gelangte nichts aufs Papier. Dazu achtete der Dichter seine Feder zu hoch. Wie das Spiel der ersten sonnigen Lichter in der Frühe, die, durch das Grün der Blätterranken zum offenen Fenster hereinhuschend, sich brechen, so zerflatterten diese leichten Morgenträume im Glanze und in der Arbeit des Sommertages.

Die Morgenstimmung des Dichters war die beste und fruchtbarste:

Mit edeln Purpurröten
Und hellem Amselschlag
Mit Rosen und mit Flöten
Stolziert der junge Tag.
Der Wanderschritt des Lebens
Ist noch ein leichter Tanz,
Ich gehe wie im Reigen
Mit einem frischen Kranz.

Mit diesem Ruhen in der Natur stand, mehr, als es auf den ersten Blick scheinen könnte, das Gesunde und Übersichtliche seiner Beurteilung des Lebens im Zusammenhang. Er sah das Ganze des Menschenschicksals und das Wachsen der Dinge, darum war er auch für Charaktere, die ihn verstanden, ein vortrefflicher Ratgeber. Er drang seinen Rat niemandem auf und kam dennoch oft in den Fall, ihn zu geben. Er warnte vor verfrühten und extremen Entschlüssen. Geduld, eine Tugend, von der er in seinen Anfängen wenig wußte, stieg mehr und mehr in seiner Wertung. Sie erschien ihm später sogar als die unentbehrliche Ergänzung künstlerischer Anlage. „Es ist ein Jammer, wie die jungen Leute sich zu Grunde richten," hörte ich ihn sagen, wenn ihm über Mangel an Erfolg oder Beruf, über Zurücksetzung oder Ungerechtigkeit verzweifelnd geklagt wurde; „da stehen sie blind vor der Mauer und wollen sie mit ihrem Kopfe einrennen, bis sie blutend zurückfallen. — Könnten sie doch warten! Auf das kommt alles an. Wüßten sie

doch, welch ein Glückskapital es ist, eine Reihe frischer Jahre noch unberührt und unverpfändet vor sich zu haben! Wollten sie nichts erzwingen, und hielten sie die Augen offen, es zeigte sich ihnen mit der Zeit ein Durchpaß, eine Wendung des Pfads, die sie aus der kritischen Lage herausführte."

Geduld! Wenn ich jetzt, nachdem meines Bruders Leben vollendet ist, zurückdenke an seine Jugendzeit, und wie sich aus seinen zu Anfang nicht harmonisch erscheinenden Anlagen im Verlaufe schwerer innerer Kämpfe sein Wesen nach der menschlichen und nach der künstlerischen Seite zu einer wohltuenden, ganzen und vollendeten Persönlichkeit entwickelt hat, so tauchen in meiner Erinnerung Züge und Äußerungen auf, die von dieser mühevollen inneren Ausgestaltung Kunde geben. Es sind Züge festen Willens zu ausdauernder, sanftmütiger Geduld, Züge, die ich damals wenig beachtete und nicht verstanden habe. Ich muß da vor allem an seine Vorliebe für Schillers Gedicht „Das Ideal und das Leben" denken. Schillers Pathos stand seinen eigenen dichterischen Wegen und Zielen fern. Ich erinnere mich nicht, daß ihn mein Bruder, die „Geschichte der Niederlande" und den „Wallenstein" ausgenommen, später noch häufig gelesen hätte, obschon er seine „dramatische Wucht" bewunderte und sich freute, wenn es sich traf, daß er der Aufführung eines Schillerschen Dramas auf der Münchener Hofbühne beiwohnen konnte. Jenes Gedicht aber bedeutete für ihn anderes. Zu einer Zeit, da er selbst noch nichts zu seiner Befriedigung ausführen konnte und ihm, sozusagen, seine Stoffe unter den Händen zerrannen, tönte es oft in leisen Klängen von seinen Lippen:

Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
. . . . . .
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit —

Es vergingen Jahre, und immer noch schwebte ihm Schillers „Ideal" vor. „Sieh," sagte er mir mehr als einmal, „es sind in dem Gedichte Stellen von überwältigender Schönheit. Dieser in seiner starken Geduld alles überwindende Herkules ist herrlich:

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttin List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten . . .

Welch ein Bild! Siehst du es nicht vor dir: diese gebeugten, willigen Schultern? Und der Schluß! Schwebt man nicht mit ihm aufwärts?

. . . und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt!

Das war in der Jugendzeit. Ich habe es damals gewiß schön gefunden, aber wenig in acht genommen.

Als wir dann zum ersten Male mit Dr. François Wille und seiner Frau Eliza zu einer alten Bekannten unserer Mutter geladen waren, bat man meinen Bruder, etwas von seinen Versen vorzulesen. Schüchtern lehnte er

ab und erbat sich die Erlaubnis, statt eines eigenen das Gedicht eines andern vorzutragen. „Gewiß. Was wählen Sie?“ Zu meiner großen Überraschung sagte er: „Schillers ‚Ideal und Leben‘.“ — Den Schluß las er mit fühlbarer innerer Bewegung und gewann dadurch, schien mir, mit einem Schlage die warme Teilnahme von Frau Eliza.

Ein steter Begleiter C. F. Meyers auf seiner alljährlichen Bergfahrt war die „Odyssee“. Er fand, die Stimmung dieser Gesänge sei neben derjenigen der „Göttlichen Komödie“ die am besten zu der strengen und lichten Naturstimmung der Alpenhöhen passende. Zugleich aber hatte er für den „göttlichen Dulder Odysseus“ eine starke innerste Vorliebe. — Nicht für den „erfindungsreichen Odysseus“, den er durch seinen Hutten bei dessen Landung auf der Ufenau anreden läßt:

Viel kämpften, edler Dulder, beide wir;
In andern Stücken gleich ich wenig dir.
Und nicht im Eignen werd' ich wohnen dort,
Ich bleibe Gast auf Erden immerfort.
Dir aber ward ein besser Los mit Fug,
Du logst so trefflich, und du warst so klug . . .

Nein, nicht für diesen Vielgewandten, sondern für den nach „unendlicher Arbeit“ im Gewande des alten Bettlers zur Heimat Kehrenden! — Odysseus war für den Dichter der poetische Typus jener willigen, großen Geduld, die viele Jahre langem Leide und unendlicher Mühe gewachsen ist.

Da lag denn der Dichter im Bergwald auf dem Moose zwischen herbduftenden Rhododendronbüschen und blühenden Gentianen und las mir, während die Sonne zwischen den Lärchenwipfeln weiterrückte und ich mit einer Handarbeit auf einer Baumwurzel saß, aus seiner „Odyssee“ vor. „Welche ahnungsvolle Stimmung!“ rief er dann wohl und legte das Buch weg. „Wie eine schwere Wetterwolke unversehens die Gegend verdüstert, so senkt sich heimliches Grauen über die prassende Menge der Freier, sobald der gewaltige alte Bettler in die Halle tritt.“

Geduld und willige Tragkraft, — das war es, was als innerstes Wesen in der früher so reizbaren und heftig bewegten und später anscheinend noch so wandlungsfähigen Seele des Dichters verborgen und stetig wuchs und durch keinen äußeren noch inneren Stoß oder Einfluß, sogar durch seine letzte Krankheit nicht, aufgehalten oder geschädigt wurde.

Es ist ein großer Trieb in die Höhe, in die Weite, der C. F. Meyers Poesie innewohnt. Oder mehr im Sinne des Dichters selbst ausgedrückt: Es war ein Bedürfnis seiner Künstlernatur, über den kleinen und vergänglichen Interessen des täglichen Lebens einen Standpunkt in lichter Höhe zu suchen, der ihm einen unbeschränkten Umblick über die menschlichen Dinge gewährte. Darum wurde oft gefragt, weshalb er nicht sein engbegrenztes Vaterland verlassen habe, um wie manche andere seiner Heimatsgenossen in großen künstlerischen Zentren diesen Forderungen seines Wesens zu genügen.

Die stillen Alpenhöhen seiner Heimat waren es, die ihn von langen weiteren Fahrten abhielten und ihn dafür entschädigten, weil sie seinem Be-

dürfnis nach Größe und ungebrochener Ruhe, nach dem Weben mächtiger Kräfte in elementarer Gewalt und inniger Zartheit volles Genügen boten. Hier befriedeten sich die unruhig streitenden Gedanken des Dichters in großen, ungetrübten, poetischen Stimmungen. Das alljährliche Ziel seiner Sehnsucht nach hohem und reinem Genuß waren die lichten Schneefelder, die vom Blau sich abhebenden Spitzen, die dazwischen versenkten, schwarz dunkelnden Schluchten, die samtenen Weiden mit ihrem Herdengeläut.

„Nicht unter 6000 Fuß Höhe darf unser heuriges Bergquartier liegen. Ich bedarf Schneenähe. Die Herberge soll höchstens vier Gastzimmerchen haben, geländerlose Treppen und Bedienung ohne Kellner. Sie darf nur nach frischem Heu riechen." So ungefähr lautete in jenen Jugendjahren seine Instruktion, wenn wir ein Sommerhäuschen suchten, und es fand sich immer eines, das die Bedingungen erfüllte.

Da ruhte der Dichter bis an die Grenze seiner fünfziger Jahre jeden Sommer aus. Licht und Luft, Bergwind und Schneenähe verjüngten sein Leben. Das letzte Berghaus, das wir zusammen bewohnten, stand hoch oben am bündnerischen Abhange der Oberalp, jener tannenduftende, neue, kleine Bau in Chiamutt, der dem alten Wirt in Sedrun gehörte.

Von dieser Station an der Oberalp führte uns, wenn wir einen Steg überschritten und uns dann rechts geschlagen hatten, ein Bergpfad zwischen Felsblöcken und Gestein hinauf an eine Halde, von der wir das Tal mit seinen Wänden und der sich dazwischen hinziehenden Straße des Passes übersehen konnten. Hier hatten wir in einsamer Höhe, nur zuweilen von kleinen, schlanken Ziegen besucht, zwischen gewaltigen, von der Bergmauer einst herabgerollten Felsstücken eine muldenartige, mit kurzem Rasen bekleidete Vertiefung gefunden, die Schutz vor Sonne und Wind bot und, da sie nach der Talseite offen war, einen weiten Ausblick gewährte.

Auf diesem hohen Lagerplatze brachten wir die Vormittage zu. Bergkühle umwehte uns, während die steigende Mittagssonne dunkelgelb auf dem Gestein der unter uns und gegenüber liegenden Talmauern brannte, daß es blendete. Über uns und um uns floß ein unendlicher Ozean leise wehender und tönender blauer Luft. So rein und leicht und durchsichtig war dieses Lichtmeer, in dem wir atmeten, daß der halbe Mond, der — Licht auf Licht - in zarten, klar gezeichneten Umrissen hoch am Himmel sichtbar war, uns als ganze Kugel erschien, deren blau beschattete untere Hälfte, in flüssigen Äther getaucht, dahinschwamm. Folgten wir mit den Augen dieser lichten Fahrt und blickten dann wieder auf die in greller Mittagsglut brennende Erde mit ihren ragenden silbernen Schneespitzen und ihrem Felsgestein weit unter uns, so war es, als spürten wir, wie auch sie sich bewegte; es war, als schwebten wir auf ihr durch das sonnige All.

So schauten und atmeten wir an dem Sommertage, dessen ich gedenke, die reine Himmelsnähe. Da wurde mein Bruder eines wandernden Punktes gewahr, der, von unserem Standorte gesehen, einer winzigen Ameise glich. Emsig wie eine solche lief er die Poststraße entlang und rückte talwärts. Wir sahen ihm zu und fragten uns, was für ein Wanderer das schwarze

Pünktchen wäre. Kein Landeskind, — dazu war sein Schritt zu hastig. Auch kein fremder Ferienreisender, — er trug weder Ränzchen noch Bergstock. Also war es wohl irgend ein Geschäftsmann, der es eilig hatte, ins vordere Rheintal hinunterzukommen. So rieten wir hin und her. Da plötzlich — was kam den Mann nur an? Er hemmte den Schritt. Er sah bergwärts. Er überlegte. Auf einmal sprang er über den Rand der Straße hinunter in die felsbesäte Matte und schickte sich an, hastig gegen unseren Lagerplatz anzusteigen.

„Der Mann muß uns bemerkt haben," kam es wie ein Erschrecken über mich, und ich sprang von meinem Steinsitze auf. „Meinst du nicht? Sicherlich ist ihm unsere Anwesenheit hier oben unerklärlich. Unsere Unbeweglichkeit ist ihm rätselhaft. Er hält uns für Versteinerungen oder für Tote und kommt, um den Tatbestand zu untersuchen." Schnell griff ich nach meinem breitrandigen, hellen Strohhut, der neben mir lag, warf ihn mit einem Schwunge auf die Haare und wandte mich zum Gehen.

Richtig! Der Wanderer im Tale blieb stehen und überlegte. Dann klomm er beruhigt oder enttäuscht auf die Straße zurück und ging dort, rasch, wie er gekommen war, seines Weges.

Dies kleine Begegnis belustigte meinen Bruder, der kaum den Kopf gewandt hatte, mir aber machte es Eindruck.

„Es kann und darf nicht länger so bleiben," sagte ich am nächsten Tage, als wir denselben Pfad hinanstiegen; „du mußt aus dem Traume heraus und mehr als bis heute ins tätige Leben hinein. Sonst erwachst du plötzlich, wenn es zu spät ist, und siehst auf die verlorenen Jahre zurück. Du solltest ein eigenes Heim haben mit seiner Freude und seiner Verantwortung. Du darfst nicht unversehens alt und müde werden und deine Elastizität verlieren. Du stehst noch frisch und gesund auf der Höhe, — bitte, laß dich nicht träumerisch sinken! Fassest du festen Fuß auf der grünen Erde, so bekommst du neuen Mut und verdoppelte Kraft. Weißt du, daß, allein, wie wir stehen, ich nicht einmal, von dir weg, ruhig sterben könnte?"

„Was willst du denn mehr?" sagte er. „Ist nicht mein ‚Jürg Jenatsch' eine schöne Arbeit?"

„Gewiß. Aber du isolierst dich zu stark. Deine geselligen Beziehungen genügen dir nicht, weil du im Grunde keine gesellige, sondern eine Familiennatur bist. — Auch dürfen wir uns nicht auf den Höhen des Lebens im Lichte baden und uns um andere nicht kümmern. Solche Dinge rächen sich später. Wir müssen hinunter ins Tal und redlich mit unseresgleichen des Tages Last und Hitze tragen."

„Dazu weiß ich nur einen Weg," sagte er.

„Ich weiß ihn auch. Du solltest dich verheiraten."

Er setzte sich auf einen Felsblock, der rechts vom Pfade lag.

„Ich sollte. Du hast recht, Kind. Aber weißt du auch, was du sagst und wünschest? In meinem Alter? In deinem Alter? Nach so langem und liebem geschwisterlichem Zusammensein! Hast du die Konsequenzen, die daraus für dich entstehen, erwogen?"

„Ich habe nichts erwogen," sagte ich. „Aber ich weiß, es ist für dich eine innere Notwendigkeit zum Gedeihen. Ich denke nicht im voraus, was für mich daraus wird; aber ich glaube und habe es bis heute erfahren, daß ich immer durchkomme, unbedeutend und unbeachtet, wie ich bin. Für dich ist das anders. Ich nehme die ganze Verantwortung meiner Bitte auf mich."

„Nun denn, ja, ich bin entschlossen."

„Weißt du denn schon, für wen?"

„Ja, ich weiß es."

„Gott segne dich und gebe Gedeihen. Von heute an gehen alle unsere Gedanken diesem Ziele zu."

Dies war einer jener Höhepunkte im Leben meines Bruders, auf die er mit innerer Ehrfurcht, wie auf die Entscheidung einer höheren Schicksalsmacht, zurückschaute.

Die Folgen dieser Stunde waren unabsehbare, aber der Entschluß führte zum Glück. Es begannen mit ihm für den Dichter Jahre verdoppelten Lebens und erhöhten Daseins.

So stieg er jetzt von der Oberalp zu Tale, nicht, wie damals bei der Heimkehr von Rom, mit dem Vorsatze, seine dichterische Begabung mit treuester Arbeit in den Dienst der „großen Kunst" zu stellen, sondern mit dem Entschlusse, auf dem eigensten, dem ethischen Lebensgebiete sein Dasein zur Vollendung zu bringen.

XII.

Nach einem frühlingsgleichen Spätherbst und Winter, den die Neuvermählten auf der Insel Korsika verlebt hatten, kehrten sie in ihr eigenes schönes Heim am Zürchersee zurück. Durch seine Verheiratung war C. F. Meyer wieder in die alten Zürcherkreise zurückgetreten, denen er entstammte, und die in ihrer ehrenhaften Pflichterfüllung und Arbeitsliebe, in ihrer soliden Wohlhabenheit und ihrer Freude an Musik und Malerei die heimatliche Lebenssphäre seiner guten, treuen Frau waren.

Der Dichter kehrte gerne in die altbekannten Verhältnisse zurück. Es lagen im Grunde seiner Natur starke konservative Neigungen. Der alte Stadtzürcher, der in ihm neben dem Dichter weder Zeit noch Raum zur Entwicklung gefunden hatte, fing mit dem Älterwerden an, sich leise und behaglich zu regen. Hatte sich doch Meyer niemals freiwillig von seiner zürcherischen Umgebung losgesagt. In den Jugendtagen hatte sein noch unklares, aus verschiedenen geistigen Elementen zusammengesetztes Wesen im Rahmen jener alten Verhältnisse einfach keinen Platz und keine Lebensnahrung gefunden. Und er selbst hatte damals darunter gelitten. Jetzt, da er sein geistiges Gespann fest gezügelt zu führen wußte, befriedigte es ihn, als ein Gereifter den in der Jugend aufgegebenen Posten wieder in allen Ehren zu besetzen. „Wie würde," sagte er sich, „meine Mutter über mein jetziges, spät erlangtes Glück sich gefreut haben! Es hätte ihren Wunsch für mich erfüllt."

Und er wurde in den alten Kreisen, die sich in den vergangenen vierzig Jahren kaum wesentlich verändert hatten, mit zuvorkommendem Wohlwollen

aufgenommen. Wohl hatte sich darin der Schwerpunkt der allgemeinen Interessen von der wissenschaftlich-politischen Seite mehr nach der gemeinnützig-merkantilen hinüber verlegt. Materieller Erwerb und Besitz waren den zur Zeit unserer Jugend höhergehaltenen geistigen Gütern gegenüber in der allgemeinen Wertung gestiegen. Aber diese Wandlung war ganz allmählich geschehen und lag weniger in den zürcherischen Verhältnissen als in der ganzen Strömung der letzten drei Jahrzehnte des Jahrhunderts.

Der Dichter fühlte sich glücklich in seinem Heim und bemühte sich treulich, die größeren und kleineren Interessen seiner ihn herzlich liebenden und bewundernden Hausfrau zu teilen. Sie gehörte einem großen Verwandtenkreise an, der sich um ein altes Familienhaupt, den loyalen Oberst Ziegler, ehrfurchtsvoll scharte. Dieser Schwiegervater C. F. Meyers war ein Jugendkamerad unseres Vaters gewesen, und mein Bruder schätzte es als ein Glück, ihn noch während sechs Jahren mit der dankbaren Liebe zu umgeben, die er dem eigenen, früh verstorbenen Vater nie mit vollem Bewußtsein hatte bezeugen können.

Da die Vermählten beide das Leben auf dem Lande bevorzugten, gelang es dem Dichter, die ihm jederzeit günstigeren Vormittagsstunden in ihrer Frische und Stille zu ungestörter Arbeit sich frei zu halten. So beglückte er und ließ er sich beglücken. So versöhnte er und beherrschte er ruhig die zwei verschiedenen Lebensgebiete, deren beider er bedurfte, um sich zu voller Tätigkeit zu entfalten, und in denen beiden er sich frei und wohl fühlte: große Dichtung und einfaches Familienglück. Fünfzehn befriedigte Lebensjahre eilten ohne Mißklang in fruchtbarer Arbeit also vorüber. Wahrlich, ein selten schönes, dankenswertes Los!

Dann aber, als man 1890 schrieb, fing das Alter an, seine ersten Schatten auf des Dichters Pfade zu werfen. Nicht daß der Flug seiner dichterischen Phantasie erlahmt wäre. Im Gegenteil, seine poetischen Pläne wurden immer kühner, ihre Zahl wuchs von Jahr zu Jahr. Immer höher und immer weiter steckte er sich seine Ziele. Allein, der künstlerisch formende Wille, jene zweite Kraft, die er im Kampfe sich errungen hatte, und die nicht als erste Anlage in seinem Blute lag, fing an, in Momenten der Ermüdung zu versagen. „Ich hemme die beschwingten Rosse nicht," hatte er früher gesagt; jetzt wurde es ihm schwer, sie zu zügeln.

Ahnungslos und glücklich durch Conrads Erfolge, empfand ich ein erstes leises Erschrecken, als er mir das schöne Gedicht „Noch einmal" vorlas, das in San Bernardino entstanden war, wo er mit Frau und Kind ein paar Sommerwochen verlebt hatte:

Noch einmal ein flüchtiger Wandergesell —
Wie jagen die schäumenden Bäche so hell,
Wie leuchtet der Schnee an den Wänden so grell!

Hier oben mischet der himmlische Schenk
Aus Norden und Süden der Lüfte Getränk,
Ich schlürf es und werde der Jugend gedenk.

O Atem der Berge, beglückender Hauch!
Ihr blutigen Rosen am hangenden Strauch,
Ihr Hütten mit bläulich gekräuseltem Rauch —

Den oben noch schleiernder Nebel verwebt,
Der Himmel, er öffnet sich innig und lebt.
Wie ruhig der Aar in dem strahlenden schwebt!

Und mein Herz, das er trägt in befiederter Brust,
Es wird sich der göttlichen Nähe bewußt,
Es freut sich des Himmels und zittert vor Lust —

Ich sehe dich, Jäger, ich seh dich genau,
Den Felsen umschleichest du grau auf dem Grau,
Jetzt richtest empor du das Rohr in das Blau —

Zu Tale zu steigen, das wäre mir Schmerz —
Entsende, du Schütze, entsende das Erz!
Jetzt bin ich ein Seliger! Triff mich ins Herz!

In diesen erinnerungsreichen Versen klang eine Todesahnung, die ich an meinem Bruder nicht kannte. Doch der Eindruck verwischte sich mir wieder. Conrad war ja heiter und sah gesund aus. Auch erwog er, wenn ich einmal auf ein paar Tage oder Wochen nach Kilchberg kam, mit dem alten Feuer seine verschiedenen dichterischen Pläne und diktierte mir etwas Neues oder benutzte, wie vor alters, meine willigen Dienste zur Ordnung seines „kleinen Archivs", einer weiten Schublade seines alten Schreibtisches, von der wir früher sagten, es sei alles darin so gut aufgehoben, daß es niemals wieder das Licht erblicke. — Oder er ließ mich seine in verschiedenen Zeitschriften verstreuten Gedichte kopieren und sammeln, um sie dann selber noch einmal durchzusehen und in die vierte Auflage seiner Gedichte, die damals erscheinen sollte, einzuordnen.

Es kamen die heißen Julitage von 1891. Ich erhielt einige Zeilen meines Bruders, die mich dringend einluden, nach Kilchberg zu kommen, um die definitive Niederschrift der „Angela Borgia" zu besorgen. Er habe, sagte er, den Entwurf, da „Vetter Fritz" diesmal nicht zu seiner Verfügung stehe, eigenhändig niedergeschrieben und möchte mir die Reinschrift aus seinem Manuskripte diktieren.

Ich erhielt Ferien und saß ihm ein paar Tage später in seinem hohen, kühlen Zimmer hinter den schweren, dunkeln Fensterdraperien aufmerksam zuhörend gegenüber. Ich war gespannt auf seine „Angela Borgia", denn er hatte mir in früherer Zeit, da er sie noch dramatisch zu gliedern gedachte, viel davon erzählt, und ich hatte unlängst die zwei ersten Kapitel dieser Novelle für ihn niedergeschrieben. Dennoch war es mehr die Person des Vorlesers als der Gang der Erzählung, die an jenem schwülen Sommernachmittage meine bange Teilnahme unwillkürlich immer wieder fesselte. Er sagte mir, er habe sein Äußerstes getan, um die Arbeit zu gutem Ende zu führen, und oft bis in die tiefe Nacht daran geschrieben. Er sei nun recht müde. Das dicke Manuskript mit seinen ungewohnt großen Buchstaben und schiefen Zeilen gab davon Zeugnis. Aber es war nicht nur das. Was war denn anders geworden, seit er mir

vor etwas mehr als Jahresfrist in Schaffensfreude den vielverheißenden Anfang der Novelle diktiert hatte? War ich denn selber heute zu matt, von der Gewitterluft zu stark beeinflußt, um die Linien der Komposition zu verfolgen und mich steigend für die durch ihren Originalwert, ihre scharfe Charakteristik mich sonst jederzeit überraschenden Gestalten meines Bruders zu interessieren?

„Du bist nicht dabei — bist du schläfrig?" unterbrach er fast empört meine zweifelnden Gedankengänge.

„Es ist drückend heiß. Bitte, lies weiter. Ich bemühe mich, zu folgen."

So las er denn immer schneller und ohne eigenen Genuß. „Nun, was sagst du dazu?" schloß er endlich, die Blätter weglegend.

„Der klare Eindruck, den ich sonst von deinen Sachen habe, mangelt mir diesmal. Trotz herrlicher Stellen finde ich mich noch nicht in der Novelle zurecht. Dein eigenes Wesen, wie ich es kenne, ist für mich noch nicht genügend darin ausgeprägt. Vielleicht liegt die Schuld an mir. Sieh, ich bin diesmal zu müde und nicht kompetent. — Laß es darüber Morgen werden. Komm in den Garten zu den andern!"

„Ich habe die Novelle meinem Freunde für die ‚Rundschau' versprochen. Zum zweiten Male. Ich konnte leider voriges Jahr schon nicht Wort halten. Diesmal will und muß ich sie vollenden. Auch um ihrer selbst willen. Der schöne und sehr schwierige Stoff quält mich schon zu lange. Du mußt mir bei der Niederschrift diesmal helfen."

„Aber, lieber Conrad, wie denkst du dir das? Du hältst dein Manuskript nicht für druckfertig. Ich kann es also nicht wörtlich für dich kopieren, sondern müßte dich immer wieder beratend in Mitleidenschaft ziehen. Du bist aber, mußt du eingestehen, arbeitsmüde. Was wird Luise dazu sagen, die dich gern von jeder Schriftstellerei befreit sähe?"

„Sie wird sicherlich einwilligen, daß ich dir die Novelle diktiere, wenn ich ihr sage, daß ich nur diesmal und notgedrungen zur alten Gewohnheit zurückkehre. Sie hat mich lieb ... Auch dauert die Überarbeitung der Novelle nicht lange. Laß mich nur mein Abkommen mit ihr treffen. Du weißt ja, nicht doppelt so leicht, nein, zehnmal leichter wird mir die Arbeit, wenn ich dir diktieren kann. Du verstehst mich von altersher."

So blieb ich denn und schrieb, so gut ich konnte. Jeden Vormittag bezeichnete sich mein Bruder eine Reihe Blätter in seinem Manuskript, die er umarbeiten wollte. Dann entwarf er mir zuerst in einigen Worten seinen Gedankengang — er nannte das „sein Programmchen" — und begann, mir bald lesend, bald improvisierend zu diktieren. Mit dem Schlage der Mittagsstunde wurde das Tintenfaß zugedeckt. Das war eine Bedingung des Abkommens mit seiner sorgsamen Hausfrau. Die Nachmittagsstunden verbrachte er mit ihr im Freien, während ich die am Morgen mit flüchtiger Schrift bedeckten, stark korrigierten Bogen buchstäblich getreu für den Setzer ins reine schrieb. Wir freuten uns dieses schönen Arbeitens. Für mich war es eine unerwartete kurze Rückkehr in die alten, vergangenen Tage.

Aber ich fürchte — erst viel später wurde ich dessen inne —, mein armer Bruder hatte unsere ermüdeten Kräfte überschätzt und im Abkommen mit seiner

ängstlichen Luise nur neun Tage des Aufenthaltes für die alte schwesterliche Mitarbeiterin vorgesehen. Nach Verlauf von zehn Tagen sollte die Familie zum Sommeraufenthalt über die heißesten Wochen auf das Schloß Steinegg ziehen.

Das unvollendete Manuskript und die Schwester, die es fertig schreiben sollte, mußten, so verlangte es der Dichter, diesmal mitgenommen werden.

Das war vielleicht nicht wohlgetan und hätte vermieden werden sollen. Ich ahnte es zuweilen. Viel angstvoller aber beschlich mich ein bestimmteres Bangen, wenn ich die Anstrengung sah, mit der diesmal der Dichter die kühn entworfenen Linien seines Kulturbildes zusammenbog, während er rein dichterische Motive, wie etwa die schöne Porträtskizze Arioſts, oder Verse, die er einfügte, noch immer mit der alten, wunderbaren Leichtigkeit improvisierte.

Was konnte ich dabei tun?

Fertig zu werden mit der Arbeit, die seit Jahren auf seinem Künstlergewissen lag, die Aufgabe so schnell und so befriedigend gelöst zu sehen, als es unter den gegebenen Umständen möglich war, damit der Dichter dann ruhe, völlig und lang ausruhe: das war in jenen Sommermonaten mein größter Herzenswunsch. Darin stimmte ich mit der Frau des Dichters überein und setzte alles, was mir an Kraft damals zu Gebote stand, an die Vollendung der „Angela Borgia" meines Bruders.

Die luftigen, hohen Räume des Schlosses, das herrliche Bibliothekzimmer mit seiner ernsten, geschmackvollen Holztäfelung, die tiefe Erkernische, in der wir schrieben, während um die gemalten Fenster die hohen Baumwipfel säuselten, vor allem aber die liebenswürdig-einfache Gastlichkeit der Schloßfrau, einer verwitweten Schwägerin meines Bruders, halfen nicht wenig dazu, das vorgesteckte Ziel noch rechtzeitig zu erreichen.

Worin bestand denn eigentlich die Hilfe, die ich meinem Bruder bei seiner Arbeit leisten konnte? Ich habe sie immer sehr gering angeschlagen. Es war eine zum guten Teil unbewußte. Es war ein Können, über das ich nicht verfügte. Ich konnte nur, wenn ich mußte. Was man an mir lobte oder tadelte, war auch durchaus nicht die literarische Betätigung, es war im Grunde nichts anderes als unsere treue, geschwisterliche Gesinnung, unser Zusammenhalten. Darin lag aber wahrlich noch weniger eigenes Verdienst, eigene Schuld oder eigene Wahl. Es war eben so und mußte so sein, und blieb sich immer und in allen Verhältnissen gleich. So lange zusammen zu haushalten, wie wir es taten, hatten wir uns nie vorgenommen. Wir waren beide unserem inneren Wesen nach unabhängige Naturen und unsere Gedanken sind nicht immer dieselben Wege gegangen. Da indessen unser letztes Ziel dasselbe war, unser beider Sehnsucht nach Wahrheit und Vollkommenheit ging, so trafen unsere Pfade immer wieder zusammen. Wir hatten dieselben Interessen und nichts vor einander zu verbergen. Stets behielt mein Bruder die Übersicht auch meines ganzen Gebietes, bereicherte damit seine Ausschau und zog seiner Phantasie die festen Horizontlinien. Mein Verständnis gab ihm, scheint mir, den mittleren Maßstab dessen, was er dem Publikum zumuten dürfe. So gewöhnte er sich daran, alles, was er schuf, mir vorzulesen. Und da ihn die mechanische Übung des Schreibens bei seiner Kurzsichtigkeit, seinem

hohen Wuchs und seiner nicht zu sitzender Lebensart eingerichteten bewegungsbedürftigen Natur mehr ermüdete als mich, so zog er es vor, in seinem großen Zimmer auf- und niedergehend, das Blatt mit seinen Notizen in der Hand, oder im Freien seine Zigarre rauchend, zu improvisieren und mich das Gehörte mit der Feder fixieren zu lassen. Daß er dabei hie und da einmal die Frage tat: „Was meinst du dazu?“ ist natürlich und ohne Belang. Unaufhaltsam eilte sein Gedanke vorwärts. Da mag es sein, daß ich ihn zuweilen durch eine Frage veranlaßte, seine Gestalten etwas länger und näher ins Auge zu fassen. Er stand bei ihnen still und stellte mir sie vor, damit ich mit ihnen bekannt werde. Vielleicht gewannen sie dabei für ihn selber an Leben und Bestimmtheit. Später erreichte er dasselbe in höherem Maße, indem er sie sprechen ließ, seinen Stoff dramatisch gestaltete. So schrieb ich mit ihm und für ihn. Was aber seine poetische Gestaltungskraft selbst betrifft, so stand ich mit immer neuer Überraschung vor dem Wunder einer jeden seiner neuen Schöpfungen. Wohl verstand ich sie, wußte sie zu werten und freute mich daran; wie aber dies Schöne auf einmal lebendig geworden war und dastand, wußte ich nicht zu erklären. — Geschah es einmal, daß mir nach ein paar Stunden eine gewisse Ermattung seines Gedankens fühlbar wurde, so konnte ich wohl sagen: „Halt ein! Du bist müde. Das ist nicht mehr auf deiner Höhe; das hätte am Ende sogar ich zu stande gebracht.“

Dann erschrak er und ruhte aus.

Oder ich sagte: „Hier schwanken die Linien! Du weißt, Brüderchen, ich bin vom Zeichnen her an Lineal und Winkelmaß gewöhnt.“ Dann meinte er: „Rüttle nur! Um das, was du mir einreißen kannst, ist's nicht schade.“

In der nächsten Morgenfrühe gestaltete er dann das Werk mit erneuter Kraft um. Er korrigierte nicht im einzelnen. Es entstand etwas Neues, oft etwas ganz Umgeschaffenes. Sein gewolltes Ziel erreichte er gewöhnlich in zwei Schwüngen, selten auf den ersten Wurf.

So weit, so wenig weit ging die schwesterliche Mitarbeit und Kritik.

Nach Absendung des Manuskripts der „Angela Borgia“ rief eine Hochzeit in ihrer Familie meine Geschwister nach Zürich zurück. Am letzten Tage unseres Aufenthaltes in Steinegg leistete ich dem von einer wahren Gewissensbürde befreiten Bruder noch ein paar Sekretärsdienste und sprach dabei meine Freude aus, daß er nun glücklich aus dem Banne der fesselnden und nichtswürdigen Lucrezia Borgia gelöst sei.

„Das bin ich!“ sagte er. „Aber weißt du, daß ich nun gleich, da ich so gut im Zuge bin, etwas Neues anfangen möchte? Ich habe frische Hoffnung gewonnen und gedenke noch manches Schöne zu vollenden. Es schweben mir noch herrliche dramatische Stoffe vor.“

Das gab mir einen Stich ins Herz; denn während des Niederschreibens seiner „Angela Borgia“ hatte ich es oft mit Wehmut und großer Bestimmtheit gefühlt: „Es ist das letzte Mal.“

„Der Stuttgarter Musenalmanach will eine Novelle von mir,“ sagte er. „Was meinst du, wenn ich erst diese schriebe? Wohl habe ich noch meinen großen, meinen schönsten Plan, die Hohenstaufentragödie,“ fuhr er ungewohnt feierlich werdend, fort, „die ich mir als mein Letztes aufbewahre. Das braucht

aber noch Zeit, um auszureifen, und ruhige Tage. Erst wollte ich zweifeln, ob ich's zum Schluß noch vollenden werde. Jetzt hoffe ich wieder . . .

„Ein ganz anderer Stoff ist der Pseudo-Isidor. Das ist ein begabter, in sich gekehrter Mönch, der Archivar seines Klosters. Er hat unermüdlich die alten Pergamente seines Archivs untersucht und kopiert. Dabei hat er sein außerordentliches Talent entdeckt, alte Klosterschrift und Initialen nachzuahmen. Er entwickelt seine Kunst mit unermüdlicher Sorgfalt bis zur Vollkommenheit, bis es ihm selber schwer wird, seine Nachschrift vom Originale zu unterscheiden. ‚Welche wunderbare Macht,' denkt er, ‚liegt nicht in diesen Zeichen und Zahlen! Mit einem kleinen Punkte, mit einem leisen Striche ändere ich diese Zahl, und damit ändere ich in weiten Bezirken die Verhältnisse des Besitzes und der Gewalt. Ein armer Mönch, fördere ich unbekannt und machtvoll das Gedeihen meines Klosters.' — Er wird immer verwegener. So verübt er durch seine stille Kunst unbemerkt oder doch ungestört manchen frommen Betrug im Interesse seines Ordens. Immer größer wird sein Ehrgeiz, immer weiter reicht sein Einfluß. Isidors Wert und Stellung steigen mit seinen Erfolgen. Zugleich aber beginnt er selbst in den Bann seines Betruges zu geraten. Allmählich glaubt er selbst daran. Zuerst bildet er sich ein, seine Fälschungen seien ein gutes Werk. Zuletzt aber weiß er nicht mehr, daß er gefälscht hat. Er ist der Gefangene seines eigenen Betruges. Er ist selber der Betrogene, der Wahrheit und Betrug nicht mehr unterscheiden kann. Er glaubt seiner eigenen Lüge und ist so von ihr umgeben und vergiftet, daß er darin unrettbar verloren gehen muß."

„Grauenvoll und sinnverwirrend!" sagte ich. „Mir schaudert davor. Schreibe doch das nicht! Wenigstens nicht jetzt."

„Ich habe noch einen anderen Stoff, der mich anzieht," erzählte er weiter. „Mich gelüstet, einmal eine einfache Geschichte aus unserer Jugendzeit zu schreiben. Der Held wäre der Sprößling eines unserer zur Reformationszeit um des Glaubens willen ins alte Zürich übergesiedelten Geschlechter. Er ist der Sohn eines ruhigen und ehrenwerten Hauses. Da beschreibe ich meine eigene Knabenzeit. Meine Stube im grünen Seidenhof, weißt du noch? Die grau gemalte Stube, in der das Ölbild des Onkels hing. Ihre Fenster blickten auf die Gartenpforte und gerade in die beiden rechts und links davon auf den Grasplätzen stehenden großen Birnbäume hinein."

„Ach, gewiß! Die mit den süßen Frühbirnen! Wir wählten vom Fenster aus die schönsten für uns und schauten ihnen täglich zu, wie sie im Sonnenschein wuchsen und reiften und saftig gelb wurden. Pflückte man sie aber, dann fielen so viele schöne herunter, und der Korb war so voll, daß wir die unsern nicht mehr herauskannten."

„Die Erinnerungen aus der Knabenzeit, meine damaligen stillen inneren Kämpfe und Erlebnisse wären mein eigentlicher Gegenstand. Bei der Verarbeitung dieses Stoffes möchte ich das Novellistische auf das Einfachste, Unentbehrliche beschränken — ein paar leichte Züge. Gefiele dir das?"

„Bitte, ja, schreibe das! Auf diese Kindheitstage bin ich gespannt. Ich kannte dich in jener Zeit noch nicht recht, weil ich erst später nachgekommen bin. Doch zu Hause bin ich wie du und mit dir in jenem alten, lieben Heim."

Diese Aussicht erschien mir wie das grüne Gezelt frischer Baumkronen, in dem die wieder unbegrenzt und unstet werdenden Gedankenflüge des Dichters rasten könnten. Gewiß, er bedurfte nun der Wohltat gänzlicher Ruhe. Seine geistige Tätigkeit jedoch gewaltsam und plötzlich zu hemmen, wie es seine ihn ängstlich liebende Frau zu versuchen gesonnen war, schien mir gefährlich. Eigene friedliche Erinnerungen mit Muße niederzuschreiben, das konnte ihn nicht ermüden wie das Erfinden und Vertiefen schwerer tragischer Konflikte. So hoffte ich, er werde, wenn er Neues beginne, sich aus eigenem Antriebe dieser einfachen Arbeit zuwenden. Sie aber, in zärtlicher Liebe, hätte ihm die Flügel gern so fest gebunden, daß er alles, alles vergessen und nur noch für das Behagen des heutigen Tages Wunsch und Sinn gehabt hätte.

Wie gerne hätte ich das beiden gegönnt, wenn es überhaupt bei des Dichters Natur erreichbar gewesen wäre!

Mit Weib und Kind an meinem eignen Herd,
In einer häuslich trauten Flamme Schein
Dünkt keine Ferne mir begehrenswert,
So ist es gut! So sollt es ewig sein . . .
Jetzt fällt das Wort mir plötzlich in den Sinn
Der kleinen, furchtsamen Sabinerin,
Das Wort, das nimmer ich vergessen kann:
„Da sitzt ein Pilgerim und Wandersmann."

Hätte ich ihm dauernde, gänzliche Untätigkeit angeraten, so würde er geantwortet haben:

„Wie kannst du Unmögliches von mir verlangen?" Oder wie sein „Hutten" dem Arzte der Ufenau:

. . . Dein Rat ist wundervoll
Nicht leben soll ich, wenn ich leben soll.

„Wenn ich meinen großen, meinen schönen Hohenstaufenplan überhaupt noch ausführen will, so muß ich es jetzt tun," hatte mir der Dichter nach Vollendung der „Angela Borgia" einst im Bibliothekzimmer des Schlosses Steinegg anvertraut. „Es ist hohe Zeit! Heute fühle ich in mir die Kraft dazu; wer weiß, wie lange sie noch aushält! Auf, an das letzte, das herrlichste Werk, den höchsten meiner Pläne!"

Auf alle Mahnungen und Bitten antwortete er mit freundlichem Nachgeben. Aber sie halfen nichts. Seine Gedanken blieben im Banne seiner „Hohenstaufentragödie".

Der Plan zu seinem „Friedrich II." war ein seit Jahrzehnten gehegter und gereifter Vorwurf des Dichters.

Ende des Jahres 1883, nach der Publikation der „Hochzeit des Mönchs", schrieb er an Dr. François Wille in Mariafeld: „Es ist die erste von drei Kaisernovellen, welche ich entworfen habe." Es beschäftigte ihn das Schicksal Kaiser Heinrichs IV. und dessen Konflikt mit seinem Sohne Heinrich V. Anfangs entstanden diese großen geschichtlichen Bilder in dramatischen Zügen. In seinem Geiste wogen sich die Gestalten gegeneinander ab, drängten sich in Gegensätzen hervor und formten sich gegenseitig zu scharfen Charakteren,

die in unvermeidlichem tragischem Konflikt aufeinander stoßen mußten. Mir steht in klarer Erinnerung, wie der Dichter einst in Kilchberg diesen Kaiserplan vor mir entfaltete. Es waren große Szenen auf einer italienischen Burg, mit denen er seine Erzählung begann . . . Dann rief er, mitten in seiner dichterischen Vision, deren Gestalten ihn beunruhigend umdrängten:

„Du siehst, es ist zu viel! In einen einzigen dramatischen Rahmen läßt sich das alles nicht fassen. Ich muß zwei Dramen schreiben: einen Heinrich IV. und einen Heinrich V. — oder besser eine Trilogie, deren Abschluß mein Friedrich II. sein müßte, der schon längst in mir wächst und an mir zehrt."

Die Wandlung des Plans dieser „Kaisertrilogie" in die „drei Kaisernovellen", von denen er dem Freunde schreibt, daß er eine davon entworfen habe, wird keinen befremden, der die Weise kennt, in der C. F. Meyer seine Werke schuf und ausbildete.

Kaiser Friedrich II. hatte neben Otto III. und dem jugendlichen Konradin als eine die dichterische Behandlung geradezu herausfordernde geschichtliche Rätselgestalt schon in seiner Frühzeit meines Bruders Interesse gefesselt. Diese „Stoffe" hatten ihn nie losgelassen. Sie waren ihm durchs Leben gefolgt und, zu Zeiten freilich in den Hintergrund seiner Seele zurücktretend, mit dem Dichter gereift und gewachsen. Im letzten Jahrzehnt seines Schaffens hatte sich die Herrschergestalt Friedrichs II. der Phantasie C. F. Meyers in steigendem Maße bemächtigt. Immer deutlicher sah er in ihm den Typus vermessener Größe, die über ihrer Zeit und wider ihre Zeit steht. Immer mehr lockten ihn die dem Mohammedanismus zuneigende Ungläubigkeit des Helden und der sizilianische Schauplatz mit der eigentümlichen Mischung italienischer, germanischer und arabischer Kultur. Besonders aber trieb es ihn, den Gegensatz zwischen der großartigen Imperialpolitik der Hohenstaufenkaiser und der, wie er als Dichter ahnen durfte, schon zu Dantes Zeit im Keime vorhandenen national-italienischen Politik darzustellen. Noch einmal wollte er die inneren Erfahrungen des eigenen Lebens und die Entwicklungen seines eigenen Jahrhunderts in einem großen historischen Bilde zusammenfassen.

Schon im August, kurz nach dem Aufenthalte auf Steinegg, schreibt er mir, die Schönheit seines Entwurfs habe ihn so frappiert, daß er nun ganz entschieden die Vollendung seines „Friedrich II." beabsichtige. Vorübergehend dachte er daran, der Schwierigkeit der Wahl zwischen dramatischer und novellistischer Behandlung des edeln Stoffes dadurch auszuweichen, daß er die Dichtung zugleich in beiden Formen zu entwerfen versuchte.

Im nächstfolgenden Jahre, als der Dichter zu ermüden und zu erkranken begann, vermochte er nicht mehr, den immer strenger werdenden Forderungen, die er an seine Poesie stellte, gerecht zu werden. Seine Schaffensfreude verwandelte sich zuletzt in die Pein eines fruchtlosen Kampfes. Es war ein unendlich trauriger und schwerer Übergang zur Altersruhe. Keiner seiner Entwürfe konnte ihm mehr genügen. Er warf seine schönsten ins Feuer. So überlebten ihn nur wenige seiner „Petrus Vinea-Fragmente". Zwei derselben, deren Eindruck sich mir nie verwischen wird, sind aus seinem spärlichen

literarischen Nachlasse verschwunden. Was sich davon noch vorfand, ist von Herrn Prof. Adolf Frey vor einigen Jahren bereits in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden, zugleich mit dem schönen Bericht des Herrn Dr. Kögel, über den Plan des Ganzen, den ihm der Dichter selbst mündlich mitgeteilt hat [1]).

XIII.

Es ist ein heißer, goldener Sommerabend und die Stimmung einer Scheidestunde, mit denen in meiner Erinnerung die Petrus Vinea-Fragmente zusammenfließen. Wir wanderten auf der Höhe über Kilchberg den im roten Widerschein glühenden, langsam erlöschenden Schneebergen entgegen. Unten erstarb das Gold des Abendlichts im See.

Nach einem schwülen Tage, der sich nur langsam abkühlte, dämmerte ein stiller Abend über die Felder herab. Wir gingen zusammen und wandten uns links ab von der hochgeführten Straße auf den Weg, der abwärts zur Kirche und weiter zum Baumgarten und Hoftore meines Bruders führte. Ich ruhte still im Behagen des geschwisterlichen Zusammenseins. Doch meinem Bruder schien etwas Besonderes auf der Seele zu liegen, — er war bestrebt, mich von der Familiengruppe abzulösen und mit mir voranzugehen.

„Ach, laß uns doch zusammenbleiben am letzten Abend," bat ich.

„Gerade weil du morgen nicht mehr da bist, sieh, muß ich dir noch schnell meinen Hohenstaufen erzählen. Ich bin gezwungen, mich damit zu beschäftigen, wenn ich ihn überhaupt noch vollenden will. Und dieser schöne Arbeitsabschluß ist mein sehnlichster Wunsch. Du wirst sehen, ich habe ihn ganz neu gestaltet, und mußt mir noch sagen, ob er dir einleuchtet."

„Conrad, du darfst nicht. Du versprachst, etwas Leichteres vorzunehmen — die Jugenderinnerungen. Komm, wir wollen Luise und dein Kind nicht hinter uns zurücklassen!"

„Nur einen Augenblick noch!" drängte er.

Und auf einmal war er mitten in seinem Gegenstande. Ich war nicht zum Anhören eines dramatischen Entwurfes gestimmt und kämpfte mit einer ungewissen Traurigkeit. Anfangs lieh ich den bewegten Worten meines Bruders, der mir Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler Petrus am Sterbebette der edeln Griechin Euphemia zeigte, nur ein halbes Ohr.

„Ich wage es," sagte er, „und lege in den Mund dieser Frau das Geheimnis der Zukunft, das ihrem Manne, der ein Italiener ist, die Ruhe raubt. Die Sterbende allein darf es Friedrich offenbaren: ‚Mein Mann,' flüstert sie, ‚o Kaiser, weiß ein Geheimnis, das dich rettet, und will es dir nicht sagen'."

„Getraust du dir," fragte ich, „den mittelalterlichen historischen Stoff mit deinen modernen nationalen Ideen zu durchtränken? Kannst du deinen Petrus Vinea von einem befreiten Italien träumen lassen? Ist das nicht zu viel gewagt?"

„Nein," sagte er. „Es schreibt überhaupt keiner ein Drama, ohne es durch eine starke Strömung seiner eigenen Zeit zu bewegen und zu beleben.

[1]) Deutsche Rundschau, 1901, Bd. CVI, S. 191 ff.: „Conrad Ferdinand Meyers ‚Petrus Vinea'". Von Adolf Frey.

Jedes Drama bedarf einer gewissen Aktualität. Übrigens weißt du wie ich, daß es immer Menschen gab und geben wird, die nicht ihrer Zeit angehören, frühe Schwalben, die noch keinen Sommer machen, einzelne Träger und Märtyrer kommender Entwicklungen."

Das mußte ich ihm alsbald zugeben. „Aber," sagte ich, „wie kannst du dir die mittelalterlichen Päpste als die Führer und Träger der nationalen Kultur und Diplomatie Italiens denken?"

„Warum nicht? Es sind geniale Leute unter ihnen. Du weißt nicht, was aus ihnen geworden wäre, wenn sie jahrhundertelang die beherrschende Spitze einer mächtigen romanischen Staatseinheit gebildet hätten. Vielleicht als weltliche Fürsten und dann mit erblicher Thronfolge . . ."

Schweigend versuchte ich, diesen verwegenen Gedankenflügen zu folgen. Da tauchten unversehens meines Bruders „Papst Julius II." und sein Cäsar Borgia vor mir auf, und mir wurde klar, daß er mit diesen Ideengängen schon von lange her, schon seit er historische Stoffe dichterisch zu gestalten angefangen hatte, wohlvertraut war.

Das Dunkel war indessen hereingebrochen. Die Lampe stand in meines Bruders Wohnzimmer bei offenen Fenstern auf dem großen Schreibtische.

Er ließ sich auf seinem Ledersofa nieder und zog Papiere aus einer Schublade.

„So, nun setze dich dort in den Lehnstuhl und höre mir zu. Ich lese dir die Kaiser Friedrich-Studien, — es sind deren nur wenige — noch vor dem Abendessen vor."

Er begann mit einer Szene des Novellenentwurfes, die mir einen ganz unbeschreiblichen Eindruck zurückließ. Sie ist nicht mehr vorhanden. Sie beschrieb die Stimmung der auf die Ankunft ihres Mannes und dessen Herrn, des Kaisers Friedrich, harrenden, sterbenden Euphemia. Sturm peitscht die Brandung am Fuße des Turmes, in dessen hoher Kammer die Fieberkranke im Halbschlummer liegt. Sie horcht hinaus nach dem Toben des Windes und des Meeres.

„Kommt er noch, solange ich Atem habe? Kommt er nicht mehr? . . . Verlösch ich, bevor er kommt?" . . .

So flüstert sie, von einer leise neben ihr wachenden Kammerfrau von ferne belauscht. Draußen jagen schwarze Wolken über die bald verdunkelte, bald aus einem fliegenden Silbersaum wieder hervortretende Mondsichel. Bei der Kranken im Gemache schwebt, von der Gewalt des Orkans bewegt, eine in Ketten hangende Ampel von der Decke. Mit diesem Lichte führt sie ihre heimliche Zwiesprache:

„Erleb ich's? Erleb ich's nicht? . . . Wird er mir glauben? . . . Kann ich's vollbringen? . . . Ist es zu spät?" lispelt sie, von Windstößen unterbrochen. Das Flämmchen biegt sich im Luftzuge, es kämpft, es flackert, und während das Geflüster verstummt und die Kranke entschlummert, verschwebt und erlischt es.

War es der Gedanke, mein Bruder selbst vermöge das künstlerische Ziel, das ihm hier vorschwebte, nicht mehr zu erreichen, war es die gedämpfte wohl-

lautende Stimme, mit der er vorlas, war es irgend ein mich unbewußt treffender Zug der Ähnlichkeit mit unserer Mutter, der in der Person des Vorlesers oder in dem Seelenbilde, das er von dieser lieblichen Scheidenden entworfen hatte, mich ergriff . . . es wurde mir schwer, die Tränen zurückzuhalten.

„Du hast dabei unserer Mutter gedacht," sagte ich.

Er verneinte nicht und fuhr fort, mir dieselbe Turmszene mit der Ankunft des Kanzlers und des Kaisers in dramatischer Form vorzulesen, wie sie noch vorhanden ist. Hier trat mir nun weder die Individualität des Dichters noch die der drei dargestellten Personen so charakteristisch und ergreifend entgegen wie in dem ersten, in den Rahmen der Novelle gehörenden Bilde. Diese Szene tat mir insofern wohl, daß sie mich ernüchterte und mich wieder in Fassung brachte. Der vorherrschende Eindruck war die Überzeugung, voraussichtlich würde die dramatische Ausarbeitung weit hinter der unvergleichlichen Novelle zurückbleiben, die der Dichter als sein letztes geliebtes Werk der „Versuchung des Pescara" an die Seite zu stellen verlangte.

Er ergriff nun ein anderes Blatt und begann die zur Novelle gehörende fragmentarische Szene vorzulesen, in der die Porträtbildnisse der beiden Hauptgestalten gegeben werden, das des unruhig schlummernden Kaisers und das des in Liebe und Groll, in Bewunderung und Vorwurf nachdenklich über ihn gebeugten Kanzlers Petrus.

Da diese Szene mit dem stimmungsvollen Hintergrunde der Meeresweite herrlich und mit Sorgfalt ausgeführt ist, so zweifle ich keinen Augenblick, daß sie dem Anfange des dritten Aktes der dramatischen Bearbeitung entspricht. Einige Minuten später wird der Gesandte Frankreichs in die luftige Säulenhalle eingeführt werden. Der Kanzler empfängt ihn, und sie beginnen in einer Nische des Hintergrundes, um den ruhenden Kaiser nicht zu stören, ihre leise Unterredung, als dieser aus unruhigen Träumen auffährt und sich mit dem Schreckensausrufe: „Mörder!" auf seinen ihm entgegentretenden Kanzler wirft.

Das Verhältnis zwischen den beiden vertrauten Freunden ist schon ein so gestörtes, daß die mit vorwurfsvoller Treue auf dem Antlitze des Kaisers haftenden Blicke Vineas als rächende Traumgestalten des Schlummernden Seele beunruhigen und bedrohen.

Begierig horchend folgte ich dem mich fesselnden Selbstgespräche des Kanzlers:

„Hier liegt das Ungeheuer. Der Auszug und Widerspruch der Zeit! Ihr Kind, und die Züge der Mutter verleugnend; ihr vorauseilend, hinter ihr zurückgeblieben; der Gründer des Staates und der Verächter der . . ."

„Menschen," fuhr ich fort, da mein Bruder innehielt.

„Oder ‚der Menschheit' . . . Was hältst du für das Bessere?"

„Bitte, fahre fort."

„Ich kam nicht weiter. Höre nun, wie ich den Kanzler zu Anfang der Novelle einführe."

Und er las den schönen Eingang, der den Auftritt des Reisezuges zur Burg des unglücklichen Königs Heinrich in Gewitterbeleuchtung darstellt.

Dann sprach er von der Charakterentwicklung des Kanzlers Petrus von dem Punkte an, da der Kaiser sich innerlich empört gegen die Zumutung,

seine Macht zu beschränken, um sie zu stärken. Von dem Punkte an, da er den Italiener, um seines Rettungsplanes willen, zu hassen beginnt; da er den Abfall der italienischen Untertanen ahnt und Verrat wittert.

C. F. Meyers Friedrich II. überliefert sich seinem Schicksal wo er im entscheidenden Augenblicke kleinlich mißtraut. Hier beginnt er unaufhaltsam zu sinken. Von Argwohn gelähmt, hat er nicht mehr die Kraft, nach dem vor ihm schwebenden leuchtenden Gebilde der germanischen Kaiserkrone zu greifen. Er glaubt nicht daran, und es versinkt wieder in Jahrhunderte dauernde Nacht. Mit ihm versinkt das seinen Beruf verkennende Geschlecht der Hohenstaufen.

Wie aber beschreibt der Dichter im Gegensatze dazu die in paralleler Linie niedersteigende Bahn des in die Ungnade seines Herrn gefallenen Kanzlers? — Sobald der Kaiser im Rettungsvorschlage seines Getreuen Verrat wittert, steht diesem mit dem Untergange seines Planes als unvermeidlich sein eigener Sturz vor Augen. Es bleibt ihm nichts anderes als Ergebung in das Unabwendbare. Aus Petrus Vinea wollte der Dichter einen Versucher zum Guten gestalten. Er wollte ihm das Edelste seines eigenen Wesens einhauchen, zugleich aber einen echten und wahren Italiener aus ihm machen. Das Märtyrertum des Petrus Vinea wäre das einer Menschenseele geworden, die sich einer genialen Persönlichkeit in treuester Ergebenheit untergeordnet hat, und der nun der Glaube an ihr Idol von diesem selbst Stück um Stück aus dem Herzen gerissen wird. Den letzten Rest von Leben und Liebe wirft diese Menschenseele ins Opferfeuer, um ihren Herrn vor der tiefsten sittlichen Entwürdigung zu retten. Als diese tiefste Erniedrigung erscheint dem Kanzler der Despoteneinfall Friedrichs, den gefangenen Lombarden wie einen gekauften Sklaven, nein, wie ein unnütz gewordenes oder schädliches Tier als Giftprobe zu mißbrauchen. Diesen verletzenden Zug, der nicht den Kanzler persönlich beleidigen soll und gerade darum seine Menschlichkeit um so tiefer und um so gerechter empört, erträgt er nicht. Er trinkt den Giftbecher selbst, um das Gewissen des Kaisers vor einer schmählichen Blutschuld zu bewahren und das Leben eines Schuldlosen zu retten.

Dies sind die Linien, die sich als Grundriß des „Hohenstaufendramas" an jenem Sommerabend neben dem vom schwülen Lufthauch leise bewegten Lampenlicht meinem Gedächtnis eingeprägt haben. Mir erschien das Ganze als ein edler, großer Entwurf mit wenigen und einfachen Motiven. Es sind leichte, aber sichere Umrisse. Sie kreuzen und widersprechen sich nicht, sondern bilden in meiner Erinnerung eine reine Zeichnung. Doch sind die schwebenden Linien noch lange kein ausgeführtes, deutliches Bild. Eine zusammenfassende Schlußszene, die damals wohl auch im Manuskript vorhanden war schwebt mir in kräftigen Zügen und Farben vor.

„Was sagst du zu diesen Fragmenten?" fragte der Dichter nach einer Pause, als er vorzulesen aufgehört hatte.

„Herrlich sind sie — wunderbar schön!" gestand ich ergriffenen Gemüts. „Aber, bitte, überarbeite dich nicht daran! Versprich die Arbeit niemandem, auch dir selbst nicht. Lasse sie wachsen. Vertraue sie ihrem schönen Triebe

an! Deine besten Arbeiten entstehen in der Stille und werden geboren ohne viel handwerkliches Zutun."

So sagte ich mit erwachender großer Liebe zu dem entstehenden Werke des Bruders, aber mit zagendem Herzen. Wie sehnte er sich danach, seinen „Hohenstaufenentwurf" noch als letzte Arbeit zu vollenden! — Bei mir behielt der Eindruck der sterbenden, verschwebenden Flamme die Oberhand.

Viel Schweres und Schönes ist seither darüber gegangen — Kampf und Sieg. Heute fürchte ich nicht mehr, daß die schöne Flamme ersterbe.

Seltsam mutete es mich an, als C. F. Meyers „Petrus Vinea-Fragmente" gedruckt und, mit kritischen Erklärungen durch jüngere Freundeshände versehen, wie zerbrochenes Altertum wieder ans Licht gefördert wurden. Diesmal wollte nun mich selbst das Gefühl beschleichen, als sei ich vor langer Zeit schon gestorben: doch auf einmal besann ich mich, daß ich noch lebe, wenn ich auch in jenen Tagen schon dabei gewesen bin, als die Vinea-Fragmente geschrieben wurden.

So muß ich denn zum Schlusse noch einmal auf die künstlerischen Absichten meines Bruders im „Hohenstaufenplane" zurückkommen. Ich habe sie, ohne mich mit dem Dichter eingehend darüber zu besprechen — wir hielten es nicht für nötig —, einfacher aufgefaßt als der neuere Kritiker. In meiner Erinnerung ist der Plan ein schlichter Aufbau. In der Mitte die beiden großen, gegenseitig aufeinander wirkenden Hauptgestalten; ihnen zur Seite minder hervortretend, die beiden Frauen, in deren einer Frauenliebe, durch Entsagung geläutert, zur reinen, rettenden Macht wird, während in der andern heiße, unfreie Liebe sich verbittert und in Haß verwandelt, der nicht retten, nur verderben kann, — in jenen Haß, den Lenau den „Sklaven der Natur" nennt.

Gewiß hätte der Dichter durch vielerlei Nebengruppen und mannigfaches symbolisches Beiwerk diese allzu strenge Symmetrie unterbrochen und verborgen. Die malerische Eingangsszene der Novelle, die den Kanzler in der Felsburg am Meer der Königin Margarete gegenüberstellt, gibt eine Idee davon. In diesem Stile geschrieben, in dieser Kraft der Zeichnung und der Farbengebung stelle ich mir die vollendete Novelle vor. Seine Gestalten hätte C. F. Meyer so individuell aufgefaßt und derart aus der Kultur des dreizehnten Jahrhunderts und dem Geiste der Frührenaissance herausgebildet wie beispielsweise seinen Dante Alighieri in der Rahmenerzählung der „Hochzeit des Mönchs".

Ich glaube überhaupt in dieser Novelle einen Versuch des Dichters zu erkennen, in die Zeit Friedrichs II. und deren Gedankenstrom sich einzutauchen und aus dem geistigen Luftkreise dieser Epoche heraus lebenswahre und scharf ausgeprägte Individualitäten zu bilden. In diesem Sinne hätten wir in der „Hochzeit des Mönchs" eine Vorstufe zur Hohenstaufennovelle und in wenigen, aber bestimmten Zügen eine Vorstudie zum Charakter Friedrichs II. Aus diesem Kaiser sollte eine Herrschergestalt von genialer Größe werden. Petrus Vinea steht im Banne dieser großen Persönlichkeit und ist ihr in bewundernder Treue zugetan und ergeben.

Nicht die Wahrhaftigkeit und Treue eines deutschen „treuen Eckehart" wollte der Dichter in ihm schildern. Die Erkenntnis der Charaktere seines Friedrichs II., seines Kanzlers Petrus, seiner Euphemia und die Elemente, aus denen er sie bildete, hätte er aus italienischen Quellen, aus Dante und Giotto, geschöpft. Der Dichter kannte dieses Element aus der „Göttlichen Komödie", deren einfach gezeichnete, feierliche Gestalten von diesem lichten Strome erwärmend umflutet werden. Ich erinnere nur an das einzigartig schöne Verhältnis des durch das Jenseits pilgernden Dichters zu seinem Führer Virgil und an den starken, tief-innerlichen Seelenausdruck der geradlinigen Gestalten des Giotto.

Von seinem liebevollen Verständnis Dantes und Giottos aus wäre der Dichter zur Bewältigung seines schweren Kaiser Friedrich-Stoffes vorgedrungen.

Darum befremdet mich, daß ein meinem Bruder befreundeter Erklärer dieser Fragmente von einer stoischen Ergebung des Kanzlers Petrus in sein Schicksal sprechen kann, und ich bin froh, daß Dr. Fritz Kögel, dessen aus dem Gedächtnis aufgeschriebener „Vinea-Plan" mich durch seine Genauigkeit in hohem Grade überraschte, nichts von stoischem Verzichten verzeichnet hat.

Der Dichter selbst hatte keine stoische Ader. Stoische Größe lag seiner Künstlernatur fern. Der Stoizismus erscheint auch mir seiner Unbeweglichkeit und Starrheit wegen wesentlich unpoetisch, trotz aller großen Achtung, die er mir abzwingt. So kann ich mir nicht denken, wie der Dichter seinen Petrus Vinea, vom Moment an, da er seines Sturzes gewiß ist, als Stoiker stufenweise weiter entwickelt hätte. Eher noch hätte er ihm etwas von der geduldigen, unbesiegbaren Tragkraft seines „Odysseus" verliehen, die dem Dichter — ich dürfte sagen — vorbildlich geworden war. Doch auch das wage ich nicht zu behaupten. Das individuelle Leben seiner großen Menschen, ihre scharfen Profile, das dämonische Wachsen ihrer Leidenschaften darzustellen, das war seine eigenste Kunst, über die er kein Wort verlor.

Wie mein Bruder die dramatische Bewegung geführt, wie er das den Kaiser verderbende, das in despotische Grausamkeit ausartende Mißtrauen in seinem Wachstum geschildert hätte, kann ich nicht sagen, nur ahnen. Gewiß ist mir eines: der Dichter hätte dem Kanzler Petrus, seinem Lieblinge, sicherlich keine Qual erspart, die zur Vertiefung dieser schönen, humanen, schmerzgewohnten Natur führen konnte.

Die dem Kaiser im dritten und vierten Akte des in Gegenwart meines Bruders von Professor Adolf Frey aufgezeichneten dramatischen Planes entstehenden Schwierigkeiten sind, wie dieser gewiß richtig vermutet, retardierende Momente, die den jähen Sturz des Kanzlers maskieren. Sie zeigen auch, daß es jetzt zu spät ist, den vorgeschlagenen Rettungsweg zu betreten. Wohl versucht der Kaiser noch einmal einzulenken, indem er seinen Kanzler als Gesandten nach Lyon senden will. Petrus Vinea kann und darf aber keine seiner Überzeugung und seinem Rettungsvorschlage widersprechende Politik vertreten. Die Auskunftswege des Kaisers sind nicht die von ihm vorgeschlagenen Rettungswege.

Über die sehr scharf und deutlich entworfene zweite Frauengestalt, Königin Margarete, sagte mein Bruder nichts. Mir scheint, sie stehe schon in der einzigen Szene auf dem Meerschlosse groß und ausgeprägt genug da, um den Gedanken an eine dritte Frauenfigur auszuschließen. Der Dichter hat keinesfalls an eine solche gedacht. Wo wäre Raum für sie?

Er dachte sich die Erinnerung an die gestorbene Euphemia als einen bis zum Ende fortwirkenden Einfluß. Ich sehe in der Frau des Kanzlers das Bild jener Liebe, die immer selbstloser wird und zugleich immer scharfsichtiger für die Gefahren derer, die sie behüten möchte, einer Liebe, die noch unter der dunklen Pforte sich umwendet, um warnend zurückzuwinken.

Euphemia als Erinnerung bleibt zwischen dem Kaiser und dem Kanzler stehen. Tröstlich diesem und zum Ausharren mahnend, jenem aber widerwärtigen Andenkens. Der Kaiser wird auch die sterbende Euphemia jetzt beargwöhnen, ihr Bild wegschieben oder wegwerfen. Dies veränderte Verhältnis des Kaisers zu der Toten würde eine Verschärfung der seelischen Leiden des Kanzlers darstellen.

Doch ich wage keine Vermutungen.

Die vorhandenen Vinea-Fragmente bezeichnen gewisse Höhepunkte der Handlung, entscheidende Stellen, die mein Bruder zuerst zur eigenen Orientierung zu markieren und auszuführen pflegte. Dieses letzte Werk war erst begonnen und noch nicht zu dem Grade der Vollendung gediehen, wo es angefangen hätte, aus sich selbst zu leben. Es hat die Stufe nicht erreicht, wo eine Dichtung, aus eigenem innerem Triebe wachsend, zur Fülle gelangt und emporsteigend den Dichter mit sich emporhebt.

Dennoch lassen die Bruchstücke ahnen, daß der Plan, der dem Geiste des Dichters vorschwebte, ein hoher, wohlerwogener war. In meiner Erinnerung steht er als ein Ganzes, dessen Schluß ein notwendiger und erhebender Abschluß ist.

Für den Kanzler bedeutet er: Treue bis in den Tod, Rechtfertigung, für den Kaiser: Erkenntnis, Reue, innere Reinigung. In der Botschaft von der Geburt des Enkels erscheint ihm die Hoffnung, der sinkende Stern seines Hauses werde in hellerem Lichte noch einmal aufgehen.

Dem Wissenden aber bedeutet dieser Schluß den Hinweis auf die verborgene Zukunft, auf den Untergang der Hohenstaufen und auf den sühnenden Tod des Jüngsten und Schuldlosesten eines Geschlechts, das seine Herrschsucht nicht zu beschränken, seine Macht nicht in den Dienst eines großartigen und selbstlosen königlichen Weltgedankens zu stellen vermochte.

Künstlerisch geredet weist der Schluß hin auf ein letztes, abschließendes Hohenstaufendrama: Konradin.

Eine Dichteraufgabe! — Wenn der Genius des zwanzigsten Jahrhunderts nicht andere Gegenstände wählt als das Schicksal gewappneter Völkerhirten, um das unaufhaltsame Ringen der Menschheitsseele nach Verkörperung von Wahrheit und Gerechtigkeit im Spiegel der Dichtkunst zu zeigen.

Eine Neuphilologenfahrt nach Korsika.

Von
Max Kuttner.

I. Auf den Spuren von Mérimées „Colomba".

Als ich mich eingehender mit der „Colomba" Mérimées beschäftigte, reizte es mich, einmal zu untersuchen, wie weit die Wirklichkeit in dieser Novelle Platz gefunden, was davon heute noch Gültigkeit hat und in wie fern die Andeutung des Dichters über die Wahrheit der Erzählung, die er „une véridique histoire" nennt, zutrifft.

Aus diesen Gründen entschloß ich mich, meine Sommerferien zu einer Reise nach Korsika zu benutzen, und da die spannende Meisternovelle schon wegen ihrer bewundernswerten, typischen, kristallklaren Sprache mit Recht ein immer gern gewählter Lesestoff in unseren höheren Schulen und von daher, wenn nicht sonst, wohl auch vielen Lesern dieser Zeitschrift bekannt ist, so dürften einige Aufschlüsse über das in alle Kultursprachen übersetzte Werk von allgemeinem Interesse sein.

Als erste Vorbereitung für meine Reise galt mir das geradezu klassische Buch von Ferdinand Gregorovius „Korsika" (1854 bei Cotta erschienen). Wenn in uns Deutschen, unbeschadet aller Treue zur Heimat, ein unbezwinglicher Trieb zum Wandern steckt, so können wir doch stolz darauf sein, daß Männer wie Gregorovius und Viktor Hehn uns auch gelehrt haben, wie man wandern muß.

Etwas kleinmütig wurde ich dann, als ich in dem Sachkatalog unserer Königlichen Bibliothek das Stichwort Korsika aufschlug. Weit über hundert Namen und Titel starrten mich an und zeigten mir, daß man sich seit Jahrhunderten in allen möglichen Sprachen und von jedem möglichen Standpunkt aus mit der Insel beschäftigt hatte. Aber wie so oft, machte ich auch hier die Erfahrung, daß wirklich Neues und Wertvolles schließlich nur auf wenigen Seiten stand. Um ein Beispiel anzuführen, haben sich die verschiedenen langatmigen Beschreibungen, die dem von unbewiesenen Mythen umsponnenen Leben des korsischen Nationalhelden, Sampiero Corso, gewidmet sind, zu einem

ganz dünnen, kleinen, zuverlässigen und ausreichenden Büchlein: Jacques Rombaldi, Sampiero Corso. Paris 1887, verdichtet.

Kurz vor meiner Reise erschienen in hiesigen Tageszeitungen einige Feuilletons über Korsika, in denen recht Abenteuerliches berichtet wurde. Gleich die erste Nachtruhe des einen Reisenden, oder es war, wenn ich mich recht entsinne, eine Dame, wurde durch Flintenschüsse gestört, weil ein paar korsische Hitzköpfe, und das sind sie alle, einen beim Spiel entstandenen Streit auf diese Weise gewohnheitsmäßig, zugleich mit sich selbst, aus der Welt zu schaffen versuchten. In einem anderen Reisebericht aus jüngster Zeit las ich Unglaubliches über die Verpflegung auf den Schiffen, die den Verkehr zwischen Marseille und der Insel vermitteln; und auch Bädeker, der natürlich nicht unter den Beratern fehlen darf, drückt sich nicht sehr ermutigend aus. Er sagt, daß die Naturschönheiten und historischen Erinnerungen den Reisenden für die Anstrengungen und Entbehrungen, in die er sich schicken muß, entschädigen. Die Hôtels und Herbergen entbehren oft des Komforts und der Sauberkeit, die beste Reisezeit sei der Frühling, im Sommer müsse man die Küsten meiden, da sie durch die Malaria heimgesucht seien. Man wird danach ermessen, mit wie gemischten Gefühlen und mit welcher Spannung auf das Kommende ich mich nach einer hoch interessanten Reise durch das Rhonetal am 15. Juli in Marseille auf einem Dampfer der Compagnie Fraissinet nach Ajaccio einschiffte.

Es war ein wonniges Gefühl, bald nach dem Verlassen des stolzen Hafens von Marseille wenigstens für Stunden das in der Sommerhitze glühende Festland hinter sich zu haben und in einer verhältnismäßig wohltätig erfrischenden Seebrise aufzuatmen.

Auf der alten, an historischen Erinnerungen reichen Wasserstraße entfernten wir uns nur langsam von der malerischen Küste der Provence. Das Schiff schwankte kaum, und eine angenehme Enttäuschung bot das gute Diner, das uns in dem Speiseraume reinlicher serviert wurde als in manchem Pariser Restaurant. Nicht minder erfreulich war die Reinlichkeit der Kabinen, von denen ich eine nur noch mit einem Mitreisenden zu teilen hatte, so daß ich bei offenem Fenster einige Stunden der Nacht leidlich schlief.

Gegen 5 Uhr gehe ich wieder auf Deck. Es ist ein herrlicher Morgen. Im bleichen Frühnebel heben sich bereits am Horizont die ersten Höhen des „mit der Seele gesuchten" Eilands ab, und schnell wachsen sie in vielzackiger Form aus dem Wasser empor.

In einer halben Stunde etwa sind wir an den schroffen Klippen der Iles Sanguinaires (Blutinseln), auf deren einsamen Spitzen, wie Adlerhorste, kleine Forts für den Hafen von Ajaccio aufgesetzt sind.

Tiefblau ist das Meer, und prächtig hebt sich davon der weiße Schaum ab, den das Schiff schlägt. Eine kurze Strecke noch geht's an der mit dunklem Grün bezogenen Felsenküste entlang; dann leuchten kleine weiße Steinbauten auf. Es ist der ziemlich weit außerhalb der Stadt an einer Uferstraße gelegene Kirchhof, und wenige Minuten darauf fahren wir in die breite, in weitem Halbrund von hohen Bergen eingeschlossene Bucht ein, die den Hafen von Ajaccio bildet.

Am Ufer erwartet uns eine ziemliche Menschenmenge, zum Teil Verwandte und Freunde meiner Mitreisenden. Denn die Korsen, welche auf dem Festlande und naturgemäß namentlich in Frankreich in allen Berufsständen tätig sind, bringen gern ihren Urlaub oder die Ferien in ihrer Heimat zu.

Bevor unser Schiff anlegen kann, sind wir, wie in Italien, von kleinen Barken umgeben, aus denen nicht gerade Vertrauen erweckende Individuen schnell an Bord klettern, um sich als Gepäckträger anzubieten. Aber vergeblich spähe ich nach banditenmäßigen Gestalten mit der Doppelflinte, vergeblich lausche ich den Gesprächen, um wie Gregorovius beim ersten Landen gleich von einem Mord zu hören. Die Menge am Ufer unterscheidet sich in nichts von irgend einer, die man auch sonst bei gleichen Anlässen in südlichen Häfen antrifft. Nur geht alles ruhiger, gemessener zu.

Schnell erledigt sich die Formalität der Zollrevision, da ich aus Frankreich komme, und ich folge meinem Concierge durch eine kurze, breite, von hohen, schmucklosen Häusern eingeschlossene, aber auf beiden Seiten mit üppigen in dem Boden wurzelnden Fächerpalmen gezierte Straße. Es ist die Avenue du premier Consul, und sie führt an einem konventionellen Denkmal Napoleons in antiker Konsultracht und dem unscheinbaren Hôtel de ville vorüber zu einem mächtigen, ungepflasterten viereckigen Platz, Place du Diamant oder Place Bonaparte. Auf ihm steht, am andern Ende, in einer Lücke, die einen freien Ausblick auf das Meer bietet, auf hohem Steinpiedestal, bedeutungsvoll nach Frankreich schauend, die Reiterstatue Buonapartes, von seinen vier Brüdern umgeben, alle wiederum in antiker Tracht. Das sehr mäßige Denkmal ist von Viollet-le-Duc entworfen und nicht unpassend vom Volkswitz als „Tintenfaß" bezeichnet.

An demselben Platze liegt mein Hôtel, das Hôtel de France. Es wird augenblicklich von ein paar Pariser Damen, Mutter, Tochter und Schwester, nach hauptstädtischem Vorbilde geleitet. Man ist hier sehr gut aufgehoben, und meine erste Nachtruhe wurde nicht, wie die anderer Reisender, durch Flintenschüsse gestört.

Ajaccio zählt heute ungefähr 20000 Einwohner und macht, abgesehen von seiner herrlichen Lage am weiten Meer und am Fuße der schweigenden, schneebedeckten Bergriesen, den Eindruck einer stillen Provinzstadt. Es ist Sitz der Präfektur, hat als Haupthafen der Insel eine starke Besatzung, ein Lycée, mehrere unbedeutende Kirchen, ein Priesterseminar, le grand séminaire, eine von Geistlichen geleitete Schule, le petit séminaire, ein Tribunal erster Instanz und ein kleines Theater, das aber im Sommer geschlossen ist. In letzter Zeit hat sich der Fremdenverkehr etwas gehoben, da Ajaccio, wie mancher andere vor jedem Wind geschützt liegende Ort der Insel, keinen Winter kennt und als Luftkurort empfohlen wird.

Diese Vorzüge werden natürlich im Sommer zur Qual. Am frühen Morgen herrscht im tiefen Schatten bereits eine Temperatur von 28° C. und darüber. Um die Mittagszeit kann man sich nur in den während des ganzen Tages durch dicht geschlossene Holzjalousien verdunkelten Zimmern aufhalten, und auch für die übrigen Stunden empfiehlt sich bei Ausgängen Tropen-

kleidung, ein Sonnenschirm und dunkle Brille. In Ermangelung einer Tropenausrüstung begnügte ich mich, wenn es irgend anging, mit den Urelementen zivilisierter Bekleidung.

Meine erste Sorge war, mir die Benutzung der Stadtbibliothek zu sichern, und ich erhielt von dem freundlichen Maire von Ajaccio ohne Schwierigkeit die Erlaubnis dazu. Diese Bibliothek zählt etwa 32000 Bände und nimmt den rechten Flügel des Palais Fesch ein. Im linken Flügel des Palastes befindet sich die Gruftkapelle der Familie Bonaparte, und es werden in der Krypta die Sarkophage der Madame Laetitia oder Madame mère, des Kardinals Fesch und des Prince de Canino, des Sohnes von Lucien Bonaparte, gezeigt. Nicht direkte Nachkommen der Familie sind auf einem Seitenkorridor der Kapelle in Wandnischen beigesetzt.

Die Bibliothek ist keine Präsenzbibliothek, weswegen ihr Lesesaal möglichst ungünstig von 11—4 Uhr geöffnet und von ein paar halbwüchsigen Burschen und arbeitslosen Individuen besetzt ist, die Unterhaltungslektüre suchen, ähnlich wie in den Volksbibliotheken von Paris, nur mit dem Unterschied, daß in Paris der Lesesaal vorzugsweise als Wärmehalle dient, in Ajaccio dagegen als schattiger Zufluchtsort in der Zeit des größten Sonnenbrandes. Mir wurde von dem zuvorkommenden Bibliothekar ein Nebenzimmer zur Benutzung eingeräumt.

Da ich den korsischen Quellen Mérimées nachgehen wollte, war mein erster Gedanke, daß er wohl aus einheimischen Schriftstellern geschöpft haben mochte. Nun ist „Mateo Falcone" 1829 und „Colomba" nach dem Aufenthalt Mérimées in Korsika 1840 erschienen; so kam nur die Zeit bis zu diesem Jahre in Betracht. Das hierfür zu Gebote stehende Material ist dürftig genug. Ich lernte zunächst die alten Historiker Filippini (16. Jahrhundert) und Pietro Cirneo (15. Jahrhundert) kennen, um deren Herausgabe sich der gelehrte korsische Jurist Gregori, der als Appellationsgerichtsrat in Lyon 1852 starb, ein großes Verdienst erworben hat. Sein Tod verhinderte leider die von ihm geplante Fortsetzung des Filippini vom 17. Jahrhundert an. Erst im Jahre 1881 regte sich in Korsika wieder wissenschaftliches Leben. Es wurde in Bastia von gebildeten Männern aller Stände eine Société des sciences historiques et naturelles de la Corse gegründet, welche es sich zur Aufgabe machte, die ungenutzt in Privatbesitz zerstreuten, für die Geschichte der Insel höchst wichtigen und unentbehrlichen Manuskripte in ihren Bulletins herauszugeben. Diese Bulletins besitzt auch unsere Königliche Bibliothek. Als charakteristisch dafür, wie es mit der korsischen Wissenschaft bestellt ist, mag angeführt werden, daß diese Gesellschaft es für nötig befunden hat, ihren Mitgliedern und den Lesern ihrer Bulletins durch eine Übersetzung das dreißig Jahre früher erschienene Buch von Gregorovius zugänglich zu machen. Daher wird es auch nicht wunderbar erscheinen, daß es mir nicht gelungen ist, in den Verlagsbuchhandlungen von Ajaccio und Bastia, bis auf eine Geographie und eine Sammlung von Voceri (Totenklagen), neuere Werke über Korsika, sei es philologischen, historischen oder literarischen Charakters, aufzutreiben.

Dagegen fand ich in der Bibliothek von Ajaccio das 1827 bei Fabiani in Bastia erschienene Büchelchen: Novelle storiche Corse di F. O. Renucci. Der Verfasser war Direktor und professore d'eloquenza in dem Collège von Bastia und hat jene im Volke lebenden Geschichten gesammelt und für die Jugend herausgegeben, um sich erkenntlich zu zeigen für die vielen Beweise der Dankbarkeit, die ihm von früheren Schülern bei seinem Ausscheiden aus dem Amte im Jahre 1826 dargebracht wurden. Einige dieser zum Teil sehr packenden Erzählungen hat Gregorovius in sein Buch aufgenommen. Ich fand darin unter anderen folgende La Delazione punita (die bestrafte Angeberei) betitelte Novelle:

Zwei Grenadiere eines flandrischen Regiments, das in Diensten Genuas stand, waren in die Berge desertiert. Der Oberst des Regiments, M. de Nozières, kommt auf der Jagd in die Nähe ihres Schlupfwinkels, schöpft aus der Haltung eines jungen Hirten, der dort seine Herde weidete, Argwohn, bedrängt ihn mit Fragen und Drohungen und erfährt schließlich den Versteck durch eine Handbewegung und ein Augenzwinkern des eingeschüchterten Jünglings. Er belohnt den Angeber mit vier Louisd'or. Die Deserteure werden gebunden ihrer Bestrafung entgegengeführt.

Am Abend zeigt der Verräter freudig seinem Vater und seinen Brüdern den Lohn seiner Schandtat. Diese sind entsetzt. Der Vater ruft aus: „O ich Unseliger! Ein Sohn von mir soll zwei Menschen in den Tod schicken und, wie Judas, den Blutlohn dafür in Empfang nehmen! Nein, du bist mein Sohn nicht. Du bist kein Korse. Aber unsere Macchia (der korsische Buschwald) soll sich in deinem Blute waschen."

Die schnell versammelte Verwandtschaft beschließt den Tod des Schuldigen. Dieser wird unter die Mauern Ajaccios geführt. Dort angekommen, bittet der Vater um kurzen Aufschub der Exekution. Seine Bitte wird gewährt. Darauf geht er zum Obersten, wirft sich ihm zu Füßen und fleht um Gnade für die beiden Soldaten. Als der Oberst unerbittlich bleibt, verläßt ihn der Alte mit den Worten: „So sollt Ihr bald erfahren, wie ein korsischer Vater einen Sohn bestraft, der sein Blut und sein Vaterland schändet, und wie dieser der Ehre heilige Boden Verräter und Spione duldet."

Traurig kehrt der Alte zu seiner harrenden Verwandtschaft zurück. Ein Geistlicher wird geholt, der dem Verurteilten die Absolution erteilt. Darauf bietet der junge Hirt, der inzwischen zur Erkenntnis seiner Schuld gekommen ist, reuig und unerschrocken die Brust den archibugi seiner Verwandten dar.

Nach Vollzug des furchtbaren Gerichts übergibt der Vater weinend dem Geistlichen die verhängnisvollen Louisd'or und bittet ihn, sie dem Obersten mit folgenden Worten wieder einzuhändigen: „Herr Oberst, wir würden unsere Hände und unsere Seele zu besudeln vermeinen, wenn wir das Geld der Schande behielten. Keinem Korsen kann es dienen, und die Familie desjenigen, der es so verächtlich erstand, wird ihren Namen ändern, um bei der Nachwelt der Schmach und dem Abscheu zu entgehen."

Auch diese Novelle hat Gregorovius unter dem Titel „Der korsische Brutus" getreu nacherzählt.

Ob Mérimée diese Form der Erzählung für seinen Mateo Falcone benutzt hat, vermochte ich bisher nicht sicher festzustellen. Benson, dessen 1825 erschienenes Tagebuch[1]) gewöhnlich als Quelle für Mérimée und Chamisso angegeben wird, gibt nur eine ganz kurze Fassung der Geschichte und verdankt sie gewiß neben anderen Renucci, den er persönlich kennen gelernt hat. Aber auch dieser hat den Stoff wieder früheren Werken, aus den Jahren 1771 und 1787, entnommen. Doch davon sei an anderer Stelle die Rede. Eines scheint mir sicher: die Abweichungen, die der Stoff bei Mérimée zeigt, sind, wie der dramatisch zugespitzte Dialog, auf Rechnung des novellistischen Künstlers zu setzen. Daß er für alle in seiner Erzählung auftretende Personen bestimmte Namen anzugeben weiß, ist auch ein ihm geläufiges Kunstmittel, genau wie seine Beschreibung des Mateo Falcone, den er vorgibt, zwei Jahre nach dem zu berichtenden Ereignis gesehen zu haben: „quand j'étais en Corse en 18 . .“ — Tatsächlich war Mérimée erst elf Jahre nach der Veröffentlichung seiner Novelle in Korsika.

Entschieden hat die Erzählung des Renucci mehr den Erdgeruch des heimatlichen Bodens.

Nun könnte das Gedicht Chamissos: „Mateo Falcone“ auf dieselbe Quelle zurückgehen, aus der Mérimée geschöpft hat. Es ist ein Jahr später, 1830, erschienen. In den Werken oder der Korrespondenz des deutschen Dichters fand ich keine Andeutung, woher er den Stoff genommen. Vielleicht hat er ebenfalls Renucci zu Gesicht bekommen; denn auch seine „Korsische Gastfreiheit“ findet sich dort. Was aber den Mateo Falcone angeht, so bin ich überzeugt, daß er Mérimée einfach in Verse gebracht hat; denn die Übereinstimmung, einschließlich aller in den korsischen Fassungen nicht zu findenden Einzelheiten, ist fast wörtlich. Man vergleiche:

Mérimée: — Et que dira mon père, si je te cache sans sa permission?
— Il dira que tu as bien fait.

Chamisso: Was aber wird dazu mein Vater sagen?
Der Vater sagt, du habest recht getan.

Mérimée: — Les coups de fusil t'ont réveillé.
— Vous croyez donc, mon cousin, que vos fusils font tant de bruit?
L'escopette de mon père en fait bien davantage.

Chamisso: Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt.
Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht.

Dann die charakteristische Stelle:

Mérimée: — Femme, dit-il, cet enfant est-il de moi?
Les joues brunes de Giuseppa devinrent d'un rouge de brique.
— Que dis-tu, Mateo? Et sais-tu bien à qui tu parles?

Chamisso: Und zu der Frau gewandt: „Ist das mein Blut?“
„Ich bin dein Weib“ — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wunderſamer Glut.

Endlich spricht der ganze Mérimée aus jener Stelle, wo Mateo das Kind das Pater und das Credo beten läßt, sein „Amen“ hinzufügt und dann fragt:

---

[1]) Sketches of Corsica, or, A Journal written during a visit of that island in 1823. By Robert Benson. London 1825.

Mérimée: — Sont-ce là toutes les prières que tu sais?
— Mon père, je sais encore l'Ave Maria et la litanie que ma tante m'a apprise.
— Elle est bien longue, n'importe.

Ist das nicht ganz der folternde, das Grausigste unter der Maske des kalten, ironisch lächelnden Berichterstatters erzählende Mérimée?

Doch genau so findet sich die Stelle bei Chamisso, nur etwas weniger scharf gemeißelt:

Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben.
Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!

Die „Klosterdamen" in der weltfremden Vergeinsamkeit des korsischen Hirtenlebens sind etwas verdächtig.

Endlich finden sich die Namen der Personen auch sämtlich in derselben Form bei Chamisso wieder. Nur der Tochtermann, der bei Mateo wohnen soll, heißt bei Mérimée Tiodoro Bianchi, bei Chamisso: Renzone. Sieht man sich aber die letzte Terzine an:

Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwogne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.

so dürfte die Erklärung für die Namenänderung nicht schwer sein.

Hiermit versagten nun meine dürftigen Quellenfunde, und ich beschloß daher, den staubigen Bibliotheksbüchern den Rücken zu kehren, mich an die Menschen zu wenden und, wenn möglich, einen noch sprudelnden Born persönlicher Erinnerung zu entdecken. Ich befolgte dabei das einfache Mittel, daß ich die Gesellschaft älterer Korsen, Frauen und Männer, suchte, ihnen scheinbar unabsichtlich die Hauptepisoden aus „Colomba" erzählte und dann fragte, ob sie sich erinnerten, daß in ihrer Jugend von einem solchen Vorkommnis die Rede gewesen sei. Dazu war es notwendig, in das Innere des Landes zu gehen.

Überdies hatte ich die wenigen Sehenswürdigkeiten der Stadt bald kennen gelernt. Von ihnen steht natürlich in erster Linie das Geburtshaus Napoleons, das zwar 1793 durch die Anhänger Paolis in Brand gesteckt, nach einigen Jahren aber von Joseph Bonaparte wieder hergestellt und mit den geretteten, bürgerlichen Wohlstand verratenden Originalmöbeln der Familie ausgestattet wurde. Interessant sind dann noch ein paar Erinnerungen an den großen Eroberer in dem kleinen Museum des Hôtel de Ville. Damit ist das Pensum des sight-seer ziemlich erledigt.

An Vergnügungen bot die Stadt zunächst einige Cafés, deren Terrassen von frühmorgens bis spät in die Nacht hinein von Zeitungslesenden oder — eine Hauptleidenschaft der Korsen — politisierenden Gästen besetzt gehalten wird. Man sah da stets dieselben Leute, die sich von Zeit zu Zeit nur anders

an den Tischen gruppierten und abwechselnd einen Absinth, eine Eislimonade, einen Café oder einen „bock“ zu sich nahmen. Das größte und beste dieser Cafés befindet sich in dem Erdgeschoß des Hôtel de France an der erwähnten Place du Diamant, und dort konzertierte allabendlich im Freien von 6 Uhr nachmittags bis 12 Uhr nachts, unter den Fenstern der Hotelgäste, eine italienische, aus drei Herren und vier Damen bestehende Kapelle.

Als ich eines Abends, nicht sehr froh gelaunt, vor dem Café saß und wohl oder übel den täglich wiederholten musikalischen Gemeinplätzen lauschen mußte, bemerkte ich aus der dunklen Tiefe der weiten Place du Diamant, drüben am Meeresufer neben dem Denkmal Napoleons, ein rotes Licht. Ich ging dem Schein nach und stand vor einer aus rohen Brettern zusammengeschlagenen Wand. Der Lichtschein kam von einem Papiertransparent, auf dem ich las: Teatro italiano. Un matrimonio a suono di Corni — Commedia tutta da ridere in 2 atti: La Tombola. Farsa. — Ich erstand einen ersten Platz für 75 Centimes.

In dem eingefriedeten Raum, der von zwei Petroleumküchenlampen so erhellt wurde, daß man sich gerade der Dunkelheit bewußt wurde, hatte eine italienische Wandertruppe unter hohen Platanen eine Bühne errichtet, die aus einem unverkleideten Holzgerüst und einigen Lappen als Vorhang und Kulissen bestand. Das war das Sommertheater der korsischen Residenzstadt auf ihrem vornehmsten Platze.

Da die armen Tagelöhner Thalias jeden Abend ein anderes Stück bringen mußten, so konnten sie ihre Rollen nicht, und man kann sich denken, was aus einem eleganten Salonkonversationsstück wie die „Bataille de dames“ wurde, das ich an einem anderen Abend in italienischer Übersetzung von ihnen sah. Und doch rückte mir die Erinnerung an Wilhelm Meister den elenden Thespiskarren in eine romantische Beleuchtung. Ich dachte mir die Naive als Philine und ordnete entsprechend die anderen Charaktere ein. Schließlich kam auch der Neuphilologe bei diesen embryonalen Kunstgenüssen auf die Rechnung.

Die nähere Umgebung von Ajaccio bietet namentlich zwei hübsche Ausflüge. Der eine führt hinauf zur Punta auf dem 780 m hohen Mont Pozzo di Borgo. Dort haben zwei Nachkommen des berühmten Gegners Napoleons aus den von Paris herbeigeschafften Trümmern einen Pavillon der Tuilerien wieder erstehen lassen. Das Schloß ist vornehm ausgestattet, hat eine ziemlich wertvolle Bildergalerie und vor allem eine herrliche, ganz einzige Aussicht auf die Berge und den Golf von Ajaccio. In seinem Grand Salon hängen zwei Porträts, ganze Figur, in dreiviertel Lebensgröße, deren Vereinigung hier ein wunderbares Stück Menschengeschichte heraufbeschwört und eine ausdrucksvolle Sprache spricht: an der Halbwand rechts von der Tür Napoleon von David, links sein Todfeind Ch.-A. Pozzo di Borgo.

Der andere Spaziergang, la route du Salario, gibt einen guten Vorgeschmack von einer korsischen Bergwanderung. Eben zog die Straße noch am Meer entlang, da steigt sie langsam empor, und nach einer halben Stunde bereits ist man in dem tiefen Schweigen des Makis. Dort wo die route du Salario sich den Bergen zuwendet, liegen ein paar große versprengte Fels-

blöcke, die wohl einen angenehmen Schutz vor dem Sonnenbrande geben können. Hier soll Napoleon als Knabe oft gesessen und gelesen haben. Man nennt daher diese Steine la grotte Napoléon.

Der Pfad zieht dann enger durch natürliche Haine gewaltiger, schattenspendender Oliven, die abwechseln mit immergrünen Eichen, Edelkastanien, Oleandern, Pinien und Eukalypten. Dazwischen bedeckt den Boden oft in einer Höhe von 7—8 Fuß dichtes Untergehölz, bestehend aus der baumartigen Erika (la bruyère, erica arborea), le ciste de Montpellier (cistus monspeliensis) le lentisque Mastixbaum (pistacia lentiscus), der Myrte (myrtus communis) und dem arbousier, Sandbeerbaum (arbutus unedo). Aus diesem oft undurchdringlichen Gestrüpp ragen vereinzelt mehr oder weniger große Felsblöcke empor, und hier und da strecken die phantastisch geformten indischen Feigen, figues de Barbarie, polypenartig ihre fleischigen Arme heraus.

So ist überall auf der Insel wilde, üppige Fruchtbarkeit, und doch zieht der Mensch nur geringen Nutzen aus dem gesegneten Boden: $^{1}/_{27}$ desselben ist nur bebaut, $^{21}/_{27}$ sind von den Makis und $^{5}/_{27}$ von hochstämmigen Wäldern und Felsen eingenommen. (Voyage géologique et minéralogique en Corse par M. Emile Gueymard, Ingénieur des Mines 1820—1821. — Bulletin de la Société des Sciences hist. et nat. de la Corse 1881.)

Das bebaute Ackerland ist von meterhohen Steinmauern umschlossen, um es namentlich vor den frei umherziehenden Herden zu schützen. Es wird etwas Getreide gebaut, das mit noch mittelalterlichen Sicheln geschnitten wird, und dessen Körner an Ort und Stelle von zusammengekoppelten Ochsen ausgetreten werden. Auch Weinberge trifft man hin und wieder an, aber in den letzten Jahren hat die Phylloxera gewütet; es fehlt das Geld und die Lust, diesen tückischen Feind zu bekämpfen, und so liegt auch früher fruchtbares Land verödet da und wird bald von dem Heidekraut in Schlaf gedeckt. Will man wieder säen, so brennt man einfach einen Teil des Makis, trotz des strengen Verbots, nieder, auf die Gefahr hin, wertvolle Waldungen dabei einzuäschern. Man sieht daher schon im Juli und August häufig dichte Rauchwolken in den Bergen aufsteigen. So hat der Korse bis auf den heutigen Tag stets gegen seinesgleichen und seine Muttererde gewütet.

Da dem Lande Eisenbahnen und ausreichender Schiffsverkehr fehlen, so finden die Bodenerzeugnisse keinen Absatz. Hat der korsische Grundbesitzer — und das sind die Vornehmen alle — ein Stück Erde, das ihm in verschwenderischer Fülle die prächtigsten Früchte spendet, so dingt er ein paar Italiener, Luccheſen, die, weil sie für Lohn arbeiten, verachtet werden. Lucchese ist ein Schimpfwort geworden. Sie bestellen das Land und ziehen dann mit dem erworbenen geringen Sold heim zu Weib und Kind, sofern sie nicht der Malaria erlegen sind. Wenn die Früchte in den Obstgärten reif geworden, so wird gepflückt, was der Korse für seine Familie braucht, das übrige fällt überreif zu Boden und wird Dung fürs nächste Jahr. Was könnte allein aus den verwilderten Oliven an Öl gewonnen, was für mineralische Schätze könnten aus dem Schoße der Erde gehoben werden! Aber die Insel schläft wie ein Dornröschen, und der Korse, stumpf gemacht durch jahrhundert-, jahrtausend-

lange Kämpfe und Unterdrückungen, fühlt sich nicht berufen, die Schlummernde zu wecken. Frankreich aber ist eine Stiefmutter für Korsika und hat keine Mittel für es aufzuwenden. Ein korsisches Sprichwort sagt: A cane che seguita, non si dà pane. (Einem Hund, der folgt, gibt man kein Brot.) Man sollte es nicht für möglich halten, daß alljährlich von italienischen Gesellschaften das prächtige Waldholz der Insel nach Italien ausgeführt und dann für das Drei- und Vierfache des Preises nach Frankreich wieder eingeführt wird. Kommt es aus Korsika, so gilt es als minderwertig.

Der vorher erwähnte Strauch, l'arbousier, veranlaßt mich zu einer kleinen philologischen Abschweifung. In dem einen vocero, das Mérimée in seine Colomba einflicht, wird von dem Toten gerühmt:

Il était le faucon, ami de l'aigle,
Miel des sables pour ses amis.

Dieses miel des sables war mir unverständlich. Die mir bekannten Kommentare schweigen darüber. Ich dachte erst an Manna, das auch in den voceri verwendet wird. Da fand ich in einem der Gedichte, welche Mérimée seinen „Notes d'un voyage en Corse" angehängt hat und aus denen er Ton und Bilder für die Improvisationen in der „Colomba" entnommen hat, die folgende Stelle:

O lu mio Zucchero canto,
Lu mio miele della arena.
(O mein Zuckerkand, mein Sandhonig.)

Diesen Vers hat Mérimée demnach wörtlich übersetzt. Es ist mir nicht klar, was er darunter verstanden hat. Eine Frau in Sartène, die mit den voceri von Kindheit an vertraut ist, brachte mich auf die Deutung. Sie gebrauchte das Bild:

Siete il mele renoso
Dell' albero benedito.
(Ihr seid der sandige Honig des gesegneten Baumes.)

Der arbousier ist der albero benedito, weil er Früchte trägt, während das fruchtlose Besenkraut la scopa maladita heißt. Die Früchte des arbousier sind sehr süß, und die Bienen, die sich an diesem Strauche nähren, liefern einen Honig, dessen Güte sich darin zeigt, daß er kristallisiert und dann zwischen den Zähnen wie Sand knirscht. Ich glaube, daß diese Deutung zutreffend ist.

Aber ich bin von der route du Salario abgekommen. Ich steige langsam, von tiefem Schweigen umgeben, empor. Zahllose Eidechsen rascheln durch das welke Laub und über das Gestein; gelegentlich huschen ein paar Rebhühner über den Weg, sonst hört man kaum Vogelgezwitscher. Die Straße führt an einigen kleinen Bauten vorüber, die sich, schon aus der Tiefe gesehen, hell und freundlich wie kleine Landhäuschen von dem dunklen Grün der Abhänge abheben. Sie haben bald die Form eines antiken dorischen Tempelchens, aber mit einem Kreuze auf dem First, bald die einer italienischen Renaissancekapelle. Zum Teil sind sie von Mauern umschlossen und fast ausnahmslos von hohen

feierlichen Zypressen bewacht. Das sind Grabkapellen korsischer Familien, die gern auf ihrem Besitztum, auf ewigem Fels gegründet und mit herrlichem Blick über das weite Meer, ihren Toten einen Ehrenplatz einräumen.

Mitten in der feierlichen Stimmung, die den Wanderer hier fernab von allen Lebenslauten ergreift, werde ich plötzlich durch Schritte hinter mir erschreckt. Aus einem Seitenpfade des Makis waren plötzlich zwei Männer hervorgetreten, bekleidet mit den Joppen aus samtartigem Tuch, die die Korsen Sommer und Winter tragen, über die Schulter die stets schußbereite Doppelflinte gehängt. Einen Augenblick sagte ich mir da wie Tartarin: „Ils", nämlich die Banditen. Da ich aber nichts Besseres zu tun wußte, so ging ich ruhig meines Weges. Die beiden Männer folgten mir friedlich. Nach ein paar Minuten blieben sie an einer Hütte stehen, die etwas abseits von der Straße auf steinernem Untergrund gebaut war, hingen zur Seite der Tür ihre Flinten an einen Nagel, und der eine von ihnen stieß dann ein Meckern aus, einen Lockruf. Es waren schlichte Ziegenhirten, die sich wohl kein Gewissen daraus machen, einen ihrer Blutfeinde aus dem Hinterhalt niederzuschießen, an dem Fremden aber stets respektvoll und mit einem freundlichen „buon giurnu" oder „buona sera, signore" vorübergehen.

Die eigentliche Landstraße verlor sich nun in einen schmalen Pfad durch das Gestrüpp und führte mich an einer niedrigen Mauer vorüber, die einen Weinberg umschloß. Ich mochte noch dreiviertel Stunde bis zum Gipfel haben. Da sperrte mir plötzlich ein Esel den Weg, der hier weidete und wahrscheinlich seinen Herrn am Feierabend zu Tal tragen sollte. In der Tat stand ich nach wenigen Minuten vor einem Häuschen mit einem kleinen Obstgarten, in dem ein Mann in mittleren Jahren arbeitete. Er hatte das rechte Auge, offenbar gewaltsam, verloren. Er hieß mich willkommen, brachte mir einen Stuhl und bot mir einen Trunk schnell herbeigebrachten Quellwassers, das köstlich auf der ganzen Insel ist. Er riet mir ab, noch zum Gipfel zu gehen, obwohl ich nur noch 15—20 Minuten zu steigen hätte. Die Aussicht sei aber nicht viel anders als von seinem Gärtchen, der Weg dagegen sehr schwierig, außerdem würde mich die Nacht überraschen, die ja in diesen Breiten ohne lange Dämmerung hereinbricht. Ich sollte lieber ein andermal wiederkommen, dann würde er mich selbst begleiten. Ich plauderte mit dem Manne ein Viertelstündchen, halb französisch, halb italienisch. Er reitet täglich hier empor, um aus den Früchten seines Gärtchens einen geringen Nutzen in der Stadt zu erzielen. Er erzählte mir, daß die meisten Korsen ihren Erwerb auf dem Kontinent suchten, in Frankreich oder in Italien; vielfach gingen sie zur Marine. In ihrer Heimat scheuten sie sich zu arbeiten.

Auch nach den Banditen fragte ich natürlich. Hier in der unmittelbaren Nähe von Ajaccio gäbe es keine mehr: „Mais il y en a, et ils ont quelquefois raison de se faire bandit." — Das sagte er mit so ernster, überzeugter Miene, daß ich fest anzunehmen geneigt war, der Mann sei selber einer oder könnte jeden Augenblick einer werden. Ich hütete mich jedoch, indiskret zu werden, und sagte nur zustimmend: „Oui, je sais, il s'agit le plus souvent de l'honneur de la famille." — „C'est ça." gab er ernst zurück.

Von Colomba, ihren Episoden und Namen wußte er nichts.

Ich nahm mit herzlichem Händedruck und Dank für seine Gastfreundschaft von ihm Abschied, wollte dann beim Abstieg den Weg durch einen Fußpfad abkürzen, hatte mich aber bald im Makis verirrt, mußte bei der noch am Abend sehr schwülen Temperatur über Gatter klettern, durch stachliche Drahtzäune kriechen, wobei ich mitten in bebauten Feldern wieder auf Gräber stieß, und war froh, als ich etwa 200 m weiter unten die Landstraße erreichte, als eben das Ave Maria von Ajaccio herüberklang.

Bei meinem ständigen Herumhorchen wurde mir einmal die Vermutung geäußert, daß die von Mérimée berichteten Ereignisse wohl in der Nähe von Sartène gespielt haben müssen. Das ist ein Bergstädtchen von ca. 6000 Einwohnern, 85 km von Ajaccio entfernt, im südwestlichen Teil der Insel. Diese Vermutung hatte etwas für sich, da Mérimée bei dem coup double des Orso della Rebbia die Anmerkung macht: Si quelque chasseur incrédule me contestait le coup double de M. della Rebbia, je l'engagerais à aller à Sartène, et à se faire raconter comment un des habitants les plus distingués et les plus aimables de cette ville se tira seul, et le bras gauche cassé, d'une position au moins aussi dangereuse. (p. 186.)

Ich beschloß sofort, mit einem kleinen Bündel notwendigster Reiseutensilien in der bezeichneten Richtung aufzubrechen. Wer sich nicht ein teures Privatfuhrwerk mieten kann, ist auf die Postkutschen angewiesen, die, im Besitz von Privatgesellschaften, den Personen- und Postsachenverkehr auf der Insel vermitteln, mit Ausnahme der einzigen schmalspurigen Eisenbahnlinie quer durch die Insel von Ajaccio nach Bastia, mit zwei Abzweigungen nach Calvi und Ghisonaccia.

Das Reisen in diesen Vehikeln ist eine Qual. Es sind alte, gebrechliche Rumpelkasten, in deren Innerm die Fahrgäste, meist Bauernvolk, zu fast unentwirrbaren Knäueln zusammengepfercht werden. Wohl erhielt ich einen Platz auf der „banquette" zwischen Kutscher und Kondukteur, so daß ich wenigstens etwas Luft, einen freien Blick ins Land und, da durchschnittlich alle 10 km die Pferde zugleich mit dem Kutscher wechseln, Gelegenheit hatte, mich unterwegs immer von einem Eingeborenen über die verschiedentlichen Örtlichkeiten unterrichten zu lassen. Aber diese Vorteile wurden nicht billig erkauft. Die Kutscher sind arme, halb zerlumpte, struppige Gesellen; die nahe Berührung mit ihnen war keine Annehmlichkeit, und diese Fahrt dauerte von 10 Uhr morgens bis 1 Uhr nachts! Aber trotzdem war sie wunderbar interessant und reich an Abwechselung. Herrliche, wildromantische Landschaftsbilder rollen sich in stetem Wechsel zu den Seiten der bis zu einer Höhe von 800 m steigenden und wieder fallenden Landstraße ab. Die grünen Felshänge sind oft von großen Ziegenherden belebt, und die Tiere klettern auf dem zackigen Gestein mit der Geschicklichkeit von Gemsen umher.

An dem Tage meiner Fahrt herrschte abends ein besonders reges Leben in den Dörfern, durch die wir kamen. Es war gerade wieder Wahl zum „conseil général". Man erwartete das Ergebnis, und die Führer unseres Wagens, die selbst aufgeregt disputierten, wurden von leidenschaftlich erregten

Männern an den verschiedenen Stationen mit Fragen bestürmt, nach dem, was sie unterwegs erfahren. So gering die Bedeutung der ganzen Wahl ist, so heftig erhitzen sich die heißblütigen Korsen dabei, und nicht selten spricht die Kugel oder der Dolch das letzte Wort. Dann beherbergt das Makis wieder ein paar Banditen mehr.

In der Tat ist das Banditenwesen nicht auszurotten. Es ist eigentlich auch nur historisch zu verstehen, als ein Überrest aus der Zeit der perfiden, gewissenlosen Verwaltung oder besser Knechtung der Insel durch Genua. Die Insulaner wurden damals gegeneinander aufgehetzt, Treu und Glauben untergraben; der Mord, wenn er der Behörde genehm war, ging frei aus. So fiel ja auch der große Nationalheld Korsikas, Sampiero Corso, durch hinterlistigen genuesischen Verrat. Recht bekam nur, wer es sich selber nahm. Und hatte man eine Blutschuld auf sich geladen, so entzog man sich dem verachteten und böswilligen fremden Gericht und lebte lieber im Makis ein Leben des Elends, auf die gelegentliche Unterstützung durch die eigene Familie und die Hirten angewiesen, und jede Stunde des verzweifelten Daseins mit der Waffe in der Hand durch nimmer erschlaffende Wachsamkeit erkaufend. Wie einst die alten strengen korsischen Statuten zahlreiche Vergehen mit der Verbannung bestraften, so hatte man sich selbst ausgeschlossen aus der menschlichen Gesellschaft, verlassen Herd und Weib und Kind, sich selbst zum „bandito" gemacht.

Verschiedenartig sind die Gründe, warum man „Bandit" wird; nicht selten aber steckt eine Frau dahinter. Die Kutscher erzählten mir eine ganze Reihe solcher Geschichten aus der Gegenwart. Eine für viele. Zu Anfang dieses Jahres haben in Bicchisano zwei Brüder einen Mann erschossen. Dieser stand in Beziehungen zu ihrer Schwester, hatte sie aber verlassen und, nachdem er in ein anderes Dorf gezogen war, sich dort verheiratet. Nach drei Jahren kam er zum Besuch in sein Heimatsdorf zurück, wo eine verheiratete Schwester von ihm wohnt. Er macht während seines Aufenthaltes ein paar Bemerkungen, die die anwesenden Brüder kränken. Sie gehen mit dem Worte: Vedremo (wir werden sehen) in ihr Haus. Am Tage, als der Treulose das Dorf verließ, standen die Brüder an der Straße im Hinterhalt und schossen den Ahnungslosen nieder. Seitdem leben sie im Makis.

In Bocognano hatte ich Gelegenheit, den berühmten Banditen Bellacoscia kennen zu lernen. Wie so oft bei den seit dem grauesten Altertum vor allem freiheitsstolzen Korsen, von deren Unbeugsamkeit schon Strabo (Libr. V c. II 7) berichtet und von denen er sagt, sie seien schlechte Sklaven, hat die Laufbahn Bellacoscias mit einer Fahnenflucht begonnen. Er hat dann in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der allerdings ein böser Übeltäter war, so daß auf seinen Kopf 10000 Franks gesetzt wurden, und unterstützt von seinen zahlreichen Verwandten, 46 Jahre im Makis gelebt. Als sein Bruder gestorben war warf sich vor acht Jahren seine junge, hübsche Tochter dem Präsidenten Carnot, der die Insel bereiste, zu Füßen und bat um Gnade für den Vater. Carnot ließ sich rühren unter der Bedingung, daß sich Bellacoscia den Gerichten stellte. Das tat er und wurde begnadigt. Jetzt lebt er, ein stattlicher Sechsundsiebzigjähriger, ein patriarchalisches Leben im Kreise einer großen Familie, gleichsam

als staatlich pensionierter Bandit. Sein Sohn dient augenblicklich in Frankreich bei der Fahne.

Bei einem „Apéritif“ erzählte mir Bellacoscia aus dem Schatze seiner Erinnerungen unter anderen von dem größten seines Standes, dem König der campagna, Teodoro Poli, der, in weitem Umkreis geachtet und gefürchtet, wie ein Fürst Recht sprach, Steuern erhob und Gewalttätigkeiten strafte. Er war durch ein niedriges Los zum Waffendienste bestimmt worden. Um erst einige Privatgeschäfte erledigen zu können, hatte er um einige Wochen Aufschub gebeten, und der maréchal des logis hatte ihm diesen versprochen. Auf Grund einer Intrige wurde Teodoro trotzdem sofort eingezogen, zum Teil sogar wegen Fluchtverdachtes gefesselt nach Ajaccio geführt und eingekleidet. An demselben Abend jedoch gelang es ihm, zu entkommen; er erreichte seinen Heimatsort, ging sogleich zu dem maréchal des logis, schoß den Wortbrüchigen nieder und suchte dann die Campagna auf. Oft stellten ihm Gendarmen nach, er schoß sie alle fort. Da man weder durch List noch Gewalt seiner habhaft werden konnte, kam man auf folgenden teuflischen Plan. Man wußte, daß er eine Schwäche für Frauen hatte. Man ließ also aus Marseille ein im höchsten Grade krankes Geschöpf kommen und dirigierte sie so, daß sie von Teodoro gefunden wurde. Er wurde schwer krank; man umstellte ihn, so daß ein Entkommen unmöglich war, und eines Morgens fand man ihn tot, knieend an einen Felsen gelehnt, das nach vorn gesunkene Gewehr noch wie zum Anschlag in den Händen und eine Patrone zum Abbeißen im Munde.

So verfuhr eine Gendarmeriebrigade gegen einen einzelnen Mann, und man kann danach wohl verstehen, daß sich die Feindschaft gegen die Wächter der Ordnung bei den Beteiligten bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat. Man sieht nicht selten an der Landstraße weiße Steinkreuze mit der Inschrift: „Victime du devoir“. Dort sind Gendarmen von Banditen erschossen worden. —

Unter den angegebenen Gesprächen fuhren wir also weiter in die sinkende Nacht. Die Landschaft wurde immer wilder, das Makis immer dichter. Die Sonne war über den Berggipfeln zur Rechten verglüht; auf der entgegengesetzten Seite leuchtete nur eine schmale Mondsichel, die auch bald hinter einer Wolkenbank blutigrot verschwand. Mein Kondukteur schilderte mir eindringlich das elende Leben der Banditen und stellte es als Menschenpflicht hin, sie zu unterstützen. „Wenn nun einer käme, dem Wagen Halt geböte und sagte: Signore, ich habe kein Brot; geben Sie mir 100 Sous, oder auch nur 20 Sous. Könnte, dürfte man es ihm abschlagen?“ Ich verneinte selbstverständlich. Der Kutscher beteiligte sich so überredend an dem Gespräch, daß ich es fast wie eine Vorbereitung betrachtete und erwartete, auf ein verabredetes Zeichen einen Banditen aus dem Dickicht treten zu sehen. Aber nichts derartiges geschah. Unheimlich geschwind jagten wir die kurzen Krümmungen vom Col Celaccia dicht neben einem tiefen Abgrund hinab. Der Postillon peitschte erbarmungslos auf die flinken Pferdchen und ermunterte sie noch beständig, indem er abwechselnd ihre Namen rief: Houiih, Bionda! Turco! Bei jeder Krümmung schienen die Tiere direkt auf den Abhang loszujagen,

aber sie bogen doch immer rechtzeitig wieder um, und der Wagen verließ die sichere Spur nicht. So kamen wir schnell zu Tal. Unten leuchtete der schöne Golf von Valinco auf, in dem einst Sampiero landete zur Befreiung seines Vaterlandes. In einer Stunde etwa haben wir den Hafen Propriano erreicht, und nun geht es wieder aufwärts, noch etwa zwei Stunden. Kurz nach 1 Uhr konnte ich in Sartène in einem bescheidenen, aber sauberen Hotel von den Strapazen der Fahrt ausruhen.

Ich hatte mir eine Empfehlung nach Sartène verschafft; aber, um es gleich zu sagen, für den eigentlichen Zweck meiner Reise erfuhr ich nichts, trotz aller Bemühungen. Aber da ich etwa zwei Drittel des Weges nach Süden hinter mir hatte, beschloß ich, für das letzte Drittel noch einen oder zwei Tage zu opfern, und bestieg alsdann morgens um 10 Uhr noch einmal den Postwagen. Wieder ging es in einsame, unbewohnte und unbebaute Berglandschaften hinein. Wieder erinnerten uns von Zeit zu Zeit Herden, die an den Abhängen weideten, an Leben außer uns. Sonst lag Schweigen des Todes über der Natur, und dazu paßten gut die Jahrhunderte alten Ruinen zerstörter Dörfer und Kastelle, die gelegentlich von den Höhen einen traurigen Gruß sandten, und nicht minder gut der Rauch brennender Makis, der hier und dort aus den Bergen aufstieg und wie ein Trauerschleier weit über den Höhen hinflatterte.

Wie freudig und lebensfroh in seinen satten Farben und seiner steten Bewegung, wie erlösend glänzte da das ewige Meer aus der Tiefe herauf!

Ein Felsen über dem schönen Golf von Roccapina zeigt deutlich die Gestalt eines ruhenden Löwen. Es ist wahr, der korsische Löwe kann nur ruhen! Aber doch ist an den Klippen dieses Felsenlandes manche Macht zerschellt. Drüben im blauen Wasser, von der Brandung umschäumt, ragen ein paar Felszacken empor, „les Moines“ genannt. Wir sehen daneben den Rumpf eines großen Schiffes zur Hälfte aus dem Wasser herausstehen.

Gegen 7 Uhr abends, also nach etwa neunstündiger Fahrt, kamen wir nach Bonifacio. Durch eine enge Schlucht, über weißen Kalkboden, beschattet von Akazien größtenteils, geht es zum schmalen, fjordartigen Hafen hinab und dann wieder empor zur Stadt, die, wie ein Adlerhorst, stark befestigt, auf hoher Felsklippe thront. Sie hat nur einen Zugang, der überdies durch eine sichere Zugbrücke geschlossen werden kann. So erscheint diese Veste uneinnehmbar.

Als ich von der Höhe zum schmalen, kanalartigen Hafen herabschaute, ward mir eine sonderbare Überraschung. Ich erblickte nur ein einziges Schiff, an dessen Mast die französische Trikolore wehte; aber ich traute meinen Augen nicht, als ich am Achterdeck die deutschen Farben bemerkte. Durch mein Glas las ich den Namen des Schiffes: „Berger Wilhelm“, und wußte nichts daraus zu machen. Mein Kutscher sagte mir — jeder Korse treibt hohe Politik — es käme aus China.

Ich schlenderte nun durch die Stadt, nachdem ich zu meinem Bedauern gehört hatte, daß die berühmte Grotte von Bonifacio heute wegen des ziemlich starken Windes nicht zu sehen war. An den Kasernements und Baracken vorüberwandelnd, sprach ich einen jungen Soldaten an, der bei der langweiligen

Eintönigkeit des Dienstes gern die Gelegenheit benutzte, einen Fremden zu führen. Er geleitete mich zu der Höhe, von der man in kurzer Entfernung Sardinien liegen sieht. Man erkennt deutlich die Häuser eines Dorfes. Morgens bei Windstille oder günstigem Winde hört man sogar den Hahnenschrei.

Dann ging ich auf einer Treppe, von deren obersten Absatz man einen hübschen Blick auf die seltsam geschichtete und zernagte Felsenküste hat, zur Marine hinab.

Von dem deutschen Schiffe kam gerade der erste Steuermann an Land. Er wollte die Ausfahrtpapiere und einen Gesundheitspaß von der Hafenbehörde holen. Ich kam ihm als Dolmetsch sehr gelegen und übersetzte eine lange englische Schiffsliste für das französische Zollamt. Nun erfuhr ich auch, daß das Schiff ein Rettungsschiff des Norddeutschen Bergungsvereins sei, das aus Malta für das oben erwähnte gestrandete Schiff gerufen war. Letzteres hatte seine erste Ausfahrt mit einer Ladung Eisenschienen gemacht. Es war in der Mitte geborsten und völlig verloren; $3^1/_2$ Millionen lagen hilflos im Wasser. Die Versicherungsgesellschaft scheint aber die großen Bergungskosten zu scheuen, daher hat der Kapitän telegraphisch Befehl erhalten, sofort nach Malta, woher er gerufen, zurückzudampfen.

Der Kommandant von Bonifacio und mehrere Offiziere mit ihren Damen, die um eine Besichtigung des Bergers gebeten hatten, waren an Bord gewesen und wurden eben zurückgerudert, als ich mit der Übersetzung der Schiffsliste fertig war. Die Trikolore sank, der Kapitän kam an Land; ich wurde ihm vom Steuermann vorgestellt. Er lud mich freundlich an Bord, zeigte mir die ungemein interessanten Bergungsmaschinen, Pumpen, Luftpumpen, Taucherapparate, viele Photographien von geborgenen Schiffen aller Nationen an den verschiedensten Punkten des Mittelmeeres. Dann tranken wir ein gutes Glas auf unser liebes Vaterland, und nach herzlichem Abschied wurde ich an Land gerudert.

Wenige Minuten darauf ging das Schiff wieder in See. Ich hatte einen Einblick in die gewaltige, mühselige, aufopferungsvolle und segensreiche Tätigkeit dieser deutschen Gesellschaft erhalten, die bei keiner anderen Nation ihresgleichen hat, und sah hier in weiter, einsamer Ferne von der Heimat mit Stolz und Rührung der langsam in der Dämmerung verschwindenden deutschen Flagge nach.

Die Post nach Sartène soll, von Ghisonaccia kommend, um Mitternacht abgehen. Der Wirt des kleinen Cafés, der um diese Stunde schloß, geleitete mich durch die unbeleuchteten Straßen zu einer ganz finsteren Ecke, wo sich das Bureau der Post befand. Es war geschlossen. Auf unser Klopfen antwortete eine lallende Stimme von innen, es sei kein Licht da. Ich dankte also dem Wirt für seine Bemühung; er wünschte mir gute Nacht mit der tröstenden Versicherung, die Post werde wohl bald eintreffen, und ich wartete nun geduldig auf der dunklen Straße. Aus keinem Hause drang ein Laut oder ein Lichtschein. Aber ein heftiger Wind fegte daher, so daß ich mit der einen Hand beständig meinen Strohhut halten mußte, während die andere den Schirm und das kleine Reisebündel trug. So ging ich auf und ab, lehnte

mich an eine Mauer, setzte mich auf einen Prellstein, allein durch meinen Hut, der merkwürdig beflügelt war und jeden Augenblick am Gummiband vor mir herflatterte, wachgehalten und beschäftigt. So wurde es 1 Uhr. Da, Gott sei Dank! höre ich deutlich einen Wagen heranrollen. Ich gehe ihm entgegen bis zum Tor und zur Zugbrücke — es war eine Täuschung. Das tief unten gegen die Felsen klatschende Wasser, das Knarren und Klappern der vom Winde gerüttelten Fensterläden ahmten täuschend Pferdestampfen und Räderrollen nach. Mißmutig kehrte ich wieder zu meinem alten Posten zurück. Da ward es Licht in der dunklen Bude der Postagentur, und an der Tür erschien eine zerlumpte Gestalt, der augenblickliche Vertreter der „Messageries". Der richtige wird aus seiner Wohnung erst beim Eintreffen der Post geholt. Ich warf einen Blick in das „Bureau", und eine bekannte Stelle aus dem „Taucher" von Schiller fiel mir ein, so daß ich vorzog, die noch übrige Zeit auf der Straße zu warten. Der Mann tröstete mich damit, daß der Wagen sehr oft Verspätung habe. Es könne 2 Uhr werden. Und es wurde 2 Uhr. Es wurde auch 3 Uhr. Die Sterne verblaßten, das erste Frühlicht dämmerte auf, Hähne krähten, Esel ließen ihr herzzerreißendes Schluchzen erschallen; in der halben Dunkelheit ritten an mir vorüber zwei oder drei Frühaufsteher auf ihren kleinen Maultieren an die Arbeit. Und ich wanderte noch immer auf und ab, beständig freudig erschreckt und bitter enttäuscht durch jenes Klatschen, Stampfen, Klappern und Knarren. Schließlich ging ich wieder vor das Tor und setzte mich auf einen dortstehenden Arbeitswagen, um den Sonnenaufgang zu genießen. Genießen! In dem Wort liegt eine Welt von Entsagung und Geduld! Das Schauspiel war schön, denn dichte Wolken waren von Osten her heraufgezogen und nahmen seltsame Figuren und prachtvolle Farben an. So saß ich wieder eine volle Stunde. Bis 4½ Uhr! Da erschien tief unten auf der Hafenstraße, niedlich wie ein Spielzeug anzusehen, die Post in gemütlichem Schritt. Gegen 5 Uhr fuhr sie an der „Agence" vor. Was war nun eigentlich geschehen? Ein Unglück? Ein Überfall? Ein Pferdesturz? Keineswegs. Der Kurier von Ghisonaccia war nur zu spät eingetroffen. Aber man hatte sich nicht etwa beeilt, die Zeit einzubringen. Im Gegenteil, nun war es ja doch gleich. Man plaudert unterwegs, wo gelegentlich an der Straße Briefe oder Pakete aufgegeben werden, trinkt ein Gläschen in einer Dorfschenke und treibt dabei etwas Politik, füllt seine Kürbisflasche oder sein Holztönnchen an einem frischen Quell, hält ausgiebige Rast dort, wo die Pferde gewechselt werden, und das geschieht auf einer Fahrt durchschnittlich sechsmal. Denn man hat Zeit, viel Zeit in Korsika.

Statt um 8 Uhr morgens kam ich in Sartène um 12½ Uhr an. Drei Herren saßen hier in dem kleinen Hotel an der Frühstückstafel, der eine von ihnen war ein alter, pensionierter Richter. Ich kam mit ihm ins Gespräch, steuerte bei unserer Unterhaltung bald wieder auf Mérimée und Colomba hin und war nicht wenig überrascht, als er mir ganz harmlos und natürlich mitteilte, er hätte die Colomba, die man „la guerriera" nannte, selbst gekannt. Sie hätte drüben in dem kleinen Gebirgsdorfe Olmeto, neun Kilometer von Propriano, gelebt.

Alle Müdigkeit war vergessen. Sofort nach dem Dejeuner eilte ich zur Poststation, um mit der nächsten Gelegenheit, nachmittags um 4 Uhr, nach Olmeto zu fahren. In Propriano stieg ein würdiger, alter Herr ein, mit dem ich bald im Gespräch war. Er stellte sich mir als Friedensrichter von Olmeto vor und nannte sich Michel Galloni d'Istria. Auch er sagte mir, daß er Colomba persönlich gekannt habe, daß sie drüben jenseits der Talsenkung in einem kleinen Dorfe Fozzano geboren und auch beigesetzt sei, daß sie in Olmeto eine verheiratete Lieblingstochter gehabt habe, deren Kinder, ein Sohn M. Istria und zwei unverheiratete Töchter, noch im Dorfe leben. Er wollte mich mit ihnen bekannt machen. Unterwegs begrüßte er sich herzlich mit einem sehr sympathisch und weltstädtisch aussehenden jüngeren Herrn. Es war ein anderer Enkel der Colomba, der Offizier gewesen war und eine reiche Engländerin geheiratet hatte. Wie seltsam! Das Geschick Orsos!

Es ist begreiflich, daß ich vor Ungeduld kaum die Ankunft in Olmeto erwarten konnte; und diesmal wurde ich nicht getäuscht. Noch am selben Abend lernte ich den Enkel der Colomba kennen. Es ist ein hochgewachsener, echter Korse in den vierziger Jahren, der mit ungefähr gleichaltrigen Schwestern einen einfachen Hausstand führt. Er lebt von seinem Grundbesitz. Er lud mich zum nächsten Tage ein, um mir seine Schwestern vorzustellen und mir Andenken an Colomba, seine Großmutter, zu zeigen.

Am nächsten Morgen fand ich mich so früh als schicklich ein und lernte in den Damen ein paar einfache, mehr bäuerliche, aber sehr freundliche alte Fräulein kennen, die mich mit korsischer Gastfreiheit aufnahmen. Sie sprachen mit Begeisterung von ihrer Großmutter und brachten mir ihre Ohrringe, ihre Flinte, ihre Patronentasche, Decken, die aus ihren seidenen Kleidern gemacht waren — denn sie trug sich sehr vornehm — herbei, und dazu erfuhr ich von ihrer Lebensgeschichte folgendes:

Colomba wurde im Jahre 1768 in Fozzano geboren. Ihr Vater war Bernardin Carabelli, ihre Mutter Innocence Bernardini. Sie hat sich im Jahre 1795 in Fozzano mit Antoine Bartoli verheiratet. Sie hatte fünf Brüder, von denen einer 1796 als Kapitän in englischen Diensten stand, aber ein Fräulein Susini, Anne-Marie, aus Bonifacio heiratete, ein anderer Bruder war französischer Kommandant, ein dritter Generalkonsul in Italien.

Das Geburtsdorf der Colomba, Fozzano, das man von Olmeto aus jenseits der breiten Talsenkung liegen sieht, ist seit undenklichen Zeiten in zwei feindliche Lager geteilt. Die Grenze derselben bildet eine Straße, die den wie die meisten korsischen Dörfer auf dem Abhang liegenden Ort in „soprani" und „sottani" teilt. Niemals überschreiten die feindlichen Parteien diese Grenze, und seit ungezählten Generationen steht Blut zwischen ihnen. So ist es auch noch heute.

Colomba hatte einen Sohn und zwei Töchter. Zu ihrer Charakteristik mag folgender Zug dienen. Von Jugend auf war sie mit der Waffe vertraut und eine Meisterschützin. Noch als alte Frau hat sie ihre Enkel schießen gelehrt und sie durch die Sicherheit ihrer Kugel beschämt. Einst wollte eine feindliche Familie ihren Turm, dem Hause der Colomba gegenüber, um ein

Stockwerk erhöhen. Es sei bemerkt, daß die alten korsischen Häuser turmartig, fast ohne Fenster, mit oft zwei Meter dicken Mauern gebaut sind. Colomba sah darin eine Gefahr für die Ihren und beschloß, dies zu verhindern. Sie forderte daher den Maurermeister mehrfach vergeblich auf, die Arbeit niederzulegen. Er kehrte sich nicht daran. Da veranlaßte sie eines Tages ihre Brüder und Verwandten mit den Gendarmen einen kleinen Spaziergang zu machen. Sie selbst saß an der Tür ihres Hauses, mit einem Kinde an der Brust. Drüben arbeitete der Maurer. Sie forderte ihn ein letztes Mal auf, von der Arbeit abzustehen. Umsonst. Da ergriff sie die bereit gehaltene Waffe und schoß den Mann herunter. Als die Gendarmen herbeieilten, saß sie wieder ruhig mit dem Kind an der Brust und behauptete, von dem Schuß nichts zu wissen.

Danach ist begreiflich, daß ihr Sohn in Fozzano gefürchtet war. Er war ein vorzüglicher Jäger und trefflicher Reiter. Siebenmal hat er den Frieden mit den soprani unterzeichnet, siebenmal ist er aber von ihnen verraten worden. So erzählen seine Verwandten.

Eines Tages legten sie ihm wieder einen Hinterhalt. Sein gutes Auge entdeckte aber die Feinde, und bevor sie zum Schuß kommen konnten, tötete er ihrer zwei. Später wurde er doch ermordet, als er einem Vetter zu Hilfe kommen wollte.

Jedenfalls hat Colomba hinreichend den Mord ihres Sohnes gerächt, denn sie hat darauf in Männerkleidern mit einem ihrer Brüder längere Zeit im Makis gelebt. Dabei soll dieses merkwürdige Weib die zärtlichste Mutter und Großmutter und barmherzig gegen alle Hilfebedürftigen gewesen sein. Aus Pietät kleidete sie die Toten an und genoß die allgemeinste Achtung.

Bis in ihr hohes Alter — sie wurde 93 Jahre alt — bewahrte sie eine seltene Rüstigkeit. Von Fozzano nach Olmeto machte sie den mehrstündigen Weg noch in ihrem letzten Lebensjahre zu Fuß, um ihre Lieblingstochter Catherine zu besuchen. Bei ihr erkrankte sie dann. In ihrer Sterbestunde kam zufällig aus Italien ein Freund ihres Bruders, ein Kapitän, der ihr dessen Grüße brachte. Erschüttert trat er neben den Geistlichen, der an ihrem Lager stand, faßte ihre Hand und sagte bewegt: „Coraggio, signora." — „Non é il corraggio che mi manca" erwiderte sie und verschied.

Die Nachkommen der Colomba versicherten mir, daß Mérimée um die Hand ihrer Tochter Catherine angehalten hätte, daß das stolze korsische Geschlecht sie aber dem dort noch unbekannten Literaten, dem continentale, dem pinsuto, wie die Schmeichelnamen für die Franzosen lauteten, verweigerten. Ich habe nachträglich eine andere Lösung für diese Familientradition in den Briefen Mérimées gefunden. Doch davon ein andermal.

Nun blieb trotz aller Vertrauenswürdigkeit meiner Gewährsleute doch ein letzter Zweifel übrig, ob ich wirklich die Spur der Mérimeeschen Colomba gefunden. Sollte er nicht einmal an sie geschrieben haben?

Ihre Enkel antworteten mir auf diese Frage, sie hätten Briefe von Mérimée, die seien aber vergraben unter alten Papieren. Auf mein angelegentliches Bitten versprachen sie mir nachzusuchen und, wenn möglich, mir am nächsten Tage das Gefundene einzuhändigen.

Als ich voll Erwartung kam, lag neben einer Flasche besten eigenen Gewächses ein Kuvert mit der Aufschrift:

Madame Vve Colomba Bartoli, née Carabelli
chez M. Joseph Istria
Olmeto
Corse.

Es war ein Brief von Mérimées Hand, datiert:

Paris, 52, rue de Lille
6 janvier 1855.

Es handelt sich darin um eine intime Familienangelegenheit, die kein öffentliches Interesse hat. Colomba hatte Mérimée um eine Gefälligkeit gebeten. Ich habe versprochen, die Sache selbst nicht zu veröffentlichen, weil es der Familie unangenehm wäre. Der Brief schließt also:

Je regrette, Madame, de ne pouvoir mieux répondre à la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'adresser et vous prie d'agréer l'expression de tous mes sentiments les plus distingués. Pr Mérimée.

Als Mérimée Colomba kennen lernte, war sie 72 Jahre alt. Nach dem Mitgeteilten wird man eine Stelle in einem Briefe Mérimées an seinen Freund Lenormant verstehen. Er sagt dort von Colomba:

J'aurais pu ajouter à son portrait quelques touches qui l'auraient peut-être rendu plus ressemblant, mais j'ai craint „l'offensionem gentium".

Man wird auch begreifen, daß Mérimée bis auf den Vornamen der Heldin erfundene, aber für Korsika charakteristische Namen gewählt hat. Auch seine Reiseroute in der Novelle ist falsch, und das einzige, 2 Kilometer von Bastia an der Landstraße und der Küste gelegene Dorf mit Namen Pietranera paßt nicht in die Novelle hinein.

Nur eine versteckte Anspielung auf den wirklichen Schauplatz glaube ich gefunden zu haben. In der Senkung zwischen Olmeto und Fozzano liegen die heilkräftigen Bäder von Baraci. Die Bewohner des Tales nennt man Baracini. Das ist wohl sicher ein bewußter Anklang an den Namen der Advokatenfamilie Baricini der Novelle.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Auerbach und Rosegger.

Von

Anton Bettelheim.

Über Rosegger zu reden ist leicht und schwer. Leicht, weil selten ein Mensch williger und freudiger sein Innerstes vor aller Welt aufgeschlossen hat. Schwer, weil kein Zweiter den Ton treffen oder gar übertreffen wird, mit dem der steirische „Waldbauernbub" alle Wunder seiner „Waldheimat", das Paradies seiner Kindheit, alle Stufenjahre seines „Weltlebens", alle Herrlichkeiten seines im tiefsten Gemüt wurzelnden Urchristentums im „Himmelreich" verewigt hat. Unerschöpflich, wie die Volksnatur, hat er heute, in seinem sechzigsten Lebensjahre, den Reichtum seines Wesens so wenig ergründet, geschweige ausgegeben wie vor einem Menschenalter, als ihm Anzengruber nach der ersten Bekanntschaft mit einem seiner ziemlich ungleich geratenen Erstlingswerke, „Die Einöde", schrieb: „Nicht fertig, nicht abgerundet steht Ihr Roman vor uns, doch viele lesen ihn mit Vergnügen; es ist derselbe Rosegger, der ihnen schon mit seinem Genius zu Herzen gesprochen; ach, glauben Sie nicht, mein lieber Rosegger, daß dieser Rosegger recht daran tut, auf dieses Werk alle seine Karten zu setzen; gehn Sie mir; seit wann ist er denn so stolz oder so kleinmütig geworden? Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich diesen Schriftsteller liebe und schätze, und ich möchte ihm mit keinem Worte wehetun, nicht um die Welt, aber wenn Sie mir meinen Zukunfts-Rosegger verderben wollen, das greift mir ins Herz, und ich kann dann den Gegenwärtigen gar nimmer leiden. In diesem Gegenwärtigen schlummert noch so viel unentwickelt; er weiß es wohl selbst nicht; wenn ich mir denke, wie sich das nach und nach klärt, bildet, festigt, und ich denke mir den ganzen fertigen Rosegger — da möchte ich des Teufels werden, wenn ich in Betracht ziehen soll, daß auf einmal das nicht sein soll, daß Rosegger stehen bleiben sollte . . ."

Und der Naturdichter in der Urbedeutung des Wortes ist nicht stehen geblieben. Ein so heikler Kenner wie Gottfried Keller mochte die kleineren Geschichten des „Petri Kettenfeierle" Rosegger gern, eine Meisterin wie Louise v. François, rühmte seinen „Peter Mayr, den Wirt von der Mahr", in ihren

Briefen an Marie von Ebner-Eschenbach und Conrad Ferdinand Meyer als den besten deutschen Volksroman. So hoch er und andere solche Urteile überlegener Künstler einschätzen mögen: die echte Dichterweihe hat er längst vorher als wandernder Schneiderlehrling aus dem Munde anderer Handwerksburschen empfangen. In einem Bauernhaus nötigten ihn „auf der Stör" neckende Schuster- und Webergesellen, herauszugeben, was der Schalk in sein Notizbüchel geschrieben. Es war das zeither zum Volkslied gewordene mundartliche Gedicht „Därf ih's Dirndl liab'n?" Die Schlußantwort des steirischen Herrgotts auf die verfängliche Frage:

„Ei jo freilih," sogt er, „und hot glocht,
„Wegn an Büaberl hon ih's Dirndl gmocht,"

leuchtete dem liederlichen Don Juan, einem schönen Schuster, dermaßen ein, daß er dem bisher nicht regelrecht freigesprochenen Schneiderlehrling Peter Roßegger[1]) prophezeite: „Schneider wirst du keiner zum besten. Dein Liedl — wenn du willst, ich sing's gleich — dein Liedl, das ist ein Lehrstück! Du, denk drauf, da beim Bauer auf der breiten Eben im Haferstroh hab ich dir's gesagt: Du bleibst nit Schneider. Du kommst in die Stadt und wirst was; du wirst ein Buchbinder! Paß auf, du wirst noch ein Buchbinder!" „Hat dir denn mein Gedichtets so gut gefallen?" frug ich. „Sag Dir nur so viel: den Ausgang davon schreib ich der Meinigen. Der greift an. Wirst ihn gewiß auch der Deinigen schreiben." „Nein," sage ich, „weiß gar nit, wo sie ist." „Geh, plausch nit!" „Hab mir noch keine ausgesucht." „Hast keine?" ruft er, „und wegen was schreibst nachher so Sachen auf?" „Weil sie mir grad einfallen, und jetzt laß mich schlafen." Die lustige Geschichte, ein Musterfall der Geburt eines Volksliedes, wiegt manche schwer gelehrte Abhandlung über den Ursprung des Volksgesanges auf, und man begreift, daß sich der Spielmann von „Zither und Hackbrett" sofort seinen Landsleuten in das Herz sang mit dem übermütigen Schnadahüpfel:

Der Odom hat d' Liab aufbrocht,
Da Noah in Wein,
Da Davidl 's Zithernschlogn,
— Müassn Steirer g'west sein.

Ein so treuer Dolmetsch seines Stammes mußte bald über die Landesgrenzen hinaus Geltung gewinnen; mit jedem neuen Jahr und Jahrzehnt mehrten sich diesseits und jenseits des Weltmeeres herzliche Huldigungen für Rosegger; er ist der Liebling nicht nur der Steirer, er hat zur Stunde als Volksdichter und Volksprediger in Deutschland nicht seinesgleichen. Wäre er nicht, der er ist — das Übermaß der Lobsprüche und Ehrenbezeigungen müßte ihm den Sinn umnebeln. In seiner letzten großen Lebensbeichte „Mein Himmelreich" preist er aber als höchstes Erdengut die Demut. Sie ist „unvergänglich wie der Diamant. In der steirischen Mundart wird Demut und

[1]) So lautet der Geschlechtsname nach dem Kirchenbuch. Hamerling, der von Haus aus Hammerling hieß, beruhigte Rosegger, dem späterhin wegen der eigenmächtigen Änderung des angestammten Bauernnamens Roßegger Bedenken aufstiegen, mit dem Wahrwort: „Wer sich selbst einen Namen macht, der kann ihn auch schreiben, wie er will."

Diamant gleich ausgesprochen: ‚Deamat'. So habe ich schon in früher Jugend die Demut mit dem edelsten Stoff der Erde vergleichen können und umgekehrt gesehen, wie dieser vornehmste aller Stoffe einen so demütigen Namen hat." Als Kinder der Demut nennt er „die Dankbarkeit, die Liebenswürdigkeit, das Wohlwollen, die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die Harmlosigkeit, die Heiterkeit" — durchwegs die Eigenschaften, die Rosegger zeitlebens nicht in eitlem Lippendienst bekannt, sondern durch die Tat bewährt hat. Wer die lange Reihe seiner persönlichen Erinnerungen an Hamerling, Anzengruber, Stelzhamer, Schlögl, Anastasius Grün, an seinen ersten „Entdecker" und Nothelfer Dr. Svoboda, wer die siebenundzwanzig Jahrgänge seines „Heimgarten" durchmustert, weiß, mit welcher Liebe und Treue Rosegger seiner Gönner gedenkt, mit welcher Anmut er das Verdienst des Kleinsten und Unscheinbarsten würdigt, der ihm jemals einen frohen Augenblick, eine ernste Anregung bereitet hat.

Auch den Schöpfer der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" zählt er zu seinen „guten Kameraden". Die schönen Gedenkblätter, die er dem Geschiedenen gleich nach seinem Heimgang, dann nach dem Erscheinen der Briefe an Jakob gewidmet hat, ergänzt er im Maiheft 1903 des „Heimgarten" durch die Veröffentlichung der an ihn gerichteten Briefe Berthold Auerbachs. Sie spiegeln mit den folgenden, bisher ungedruckten Briefen Roseggers das Verhältnis der beiden besser als jedes fremde Wort.

Am 27. Juni 1870 richtete der dazumal siebenundzwanzigjährige Rosegger nachstehende Zeilen an Auerbach:

Euer Wohlgeboren!

Weil ich am 27. Mai d. J., als ich auf meiner Reise durch Deutschland Berlin berührte, nicht so glücklich war, Sie zu Hause zu treffen, so nehme ich mir die Freiheit, Sie brieflich zu belästigen.

Ich hatte damals eine Legitimation von Frau Reininghaus hier, welche ich mir auch heute beizulegen erlaube.

Als ich noch Bauernbursche in Obersteiermark war, hatte ich schon Gelegenheit, die Schwarzwälder Dorfgeschichten zu lesen; ich schöpfte damals schon tiefe Verehrung für den Verfasser derselben, welcher das Bauernleben so gut kennt und es so wunderbar anziehend wiederzugeben weiß.

Da verflossen Jahre — bis ich endlich den Roman „Auf der Höhe" las; dieser Roman war mein Entzücken. Ich las daran einen Tag und eine Nacht und wieder einen Tag fast ununterbrochen, und es gab eher keine Ruhe in mir, bis man sie hinaustrug, die arme, große Irma, und sie im Morgenrot begrub auf der Höhe.

Dann gab es aber noch keine Ruhe in mir; ich küßte das Buch, weil der Verfasser nicht bei mir war. Dieser Brief soll nichts, Herr Doktor, als Ihnen meine unbegrenzte Verehrung aussprechen.

Sie werden wohl meinen Namen noch nie gehört haben — aber ich hab seit einem Jahre drei Büchlein herausgegeben. Ich kam durch einen glücklichen Zufall aus der Hütte meines Vaters, der in Obersteiermark ein kleines Bauerngut besaß, in eine Lehranstalt nach Graz. Seitdem studiere ich fünf Jahre hier, gab im Jahre 1869 zwei Bücher in obersteierischem Dialekt und vor vier Wochen eines im Hochdeutschen heraus.

Ich nehme mir die Freiheit, gleichzeitig mit diesem Brief ein hochdeutsches Buch, „Sittenbilder aus dem steierischen Oberlande", an Euer Wohlgeboren abzusenden. Machen Sie demselben die Ehre und mir die Freude, es zur Erinnerung an einen Ihrer aufrichtigsten Verehrer anzunehmen.

Auch noch eine zweite Bitte habe ich, eine sehr herzliche: Schenken Sie mir, Herr Doktor, eine Photographie von Ihnen; Sie machen niemandem damit eine größere Freude und sie wird von niemand höher in Ehren gehalten als von mir.

Frau Reininghaus hat uns allen die Hoffnung gemacht, daß Sie, Herr Doktor, im Laufe dieses Sommers nach Graz kommen werden. Das wäre ein freudiges Ereignis für mich, und ich würde mich Ihnen ein Viertelstündchen aufdrängen. Nochmals meine obige Bitte wiederholend in tiefster Verehrung

P. K. Rosegger.

Wickenburggasse 5, Graz in Steiermark.

Auerbach antwortete aus Gernsbach, 4. Juli 1870:

Hierher in meine Heimatgegend, wo ich seit Wochen bin, wurde mir Ihr herzlicher Gruß aus Steiermark geschickt. Ich kann Ihnen, lieber Herr Rosegger, nur sagen, daß Sie mir eine gute Stunde bereitet. Ich habe jetzt, da ich mich dem Sechzigerjahre nähere, oftmals das Glück, zu vernehmen, wie ich auf Sinnesweise des nachfolgenden Geschlechtes erwecklich und bisweilen bestimmend einwirken konnte. Das ist der höchste Lohn für beharrendes Streben. Möge er auch Ihnen einst beschieden sein! Ihr Buch, das mir meine Frau nicht mitgeschickt hat, werde ich bei meiner Heimkehr lesen. Nach Graz komme ich in diesem Sommer nicht.

Grüßen Sie Frau Reininghaus von mir und lassen Sie von dem Fortgange Ihres Lebens wissen dem Sie im Auge behaltenden Berthold Auerbach.

Das aufmunternde Wort wurde von dem Aufstrebenden wohl beherzigt. Drei Jahre nachher meldete sich Rosegger wiederum bei Auerbach mit dem Wunsche, den alten Herrn unter den Mitarbeitern seines Kalenders erscheinen zu sehen.

Graz (Steiermark), den 3. Januar 1873.

Sehr verehrter Herr!

Für diese Weihnachtstage habe ich mir wieder die Festfreude gemacht, den Roman „Auf der Höhe" zu lesen. Ich habe viel aus diesem Buche gelernt und lerne noch immer. Ich glaube, ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, wie sehr ich Ihnen danke, daß Sie die Schwarzwälder Geschichten, das Barfüßle, Edelweiß, Josef im Schnee und besonders dieses herrliche Buch Auf der Höhe geschrieben haben.

Schon vor einem Jahre ist in mir ein Wunsch wach geworden, den ich wieder niedergekämpft habe, weil ich die Erfüllung desselben nicht absah. Da der Wunsch in mir aber immer herrischer auftritt, so denke ich heute: „Vielleicht doch!" und spreche ihn in Gottes Namen aus. Ich redigiere einen Volkskalender: „Das neue Jahr", dessen ersten Jahrgang ich Ihnen gleichzeitig vorlege. Dieser erste Jahrgang ist eigentlich recht unbedeutend, aber er ist sehr freundlich aufgenommen worden, und ich habe eine Freude an dem Kalender.

Nun würde aber diese Freude an dem Büchlein zehnmal größer in mir wie in den Lesern, wenn — Und jetzt löst sich der langgehegte Wunsch in die herzliche Bitte auf: Tuen Sie mir das Gute, geehrter Herr, und geben Sie mir einen, wenn auch kleinen Aufsatz von Ihnen für den nächsten Jahrgang.

Ich weiß, Sie werden mit solchen Bitten überhäuft sein, Sie können sie nicht alle berücksichtigen; aber mir, dem Bauern aus Steiermark, der aus ganzer Seele bestrebt ist, sein „Neues Jahr" nach und nach zu einem guten Volksbuche zu gestalten — mir erweisen Sie die Güte.

Wir in Österreich sind nicht reich an guten Autoren und so arm an trefflichen Büchern; wir müssen, wollen wir was apart Gutes bieten, uns an Deutschland wenden. Und gehe ich einmal nach Deutschland betteln, dann wird mir die Wahl nicht schwer, zu wem; und deswegen wiederhole ich recht herzlich nochmals meine Bitte.

Der nächste Jahrgang wird zu Ostern schon in den Druck gelegt; so erwarte ich vertrauend bald eine zustimmende Zeile.

Mit dem Ausdruck tiefster Verehrung zeichnet P. K. Rosegger.

Gleichzeitig bitte ich auch mein „Aus dem Walde" freundlich anzunehmen.

Eine Antwort Auerbachs liegt nicht vor. Erst nach weiteren drei Jahren begegnet uns wieder ein Zeugnis für den geistigen Verkehr der beiden Dichter: diesmal eine recht strenge, doch nicht ungerechte Kritik von Auerbachs „Neuen Dorfgeschichten": „Nach dreißig Jahren". Rosegger hat die („Heimgarten". Erster Jahrgang. Heft 3) veröffentlichte Anzeige späterhin niemals wieder abgedruckt; in seinen „Guten Kameraden" gedenkt er sogar mit liebenswürdiger Selbstironie der Anwandlung, daß er einmal über Auerbach habe stehen wollen. Im Nachlaß Auerbachs, der jedes Blättchen beinahe so sorgfältig aufbewahrte, wie Gottfried Keller, fand sich indessen der Artikel: „Wenn ich komm', wenn ich wiederum komm'" mit der von Rosegger eigenhändig geschriebenen Adresse an die Cottasche Buchhandlung. Die Besprechung ist nicht härter als manche unumwundene mündliche Äußerung bewährter Freunde Auerbachs, z. B. Vischers, über die Fortsetzung der „Frau Professorin" des „Tolpatsch", der „Sträflinge".

„Auerbach," so schließt Rosegger, „ist kein Dorfgeschichtenschreiber mehr. Seine Naivität ist dahin. Er gestaltet nicht mehr, er grübelt. Oft scheint es, als gelte ihm die Fabel seiner zu erzählenden Geschichte nicht viel mehr als ein Nagelstock, um seine verschiedenen Betrachtungen daran zu hängen. Und Auerbach ist gedanken- und ideenreich wie kaum ein Zweiter. Schon vor dreißig Jahren waren die Auerbachschen Bauern im Schwarzwald sehr gescheite Leute, und seither sind sie noch viel gescheiter geworden. — Fast jeder von ihnen kann die tausend Gedanken des Kollaborators auswendig. — Seit seinem vollendeten Roman ‚Auf der Höhe', in welchem mit der reichen Weltanschauung des Verfassers sich noch die ursprüngliche Schaffenskraft gepaart, ist Auerbach mit jedem neuen Werke tiefer herabgestiegen Neue Hoffnungen erweckten die „Neuen Dorfgeschichten", aber diese sind nicht mehr vom alten, sondern von dem gealterten Auerbach, der sich nun von seinen eigenen Epigonen soll meistern lassen müssen. Süßliche Sentimentalität, Neigung zur Lehrhaftigkeit und Sentenzlust heißen die Elemente, die den Wert der ‚Neuen Dorfgeschichten' Auerbachs so empfindlich schmälern. Nicht oft mehr blitzt die Genialität des berühmten Meisters aus dessen neuem Werke hervor. Wo sie sich aber zeigt, dort wird das Herz des Lesers warm und das Auge feucht; dort freuen wir uns an der Echtheit und dem Adel der Schöpfungen, und dort glauben wir wieder an die große Bedeutung Berthold Auerbachs in der deutschen Literaturgeschichte."

Zwei Jahre nach dem Erscheinen dieser bei aller Schärfe wohlwollenden Besprechung sollten die beiden einander Auge in Auge gegenübertreten. Rosegger wollte in Berlin eine Vorlesung seiner steirischen Schnurren halten und gab in Auerbachs Wohnung seine Karte ab: „Bald hörte ich von innen durch die halboffene Tür laut sagen: ‚Wir kennen uns schon, wir kennen uns schon! Aber begierig bin ich doch, wie er aussieht!' Als ich eintrat, stand er schon an der Tür, der gut untersetzte, breitschulterige Mann mit dem großen Haupte, dem halbkurz geschnittenen, welligen Haar und Vollbart und den munteren

Augen. In schlichtem Hauskleid — ich erinnere mich noch an die graue Bluse mit ich glaube grünen Aufschlägen — stand er da und breitete die Arme aus. Er verbarg seine Überraschung nicht, als er mich sah. ‚Sie schauen ja aus wie ein Dorfkaplan!‘ rief er; ‚ich habe mir Sie als einen starken, derben, großbärtigen Älpler gedacht. Sie sind noch gar jung, Gott zum Gruß!‘ Mit beiden Händen schüttelte er die meine, dann führte er mich zu seinem Tische. ‚Und was sagen Sie zu mir?‘ rief er nun und stellte sich wieder in seiner ganzen Behäbigkeit vor mich hin. ‚Bin ich so, wie Sie mich gedacht haben?‘ ‚Fast,‘ sagte ich, ‚nur jünger, frischer, nicht wie einer, der — der in der Stadt Berlin lebt, sondern —‘ ‚Nun?‘ ‚Sondern im Bergwald oben, bei den Bauern und Jägern.‘ ‚Etwa so wie ein Förster, nicht wahr? Sehen Sie, mein lieber Rosegger, ich meine, Förster sind wir Dichter alle, Förster und Heger im großen Menschenwalde.‘“ Der Heimat Roseggers gedachte Auerbach in freundlichem Zurückdenken an seinen dortigen Aufenthalt im Jahre 1848. „Es ist ein schönes und ein deutsches Land. Mir hat einmal ein alter Pfarrer im Schwarzwald gesagt: Deutschland ist wie eine Pyramide, der oberste Teil, die Spitze, das ist Berlin; der breite Grund, den man nicht weithin sieht, aber auf dem alles ruht, das ist das Volk von Alemannien bis Steiermark. Auch die deutsche Kunst und Poesie und Weltanschauung, habe ich darauf dem Pfarrer geantwortet, fußt in ihrer Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit in unserem Süden; gegen Norden hin spitzt sich das alles zu, wird feiner und schärfer, klüger und kälter. Ich gehe noch weiter und sage: Süddeutschland ist unsere Kindheit und Jugend, Norddeutschland unsere Männlichkeit und unser Alter. Ist es nicht so? Ich muß häufig nach Süden ziehen, um mir Jugend zu holen; ich brauche sie gerade jetzt für meinen ‚Forstmeister‘, an dem ich eben arbeite.“ Der Widerhall dieses Willkomms tönt aus den Zeilen, die Rosegger offenbar gleich nach diesem Gespräch an Auerbach richtete:

Nochmals von Herzen danke ich für die so freundliche Aufnahme, die Sie mir angedeihen ließen. Wie hoch und wert ist eine Stunde, die man mit einem bedeutenden Menschen zubringen darf!

Wie bitte ich Sie, hochgeehrter Herr, heute doch ja meinen steirischen Vortrag mit Ihrer Gegenwart beehren zu wollen! Mir wird sein, ich lese nur für Sie.

Mit herzlichstem Gruß verehrungsvoll

Berlin, 13. November 1878. P. K. Rosegger.

Auerbach kam nicht nur zu der Vorlesung, — zum Schluß, als der Beifall nicht enden wollte, ging Auerbach in das Künstlerzimmer, verlangte, daß Rosegger etwas zugebe, und führte ihn selbst nochmals vor den Hörerkreis:

„Ich will nicht heim,“ so schrieb der Steirer am nächsten Morgen, „ohne Sie, hochverehrter Herr, noch einmal gesehen zu haben. Ich steige also Morgen Freitag mittags wieder in Berlin aus und bleibe bis Samstag früh hier (Kaiserhof!). Da will ich Sie dann nachmittags aufsuchen und Sie bitten, daß Sie mir noch ein halbes Stündchen schenkten.

Der gestrige Vortrag war der lustigste von allen, den ich hielt; so oft ich Ihr Haupt erblickte, ging es mir warm ins Herz. Ich danke, daß Sie gekommen sind.

Verehrungsvoll P. K. Rosegger.“

Auerbach lud den Gast für den Abend zu sich. „Ist's recht so?“ schloß seine Karte. Behaglich saßen die beiden beisammen. Jedes Löbelein und

jedes große Lob nahm Auerbach mit freudestrahlendem Gesichte hin: „er liebte es so sehr, geliebt zu sein.“ Auerbach las seinem Gast noch die ersten Kapitel des „Forstmeister“ vor. Rosegger beichtete geradezu, daß er nach den „Neuen Dorfgeschichten“ sich scharf über seinen Wirt öffentlich habe vernehmen lassen. Auerbach gab ihm in gemütlichster Unbefangenheit Ablaß, und zum Abschied sprach er das trostreiche, verheißungsvolle Wort: „Ja, wir gehören zusammen und werden uns nicht mehr fremd.“

Gleich nach seinem Wiedereintreffen in Graz meldete sich Rosegger bei dem neugewonnenen Freund:

Redaktion des Heimgartens, Graz.

Hochgeehrter Herr!

Endlich bin ich heimgekehrt, und jetzt erst fühle ich, wie erschöpft! Das viele Gefeiertwerden bin ich halt nicht gewohnt, darum hat mich die Reise angegriffen. Schön war sie freilich, aber das Schönste auf meiner ganzen Reise war der Abend in Ihrem Hause. Wäre ich von den vielen Eindrücken, von der Reise, vom Unwohlsein, nur nicht so ermüdet gewesen! Aber ich habe es gefühlt, was Sie mir gaben — und ich fühle es noch, und ich überdenke es nun.

Aufrichtig, verehrter Herr, ich bin das erste Mal mit Angst zu Ihnen gegangen, ich fürchtete, der Mensch würde dem Dichter, den ich hoch verehre und im tiefsten Herzen liebe, nicht gleichkommen, und es würde eine Dissonanz entstehen in meinem Gemüt. Darum war ich so innig erfreut, als ich sah: der Mensch ist hier der Dichter, es ist Einheit. Weltumfassend und weltliebend! Das ist Auerbach. Wie heller Sonnenschein ist es mir in die Seele gezogen. Selbst die „Fehler“, „Schwächen“, welche die Welt, die makelnde, als solche bezeichnet, ich fand, daß es Vorzüge sind. Ich habe vorher das Kind und den Weisen nie in einer Person gesehen. Wie sehne ich mich, so gottbegnadet, so glücklich zu sein wie Sie!

Heute las ich: „Wie der Großvater die Großmutter nahm“. Wie das gut und mild, wie das schön ist! Es ist ganz gewiß: wenn die heutige Welt mehr solche Dichtungen zu lesen bekäme, sie ginge bessere Wege. Wenn Sie, geehrter Herr, wüßten, wie glücklich, wie dankbar mich ein — wenn auch nur kleines — Stückchen von Ihnen für den „Heimgarten“ machen würde! Ich glaube, Sie täten es. Ich glaube, Sie opferten mir ein paar Stunden, Sie machten mir etwas zurecht. Es gibt so viele bessere und vornehmere Blätter als der „Heimgarten“, aber es gibt keins, das ehrlicher wäre, das es der Welt besser meinte. Ich lege ein Programm bei. Aber dieses Schreiben hat doch nicht den Hauptzweck, Sie zu bitten; es hat den Zweck, Ihnen zu danken, von Herzen zu danken für alles, was Sie mir in meinem Leben getan haben, als ich noch auf der Alpe ein Hirte war — als ich mit meinem jungen Weibe im Walde saß und wir in Ihren Büchern lasen: Sie haben Anteil an meinem Herzensleben, so wie Sie Anteil an dem Leben des ganzen deutschen Volkes haben. Und ich danke Ihnen für die Stunden, die Sie mir in Berlin schenkten; Sie gaben mir damit mehr als Sie vielleicht ahnten.

Ihr „Tagebuch aus Wien“ las ich unterwegs mit Freuden durch, und kann mich heute noch nicht entschließen, es zurückzuschicken.

Seien Sie, hochverehrter Herr, aus ganzem Herzen gegrüßt von

Graz, 25. November 1878. Ihrem P. K. Rosegger.

Die aufrichtigsten Grüße an Ihre liebe Familie! Mögen Sie meiner nicht ganz vergessen; vielleicht führen uns die Wege noch einmal zusammen, wie ich im Gedanken ja oft und oft bei Ihnen weile.

„Ja, lieber Rosegger,“ so lautet Auerbachs Erwiderung, „seit lange hat mich nichts so gefreut wie die persönliche Begegnung mit Ihnen. Die Wahrhaftigkeit des innersten Dabeiseins in den Produktionen wird durch Erscheinen und Beseelen der Person und vor allem durch den Ton der Stimme erst nun klar und bewährt.

Es ist ein immer empfundener bitterer Mangel, daß der Ton des Mundes nicht in das geschriebene Wort gehaucht werden kann.

Wenn wir hätten hören können, oder wenn man hätte fixieren können, wie der Sprechton Meister Goethes war!

Einen Beitrag für den „Heimgarten" hatte der gerade durch die Vollendung des „Forstmeister" in Anspruch genommene Dichter nicht zur Hand. Er überließ ihm ohne Honorar sein vorher im „Deutschen Montagsblatt" gedrucktes Lustspielchen „Riegel vor", das auch wirklich in Roseggers Monatsschrift wiederholt wurde. Es war das einzige Mal, daß Auerbach den noch mehrmals in der Sprache des Herzens gefaßten Aufforderungen Roseggers zur Mitarbeit Folge leistete. Sein letzter Brief an Rosegger ist ein reiner Abschluß eines menschlich und künstlerisch denkwürdigen Briefwechsels:

Berlin, 5. März 1880.

Wie wissen Sie es einem anzutun, lieber Rosegger, aber auch wie wohltuend wirkt die überall durchleuchtende Intimität Ihres Naturells!

In der Verdüsterung, die jetzt gar nicht weichen will, im Hinblick auf den Kulturverderb und die Verwilderung des Geschmacks ist solch ein Brief wie der Ihre ein wahres Labsal. Ich habe also doch auf gerade Seelen gewirkt.

Könnte ich Ihren herzlichen Zuruf nur auch durch eine Tat erwidern! Ich weiß nicht mehr, ob ich in früheren Tagen leichter und rascher in Ausarbeitungen war; es mag auch wohl das Alter sein, das mich schwerfälliger und bedenksamer macht.

Ich will und muß zunächst alle Kraft zusammenhalten für endliche Fixierung meiner Lebensgeschichte; ich kann noch nicht bestimmen, ob ich Abschnitte daraus oder das Gesamte auf einmal publizieren kann.

Was ich von kleinen Geschichten 2c. noch fertig bringe, muß einer neuen Ausgabe der vorhandenen zugewendet werden.

So bleibt mir also nichts, als Ihnen vorerst herzlich zu danken und die Zuversicht auszusprechen, daß Sie mir nur ein gutes Gedenken bewahren wie ich Ihnen als Ihr herzlich grüßender Berthold Auerbach.

Rosegger ehrt Auerbach bis auf den heutigen Tag als einen seiner ersten Anreger. Ein gleiches hat Anzengruber aus guten Gründen bis an sein Lebensende getan. Als Anfänger fanden die beiden Deutschösterreicher in den besten „Schwarzwälder Dorfgeschichten" mehr als eine Schule: Heimatluft wehte ihnen entgegen aus der katholischen Pfarre Nordstetten, dem Geburtsort Auerbachs, dem Schauplatz seiner meisten Erzählungen. Bis zum Preßburger Frieden von 1805 hatte Nordstetten zu Vorderösterreich gehört, und so stark waren die altkirchlichen und altkaiserlichen Überlieferungen in diesem Winkel von „Schwäbisch-Österreich", daß es Auerbach bei seinem ersten Besuch in Wien 1848 zu Mute war, als zöge er in eine heimatliche Stadt. „Die erste sogenannte Sehenswürdigkeit, die ich betrachtete, war die Statue Kaiser Josefs. Das ist das edelste Heiligtum Wiens."

Genau so dachten jederzeit die beiden großen österreichischen Volksdichter des Nachmärz. In der allerersten, kürzlich zum Vorschein gekommenen Dorfgeschichte Anzengrubers: „Tod und Teufel" wird Kaiser Josef, „der Despot aus Humanität", als wahrer Erzieher der Massen verherrlicht. Und eine der lieblichsten Kindheitserinnerungen Roseggers, ein unvergeßliches Kapitel seiner „Waldheimat, heißt: „Als ich den Kaiser Josef suchte".

Aus seinem Geburtsort Alpel bei Krieglach macht sich der Waldbauernbub zur Fußwanderung auf; durch die Tannenforste und Wiesengründe seines obersteirischen Heimatgaues steigt er in das Tal der Mürz hinab, marschiert mit geringer Wegzehrung über den Semmering, sucht ein Nachtlager in einem Stall der Landstadt Wiener-Neustadt, die der weltunkundige Junge für die Großstadt Wien hält, und pilgert dann von der nächsten Morgenfrühe bis in die sinkende Nacht unverdrossen weiter. Endlich erreicht er die alte Kaiserstadt. Sein erster Weg führt zum Ziel seiner Sehnsucht, zum Kontrolorgang. In der Hofburg fragt er einen stattlichen Mann nach dem Kaiser Josef. Der Angeredete stutzt eine Weile, holt den Knaben näher aus und willfahrt ihm schließlich; er faßt den Kleinen an der Hand und geht mit ihm, am „metallenen Reiter", dem Denkmal Kaiser Josefs, vorüber — in die Kapuzinergruft. „Langsam schritten wir zwischen großen steinernen und erzenen Blöcken und Kästen hin. Vor einem solchen — er sah aus wie eine riesige Totentruhe — blieben wir stehen. Der Herr nahm mir still den Hut vom Kopfe, dann legte er seine Hand auf das Erz und sagte: ‚Hier, mein Junge, in diesem Sarge ruht unser Kaiser Josef'."

Gestorben schon vor mehr als sechzig Jahren.

„So habe ich ihn gesucht, den großen Kaiser, den wir nimmer vergessen können, den das Volk so lieb hat noch heute." —

Leibhaftig hat er seinen Liebling nicht mehr gefunden. Mit der Seele sucht Rosegger — und nicht bloß Rosegger allein — desto eifriger bis zur Stunde den josephinischen Geist in Österreich. Die Geschichtschreiber der deutschen Dichtung sprechen längst von einem Zeitalter Friedrichs des Großen. Zum mindesten mit demselben Recht ließe sich in der Entwicklung des geistigen Lebens in Roseggers Vaterland ein Zeitalter Kaiser Josefs II. abgrenzen. Er hat nicht nur das Burgtheater begründet, das der Josephiner Schreyvogel ausbaute. Der Schöpfer der neueren Literatur in Deutschösterreich, Grillparzer, rief in dem gewaltigen Gedicht „Sein Denkmal" Kaiser Josef zum Richter der lebendigen Staatsverderber, zum Rächer der toten Staatsretter auf. Anastasius Grün besang „Sein Bild" in den „Wiener Spaziergängen" und verkündete seine Staatsweisheit in den Konkordatskämpfen des Herrenhauses. Und als Jünger und Nachfolger dieses ersten großen Dichtergeschlechtes bekennen sich die Edelsten der neuen Generation zu denselben Gesinnungen. Josephinischer Geist erfüllt die bedeutendsten Sittenschilderungen der Ebner — „Das Gemeindekind", „Er laßt die Hand küssen", „Glaubenslos?" — und die Jugenddichtungen Ferdinands von Saar: „Hildebrand" und „Innocens". Diesen josephinischen Wortführern der Kunstdichtung, der akademischen Bildung, des Bürgertums und des Adels reihen sich ebenbürtig der Dramatiker des „Pfarrer von Kirchfeld" und der Erzähler des „Gottsucher" an: zwei Volksdichter, die, beide von Bauern herstammend, auch für den Nährstand das prophetische, dem Volks-Kaiser geltende Wort eines Reichsdeutschen, Georg Forster, bewahrheiten: „Aus der Fackel seines Genius ist in Österreich ein Funke gefallen, der nicht wieder erlischt."

Wien, 30. Juni 1903.

Japans asiatische Bestrebungen.

Von

O. Franke.

I.

Die Gefühle, von denen das japanische Volk am Schluß des Krieges gegen China im Jahre 1898 bewegt wurde, waren sehr gemischter Art. Wohl hatte man das erhebende Bewußtsein, nicht nur dem hochmütigen Lehrmeister auf dem Festlande die physische wie moralische Überlegenheit des emanzipierten Schülers bewiesen, sondern auch dem kulturstolzen Europa gezeigt zu haben, daß man von nun ab ernst genommen sein wolle. Aber wenn in den Freudenbecher des Siegers auch ein Tropfen Wermuts gefallen war: die Intervention der drei europäischen Mächte nach dem Frieden von Shimonoseki, so hatte doch der Krieg Kräfte geweckt, die bis dahin geschlummert, und vor allem war es das Rassenbewußtsein, das sich jetzt zum erstenmal geltend machte. An die Stelle des Hasses gegen China trat die Abneigung gegen „den weißen Mann".

Das neue Rassengefühl erhielt für seine Äußerungen bald eine feste Form und ein bestimmtes System. Im Jahre 1899 gründeten die Führer der Bewegung in Tokyo die Tō-a dōbun kai, den „ostasiatischen Kulturbund". Die Entstehung und der Zweck dieser Gesellschaft wurden im August jenes Jahres in der in Tientsin erscheinenden chinesischen Zeitung Kuo wên pao, offenbar von Japan aus, mit folgenden Worten verkündet:

Der gesamte Erdkreis zerfällt in die Teile Asien, Europa, Afrika und Australien (Amerika scheint als Europa rassenverwandt in diesen Erdteil mit eingeschlossen zu sein). In neuerer Zeit sind die Europäer allmählich immer stärker, die Asiaten immer schwächer geworden. In dem Kriege von 1894 haben Chinesen und Japaner die Waffen gekreuzt, Nationen, die zusammen wohnen, sind übereinander hergefallen und haben sich gegenseitig behandelt wie Unkraut (wörtlich „wie Fisch-Fleisch"). Europa aber hat infolgedessen eine noch größere Nichtachtung an den Tag gelegt. China, Japan und Korea sind die drei einander benachbarten Reiche in Ostasien; sie sind aufeinander angewiesen wie Zähne und Lippen und sollten

sich gegenseitig helfen wie Karre und Deichselstütze[1]). Wenn sie sich jetzt nicht zusammentun und verbinden, so werden sie in nicht ferner Zeit die Sklaven von anderen sein. In Japan sind die gebildeten Klassen voll Bekümmernis über diesen Ausblick, und in ihrer Sorge haben sie den ostasiatischen Kulturbund (chinesisch Tung ya t'ung wên hui, japanisch Tō-a dōbun kai, wörtlich „Bund der gemeinsamen Kultur Ostasiens") gegründet. Die Zwecke dieses Bundes sind die folgenden: 1. Unverletzte Aufrechterhaltung des status quo in Ostasien; 2. Hebung des Bildungsstandes der Bevölkerung und Förderung aller Talente und Fähigkeiten; 3. Stärkung der nationalen Kräfte. Man ist übereingekommen, einen Präsidenten des Bundes und sieben Vorstandsmitglieder zu erwählen, sowie einen Geschäftsführer und sieben Sekretäre. Der Bundespräsident ist Prinz Konoye, der Hauptsitz des Bundes in Tokyo. Außerdem werden in Hankou, Peking, Shanghai, Fuchou, Canton und Korea nacheinander Zweiggesellschaften gegründet, von denen jede wieder einen Präsidenten für sich hat.

Das Leitmotiv, das aus diesem Gründungsdokumente herausklingt, herrscht heute mit verstärkter Kraft im ostasiatischen Konzert, trotz Boxerwirren und englischer Allianz. Sehen wir aber zunächst einmal, wie sich die Tätigkeit des neuen „Kulturbundes" gestaltete.

Was Korea anlangt, dessen Loslösung von der chinesischen Oberherrschaft den Gegenstand von Art. I des Vertrages von Shimonoseki bildet, so wird auch den Japanern niemals unklar gewesen sein, daß dieses Land für ihre Rassenverbrüderung das am wenigsten aussichtsvolle Feld bot. Als die japanischen Truppen im Juli und August 1894 in Korea zur „Befreiung" des Vasallenstaates von der chinesischen Herrschaft landeten, mögen sie von der Bevölkerung mit ähnlichen Empfindungen aufgenommen worden sein, wie sie im Jahre 1592 die Horden des Hideyoshi hinterlassen haben, von deren Greueltaten der koreanische Bauer und Ginsengsucher noch heute zu erzählen weiß. Die Versuche der Sieger, während des Krieges ihre Schützlinge zu „reformieren" und zu modernisieren, waren ziemlich belanglos, aber sie haben dem japanischen Volke nicht mehr Kredit in Korea verschafft als der Rückfall des Herrn Miura in alte Samuraigewohnheiten, unter deren Einfluß er am 8. Oktober 1895 durch seine Soldaten die Königin als einen unbequemen politischen Faktor in barbarischer Weise ermorden ließ. Überhaupt hat das herrische Auftreten der Japaner in Korea und nicht zum wenigsten die Roheit der japanischen Kulis, gesetzloser Banden, die eine wahre Schreckensherrschaft in den Hafenplätzen führen, kaum dazu beigetragen, die Reste historischer Erinnerungen auf der Halbinsel zu verwischen, und in der Bevölkerung weit mehr Furcht vor den europäisierten Stammesgenossen als Liebe zu ihnen erweckt. Aber abgesehen davon hat Korea durch seine jahrhundertelange Anlehnung an ein übergeordnetes Staatswesen nicht bloß die Fähigkeit, sondern auch das Bedürfnis verloren, allein zu stehen: das Land ist politisch tot und die Japaner werden es nicht wieder zum Leben erwecken. Man hat denn wohl auch das neugeschaffene Kaiserreich hinsichtlich einer selbständigen Ein-

[1]) Ein beliebtes Bild in China. Die Deichsel der zweirädrigen chinesischen Karre ruht, wenn das Zugtier ausgespannt ist, auf einer Stütze, wodurch die Karre in horizontaler Lage gehalten wird.

gliederung in den ostasiatischen Rassenbund als hoffnungslos aufgegeben, und Japan arbeitet hier mit ähnlichen Methoden wie Europa in China, d. h. es betrachtet das Land als halb unterworfen und zwingt ihm die Gewährung seiner Wünsche auf. Diese Methoden würden vermutlich schon ganz andere Resultate gezeitigt haben, wenn der große Rivale von Norden nicht gleichfalls seine Ziele dort verfolgte. Indessen ist die Tō-a dōbun kai auch in Korea nicht untätig gewesen, und die Nippon shimbun führt in ihrem Bericht über die Gesellschaft jetzt fünf Schulen auf, die die letztere dort teils gegründet, teils übernommen und umgestaltet hat, teils unterstützt. Sie sind über das ganze Reich verstreut und befinden sich in Söul, in Pyöng yang, der alten Hauptstadt des Nordens, in Syang jin (Provinz Ham kyöng to), in Kong jin (Provinz Chyung chyöng to) und in Tai ku (Provinz Kyöng syang to). Ferner ist vor kurzem mit Unterstützung der Gesellschaft eine Schule in Kobe (Japan) gegründet worden, auf der Koreaner, wohl großenteils Söhne von Verbannten, die in Japan ein Asyl gefunden haben, unterrichtet werden. Diese Schulen sollen Beamte, Offiziere und Kaufleute für Korea liefern, die ganz in japanischem Geiste tätig sind und japanischen Zwecken dienen. Ein weiterer Einfluß wird geübt durch die Aufnahme politischer Flüchtlinge, denen das Asylrecht um so lieber gewährt wird, wenn sie reformatorische Neigungen und antirussische Gesinnung haben. Man hofft, auf diese Weise eine japanische Partei im Lande zu bilden, die der diplomatischen und kommerziellen Arbeit den Boden ebnen, dem russischen Einfluß entgegenwirken und die Hereinziehung des Landes, wenn nicht als selbständiges, dann als abhängiges, aber darum vielleicht noch nützlicheres Glied in die auch politisch geschlossene Rassengemeinschaft ermöglichen soll. Wie sich freilich das schließliche Schicksal Koreas gestalten wird, das dürfte in erster Linie davon abhängen, nach welcher Seite einmal das Schwergewicht der jetzt noch sorgsam in der Schwebe gehaltenen russischen und japanischen Bestrebungen sinken wird. Dadurch wird denn auch die Richtung der gesamten ostasiatischen Entwicklung stark beeinflußt werden.

Wesentlich anders liegen nun aber die Verhältnisse mit Bezug auf China, und hier bot sich der Tätigkeit der Tō-a dōbun kai oder, wie sie von den Chinesen genannt wird, der T'ung wên hui eine große und dankbare Aufgabe. Als der Friede von Shimonoseki geschlossen war, und die Bedingungen desselben bekannt wurden, ging durch die Kreise des chinesischen Literatentums, soweit sie an der Zeitgeschichte teilnahmen, ein Sturm der Entrüstung. Dreizehnhundert in Peking versammelte Literaten reichten im Frühjahr 1895 unter Führung der beiden Reformatoren K'ang yeu wei und Liang k'i chao beim Zensorat einen schriftlichen Protest ein, in dem sie Verlegung der Hauptstadt nach dem Innern, Bildung einer neuen Armee und Fortsetzung des Krieges forderten. Die Bewegung ist in Europa kaum bekannt, jedenfalls nicht der geringsten Beachtung gewürdigt worden, und doch flößte sie bei dem Anhange und dem Einflusse der Literaten der chinesischen Regierung die größten Besorgnisse ein, ja sie drohte sogar eine Zeitlang die ganze politische Situation zu gefährden. Der Friedensvertrag wurde allerdings unterzeichnet und rati-

fiziert, aber keine Schmach hätte in China bitterer empfunden werden können als die Demütigung gerade seitens der verachteten „Barbaren des Ostens", die in der historischen Überlieferung als plündernde Strandräuber lebten, denen China die Kultur geschenkt hatte, und die zum Dank dafür nun den Fremden nachliefen. Während man in den europäischen Nationen und ihrer Kultur immerhin etwas Imposantes und Achtung gebietendes sah, dem man auch die erlittenen Niederlagen auf Rechnung setzte, hatte man für dieses seit dem Altertum bekannte „gleisnerische Pygmäenvolk" nur Haß und Verachtung. Das waren also die Empfindungen, die die Japaner nach dem Kriege in China vorfanden, und wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit sie dieselben in ihr Gegenteil verwandelt haben, wie sie, in richtiger Erkenntnis der Verhältnisse, gerade bei den Literaten ihr politisches Bekehrungswerk begannen und ihre schlimmsten Feinde von ehemals zu ihren eifrigsten Anhängern machten, so wird man dem klugen Volke seine Bewunderung nicht versagen können. Allerdings würden alle Geschicklichkeit und aller Fleiß die Japaner nicht so rasch zum Ziele geführt haben, hätten ihnen nicht die Indifferenz und Verständnislosigkeit Europas — mit Ausnahme von Rußland — in die Hände gearbeitet.

Gleich nach dem Abschluß des neuen Handelsvertrages im September 1896 begann die japanische Regierung ihre Handelsbeziehungen zu China in großartigem Stile zu erweitern. Von dem in einem Zusatzprotokoll vereinbarten Rechte auf national-japanische Niederlassungen (Konzessionen) in allen geöffneten Häfen, insbesondere aber in Shanghai, Tientsin, Amoy und Hankou, wurde sogleich (mit Ausnahme von Shanghai) Gebrauch gemacht, neue japanische Dampferlinien an den chinesischen und koreanischen Küsten, sowie auf dem Yangtse traten mit Hilfe staatlicher Subventionen ins Leben, eine Menge kleiner Gewerbetreibender und Handwerker, aber unter Fernhaltung des Kulielements, flutete in die Hafenplätze, und die Einfuhr japanischer Waren wurde durch Gründung eigener Banken in China, durch Bildung von Handelsgesellschaften und Handelskammern, sowie durch Verbilligung der Frachtsätze überall gefördert. Der wesentlichste Anteil an dieser Bewegung aber fiel, neben dem tüchtigen, *sprachlich geschulten und mit den Anschauungen des Landes vertrauten* Beamtenpersonal der Gesandtschaft und Konsulate, dem oben genannten Bunde der T'ung wên hui zu. Die gemeinsame Schriftsprache (wên bedeutet wörtlich „Schriftsprache", „Literatur") machte hierbei den ersten Vermittler. Aus den Schriften der chinesischen Reformpartei wissen wir, einen wie großen Einfluß die Lektüre japanischer politischer, nationalökonomischer und historischer Werke, zum Teil Übersetzungen aus europäischen Sprachen, schon auf die Ideen und Pläne der Leiter der Bewegung von 1898 gehabt hat. Gerade bei K'ang yeu wei, Liang k'i chao und ihren Anhängern, also bei denen, die wenige Jahre früher den Entrüstungssturm gegen Japan entfacht hatten, begann denn auch das Werk der Versöhnung erfolgreich einzusetzen. Ihr Hinweis auf Japan, auf seine moderne Umformung und seine dadurch möglich gemachte, von der chinesischen so gänzlich verschiedene Stellung Europa gegenüber mußte in China viel zu denken

geben. Die Reformatoren hatten daher an einflußreichen Kreisen Japans, sowie an seinen Vertretern in China einen Rückhalt, der ihnen in der Stunde der Gefahr von großem Nutzen wurde und dies auch heute noch ist. Liang k'i chao erzählt in seinem interessanten Werke „Geschichte der Staatsreform und ihrer Reaktion im Jahre 1898", wie er selbst sich vor dem Pekinger Blutbade im September 1898 mit den Dokumenten und Büchern der Partei in die japanische Gesandtschaft und von da nach Japan flüchtete, wie aber sein politischer Freund, der begabte T'an ssï t'ung, einer der Vertrauten des Kaisers, dem Drängen der Japaner, die ihm dasselbe Asyl boten, nicht nachgab, sondern vorzog, den Märtyrertod zu sterben. (Er wurde am 25. September ergriffen und am 28. enthauptet.) Auch die anderen Führer der Reformkomitees, die sich nach Japan gerettet hatten, fanden dort bereitwillige Aufnahme und konnten von da aus ihre im Lande gedruckten Schriften, die zum Teil einen fanatischen Haß gegen Europa predigten, unschwer in China verbreiten. So fanden sich also auf dem Boden der gemeinsamen Schrift und der gemeinsamen Abneigung gegen das Abendland die Gegner von ehemals wieder, und es ist ein naheliegender Gedanke, daß aus dieser Gemeinsamkeit der Interessen heraus, unter Mitwirkung der chinesischen Reformatoren, der neue ostasiatische Kulturbund entstand. In dem Prinzen Konoye, Präsidenten des japanischen Oberhauses, einem Politiker von extrem panasiatischer Richtung, und dem Baron Nagaoka fanden sich die geeigneten Persönlichkeiten für die Ämter eines Präsidenten und Vizepräsidenten.

Unter Beachtung des in den Schriften der Reformatoren immer und immer wieder ausgesprochenen Grundsatzes, daß die Macht eines Volkes in letzter Linie auf seiner Bildung und seinem Wissen beruhe, begann die T'ung wên hui ihre Arbeit damit, auch in China das Niveau der allgemeinen Erziehung und Aufklärung zu erhöhen oder richtiger in modernem Sinne umzuformen. Zu diesem Zwecke gründete sie, ebenso wie in Korea, neue Schulen oder übernahm solche, die bereits bestanden; ferner schuf sie eine Anzahl chinesischer Zeitungen, ließ japanische Werke in chinesischer Form verbreiten, lieferte Hilfskräfte für Übersetzungsanstalten, die mehrfach von den Provinzialregierungen eingerichtet waren, und in denen europäische Wissenschaften den Chinesen zugänglich gemacht werden sollten; auch schickte sie zahlreiche Japaner zu Studienzwecken nach China und zog chinesische Studenten nach Japan, stets darauf bedacht, den Geist der Versöhnung, zugleich aber auch das Rassenbewußtsein und die nationale Selbstachtung zu wecken. So entstanden außer der großen Dōbun shoin (d. h. „Schule der gemeinsamen Literatur" oder „Kultur") in Tokyo, wo chinesische Schüler für die höheren technischen Lehranstalten vorbereitet werden, Schulen in Nanking, Fuchou, Amoy, Swatow, später auch in Paoting fu und vielleicht noch an anderen Orten. Von den Zeitungen der Gesellschaft ist an erster Stelle ihr Shanghai-Organ, die T'ung wên hu pao, zu nennen, die in rein chinesischer Sprache täglich erscheint, sich aber ganz als japanisches Blatt gebärdet, neben wertvollen Informationen viel törichten Klatsch bringt und vor allem die Russen und Deutschen bei den Chinesen verhaßt zu machen sucht. Im Mai 1901 wurde

in Shanghai das große Tung ya t'ung wên shu yuan („Studienanstalt der gemeinsamen Kultur Ostasiens"), in dem etwa 170 Japaner für kaufmännische und politische Berufe in China ausgebildet werden, in einem eigenen neuen Gebäude feierlich eröffnet. Zu der Einweihung waren nicht nur die chinesischen Provinzialregierungen eingeladen, sondern auch die europäischen Konsuln und andere angesehene Persönlichkeiten wohnten ihr bei. Die großen Provinzialsatrapen waren zwar nicht persönlich erschienen, ließen sich aber durch Beamte vertreten und hatten außerdem besondere Glückwunschschreiben übersandt. Mit den bei solchen Gelegenheiten gebrauchten Redewendungen darf man es zwar im Orient vielleicht noch weniger genau nehmen als im Occident, indessen scheinen diese immerhin wohlüberlegten Schriftstücke nicht ohne Bedeutung zu sein. So schreibt der inzwischen verstorbene Liu k'un yi, damals Generalgouverneur in Nanking, nachdem er auf die Bedeutung des Unterrichts und der Aufklärung für Japan seit seiner politischen Umformung hingewiesen:

„Darum zeigt sich in den Regierungsmethoden Ihres Landes ein unablässiger Fortschritt. Und wenn Sie sich in Güte zu unserem Lande herniederneigen, wie eine Mutter zum Kinde, so können wir in dankbarer Achtung Ihnen versichern, daß es unser eifrigster Wunsch ist, Ihnen nachzustreben. Schon vor Jahren habe ich beim Throne beantragt, junge und energische Chinesen, die entschiedene und aussichtsvolle Fähigkeiten haben, auszuwählen und zu Studienzwecken nach Japan zu entsenden". Ferner Chang chih t'ung, Generalgouverneur in Wuchang: „Möge die Eröffnung dieser Lehranstalt die Förderung der Wissenschaft und die Stärkung des ostasiatischen Zusammenschlusses zur Folge haben. Mögen gründliche und gewissenhafte Erziehungsgrundsätze darin walten, daß Wissen und Charakter zu schöner Einheit sich zusammenfügen. Dann werden nicht nur die Fähigkeiten der einzelnen beständig wachsen, sondern es wird auch die Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern immer inniger sich gestalten; das aber wird in Wahrheit Segen für den Osten bedeuten." Deutlicher noch ist Yü lien yuan, Gouverneur von Chekiang: „Möge diese Schule dazu beitragen," so schreibt er, „daß der tüchtigen Männer beständig mehr werden, wie die Sonne sich erneut und der Mond sich verjüngt, daß die Entschlossenheit und das Selbstbewußtsein Ostasiens wachsen, der Begehrlichkeit und dem Andrängen Europas aber ein Halt geboten werde."

Aber auch in anderer Gestalt begann die Saat zu sprießen. Nachdem man die Chinesen zu der Erkenntnis gebracht hatte, daß ihnen die europäischen Wissenschaften in der japanischen Form viel leichter zugänglich seien als in der fremden, war es nur natürlich, daß bei der in China versuchten Neuformung des Unterrichtswesens diese Erkenntnis einen starken Einfluß übte. Das Edikt vom 10. Juli 1898, das außer der Universität in Peking auch die Errichtung neuer Schulen verschiedener Grade in den Provinzialstädten anordnete, ist eine von den wenigen Maßregeln des Kaisers, die die Reaktion überlebt haben, und seinem wesentlichen Inhalte nach die folgenden Jahre hindurch in Kraft geblieben. Die Provinzialregierungen, die für die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte Sorge tragen mußten, wandten sich teilweise an europäische und amerikanische Missionare, größtenteils aber an Japan durch Vermittlung der T'ung wên hui. Mit den Missionaren machte man vielfach ähnlich üble Erfahrungen wie mit anderen Europäern auf anderen Gebieten; sonstige sprach- und landeskundige Ausländer waren nicht vorhanden, und so kam denn eine ernstliche

Konkurrenz für Japan auch gar nicht in Frage. Vor allem waren es die Generalgouverneure Liu k'un yi, Chang chih t'ung und Yuan shih k'ai, die die Anlehnung an Japan auf diesem wie auf manchem anderen Gebiete befürworteten, und zunächst japanische Lehrer für ihre Schulen engagierten. (Yuan shih k'ai, den Generalgouverneur von Chihli, für sich zu gewinnen, mag für die Japaner ein besonderer Triumph gewesen sein, denn er war vor dem Ausbruch des Krieges als diplomatischer Agent Li hung changs in Korea ihr erbittertster Gegner und ist jetzt vielleicht ihr einflußreichster Freund.) So wurden außer einer größeren Anzahl anderer Lehrer im Herbst vorigen Jahres die Professoren Hattori, Watanabe, Morimoto und Tono zur Neuordnung des Unterrichtswesens in den Provinzen Chihli, Hupei, Hunan und Szechuan nach China berufen. Auch China seinerseits entsandte einen Vertreter der Pekinger Universität nach Tokyo, der das japanische Unterrichtswesen studieren sollte. Wieviel japanische Lehrer in China wirken mögen, entzieht sich der europäischen Beurteilung; die oben erwähnte Zeitung T'ung wên hu pao veröffentlichte am 20. Juli 1902 den Bericht eines Japaners über eine Reise von Chungking nach Chêngtu in Szechuan, worin der Verfasser erwähnt, daß er selbst dort im fernen Westen in mehreren Städten Landsleute von ihm als Lehrer angetroffen habe. Ähnlich haben sich die Verhältnisse im Militärwesen gestaltet. An die Stelle der deutschen Instruktoren, die früher in China mit ungleichem Erfolge tätig waren, sind fast ausschließlich japanische Offiziere getreten; auch hier waren es in erster Linie Chang chih t'ung und Yuan shih k'ai, die sich der japanischen Hilfe bedienten. Im Herbst 1901 bereiste der auch in Berlin nicht unbekannte General Fukushima den Yangtse, anscheinend um die dortigen Generalgouverneure zu einer Armeereorganisation in größerem Stile durch die Japaner zu veranlassen. Einen direkten Erfolg nach dieser Richtung hin scheint die Reise allerdings nicht gehabt zu haben, wie denn eine solche Reorganisation auch vom Norden ausgehen dürfte, wo sich jetzt die ersten Anfänge zur Bildung einer zentralen Reichsarmee vorbereiten. Ob diese Armee mit dem Geiste erfüllt werden wird, den die Japaner für ihre Zwecke wünschen, läßt sich bei dem Spiel konträrer Kräfte in der Hauptstadt schwer beurteilen. Dagegen hat Fukushima mit seinem zweiten Auftrage, den Generalgouverneuren und Gouverneuren des Yangtse-Tales eine Einladung des Mikado zu den japanischen Manövern zu überbringen, mehr Glück gehabt. Von Wuchang, Nanking und Nganking (Anhui) wurde eine große Anzahl chinesischer Offiziere nach Japan entsandt, und der Eindruck, den die militärischen Schaustellungen, denen übrigens auch der koreanische Premierminister beigewohnt haben soll, auf die Gäste gemacht, kann jedenfalls kein ungünstiger gewesen sein; darauf deutet wenigstens die Tatsache, daß seitdem die Entsendung chinesischer Offiziersaspiranten auf die japanischen Kriegsschulen, mit der Liu k'un yi und Chang chih t'ung bereits im Jahre 1899 begannen, bedeutend ausgedehnt worden ist. Schon vor längerer Zeit wurde die Zahl dieser Zöglinge auf über 200 angegeben. So ist der japanische Einfluß auf allen Gebieten in China hervorgetreten: nicht nur auf dem kommerziellen und maritimen, sondern auch auf dem industriellen — z. B. in den großen Eisen-

werken und Geschützfabriken Chang chih t'ungs zu Hanyang —, sowie auf dem der Verwaltung — z. B. in Peking, wo die Polizei von einem japanischen Beamten aus Tokyo organisiert wird — und auf dem der Finanz. — das große, von Yuan shih k'ai vor kurzem angeregte Unternehmen, die Gründung einer Reichsbank und Einführung einer neuen Währung, soll ausgesprochenermaßen in Anlehnung an die Vorbilder Japans ins Werk gesetzt werden.

Eine besonders wichtige Rolle spielt in den chinesisch-japanischen Beziehungen ein Moment, das vielleicht das bedeutungsvollste in dem ganzen Kulturausgleich ist, an dem aber die japanischen Rassebestrebungen noch einmal ernstlich zu Schaden kommen können. Es ist dies das massenhafte Hinüberströmen chinesischer Studenten nach Japan. Schon oben war erwähnt worden, daß die Reformatoren der K'ang-yeu-weischen Schule für eine Neugestaltung und Kräftigung des chinesischen Staatswesens besonders auf Japan als Vorbild hingewiesen hatten; sie waren es auch, die in Reden und Schriften unablässig zu Reisen ins Ausland, vornehmlich nach Japan, ermahnten, und schon damals, im Jahre 1897, begann infolgedessen eine Anzahl Anhänger der „neuen Lehre" in dem benachbarten Inselreiche die „westlichen Wissenschaften" zu studieren. Der Gedanke wurde von den Gouverneuren des Yangtse-Tales aufgenommen, und wie wir gesehen, erwähnte Liu k'un yi in seinem Glückwunschschreiben ausdrücklich, daß er bereits vor langer Zeit die Entsendung chinesischer Studenten nach Japan auf amtliche Kosten beim Throne beantragt habe. Auch diese Anregung der verfemten Reformatoren hat die chinesische Regierung nie wieder fallen lassen, und fast sämtliche Provinzialregierungen, hauptsächlich die der Yangtse-Provinzen, sowie die von Fukien, Chekiang und Chihli, haben seitdem, besonders aber seit der Boxerperiode, in immer größerem Maßstabe teilweise auf ihre Kosten Zivil- und Militärbeamte, sowie junge Aspiranten nach Japan entsandt, teilweise haben sie zu unabhängigen Studienreisen aufgefordert oder sie unterstützt. Im Juni vorigen Jahres hat sich eine besondere „Gesellschaft zur Beförderung von Studienreisen im Auslande" mit dem Sitze in Shanghai und Tokyo gebildet, die, wie aus ihren Statuten hervorgeht, lediglich Reisen nach Japan im Auge hat und sich der Studenten auf Wunsch bei ihrer Abreise von Shanghai wie bei ihrer Ankunft in den japanischen Häfen annimmt. Auch die To-a dobun kai ist natürlich eine stets bereite Vermittlerin für die nach neuem Wissen suchenden Chinesen und unterhält in Tokyo einen großen Klub mit Wohnräumen für ihre Schützlinge. Ende vorigen Jahres wurde die Zahl allein der in den Schulen von Tokyo befindlichen Chinesen auf über 700 angegeben; da auch in Kyoto sich viele aufhalten, so mag ihre Gesamtheit jetzt weit über 1000 betragen. Die Gründe für diese zunehmende Bevorzugung Japans als Bildungsstätte Chinas sind nicht schwer zu sehen. Es sind einerseits die größere Nähe des Landes, die geringeren Reisekosten und die billigere Lebensführung in den dortigen Städten, anderseits aber auch die größere Ähnlichkeit der Lebensauffassung und das bessere Verständnis des chinesischen Geistes.

„Japan ist uns räumlich nahe," wird in der Denkschrift K'ang yeu weis vom Dezember 1897 ausgeführt; „die Gebräuche in seiner Regierung gleichen den unseren,

seine politischen Normen sind für uns am verständlichsten, am brauchbarsten und am leichtesten einzuführen." Und ähnlich in der Denkschrift vom 29. Januar 1898: „Japans Religion und Sitten sind den unseren verwandt, Wohnung und Kleidung der Bevölkerung in Zuschnitt und Maß der unseren ähnlich, seine nützlichen Bücher können wir leicht kopieren u. s. w."

Europa hat nichts getan, um dieser Tendenz entgegenzuarbeiten: eine im Jahre 1896 erfolgte Ankündigung Chinas, nach den großen Staaten des Westens eine Anzahl jüngerer Chinesen zur Ausbildung schicken zu wollen, wurde mit Gleichgültigkeit aufgenommen, und da man in China sah, daß von der Seite Hilfe oder auch nur Interesse für Kulturbestrebungen nicht zu erwarten sei, überwand man die seit Jahrhunderten überlieferte Abneigung gegen das Inselvolk und wandte sich Japan zu, das den Chinesen freilich — in jeder Bedeutung dieses Ausdrucks — näher lag.

II.

Es bedarf wohl keines Beweises, daß die Anschauungen, mit denen Tausende von intelligenten Chinesen im Laufe der Jahre in Japan erfüllt werden, die Form, in der man sie mit modernen Wissenschaften dort bekannt macht, und die Art, wie man sie lehrt, auf die weiße Rasse einerseits, auf das Land und Volk ihrer Lehrer andererseits hinzublicken, nicht ohne großen Einfluß auf die Entwicklung der Dinge in China, ja in ganz Ostasien bleiben können. Hier aber liegt auch die Klippe verborgen, an der, wie oben angedeutet, die chinesisch-japanischen Beziehungen bei mangelnder Vorsicht einmal einen gefährlichen Riß bekommen könnten. Was die chinesischen Studenten in Japan lernen, das sind nicht nur die neuen technischen Wissenschaften, es sind auch die politischen und sozialen Ideen eines gerade in diesen beiden Punkten noch völlig unreifen, aber sehr altklugen Volkes. Ein solcher politischer Doktrinarismus, wie er in den jugendlichen Köpfen hier gedeiht, und der von Volksvertretung, Parteiministerien und ähnlichen westeuropäischen Begriffen phantasiert, ist mit dem chinesischen Staatswesen seiner ganzen Natur nach schlechterdings unvereinbar. Denn als notwendige Ergänzung gesellt sich zu ihm eine Verwerfung und Verachtung aller althergebrachten chinesischen Staatseinrichtungen, und es hängt nur von dem Temperament der einzelnen ab, daß dieses Gefühl zum gewalttätigen Umsturzfanatismus ausartet. Die Träger dieser Ideen können nach ihrer Rückkehr in die Heimat, wenn sie zahlreich genug sind, ein höchst gefährliches Element bilden: mit vorwitzigen Händen lösen sie die sittlichen Bande, die in China das Individuum fest an die Rechtsordnung der Familie und damit an die Rechtsordnung des Staates knüpfen, Bande, die durch Jahrtausende geheiligt sind, und die allein das feste Gefüge des chinesischen Staates ausmachen. Diese sittlichen Grundgesetze mögen veraltet und mit dem modernen Fortschritt nicht vereinbar sein, aber es ist ein gefährliches Unternehmen, sie heute plötzlich abschaffen und den europäischen Rechtsstaat an ihre Stelle setzen zu wollen; zu ihrer Umformung und ihrem Ersatz gehören weise Vorsicht und eine zeitlich unbeschränkte Entwicklung. Der ungestüme Dränger wird Kräfte entfesseln, von deren Gewalt

er vorher nichts geahnt hat, und die ihn selbst samt seinem Werke verschlingen können. Ein solch unbedachtes Vorgehen hat die Reformbewegung von 1898 zu Schanden werden lassen und ihren hochbegabten Führern das Leben oder die Heimat gekostet; ein ähnlicher Versuch, in fanatischer Weise unternommen und vielleicht von einer fremden Regierung unterstützt, könnte unabsehbare Folgen haben. Es sind aber nicht bloß Japaner, die den Vertretern „Jung-Chinas" Unterricht in den Rechten des modernen Staatsbürgers erteilen, — auch die eigenen Landsleute der letzteren helfen dabei. Schon oben war erwähnt worden, daß mehrere Mitglieder der K'ang yeu weischen Reformpartei, vor allen Liang k'i chao, sich nach Japan gerettet hatten; auch K'ang yeu wei selbst ist später, jedenfalls zeitweilig, dort gewesen. Diese unruhigen Geister haben durch ihr Schicksal auch den letzten Rest von Objektivität verloren und predigen in Zeitungen und Flugschriften nicht bloß modernes Staatsrecht, sondern vor allem auch einen wilden Haß gegen die Kaiserin-Mutter und ihre Berater, gegen das reaktionäre und korrumpierte Beamtentum im allgemeinen und gegen die Mandschus im besonderen. Es sind dieselben Gedanken, die man täglich in der englischen Presse Chinas und ebenso in den Schriften derjenigen findet, die ohne eigenes Urteil aus dieser Presse abschreiben. Das Hauptorgan der Reformatoren in Japan ist die von Liang k'i chao herausgegebene, in Tokyo erscheinende Zeitung Ts'ing yi pao (d. h. „Klare Ratschläge" oder „Ratschläge für die T'sing-Dynastie") oder, wie sie jetzt heißt, Sin min ts'ung lu („Blätter für nationale Reform"). Es ist klar, daß diese beständige Agitation, verbunden mit den sonstigen Einflüssen, auf die chinesischen Studenten ihre Wirkung ausüben muß, und die Beschreibung einer Versammlung der letzteren, die ein Augenzeuge gibt, gewährt ein bezeichnendes Bild: „Zum Teil in europäischer Tracht, den Zopf abgeschnitten, mit der Zigarette im Munde und einem blasirten Gesichtsausdruck", so wetterten diese Jünglinge in den maßlosesten Ausdrücken gegen die Einrichtungen ihres Landes.

In China ist man diesen Gefahren gegenüber nicht blind geblieben. Im Frühjahr 1902 hielt es der chinesische Gesandte in Tokyo, Ts'ai kün, für notwendig, seine Regierung auf dieselben aufmerksam zu machen und ihr zu empfehlen, von einer weiteren Entsendung chinesischer Studenten nach Japan abzusehen oder wenigstens bei der Auswahl vorsichtiger zu sein. Der Inhalt dieses an das Ministerium des Äußern in Peking und angeblich auch an die Generalgouverneure in Nanking, Wuchang und Canton gesandten Berichts gelangte, mehr oder weniger entstellt, in die japanische Presse und rief hier leidenschaftlichen Widerspruch hervor. Es ist nicht uninteressant, die Anschauungen der besonnenen, nicht fanatisch-konservativen chinesischen Kreise kennen zu lernen, wie sie bei dieser Gelegenheit in der sehr angesehenen Zeitung Shên pao zum Ausdruck kamen. Das Blatt schrieb am 11. Mai 1902 in einem längeren Aufsatze unter anderem:

Gerade jetzt, wo China von Unglück und Niederlagen heimgesucht wird, wünscht es besonders, Aufklärung zu verbreiten und die Regierung zu reformieren. Vorbedingung hierzu ist die Heranbildung tüchtiger Männer. Im Hinblick darauf nun, daß Japan mit uns dem gleichen Erdteil angehört, die gleiche Schriftsprache

besitzt, und wir daher die Methoden für jene Reform von ihm weit leichter entlehnen können, hat man die Studierenden zu ihrer Ausbildung dorthin gesandt. Man gab sich dabei der Hoffnung hin, daß der lebendige Anblick zahlreicher guter Vorbilder solche Fähigkeiten heranbilden würde, deren die Regierung zur künftigen Verwendung bedarf. Nun erfährt man aber, daß die Reste der K'angschen und Liangschen Clique sich in Japan verkrochen haben und dort beständig neue Anhängerscharen sammeln. Ihre Lehren bestehen in dem törichten Geschwätz von einer Gleichberechtigung der Volkshoheit und in dem wahnsinnigen Gerede von freier Selbstbestimmung und Aufhebung der Regierungsgewalt. Die Studenten mögen ursprünglich von zuverlässigem und festem Charakter, von ehrenhafter und gerader Gesinnung sein, sie werden der Regierung auch Dank wissen für die Wohltaten der Ausbildung, die sie ihnen zu teil werden läßt, und nach Beendigung ihrer Studien werden sie ihre Kenntnisse auch anzuwenden Gelegenheit erhalten. Wird diese Empfindung der Loyalität gegen den Herrscher und der Dankbarkeit gegen den Staat aber erst einmal beseitigt, so werden sie zwar vielleicht jene verworrenen Reden noch immer nicht in die Tat umsetzen, aber es ist zu befürchten, daß sie, die an Jahren noch jung und an Temperament noch unfertig sind, den Aufreizungen gegenüber nicht den nötigen Halt in sich finden und ihre anfängliche Gesinnung nicht unverändert bewahren. Wenn der Gesandte, mit diesen Dingen vor Augen und in der Besorgnis, die ganze Klasse der Studenten könnte von den verderblichen Lehren infiziert und ihre ererbte Sorge um Herrscher und Staat über den Haufen geworfen werden, wenn er da in die Heimat berichtet, damit man das weitere Hinübergehen von Studenten verhindert, so hat er damit nur getan, was seine Pflicht war, und wie könnten wir wagen, ihm deshalb Vorhaltungen zu machen?

Wenige Tage nachdem diese Zeilen geschrieben waren, erhielt man in China ein kleines, aber sehr lehrreiches Beispiel von den Wirkungen der japanischen Erziehung. In der großen Stadt Hangchou war, wie in vielen anderen Provinzialstädten, eine „moderne" Schule eröffnet worden. Einige Senioren der Schüler hatten bereits in japanischen Schulen fremde Sprachen gelernt und verkündeten nun unter ihren Kommilitonen die Lehre „von der freien Selbstbestimmung", verlästerten ihre Vorgesetzten als „altmodische Bande" und höhnten ihre Unfähigkeit. Einer der Direktoren, der zur Ruhe mahnte, ward aufs gröbste insultiert, und als einige Hauptunruhstifter ausgewiesen wurden, streikte die ganze Schar, verließ die Schule und zog beschwerdeführend zum Präfekten. Ähnliche Vorgänge spielten sich im Laufe des Jahres noch in mehreren anderen chinesischen Lehranstalten ab, so auch in Shanghai, wo die sogenannte Nanyangschule, an der mehrere japanische Lehrer wirkten, infolge eines allgemeinen Schülerstreiks geschlossen worden ist. Aber auch in Japan selbst fand bald der Geist der Unbotmäßigkeit und Auflehnung unter den chinesischen Studenten einen stürmischen Ausdruck. Der Gesandte Ts'ai kün, dessen Bericht übrigens, wohl infolge der von Japan erhobenen Einsprache, keinerlei sichtbare Wirkung gehabt hat, weigerte sich, mehreren seiner Landsleute die zur Aufnahme in eine bestimmte Schule in Tokyo notwendige Empfehlung zu geben. Infolgedessen drang am 28. Juli 1902 ein Haufe chinesischer Studenten in die Gesandtschaft ein, stellte den Vertreter ihres Landes in lärmender Weise zur Rede und brachte ihn schließlich in solche Bedrängnis, daß die japanische Polizei zu Hilfe gerufen werden mußte. Die Vorgänge wiederholten sich am folgenden Tage, und der Gesandte soll tatsächlich eine Zeitlang danach nicht gewagt haben, seine Wohnung zu ver-

lassen. Als bald darauf der Vertreter Chinas bei den englischen Krönungsfeierlichkeiten, Prinz Tsai chên, Japan auf der Rückreise passierte, wurde er von den Studenten in zudringlicher Weise gebeten, die Abberufung des Gesandten in Peking zu veranlassen. Inzwischen mochte aber der chinesischen Regierung bange geworden sein bei diesen immer deutlicher zu Tage tretenden japanischen Erziehungsresultaten, und unter dem 5. Oktober erschien ein Edikt der Kaiserin-Mutter, das in sehr vorsichtiger Sprache den Besuch Japans durch zahlreiche Studenten erwähnte und die Generalgouverneure und Gouverneure anwies, „intelligente und charakterfeste Kandidaten auszuwählen und unter Gewährung der nötigen Kosten nach den Ländern Europas zu schicken“ [1]). Dies Edikt würde in Japan als eine Gefahr für seinen Einfluß vielleicht Beunruhigung hervorgerufen haben, wäre man nicht der völligen Gleichgültigkeit Europas, das jeder bewußten Einwirkung auf die Kulturentwicklung in China entsagt zu haben scheint, sicher gewesen; auch war jener Einfluß bereits so erstarkt, daß in der Tat in China eine japanische Partei entstanden war, die sich, wie die Wirkungslosigkeit des erwähnten gesandtschaftlichen Berichts und des Edikts vom 5. Oktober zeigte, nicht mehr beiseite schieben ließ. Aber eine Änderung in den Ärgernis erregenden Zuständen schien auch der japanischen Regierung wünschenswert; sie regte deswegen bei dem Prinzen Tsai chên eine schärfere Kontrolle der chinesischen Studenten durch die Regierung in Peking an. Der Prinz schlug dem Throne vor, einen höheren Spezialbeamten nach Tokyo zu entsenden, der dort die Studenten unter seine Aufsicht nehme. Das Ministerium des Äußern, und zwar, wie es in seinem Berichte deutlich sagt, im Einverständnis mit dem japanischen Gesandten, befürwortete diesen Vorschlag, und durch Edikt vom 31. Oktober ward ein solcher Studiendirektor ernannt, „damit dem Streben eine Leitung zu teil werde und die Erziehung eine Förderung erfahre“.

Die weittragende Wichtigkeit dieser ganzen Erziehungsfrage, die den Staaten des Abendlandes vollkommen verborgen zu sein scheint, ist Japanern wie Chinesen klar zum Bewußtsein gekommen, das zeigen schon die besorgten und warnenden Stimmen in China, die sich dort immer wieder vernehmen lassen, und die die Erziehung in Europa als die bessere empfehlen, während von Japan aus ebenso oft eine Widerlegung versucht wird. So heißt es in einer chinesischen Betrachtung des Edikts vom 31. Oktober:

Dem geistigen Leben Europas entströmen beständig ohne Unterlaß neue Ideen, neue Methoden; wenn China nun immer erst warten will bis Japan sich diese angeeignet, so gleichen wir einem Manne, der bei allem, was er tut, einen anderen bittet, voranzugehen, so daß er selbst niemals in die vorderste Reihe kommt.

Auch die Gefahren, die von den Umsturzideen der Reformatoren und ihrer Propaganda in Japan drohen, werden immer aufs neue hervorgehoben. Dagegen schrieb vor wenigen Monaten die japanische T'ung wên hui pao:

[1]) Zeitungsnachrichten zufolge sind vor kurzem acht chinesische Zöglinge der Militärschule zu Nanking mit ihrem Instrukteur in Deutschland eingetroffen. Sie sollen zunächst ihre Sprachkenntnisse vervollständigen und dann auf mehrere Jahre in die deutsche Armee eintreten. Man wird in dieser Maßregel eine Wirkung des obigen Edikts zu sehen haben.

Auf der Erde gibt es gar viele Länder, man kann aber nicht die Kultur des einen Landes als ein fertiges Ganzes auf ein anderes übertragen. Die Kultur der europäischen Länder ist gewiß gut, aber der Abstand von ihr ist zu groß, der Charakter der Bewohner völlig verschieden, die Sitten und Gebräuche sind anders gestaltet. Die Verpflanzung dieser Kultur kann keine harmonische Einheit geben. Wir Japaner haben zwar seit der Umformung unseres Staates unser Kultursystem den europäischen Ländern entnommen, aber wie viel haben wir nicht davon ausgeschieden, wie viel nicht verändert, bevor wir es brauchen konnten! Reformen für China sind in ausführlicher Weise erörtert worden, aber man wird niemals Europa übereilt und in Bausch und Bogen kopieren können; dagegen gehört Japan mit China demselben Erdteile an, beide sind gleicher Rasse, Charakter der Bewohner wie Sitten und Gebräuche unterscheiden sich nicht sehr voneinander. Nachdem Japan bereits die westliche Kultur durch Ausscheidungen und Veränderungen zum Gebrauch zugestutzt hat, kann China zunächst hier lernen und erproben, ein Vorteil, der keiner Erwähnung bedarf. Ferner aber werden durch die Studienreisen die Bewohner beider Länder zusammengebracht, sie fassen in ihrer Gesinnung Vertrauen zueinander, und so entsteht ein Verhältnis der Freundschaft zwischen beiden Staaten, dessen Vorteile zwar außerhalb der Fragen des Unterrichts liegen, die aber an sich ganz unermeßlich sind.

In etwas schärferer Tonart aber ließ sich das Organ der Tō-a dōbun kai am 26. Juli 1902 vernehmen, d. h. zu der Zeit, wo die bedenklichen Exzesse unter den Studenten schon im Gange waren und die Skandalszenen in der Gesandtschaft sich vorbereiteten.

„Gegenwärtig sind die in China von privater Seite errichteten Schulen," so heißt es dort unter anderem, „noch ganz unvollkommen, und die von der Regierung errichteten stehen nur auf dem Papier. Man vertröstet sich damit, was heute keimt und sproßt, im anderen Jahre Blüten treiben zu sehen. Aber die Scharen der in Japan Studierenden hemmt man durch unberechtigtes Mißtrauen, verfolgt man mit falschen Anklagen, verleumdet man durch lügnerische Gerüchte. Was sollen diese Männer, denen man so die Füße bindet, einst ihrem Staate, was ihrem Volke sein? Darum soll man sie jetzt mit der größten Rücksicht behandeln, damit sie ermuntert werden, hierher zu kommen; und zwar soll dies nicht geschehen, weil die Studenten darauf hoffen, sondern einfach, weil es die Pflicht der Regierung ist. Und warum diese Rücksichtnahme? In China trennt eine tiefe Kluft die höher Stehenden von den tiefer Stehenden. Seit alter Zeit genießen dort die oberen Beamten eine Verehrung wie Götter, die unteren aber liegen im Staube wie Ungeziefer. Wenn man nun im Inlande den Ranggegensatz, im Auslande aber beständige Kontrolle hat, so besteht nur ein sehr geringer Unterschied zwischen beiden; und wenn man die Studenten bindet mit der Schnur der amtlichen Aufsicht, so nimmt man ihnen alle Zuversicht" u. s. w. Am Schluß aber heißt es: „Wie kann man uns entgegenhalten, daß wir einseitig Partei nehmen für die Studenten? In Wahrheit handelt es sich um das Eindringen des östlichen Einflusses (in China); hundert Aufgaben kann man hier mit einem Mittel lösen; die Unterrichtsfrage ist ihrer Bedeutung nach ein Haar, an dem tausend Gewichte hängen. Man sagt wohl, man will den Unterricht in China selbst organisieren, aber der Plan hat keine Aussicht auf Verwirklichung; oder man will die Studenten nach Europa und Amerika schicken, aber hierbei sind die Kosten zu groß und die Schwierigkeiten zu zahlreich. Zum Glück ist nun Japan da, dessen Lehranstalten man besuchen kann, und abermals zum Glück hat sich die Sitte, in Japan zu studieren, bereits eingebürgert, so daß man nicht mehr aufzufordern und anzupreisen braucht. Da wir nun die günstige Gelegenheit haben, so wollen wir sie mit Vorteil benutzen. Wir fürchten aber, daß die eben sprossenden Sträucher von Kühen und Schafen abgefressen, die treibenden Blüten von Wind und Regen zerstört werden. Wie

wir im Kriege niemals auf etwas zu hoffen haben, so werden wir wohl auch in dem Kampfe um den Unterricht schließlich nichts erreichen!"

Man sieht, wie die Wichtigkeit der Frage in Japan in ganz anderer Weise erfaßt worden ist als in Europa. Daß die chinesischen Staatseinrichtungen in ihrer jetzigen Form nicht mehr bestehen bleiben können, weiß jeder, im Westen wie im Osten. Ebenso unterliegt es keinem Zweifel, daß die moderne Umformung dieser Einrichtungen nur möglich ist, wenn es gelingt, die heranwachsenden Generationen zu modernem Denken zu erziehen. Von dieser Aufgabe nun, von deren Lösung so ungeheuer viel abhängt, hat man bei uns, in politischem Sinne, überhaupt keine offizielle Notiz genommen; man hat vielmehr, unberührt durch die in mohammedanischen Kulturländern gemachten Erfahrungen, stillschweigend zugegeben, daß sie mit der religiösen Propaganda nicht bloß verknüpft, sondern verschmolzen wurde, d. h. man hat die Arbeit ausschließlich den christlichen Missionaren überlassen, die, wie nicht anders zu erwarten war, im allgemeinen sich als vollkommen ungeeignet dafür erwiesen haben. Es ist hier nicht der Ort, auf die Missionstätigkeit des näheren einzugehen; nur so viel mag gesagt sein, daß der Missionar, der den Chinesen nicht bloß das christliche Dogma, sondern auch „die Kultur" bringen wollte, in dem eigenartigen religiös-politischen Staatswesen Chinas sehr bald zu einem politischen Faktor werden mußte und geworden ist. Seine Tätigkeit erscheint den Chinesen als eine wesentlich politische, und zwar als eine solche, deren Ziel die Zerstörung der Grundfesten ihres Staatswesens ist. Es war ein verhängnisvoller Fehler der europäischen Regierungen — Rußland abermals ausgenommen —, diese Bedeutung der Missionstätigkeit nicht zu erkennen oder aber, wo sie erkannt war, sie zu benutzen, demgemäß den Missionaren eine privilegierte Ausnahmestellung zu erzwingen und sie einen politischen Einfluß ausüben zu lassen, über dessen Art und Umfang keinerlei Kontrolle besteht[1]). Auf diese Weise hat man den europafeindlichen Rassebestrebungen der Japaner in China den Boden geebnet, man hat dem Lernbedürfnis der Chinesen den Weg nach Westen versperrt und es gezwungen, sich trotz seiner Abneigung nach Osten zu wenden, wo allein ihm Belehrung ohne Bekehrung zu teil wird. Man kann ermessen, wie groß diese Abneigung gewesen sein muß, wenn man bedenkt, daß die Chinesen trotz allem gesagten einige christliche Missionare als Lehrer an die neuen staatlichen Schulen beriefen. Die Undurchführbarkeit dieses Schrittes wurde freilich sehr bald offenbar. Für sämtliche Schulen besteht die Verordnung, daß an gewissen Tagen von den (chinesischen) Lehrern und Schülern vor der Gedenktafel des Confucius rituale Zeremonien zu vollbringen sind. Diese Zeremonien, die für den chinesischen Literaten etwas ganz Selbstverständliches sind und durchaus nur dem nationalen, nicht etwa religiös-dogmatischen Charakter der Schule entsprechen, wurden von den Missionaren —

[1]) Gerade für Deutschland, das in die Missionsfrage vielleicht noch am wenigsten verwickelt ist, würde sich bei der Unterrichtsreform in China ein reiches Feld der Wirksamkeit geboten haben, wenn man den Eifer, mit dem man einst die Lieferung von Militärinstruktoren betrieb, deren Erfolge doch nur ganz ephemere sein konnten, später auf die Entsendung geeigneter wissenschaftlicher — aber nicht missionierender — Lehrer verwandt hätte.

ob mit Recht oder Unrecht, darüber herrscht unter ihnen selbst keine einheitliche Ansicht — für Götzendienst erklärt; sie verlangten für ihre christlichen Konvertiten, die die Schulen besuchten, Befreiung von den ritualen Handlungen und machten die Gewährung dieses Verlangens zur Bedingung für ihr eigenes fernere Verbleiben an den Schulen. Die chinesische Regierung hat sich, bei aller sonstigen Inkonsequenz, auf ein Paktieren über diesen Punkt nicht eingelassen: sie stellte den christlichen Chinesen die Wahl, entweder an den nationalen Zeremonien teilzunehmen oder die Schulen zu verlassen. Daraufhin legten die Missionare — es waren ihrer nur wenige — ihr Lehramt nieder. Japan hielt mit seiner Ansicht über diese Frage nicht zurück. Gelegentlich eines Spezialfalles in Tsinan fu, der Hauptstadt von Shantung, schrieb das Organ des „Ostasiatischen Kulturbundes" am 25. September 1902:

„Sind etwa die, welche die Lehren des Katholizismus oder Protestantismus angenommen haben, keine chinesischen Untertanen mehr? Wenn auch jene Lehren anderen Staaten angehören, so bleiben ihre Bekenner doch unter allen Umständen Angehörige Chinas. China aber hat sein eigenes angestammtes Lehrsystem, und dieses angestammte Lehrsystem ist das des Confucius. Würden denn nun wohl die abendländischen Staaten, so fragen wir diese, die doch auch ihr eigenes angestammtes (religiöses) Lehrsystem haben, würden sie geneigt sein, dieses zu beseitigen und eine andere Lehre dafür verbreiten und verehren zu lassen?" Und ferner: „Katholische und protestantische Chinesen sollen zwar der übrigen Bevölkerung durchaus gleichstehen, aber wenn sie sich weigern, Confucius Verehrung darzubringen, so stehen sie ihr eben in Wahrheit nicht mehr gleich. Handelt es sich nun um chinesische Schulen oder um europäische? Und die Männer, die in den Schulen herangebildet werden, sollen die später in China verwendet werden oder in Europa? In dieser Frage der Verehrung des Confucius war also ein ängstliches Nachgeben des Gouverneurs Chou fu (von Shantung) gänzlich ausgeschlossen. Diese Verehrung des Confucius braucht nicht immer eine persönliche Liebe und Hochschätzung auszudrücken, aber sie ist das Sinnbild für Loyalität und Vaterlandsliebe; darum halte man fest an dem angestammten Lehrsystem, denn dieses nur kann den nationalen Grundcharakter vor dem Untergange bewahren."

Diese Auffassungen sind denn auch in den chinesischen Schulen der T'ung wên hui praktisch zur Geltung gekommen; so hat z. B. das Reglement der Schule von Swatow in seinem dritten Teile einen besonderen Artikel über die von den Schülern zu beobachtenden ritualen Zeremonien vor der Tafel des Confucius.

Aus allen diesen Mitteilungen ersieht man, wie schnell in der japanischen Seele China gegenüber das Gefühl des Siegers dem der Rassengemeinschaft Platz gemacht hat. Ungemischt kommt freilich das letztere in der japanischen Politik auch nicht zur Geltung, aber das liegt an der Macht der Verhältnisse. Allein den abendländischen Ansturm abzuwehren und Ostasien für die Asiaten zu retten, vermag das kleine Land natürlich nicht; seine Rassengenossen auf dem Festlande sind für absehbare Zeit noch militärisch wertlos. Aber in seiner Doppelstellung, in der Japan teils die Politik des gelben, teils des weißen Mannes zu befolgen genötigt ist, hat man sich nach den Grundsätzen der letzteren, ähnlich wie gewisse Westmächte, eine japanische „Einflußsphäre" in der Provinz Fukien, Formosa gegenüber, gesichert und, da Japan an kapitalkräftigen Handelsunternehmungen noch arm ist, sich

künstliche „Interessen" geschaffen, teils durch subventionierte Dampferlinien, teils durch Ansiedlung einer Menge kleiner Gewerbetreibender, Krämer u. s. w. Diese kleinen japanischen Ladenbesitzer finden sich übrigens — und das gilt auch für andere Provinzen als Fukien — nicht nur in den Vertragshäfen, sondern auch in den Städten des Inlandes, wo sie gar keine vertragsrechtliche Existenzberechtigung haben. Da sie aber völlig unter und mit den Chinesen leben, zuweilen auch chinesische Kleidung tragen, so nehmen die Provinzialregierungen im allgemeinen keinen Anstoß an ihnen; sie dürften jedoch nicht die unwirksamsten Träger japanischen Einflusses sein. Auf Grund des Art. IV des Handels- und Schiffahrtsvertrages vom 21. Juli 1896, der den Japanern das Recht gibt, Kirchen u. s. w. in China zu bauen, sind aber auch seit mehreren Jahren buddhistische Missionare aus Japan in der Provinz Fukien tätig. Man könnte sich hier zu der Annahme veranlaßt fühlen, daß man in Japan eine „Missionarfrage" in China zu den Requisiten einer modernen Politik rechne, oder daß man beabsichtige, eine Satire zu der christlichen Missionstätigkeit aufzuführen. Die Antwort, die ein „neubekehrter" Chinese auf die Frage gab, warum er sich der japanisch-buddhistischen Kirche angeschlossen habe, enthält eine rationellere Lösung: „Die französische Religion (Katholizismus)," so sagte der Mann, „verbietet uns den Ahnenkultus, ebenso die englische (Protestantismus); die japanische aber gestattet ihn uns und gewährt uns doch denselben Schutz." So sind es also die Verhältnisse, die Japan seine Doppelpolitik aufnötigen, und niemals mag das Mißliche derselben deutlicher von ihm empfunden worden sein als während der Ereignisse von 1900. Als moderner Kulturstaat konnte Japan sich von dem Vorgehen der abendländischen Mächte nicht ausschließen, aber als asiatischem Volke muß es ihm schmerzlich gewesen sein, gerade bei einem solchen Rassenkampfe auf der weißen Seite zu stehen. Die Begeisterung für die Bekämpfung der Boxer ist denn auch in Japan niemals groß gewesen, und am 19. Dezember 1902 wurde im japanischen Parlamente der Antrag gestellt, die von China gezahlten Entschädigungssummen zur Stärkung des japanischen Einflusses auf dem asiatischen Kontinent zu verwenden.

In dem Maße nun, wie Japans asiatische Bestrebungen von Erfolg gekrönt wurden, hat sich auch der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert. Wirtschaftliche und, wenn möglich, auch politische Absorbierung Koreas und Erfüllung des als Absatzgebiet so unendlich wichtigen Chinas mit japanischem Geiste mögen die ersten Programmpunkte jener Bestrebungen gewesen sein; seitdem hat man aber auch andere asiatische Länder in den Kreis der Berechnungen miteinbezogen. Dazu gehört in erster Linie Siam, doch fehlt es nicht an Anzeichen, daß die japanischen Hoffnungen auch auf die in abendländischem Besitz befindlichen indischen Staaten gerichtet sind. Nähere Beziehungen zwischen Japan und Siam scheinen schon im Jahre 1901 seitens japanischer Politiker vom Schlage des Prinzen Konoye, des Grafen Okuma u. a. ins Auge gefaßt worden zu sein. Unter Führung des genannten Präsidenten des „Ostasiatischen Kulturbundes", dem die Bestrebungen des letzteren wohl noch nicht weit genug gehen, hat sich in jenem Jahre in Tokyo die Kokumin domei

kwai, d. h. „Nationaler Bund", gebildet, ein alljapanischer Verband, der seine Tendenzen in einer vierzehntägig in japanischer und englischer Sprache erscheinenden Zeitschrift, Tōyō („Der Osten"), verbreitet. Die Ergüsse dieses Organs, das „die Harpyen" Frankreich, Deutschland und Rußland warnt, Japans Geduld nicht zu erschöpfen, und für Japans Pflicht erklärt, die Leitung von ganz Ostasien im Kampfe gegen Europa zu übernehmen, verraten allerdings ein derartiges Stadium des politischen Größenwahns, daß man die Bestrebungen, die es vertritt, kaum noch ernst nehmen kann. Indessen ist der Hinweis dieser „Alljapaner" auf die Notwendigkeit eines näheren Anschlusses an Siam doch nicht ohne Wirkung geblieben; insbesondere scheint der Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses vom 30. Januar 1902 dem Gedanken förderlich gewesen zu sein. Nicht nur die französische Presse, sondern auch der Korrespondent des „Ostasiatischen Lloyd" in Bangkok berichten, daß die japanischen Bestrebungen in Siam, vielleicht auch in Annam und Kambodja von England unterstützt werden, schwerlich zur Freude der französischen Kolonialregierung von Indochina.

Im Juni 1902 erwarb ein japanisches Konsortium eine große Landkonzession bei Bangkok zur Entwicklung der Seidenzucht; Verhandlungen über den Eintritt japanischer Offiziere in die siamesische Marine wurden geführt, und für den Winter vereinbarte man einen Besuch des von England über Amerika zurückkehrenden siamesischen Kronprinzen in Japan. Im August berichteten japanische Zeitungen von dem Engagement eines hohen Justizbeamten aus Osaka als Beraters der siamesischen Regierung, und angeblich sollen diesem noch weitere japanische Beamte folgen. Der geplante Besuch des Kronprinzen hat in der Tat Ende Dezember vorigen und Anfang Januar dieses Jahres stattgefunden und ist offenbar der Anlaß zu einer weiteren Konsolidierung der neuangebahnten Beziehungen geworden. Daß der Thronfolger überall im Mikado-Reiche die wärmste Aufnahme fand, bedarf kaum der Erwähnung; man hat aber auch seinen Aufenthalt benutzt, um eine neue japanisch-siamesische Gesellschaft zu gründen, die, wenn sie in die Tō-a dōbun kai nicht direkt eingegliedert ist, sich zum wenigsten vollkommen an dieselbe anlehnt. Die Gründer, unter denen sich eine Anzahl von Parlamentsmitgliedern befindet, weisen in ihrem Aufrufe auf die gleiche Religion und die gleichen Überlieferungen beider Länder hin und geben als Zwecke der Gesellschaft, die ihren Sitz in Tokyo und Bangkok hat, folgende Punkte an: nähere gegenseitige Bekanntschaft zwischen Japan und Siam, Förderung des gegenseitigen Verständnisses für die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse beider Länder, gegenseitige und geschäftliche Auskünfte über dritte Länder. Man sieht, es sind im wesentlichen dieselben Ziele wie die des „Ostasiatischen Kulturbundes"; nur ist ihre Fassung vorsichtiger; auch hat man es wohl aus naheliegenden Gründen für ratsamer gehalten, den Prinzen Konoye hierbei im Hintergrunde zu lassen. Eine weitere Folge des kronprinzlichen Besuches soll Zeitungsmeldungen nach eine bedeutende Verstärkung der siamesischen Kriegsmarine sein, die im Laufe von fünf Jahren nicht weniger als fünfundzwanzig Fahrzeuge verschiedener Gattung erhalten und ihre Ausbildung wohl unter der Leitung japanischer Offiziere vornehmen soll.

Es hat nicht an gewichtigen Stimmen in Ostasien gefehlt, die vor den Gefahren eines maßlos gesteigerten japanischen Selbstbewußtseins warnten, aber bisher haben die verantwortlichen japanischen Staatsmänner noch immer zu kühles Blut gezeigt, als daß sie sich durch den Chauvinismus der Rasse dazu hinreißen lassen sollten, die ihnen zugedachte Rolle als „Retter Asiens" wirklich zu spielen. Dagegen entfalten japanische Reisende in neuester Zeit auch in anderen asiatischen Ländern, in der Mandschurei, der Mongolei, in Tibet, ja, sogar unter den halbwilden Völkerschaften an den Grenzen von Yünnan und Szechuan eine Tätigkeit, deren Spuren mannigfach erkennbar sind. Der Fürst der Charatchin-Mongolen (an der mandschurischen Grenze) hat in seinem Gebiete eine Schule nach japanischer Anleitung eingerichtet und befindet sich augenblicklich in Japan zum Besuche der Ausstellung von Osaka. Das Organ des „Ostasiatischen Kulturbundes" für China, die T'ung wên hu pao, hat ihren Angaben zufolge Korrespondenten in allen Teilen des chinesischen Reiches bis weit nach Zentralasien hinein, und das russische Amtsblatt von Port Arthur, Nowy Krai, behauptete erst vor kurzem, daß japanische Agenten in der Mandschurei bestrebt seien, unter der Bevölkerung eine neue Bewegung gegen das Europäertum hervorzurufen. Es ist an sich nicht unwahrscheinlich, daß auch in anderen Gebieten japanische Einflüsse sich nach der Richtung hin betätigen.

„Die Pflichten," schreibt die T'ung wên hu pao am 15. Juli 1902, „die uns die Gemeinsamkeit der Rasse auferlegt, sind jetzt unzweifelhaft die wichtigsten für Japan. Unser Bestreben ist, die Integrität Chinas zu schützen und China mit Hilfe der Aufklärung stark zu machen."

Zwei Wochen früher hatte ein anderes japanisches Blatt den Hoffnungen der neuen Großmacht erheblich deutlicheren Ausdruck gegeben:

„Gegenwärtig," heißt es da, „sind wir der Lehrer, und China ist unser Schüler; als unser Schüler aber kann es sich ruhigen Herzens und vorurteilsfreien Sinnes uns anvertrauen. Man hat sich nicht geschämt, von den Weisen des Altertums Belehrung zu empfangen, und in früheren Zeiten stieg auch in unserem Lande unter den verschiedenen Herrschern die Bildung des Volkes um so höher, je mehr das Verständnis für die Lehren jener Weisen sich ausbreitete, so daß eine sittlich hochstehende Kultur alles durchdrang. Es wird der Tag kommen, da die Welt sich wandelt, indem aus Ostasien heraus *ein* gewaltiges Reich mit neuer Kraft und glänzender Kultur hervorgeht. Und sollte dieser Tag noch fern sein? Wenn wir, die beiden mächtigsten Reiche des Ostens, die uns die Gleichheit der Kultur und die Gemeinsamkeit der Rasse verbindet, wenn wir uns überall helfen und fördern, wenn wir einen Bund schließen, daß wir uns in jeder Not einander beistehen, an Glück und Unglück gegenseitig teilnehmen wollen, dann werden wir imstande sein, den Vergewaltigungen Europas Widerstand zu leisten und kraftvoll alle Beleidigungen abzuwehren. In fernen Ländern freilich mag man darüber keine große Freude empfinden!"

Das vorstehend geschilderte Bestreben Japans, die alten Kulturstaaten Ost- und Südasiens unter seiner Leitung zusammenzuschließen, sie in moderner Weise umzuformen und dann mit ihnen das Europäertum in jenem Weltteile wirtschaftlich und politisch zu vernichten, dieses Bestreben wurzelt in dem neuerwachten Rassenbewußtsein, und dieser Umstand bürgt für seine Intensität

wie für seine Dauer. Wer die Vorgänge im fernen Osten auch nur oberflächlich verfolgt hat, muß sofort erkennen, daß die japanische Bewegung einen Gegenstrom hat in dem Vordringen des Slawentums vom Westen und Norden her. Seitdem diesem die Erkenntnis gekommen ist, daß sein Weg zur Weltherrschaft zunächst nicht über Konstantinopel, sondern über die Gestade des Stillen Ozeans führt, scheint es seiner innerlichen Verwandtschaft mit dem Asiatentum wie einem natürlichen Drange zu folgen. Neues Leben in die alten Formen des letzteren zu gießen, die gewaltigen latenten Kräfte auf seine Art zu entwickeln und seinen Zwecken dienstbar zu machen, das scheint das letzte Ziel des russischen Genius zu sein. Man braucht nur die Aufsätze des Fürsten Uchtomski, des russischen Konoye, zu lesen, und man wird erstaunt sein über die Verwandtschaft seiner Ideen mit denen des „Ostasiatischen Kulturbundes". Früher oder später, auf die eine oder andere Weise, muß ein Ausgleich zwischen dem japanischen Strome und dem russischen Gegenstrome stattfinden; dieser Ausgleich kann erfolgen, indem eine der beiden Kräfte gelähmt und ausgeschaltet oder indem die eine von der anderen aufgenommen wird und so eine Verstärkung nach der einheitlichen Richtung bewirkt. Mehr als einmal hat die russische Presse Japan den Rat erteilt, „vernünftig zu sein", den Beruf Rußlands als Vor- und Schutzmacht Ostasiens anzuerkennen, und so wenig wie in China fehlt es in Japan an Stimmen, die diesen Gedanken weitertragen; noch tönen sie freilich kaum vernehmlich.

Als eine schrille Dissonanz erscheint nun aber das Bündnis mit England, ein glänzender Beweis dafür (wenn es eines solchen noch bedürfte), daß mit Theorien keine Politik gemacht wird. Der Boden, auf dem sich die heterogenen Bundesgenossen zusammengefunden haben, ist nach allem Vorhergehenden leicht zu erkennen; es erhellt aber auch daraus, daß dieser Boden außerordentlich eng ist, daß sich das Bündnis darstellt als ein temporäres Notprodukt, lebensfähig bis zu dem Augenblick, wo der eben erwähnte Ausgleich erfolgt oder bis England seine Abfindung erhalten hat. Der ehemalige „Times"-Korrespondent in Ostasien, Valentine Chirol, schreibt vorahnend in seinem vor sieben Jahren erschienenen Buche: „The Far Eastern Question":

Von keinem Volke kann man erwarten, daß es auf alle Träume von künftiger Vergrößerung ein für allemal verzichten soll, und der Tag mag kommen, wo Englands und Japans Wege im fernen Osten sich scheiden müssen. Aber die Besorgnis vor fernen Eventualitäten darf nicht die Möglichkeiten einer gegenwärtigen Zweckmäßigkeit verdunkeln. Für eine Zeitlang ist es zum mindesten wahrscheinlich, daß England und Japan parallele Straßen zu gehen haben werden.

Das Weitere bleibt abzuwarten.

Idealismus in Amerika.

Von

M. Wilhelm (New York).

Die meisten Europäer, die während der letzten Jahrzehnte die Vereinigten Staaten besucht haben, gelangten im großen und ganzen zu einem übereinstimmenden Gesamtergebnis ihrer Beobachtungen. Amerika erschien ihnen als das Land, in welchem die größten Gegensätze unvermittelt nebeneinander zu finden seien — verschwenderischer Reichtum neben abschreckender Armut, eine exklusive Gesellschaft mit den feinsten Umgangsformen an der Seite einer rohen, oft zügellosen Menge, hervorragende Kulturwerke neben unfertigen Versuchen. Was Europa in allmählicher Entwicklung durch eine tausendjährige Arbeit geschaffen und ausgeglichen hatte, vermochte der junge Freistaat im Westen wohl in vielen gewaltigen Einzelschöpfungen zu überflügeln, aber nicht immer an geordneten Daseinsbedingungen zu erreichen. Naturgemäß fielen dem Fremden die materiellen Errungenschaften des Landes, die Großtaten amerikanischer Technik, die überraschenden Leistungen neuweltlicher Industrie zuerst ins Auge.

Die Hand des Amerikaners hatte von der Besiedlung des Landes an eine schwere und nötige Arbeit zu tun. Sie verrichtete diese mit außerordentlicher Geschicklichkeit und mit erstaunlichem Erfolg. Da übersahen denn altweltliche Beobachter und viele kurzsichtige Amerikaner vor den Werken der Hand das Wirken des Geistes, der die Hand geführt hatte. Allein, neben dem in wirtschaftlichen Unternehmungen aufgehenden Amerika gab es und gibt es noch ein zweites, das in den führenden Männern, in den bestehenden Rechtsanschauungen und den Maßregeln der Regierung verkörpert erscheint. Und diese verschiedenen Kundgebungen des zweiten Amerikas bilden im nationalen Leben eine geistige Unterströmung, die sich dem Blick des flüchtigen Beobachters entzieht und selbst bei Tausenden von Einwohnern nicht zum Bewußtsein kommt, bei einer genaueren Prüfung jedoch in ihrer vollen Bedeutung erkannt wird.

Die erste Kulturarbeit amerikanischer Pioniere wurde unter europäischer Beeinflussung verrichtet. In der Kolonialperiode suchte und fand das geistige

Bedürfnis in Religionsübungen und kirchlichen Veranstaltungen wie im Ausbau der aus England entlehnten Gemeindeverwaltung seine Befriedigung. Nach der Trennung vom Mutterlande beschäftigten politische Probleme das öffentliche Interesse. Der Grundgedanke der Unabhängigkeitserklärung, mit welcher sich der neue Staatenbund von England lossagte, stammt aus französischen Quellen. Das ideale Naturrecht, das Jefferson, der Verfasser jenes Dokumentes, für alle Menschen in Anspruch nimmt, war von Rousseau zuerst in seinem „Contrat social“ der zeitgenössischen Welt verkündet worden.

Nachdem die Republik ihre Verfassungskämpfe glücklich überstanden, ihre Währung befriedigend geregelt hatte und bescheidener Wohlstand zu erblühen begann, wandte man sich neben der Erörterung theologischer und politischer Fragen auch der literarischen Tätigkeit und der philosophischen Spekulation zu. Während die erstere durchweg auf englische Vorbilder hinwies, schöpfte die letztere hauptsächlich aus den Werken deutscher Denker fruchtbare Anregung. Dieser vielverheißende Geistesfrühling, der in den Neuenglandstaaten seine duftigen Blüten trieb, erwuchs ganz und gar auf dem Boden einer reinen Freude am Schönen — besonders dem in der Natur — und einer glühenden Begeisterung für das Wahre und Gute. Wenn die Betonung des Ethischen fast immer in den Vordergrund trat, so liegt dies an dem Werdegang des Volkes, das bei mühevoller Arbeit unter schweren Entbehrungen und gefahrvollen Kämpfen den Wert sittlicher Güter wohl zu schätzen gelernt hatte. Diese Richtung war ferner in der Eigenart des in Neuengland wohnenden Stammes begründet. Denn die Ansiedler rühmten sich, Nachkommen jener „ironsides“ Cromwells zu sein, die das Königtum gestürzt hatten, das Ansehen Englands in aller Welt hoben und dem englischen Handel neue Gebiete erschlossen, daneben Erbauungsstunden abhielten und sich in Bußübungen zerknirschten Herzens vor dem Herrn beugten. Zum Teil entstammten sie Schottland, in dem von den Tagen Humes bis auf die Zeit Gladstones und Balfours neben dem stärksten Wirklichkeitssinn seiner Bewohner ein ausgeprägter Hang nach theologischen Spitzfindigkeiten und metaphysischen Grübeleien zu finden war und ist. Unter diesen Umständen ging fast immer durch die Äußerungen des erwachenden nationalen Lebens ein gewisser lehrhafter Ton. Die ältere Rednerschule wie die Geschichtschreiber Neuenglands traten ein für die Rechte des Volkes auf Selbstregierung und forderten Hochhaltung der nationalen Ehre durch gewissenhafte Erfüllung aller im Verkehr mit anderen Nationen übernommenen Verpflichtungen. Der Redner Everett und die Historiker Sparks und Ticknor, wie später Bancroft und der Freund Bismarcks, Motley, hatten sämtlich auf deutschen Universitäten studiert, auf denen man die Geschichtsforschung zur Wissenschaft erhoben hatte. Durch die, deutschen Geisteswerkstätten entlehnte Methode eines gründlichen Quellenstudiums und die philosophische Erfassung geschichtlicher Erscheinungen vertieften diese amerikanischen Gelehrten das historische Verständnis und das Zeitbewußtsein ihrer Landsleute und trugen dazu bei, eine allgemeinere Schätzung der Wissenschaft nicht nur um ihres Nutzens, sondern auch um ihrer selbst willen in weiteren Kreisen zu verbreiten.

Von der Feststellung politischer Geschehnisse wandte sich der erwachte kritische Geist der eingehenden Prüfung religiöser Erscheinungen zu. Diese führte zur offenen Empörung gegen die finstere Prädestinationslehre des Calvinismus. Wie Schleiermacher in Berlin, so strebten die Unitarier in Boston eine Verinnerlichung des Christentums an, bei der weniger das Bekenntnis als vielmehr werktätige Menschenliebe die treibende Macht bilden und auf Entwicklung des Besten im Menschen hinleiten sollte. Zur Verbreitung der gewonnenen Erkenntnis gründeten sie eine Kirche ohne Dogmen, die durch Übung vollkommener Duldung, durch getreue Befolgung der Gebote eines erleuchteten Gewissens die Allgemeinheit zu höheren Stufen der Entwicklung emporzuführen gedachte.

Seite an Seite mit dieser religiösen Erweckung machte sich das aufstrebende Bedürfnis einer philosophischen Deutung des Welt- und Menschenrätsels geltend. Hier war es wieder das Licht deutscher Wissenschaft, das mit durchdringendem Schein den Forschergang amerikanischer Denker erhellte. Kants Kritik der reinen Vernunft, die Wissenschaftslehre Fichtes und später Hegels Proklamierung der Vernunft als des eigentlichen Wesens alles Seins entsprachen ganz der metaphysischen Richtung des Denkens in Neuengland. Die Schriften der französischen Eklektiker blieben nicht ohne Einwirkung auf letzteres, allein die deutsche Philosophie bestimmte es noch in weit höherem Maße, vor allem das Fichtesche Sittengesetz: „Handle nach deiner Bestimmung, d. h. dem reinen Ich gemäß, dessen Wesen freie, unendliche Tätigkeit ist."

Neben dem beredten, etwas dogmatischen Wanderprediger Alcott, dem herben naturseligen Einsiedler Thoreau erschütterte der Führer der „transzendentalen Schule", Ralph Waldo Emerson, durch sein opfermutiges Eintreten für die Selbstbestimmung des Individuums und dessen unveräußerliches Recht auf die Ausgestaltung seines innersten Wesens die Grundfesten des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens und bahnte eine vollkommene Umwälzung an. In seinem Forschen nach Wahrheit und der Erfassung des Lebens wurde er durch die nationale Unerfahrenheit und die Enge der Verhältnisse Neuenglands beschränkt, so daß ihm oft für große Erscheinungen der richtige Maßstab fehlte. Emerson hinterließ kein System, doch einzelne seiner, die tiefsten Gedanken im anschaulichsten Bilde wiedergebenden Aussprüche wurden zum Gemeingut des Volkes, und was letzteres an geistiger und sittlicher Freiheit besitzt, dankt es keinem einzelnen Manne mehr als dem Weisen von Concord.

Was die Denker Neuenglands in Wort und Schrift lehrten, das sprach auch der poetische Genius des Landes in allen seinen Offenbarungen aus. Die bekanntesten Dichter, Longfellow, Whittier, Lowell, Hawthorne, Holmes, waren Idealisten, die nicht müde wurden, die Schätze des Geistes und Herzens als den einzigen Besitz darzustellen, der des Schweißes der Edlen wert sei. Lowells tiefsinnige Ballade „The Vision of Sir Launfal" klingt in ihrer mystischen Grundstimmung an Wagners „Parcival" an. Die kindliche Einfachheit der Gedanken in Longfellows populärstem Gedichte, „Psalm des Lebens", mag dem modernen Empfinden fast gemeinplätzig erscheinen, allein die aus der heiligsten Überzeugung hervorquellende Strophe:

Life is real! Life is earnest!
And the grave is not its goal;
Dust thou art, to dust returnest,
Was not spoken of the soul,

klang verheißungsvoll in alle nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit hungernden Gemüter und wurde zum Kampf- und Trostruf des in spiritualistischen Hoffnungen lebenden Volkes von den Küsten Maines bis an das Felsengebirge. Die klarsehenden und ehrlichen Männer Neuenglands mußten bald zum Bewußtsein des Widerspruchs gelangen, der zwischen ihren Lehren und verschiedenen Bedingungen des neuweltlichen Lebens erkennbar war. Sie verkündeten die Gleichberechtigung aller Menschen, und der Süden hielt Millionen von Farbigen in Hörigkeit. Sie predigten vollkommene Freiheit des Individuums, und Kirche, Staat und Gesellschaft unterschieden allenthalben zu Gunsten des Mannes. Mit der aufrichtigen Tapferkeit, die nicht zögert, alle Folgerungen aus einer aufgestellten Prämisse zu ziehen, forderten diese Neuengland-Denker zunächst die Befreiung der Sklaven und später die Gleichberechtigung der Frauen. Ihre Agitation gab den Anstoß zu jener elementaren Bewegung, die unter Führung nördlicher Staatsmänner, besonders des edlen Lincoln, nicht zögerte, selbst das Bestehen der Union aufs Spiel zu setzen, um ein hundertjähriges Unrecht zu sühnen, und die schließlich mit der Aufhebung der Sklaverei ihren Abschluß fand.

Mit dem Sieg des freien Gedankens in Kirche und Gesellschaft, mit der Gewinnung der Menschenrechte für die Farbigen und der teilweisen Lösung der Frauenfrage hatte die Neuengland-Renaissance ihre Ziele erreicht. Für die Welt im allgemeinen mögen die Äußerungen dieses neuweltlichen Lebens der Größe und Tragweite ermangeln, aber kein Schatten wird je den Geist vollkommener Aufrichtigkeit und fast kindlicher Reinheit verdunkeln, aus dem das Streben der besten Männer Neuenglands hervorgegangen ist.

In der weiteren Entwicklung Amerikas fand eine Verschiebung der Bildungszentren statt, und New York, die Metropole des Landes, wie verschiedene Städte der Mittelstaaten übernahmen die geistige Leitung. Auch die Form der Beeinflussung wurde eine andere. Die Transzendentalisten und die Dichter Neuenglands hatten sich mit Vorliebe des Essays zur Verbreitung ihrer Ideen bedient und daneben poetische Werke von dauerndem Werte geschaffen. Hierin kommt ihnen die neue Generation noch nicht gleich. Dafür gestaltete diese in einer Anzahl vornehmer und gehaltvoller Monatsschriften und durch verschiedene Tageszeitungen von Weltruf die Journalistik zu einer achtunggebietenden Macht. Neben diesen trefflichen Veröffentlichungen entstanden allerdings auch jene illustrierten Sensationsblätter, welche durch Befriedigung der niedrigsten Neugierde und den Appell an die rohesten Instinkte der Masse den Geschmack des Volkes vergröbern und die öffentliche Meinung vergiften.

Nach dem Aufleben des Südens begann das nördliche Kapital die reichen Hilfsquellen jenes Gebietes wie später auch die des Westens auszunutzen. Amerika wurde aus einem ackerbautreibenden Lande ein Industriestaat, und es gelang ihm in vier Jahrzehnten ungetrübten Friedens einen einzig dastehenden Nationalwohlstand zu schaffen.

In der jüngsten Zeit lenkten die glänzenden Waffentaten der amerikanischen Armee und Flotte, das Eingreifen der Union in die Weltpolitik, das siegreiche Vordringen der neuweltlichen Industrie auf allen neutralen Märkten der Erde und die teilweise Verschiebung des finanziellen Schwerpunktes der Welt von der Themse an den Hudson die allgemeinste Aufmerksamkeit auf die wirtschaftlichen Erfolge Amerikas. Man glaubte vielfach, das ganze nationale Leben erschöpfe sich in diesen auf materiellen Gewinn hinzielenden Kraftäußerungen. Und dies nicht ohne Grund. Die Union vollbrachte in einem Jahrhundert, was andere Staaten nicht in Jahrtausenden vermocht hatten. Sie wurde zum Land „der unberechenbaren Möglichkeiten". Allein was in Wahrheit das freie Geschenk einer gütigen Natur und das Ergebnis des vereinten Wissens und Könnens der Welt war, setzten viele Amerikaner einzig und allein auf Rechnung ihrer Fähigkeiten und der politischen Einrichtungen des Landes. Diese Verkennung der Tatsachen führte öfters zu einer unziemlichen Überhebung. Daneben ließen die Anhäufung märchenhafter Reichtümer in kürzester Zeit und die Machtübung, welche deren Besitz ermöglichte, den Erwerb irdischer Güter ohne allzu große Gewissensskrupel in der Wahl der Mittel als das begehrenswerteste Lebensziel erscheinen. Endlich veranlaßte die weitgehende Bewegungsfreiheit im politischen und sozialen Leben zeitweilig eine Entartung des Freiheitsgedankens, die den Geist pöbelhafter Zügellosigkeit in unwissenden Massen und einen Mangel an Achtung vor jeder Autorität in der Jugend hervorrief.

Diese bedenklichen Begleiterscheinungen eines riesenhaften materiellen Aufschwunges entgingen vorurteilslosen und weitblickenden Männern nicht. Glücklicherweise gab es unter letzteren erleuchtete Propheten, welche die Menge von dem Tanz um das goldene Kalb nach jenen Altären zurückzuführen suchen, auf denen die Gebote reiner Menschlichkeit und Gesittung als Heiligtum erhöht stehen. Diese berufenen Führer wandten sich in vereinzelten leidenschaftlichen Appellen an die besseren Impulse der Menge, oder sie bemühten sich, ihren Zweck durch eine wohldurchdachte gemeinsame Propaganda zu erreichen. So redet der eigenartigste und ursprünglichste Dichter Amerikas, Walt Whitman, der Sänger der Demokratie, einer die ganze Menschheit umfassenden brüderlichen Kameradschaft das Wort. Doch sein Gleichheitsevangelium geht nicht darauf aus, das Große und Bedeutende zu dem Unbedeutenden und Gemeinen herabzuziehen, sondern das Niedrige zu dem Hohen und Bewundernswerten zu erheben. Ebenso lassen die Sprecher der Vereine für ethische Kultur ihre Mahnerstimme ertönen im Sinne der bekannten Schillerschen Ballade und dringen in die Besitzenden, von den im Übermaß empfangenen Schätzen des Glückes freiwillig zum Besten Aller reichliche Opfer darzubringen.

Wenn sich der revolutionäre Geist der Neuengland-Renaissance gegen Dogmen- und Sittenzwang empörte, so setzt jetzt eine starke Bewegung ein, welche die Herrschaft des Konventionellen innerhalb und außerhalb der Kirche erschüttert, das religiöse Empfinden neu zu beleben und seine Betätigungsformen mit dem modernen Zeitbewußtsein in Einklang zu bringen sucht. Eine Gruppe von Männern und Frauen, Publizisten, Schriftsteller und Prediger unabhängiger Gemeinden, vertritt eine ethische Lebensauffassung, die unter

dem Namen „metaphysische Bewegung" Jünger wirbt. Einzelne Führer legen ihre Ansichten in Büchern nieder. So veröffentlichte Ralph Waldo Trine die Werke: „Im Einklang mit dem Unendlichen" und „Was die ganze Welt tut", und Horatio W. Dresser gab „Das Christusideal" und „Die Macht des Schweigens" heraus. Andere stehen an der Spitze verbreiteter Monatsschriften, wie Paul Tyner, der Redakteur der „Ära", und Mrs. Wilmans, die Herausgeberin der „Freedom". Professor Edward Howard Griggs verließ seinen Lehrstuhl an der Stanford-Universität, um als wandernder Philosoph unter dem Zudrang Tausender von begeisterten Zuhörern den „neuen Humanismus" zu verkünden. Das Hauptgebot seiner Lehre fordert „die Entfaltung des vollkommneren Lebens, das Gott in der Natur und in Menschen, die ihr Bestes tun, von jeher offenbarte".

Der „neue Gedanke", wie sich die metaphysische Bewegung etwas unbestimmt auch nennen läßt, stellt sich als eine praktische, dem Leben dienende Moralphilosophie dar. Sie will denen, die außerhalb einer kirchlichen Gemeinschaft stehen, Ersatz für die Religion bieten, während sie den freier gesinnten Anhängern einzelner Bekenntnisse den in den erstarrten Formen der bestehenden Kirchen lebendigen Geist zu übermitteln trachtet.

„Bringt in allen Dingen, die euch betreffen, das Höchste in euch zum Ausdruck und helft nach Kräften anderen in der Verfolgung des gleichen Zieles. Denkt für euch selber, hört ruhig die Meinungen anderer an, aber seid Manns genug, um immer nach eurer Überzeugung zu handeln. Was ihr als eure Pflicht erkennt, das tut, unbekümmert um die Meinung anderer, ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel, Gewinn oder Verlust. Strauchelt ihr, so verliert keinen Augenblick in Reue, sondern erhebt euch sofort und kehrt das Antlitz wieder dem Lichte zu. Bleibt in der Natur immer liebreich, einfach und demütig und darum stark. Liebet die Felder und Wälder und ihre Blumen, die Sterne, das weite Meer und die weiche, warme Erde und lebt oft allein mit allen diesen, aber liebet noch mehr die ringende und müde Menschheit und alles pulsierende Leben. Erkennet, daß Gutes im Herzen aller Menschen und in allen Dingen liegt und nur zu seiner Zeit und in seiner Weise zum Ausdruck kommen will. — Seid ehrlich, furchtlos, gerecht und gütig. Dies macht euren Anteil am Leben groß und glorreich. Ihr habt dann nichts zu fürchten, weder im Leben noch im Tod, — denn Tod ist Leben oder vielmehr der rasche Übergang zu einem Leben in anderer Form, nicht vom Licht zur Nacht, sondern, insofern euer Leben danach war, vom Lichte zum Licht."

Diese Sätze aus Trines „Im Einklang mit dem Unendlichen" genügen, um den altruistischen Grundzug wie die spiritualistische Richtung seines Werkes zu kennzeichnen.

In der Vereinigung der „Weltall-Seele" tritt uns ein Bund entgegen, der sein Organ an der pazifischen Küste veröffentlicht, in allen angelsächsischen Ländern Mitglieder zählt und durch das Zusammenwirken Gleichdenkender den Segen des allgemeinen Friedens der Welt sichern will. Die Gründung einer verwandten Organisation wurde jüngst unter dem Vorsitz des ausgezeichneten protestantischen Predigers Heber Newton, des gelehrten Rabbiners Dr. Silbermann und des chinesischen Gesandten, Wu Ting Fang, in New York angeregt. Sie soll auf gewissenhafte Befolgung des dem Christentum, Judentum und der Lehre des Confucius gemeinsamen Gebotes: „Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu," dringen und hierdurch zur

Beseitigung des Rassenvorurteils beitragen, wie den Geist wahrer religiöser Toleranz verbreiten helfen.

In verschiedenen Manifestationen läßt die gekennzeichnete Bewegung manchmal Reife des philosophischen Urteils und Klarheit der ethischen Vorstellungen vermissen. Sie münzt — sicherlich unwissentlich — zuzeiten uralte Spruchweisheit als neuweltliches Gedankengold aus, bestrickt oft mehr durch den poetischen Reiz des Ausdrucks das ästhetische Gefühl, als sie durch Folgerichtigkeit der Gedanken den Verstand befriedigt. In den unter dem Namen der „christlichen Wissenschaft" wirkenden Kirchen beginnt auch die Spekulation sich der Leichtgläubigkeit der Menge zur Erreichung selbstsüchtiger Absichten zu bedienen. Doch abgesehen von der letzteren Sekte, beseelt die besprochenen Bestrebungen trotz ihrer Mängel die vollste Aufrichtigkeit der Überzeugung, ein tiefer Ernst und der unerschütterliche Entschluß, in dem wilden todesbitteren und lebenheischenden Daseinskampf der amerikanischen Gegenwart die Grundsätze der Gerechtigkeit und Menschenliebe zur Grundlage des nationalen Fortschrittes zu machen.

Dieses eifrige Bemühen bleibt nicht ohne Erfolg. Es veranlaßt einzelne Bürger wie Gemeinden zur Begründung jener großartigen Wohltätigkeits- und Bildungsanstalten, welche die Bewunderung aller altweltlichen Besucher erregen. Es zielt ferner darauf hin, die Erledigung öffentlicher Angelegenheiten mit den Grundsätzen der Ethik in Einklang zu bringen. In der Lokalpolitik ist allerdings hiervon noch sehr wenig zu bemerken. Die leitenden amerikanischen Staatsmänner haben jedoch ihre Aufgabe fast immer unter weiten Gesichtspunkten aufgefaßt. So ließ die Union stets unterdrückten Völkerschaften ihre moralische Hilfe angedeihen, und das Volk zögerte niemals, die letztere durch materielle Unterstützung wirksamer zu gestalten.

Im Burenkrieg freilich brach die amerikanische Regierung mit der Tradition, um sich England für dessen wohlwollende Haltung während des spanisch-amerikanischen Krieges erkenntlich zu zeigen. Ebenso steht die Aneignung der Philippinen durch Waffengewalt im offenbaren Widerspruch mit dem Grundgedanken der Unabhängigkeitserklärung, nach dem eine Regierung nur mit Zustimmung der Regierten zu Recht bestehen kann.

Es macht deshalb den Eindruck, als wolle die amerikanische Diplomatie begangenes Unrecht sühnen, indem sie neuerdings das Erbe der Vergangenheit wieder zu Ehren bringt. Wie in den Zeiten der Neuengland-Renaissance gibt sich in dem neuesten Vorgehen amerikanischer Staatsmänner die Auffassung kund, daß Völker im internationalen Verkehr zwar ihre Interessen wahren sollten, jedoch in einem liberalen Sinne und unter vollster Beachtung der Rechte anderer. Wenn Europäer einwenden, dieser schöne Gedanke gelange in der Hochschutzpolitik der Vereinigten Staaten nicht zur Ausführung, so hegen Tausende von Amerikanern die gleiche Ansicht, und die entsprechende Revision des Tarifs wird jedenfalls einen Hauptstreitpunkt in den kommenden Parteikämpfen bilden.

Der dauernde Bestand einer Demokratie ist nur denkbar bei einer Bevölkerung, die vermag, Angelegenheiten des Staates und der Gemeinde zu verstehen und auf Grund der gewonnenen Einsicht eine Entscheidung zu treffen.

Die Gründer der Union wie deren Nachkommen erkannten dies vollkommen. Sie legten der Bildungsfrage die allergrößte Wichtigkeit bei und riefen zur Erziehung der Jugend ein Volksschulsystem ins Leben, in dem die heranwachsende Generation ohne Unterschied des Standes und Geschlechtes von der untersten Elementarklasse bis zur Universität unentgeltlich Unterricht empfangen kann. In den letzten Jahrzehnten bemerken wir allenthalben das energische Streben nach einer Erweiterung und Vertiefung des erzieherischen Programms, nach einer Durchgeistigung der gesamten Schularbeit auf einer psychologischen Grundlage. So forderte der berühmte Kanzelredner und Publizist Lyman Abbott außer dem herkömmlichen Elementar- und Realunterricht auch für die Volksschule Einführung der Jugend in die Geschichte und Bekanntmachung derselben mit dem Leben bedeutender Männer; ferner neben pädagogisch ausgestalteter Gymnastik systematische Arbeitsübungen wie Unterweisung in der Sittenlehre und Bildung des Charakters. Gewiß eine hohe und weitgehende Auffassung der Erziehungsaufgabe. Allein trotz dieser intensiven Anstrengungen und des überaus lebhaften Dranges nach Vervollkommnung stehen in vielen amerikanischen Schulen die Ergebnisse zu dem Aufwand an Mitteln und Kräften noch in keinem rechten Verhältnisse. Einmal entscheidet häufig bei der Anstellung und Beförderung der Lehrer der politische Einfluß anstatt des fachmännischen Urteils. Und dann will die nationale Ungeduld Früchte ernten, ehe die Saat reift und kommt häufig vor lauter neuen Versuchen nicht aus einem beständigen Wechsel der Systeme und Methoden heraus.

Nach der amerikanischen Auffassung verbürgt der Staat jedem Bürger Schutz der Person und des Eigentums; er gewährt ihm die größte individuelle Freiheit wie den weitesten Spielraum zur Betätigung aller seiner Fähigkeiten. Die dargebotene Gelegenheit zu benutzen, ist die Sache des einzelnen. Solange die Union ein Volk von Ackerbauern war, entsprach die herrschende Theorie den bestehenden Daseinsbedingungen. Der Aufschwung der Industrie führte jedoch zur Ansammlung einer zahlreichen Arbeiterschaft in den Städten, und es gab und gibt nun in der Neuen wie in der Alten Welt eine soziale Frage. In der Beurteilung derselben machten sich anfänglich die von Europa herstammenden Anschauungen geltend. Der erste Nationalökonom, welcher das Problem in durchaus selbständiger und eigenartiger Weise behandelte, war Henry George. In seinem Hauptwerke „Fortschritt und Armut" schlug er die allmähliche Verstaatlichung des Privateigentums durch Konfiskation der Grundrente als Heilmittel der aus dem kapitalistischen System erwachsenden Übel vor. Dieser Standpunkt wurde vor kurzem bestritten von einem der fortgeschrittensten amerikanischen Denker, Benjamin Kidd. In seinem aufsehenerregenden Werke „Westliche Zivilisation" erklärt er die bisherigen Theorien englischer und französischer Nationalökonomen, den Marxschen Sozialismus wie den Individualismus Nietzsches für hinfällig geworden durch das Erscheinen des Evolutionsgedankens im modernen Zeitbewußtsein. Alle jene Systeme zielten auf die Kulturentwicklung der Gegenwart hin. Eine Prüfung der Vergangenheit unter dem Gesichtspunkt der Evolution zeige jedoch, daß diejenigen Nationen, Rassen und Zivilisationen die herrschenden gewesen seien,

welche die Bedingungen ihres Lebens nicht im Hinblick auf die Gegenwart, sondern auf die Zukunft gestaltet hätten. So würden sich auch diejenigen fortschreitenden Nationen unserer Zeit am erfolgreichsten zu behaupten wissen, die den Forderungen der Zukunft am meisten Rechnung trügen. Dies könne aber keineswegs im Sinne des Utilitarismus, vielmehr nur auf dem Boden einer idealen Weltanschauung geschehen, welche die Rechte und Freiheiten, aber auch die Pflichten der Person wie der Gesellschaft gleichmäßig betone. In Kürze: Kidd erblickt nicht in einer engherzigen Interessenpolitik, sondern in einer Kultur auf altruistischer Grundlage das höchste Heil der Menschheit. Merkwürdigerweise veröffentlichte wenige Monate nach Erscheinen des Kiddschen Werkes der katholische Bischof Spalding eine Broschüre über Sozialismus und Arbeit, in der er, von einem ganz verschiedenen Standpunkte ausgehend, zu denselben Folgerungen gelangte wie der radikale Denker. Nun können wirtschaftliche Forderungen nicht durch ethische Postulate aus der Welt geschafft werden. Allein, die beiden hervorragenden Schriften, wie fast alle epochemachenden Kundgebungen des neuweltlichen Geisteslebens, erscheinen als ein Protest gegen jene grobmaterialistische Lebensauffassung, die man in Europa des öfteren als die spezifisch amerikanische darstellt. Daß diese Anschauung zurzeit das Handeln der Masse bestimme, läßt sich keineswegs behaupten. Letztere macht sowohl in der Neuen wie in der Alten Welt das Goethewort zur Wahrheit:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles.

Wie jedoch Tennyson einst dem habgierigen Manchestertum Englands zurufen konnte:

We are not cottonweavers all!

so predigen die Lehre und das Wirken jener hochgesinnten Amerikaner den von unersättlichem Erwerbsdrang Getriebenen und in aufreibenden Genuß Versunkenen die ernste Mahnung, daß nur im Reiche des Geistes und Gemütes die Erlösung vom Druck widriger Verhältnisse und die dauernde Befreiung vom Zwang der Notwendigkeit stattfinden kann.

Ideale sind die Seelen der Völker, der schöpferische Geist, der den Nationen Leben gibt. Sie sind jedoch nicht alle gleicher Art. In Europa ist man vielfach geneigt, ausschließlich in den Werken der Kunst Offenbarungen eines idealen Sinnes zu sehen. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt das amerikanische Leben betrachtet, dürfte man von dem Ergebnis kaum befriedigt sein. Wer jedoch in reiner Begeisterung für eine Idee und in dem leidenschaftlichen Drang, sie zu verwirklichen, das Wesen des Idealismus erblickt, der wird letzteren auch in der Neuen Welt finden. Und in den amerikanischen Idealen der Gesittung, des Rechtes und der Rechte, der Selbstregierung des Volkes und der Freiheit innerhalb der Grenzen des Gesetzes wird er große Errungenschaften unseres Geschlechtes zu würdigen wissen.

Wann wir altern.

Eine dramatische Plauderei

von

Oscar Blumenthal.

Personen:

Marquis von Fargueuil.
Gräfin Blandine.
Gaston von Rieux.
Toinon, Zofe.
Ein Diener.

Zeit: Achtzehntes Jahrhundert.

Der Schauplatz ist ein mit dem zierlichsten Frauengeschmack ausgestatteter kleiner Gartensalon. Die geöffnete Mitteltür führt über zwei Stufen in den Garten hinaus, der schon herbstlich gefärbt ist und in der gedämpften Beleuchtung eines Spätnachmittags erscheint. Eine Seitentür links führt in die anderen Wohnräume. Vorn rechts ein mit bildhauerischem Reichtum geschmückter Rokokokamin, in welchem einige Holzscheite brennen. Vor dem Kamin zwei mit artigen Gobelins bespannte Sessel. Vorn links, in die Bühne gerückt, ein geöffnetes Spinett, das mit einer reichen Stickerei drapiert ist. Auf dem Spinett eine Vase mit roten Mohnblumen; davor eine kleine Polsterbank. An der Wand links vorn ein kleiner Damenschreibtisch von Rosenholz. Über das ganze Zimmer sind in launenhaftem Durcheinander Nippes und Jardinièren mit blühenden Pflanzen verteilt. Der Raum soll in seiner Intimität und Zierlichkeit schon auf den ersten Blick die volle Rokokostimmung mitteilen.

Erste Szene.

Gaston. — Gräfin.

Gaston. Da hilft kein Gott, Sie müssen's ihm bekennen.
Gräfin. Ich selbst?
Gaston. Und heute noch!
Gräfin. Ich kann es nicht!
Zu schmerzhaft würde seine Wunde brennen.
Gaston. Und dennoch, beste Freundin, ist es Pflicht.

Gräfin. Ihm weh zu tun?
Gaston. Sie müssen's endlich wagen!
Gräfin. Wie oft hab ich versucht, es ihm zu sagen,
Durch Ihrer Bitten Ungestüm verlockt!
Und habe schon beim ersten Wort gestockt . . .
Was hilft es mir, mein bißchen Mut zu sammeln?
Ich könnte doch nur wirre Reden stammeln.
Gaston. Doch jedes Zaudern steigert unsre Schuld.
Gräfin. Ich weiß . . . Und dennoch bitt ich Sie: Geduld!
Gaston. Wie lange noch?
Gräfin. Bis eine Stunde da ist,
Die mir das Siegel von den Lippen reißt,
Und jedes Zögern mich vergessen heißt . . .
(Ihn zärtlich betrachtend)
Wer weiß, ob diese Stunde nicht schon nah ist?
Wenn ich Sie sehe, wie Sie stürmisch drängen —
Gaston. Wie meine Blicke an den Ihren hängen!
Gräfin. Wie Ihre Hand nur nach der meinen trachtet —
Gaston. Und wie mein Mund nach Ihrem Munde schmachtet . . .
(Er will sie küssen.)
Gräfin (sich ihm sanft entziehend). So fühl ich wohl, es ist ein hartes Muß!
Doch bändigen Sie die wild bewegten Fluten . . .
Gaston. Es ist die Höllenqual des Tantalus!
Und ich vergeh in diesen Fiebergluten.
Nichts andres sehn, nichts andres denken können —
Doch wenn der Abend sinkt, sich stets zu trennen . . .
Im Herzen keinen Wunsch als nur den einen:
Fest Ihre Hand zu hegen in der meinen,
Mein ganzes Sein dem Ihren zu verweben,
Vereint für dieses und für jenes Leben . . .
So nah dem Glück, mit brennendem Verlangen,
Und immer noch dies Zaudern, Zweifeln, Bangen . . .
Und alles nur, weil Ihnen der Marquis . . .
Was hat er schließlich für ein Recht an Sie?
Gräfin. Ein Recht?
Gaston. Er ist Ihr Freund, und weiter nichts.
Gräfin. Ein Freund von seltner Opferkraft und Güte.
Gaston. Tagtäglich zu der Zeit des Dämmerlichts
Erscheint er hier —
Gräfin. Mit sorgendem Gemüte!
Und führt mich durch der Stunden Auf und Ab
Mit weisem Ernst, mit herzenswarmen Reden.
Und was mir seine reiche Freundschaft gab,
Es ward ein Netz daraus von zarten Fäden,
Das nicht so jäh und plötzlich sich entwirrt.

Gaston. Doch haben Sie von Liebe nie gesprochen.
Gräfin. Wohl hat er nie geschmeichelt und gegirrt.
Gaston. Ihm wird kein Wunsch gekreuzt, kein Wort gebrochen.
Sie haben nie ein Hoffen ihm erregt.
Gräfin. Und fühl mich doch so ehrlich ihm verpflichtet,
Als hätt ich ihm den Treuschwur abgelegt —
Und eh er nicht aus eignem Drang verzichtet . . .
Gaston. Das mag ein andrer sich zusammenreimen! . . .
Wie kam es nur, daß er dies Recht erwarb?
Gräfin. Das wuchs von selbst, aus unscheinbaren Keimen . . .
Sie wissen, als mein erster Gatte starb,
War ich in Schmerz und Einsamkeit verloren,
Und jedem Trost verschlossen sich die Ohren.
Ich glaubte, niemals würd ich wieder froh.
Mein Leben lag im Schatten der Zypressen.
Doch wer zu atmen fortfährt, muß vergessen . . .
Und endlich kam's, daß mich die Trauer floh.
Doch wenn ich damals den Marquis nicht fand . . .
Er war's, der mich mit sanften Bitten rührte,
Und der mich leis, mit schonungsvoller Hand,
Zurück ins helle Leben führte.
Ich fühlte langsam meinen Schmerz zertauen.
Ich lernte wieder in die Sonne schauen.
Hier saßen wir beisammen Tag für Tag —
Ich weiß, auch er verbirgt mir tiefe Wunden . . .
Doch was ihm auch den Weg verschatten mag,
Hier waren seines Lebens Feierstunden.
Sein Zartgefühl, sein ritterlicher Takt
Erlaubte niemals eine kühnre Bitte,
Doch war es wie ein ungesprochner Pakt,
Daß nie ein andrer tritt in unsre Mitte . . .
Und jetzt soll ich ihm sagen hart und ehrlich:
„Die Liebe macht die Freundschaft mir entbehrlich!
Ein Jüngrer kam, der mir das Leben würzt!
Ein andrer herrscht, — du bist vom Thron gestürzt!" . . .
Ich kann's nicht!
Gaston. So verzichten Sie beherzt
Auf jedes Wort — das den Marquis nur schmerzt!
Sie nehmen mich ganz einfach bei der Hand:
„Hier steht ein Mensch im tollsten Liebesbrand,
Und wenn Sie ihm nicht Ihren Segen spenden,
So stirbt der Ärmste unter unsren Händen."
Gräfin (lächelnd). Und wenn er fragt: „Wie ist es nur geschehn,
Daß grade diesen Herrn du auserschn?
Du hast so viel Bewerber heimgesendet,

Die ihre List umsonst an dir verschwendet,
Und grade ihm erlaubst du, dir zu huldigen!" . . .
Ich fände keinen Grund, mich zu entschuldigen.

Gaston. Entschuldigen, Gräfin?

Gräfin. Ja! Daß grade Sie
Mit neuen Liebesfesseln mich umwinden —
Er wird es einfach unbegreiflich finden!
Und — ehrlich sag ich's Ihnen ins Gesicht —
Ich selbst . . .

Gaston. Sie selbst?

Gräfin. Ich selbst begreif es nicht!
Sie sind kein Künstler, der die Herzen zwingt.
Kein Sänger, der sich in die Seelen singt.
Kein Kämpfer, der nach hohen Zielen trachtet . . .

Gaston. Ich lebe sorglos meinen Launen nach.

Gräfin. Gedankenfülle hat Sie nie befrachtet!

Gaston. Mein Gott, ich bin kein Philosoph von Fach.

Gräfin. Sie sind von mäßiger Beredsamkeit.
Es fehlt sogar ein int'ressantes Leid.
Sie meistern nicht der Dichtkunst goldne Harfe —
Sie haben nichts als Ihre schöne Larve!
Und eh ich mich's versah, war ich verliebt.

Gaston. Gottlob, da half kein Warnen und kein Wehren.

Gräfin. Das Rätsel mag ein andrer mir erklären.
Sie sind doch nur ein Mann, wie's viele gibt,
Vergnügt und sorglos durch das Leben schreitend,
Jung, wohlgebaut und — herzlich unbedeutend.

Gaston. Sie malen mir ein artiges Konterfei.

Gräfin. Treu nach dem Leben, ohne Schmeichelei.

Gaston. Ja, das weiß Gott —

Gräfin. In jeder Linie echt!

Gaston. Und wär es so, und hätten Sie auch Recht,
Und hab ich nichts geschaffen, nichts geschrieben —
Ich habe eins gelernt: die Kunst zu lieben!
Und könnten Sie mir in die Seele schauen,
Wo Sie . . . nur Sie . . . Sie würden's heut noch wagen
Das eine Wort, das schwere Wort zu sagen.

(Sie stürmisch umarmend und küssend.)

Geliebte . . . Einzige . . . Herrlichste der Frauen.

Gräfin (sich ihm entwindend). Nun wohl, ich tu's, weil's unvermeidbar scheint.
Doch *nicht* etwa mich Ihren Gründen beugend . . .
Sie sprechen herzlich schlecht, mein lieber Freund,
Doch Ihre Küsse sind so überzeugend.

Gaston. Geliebte Frau . . .

Gräfin. Nein, nein . . .

Gaston (bittend). Zu mir gebeugt!
Gräfin. Genug, genug! Ich bin schon überzeugt.
Gaston. Mein Schatz ... mein Glück ...
Gräfin. Jetzt keine Torheit mehr!
Gaston. Und nun zum Herrn Marquis! Ich bring ihn her ...
Erfahren muß er's heut aus Ihrem Munde —
Und segne mir der Himmel diese Stunde! (Ab.)

Zweite Szene.

Gräfin. — Toinon. — Diener.

Gräfin (macht nachdenklich einen Gang durchs Zimmer und geht dann mit einer entschlossenen Bewegung an den Schreibtisch).
Toinon (erscheint in der Tür mit einer Lampe). Darf ich die Lampe ...?
Gräfin. Ja, ich hab zu schreiben.
Toinon (stellt die Lampe auf den Schreibtisch).
Diener (stellt eine zweite Lampe auf das Spinett und geht dann ab).
Gräfin. Ich muß! Ich muß! ... So kann's und darf's nicht bleiben,
(Sie schreibt einige Zeilen und hält dann inne)
Und doch — ein Brief? Geschrieben ist er schnell,
Doch jedes Wort erscheint so kalt ... so grell ...
Es fehlt der Ton, der um Verzeihung schmeichelt.
Es fehlt die Hand, die leis die seine streichelt ...
Toinon (der Gräfin ein Notenheft reichend). Das brachte hier der Diener vom Marquis.
Gräfin (die Noten betrachtend). Von Boccherini eine Phantasie!
(Sich an das Spinett setzend.)
Ich will sie gleich einmal vom Blatt probieren.
Toinon (will ihr die Lampe näher rücken).
Gräfin. Nein, laß nur Kind, ich kann's auch so studieren.
Toinon (geht ab).
Gräfin (spielt ein Menuett von Boccherini am Spinett).

Dritte Szene.

Gräfin. — Marquis.

Marquis (ist nach den ersten Takten eingetreten und stellt sich lauschend an das Spinett).
Gräfin. Nun endlich! — Und ich warte schon so lange.
Marquis. Verzeihung, wenn ich unerlaubt gesäumt.
Ich kehr zurück von einem ernsten Gange,
Bei dem ich viel gesonnen und geträumt ...
Gräfin. Erzählen Sie!
Marquis. Ich ging den Park entlang,
Den wir so oft durchwanderten gemeinsam,
Vorbei an der versteckten Ruhebank
Dort im Gesträuch — uns war sie nicht zu einsam ...
Hier saßen wir oft fröhlich und allein.

Nun ist entblättert jede Blumenranke . . .
Und mit mir schritt durch den entlaubten Hain
Ein melancholischer Gedanke.
Das hat gegrünt! geblüht! ist aufgeflammt
In heitern, lebensfrischen Farben.
Nun kam der Herbst, es kam die Zeit der Garben —
Und die Vernichtung übt ihr traurig Amt.
Von rauhen Winden ist der Wald durchfrostet,
Das Laub der Buchen schimmert wie verrostet —
Und von den kahlen Hängen trifft's mich heut
Fast wie ein Mahnruf der Vergänglichkeit.

Gräfin. Wer läßt sich nur von solchen Grillen plagen!
Mein lieber Freund, das sind verfrühte Klagen.

Marquis (kopfschüttelnd). Ich bin nicht mehr von einst der lustige Falter.
Es kam der Herbst — es kommt . . . das Alter.

Gräfin. Was für ein Einfall! trüb und quälerisch . . .
Sie, der noch immer jugendwarm und frisch. —

Marquis. „Noch immer" . . . Diese Wendung hör ich gern!
Das ist das Gnadenwort für alte Herrn.
„Du wirst noch immer von den Fraun verehrt,
Du bist noch immer eine Torheit wert,
Du kannst noch immer ohne Brille sehen,
Du kannst noch immer ohne Krücken gehen" . . .
Ich seh des Alters fahlen Zwielichtsschimmer
In diesem grausam gütigen „noch immer".

Gräfin. Jetzt, bitte, sehn Sie sich im Spiegel an.
Mir scheint, Sie wollen Schmeichelworte hören?
Nun, wie gefallen Sie sich, alter Mann?

Marquis. Mich kann auch dieses Trugbild nicht bekehren.

(Er setzt sich sinnend auf das kleine Sofa am Spinett.)

Das Alter kommt nicht unter Sturm und Blitzen,
Gleich einem Herbstgewitter in der Nacht, —
Es schleicht verstohlen auf den Zehenspitzen
An unser Lager geistergleich und sacht.
Man merkt es kaum, wie sich die Tage wenden,
Und daß der Weg allmählich neigt bergab, —
Es nimmt behutsam uns mit Diebeshänden,
Was uns die Jugend und der Frühling gab.
Und eh uns noch die ersten Haare bleichen,
Verkündet sich sein Sieg durch leise Zeichen . . .
Wenn uns die Mädchen ihre Wünsche beichten, —
Wenn uns verstohlen all die schönen Fraun,
Die sonst so scheu sich und verschlossen zeigten,
Des Herzens Heimlichkeiten anvertraun, —
Wenn uns die Ehemänner nicht mehr meiden,

Wenn uns die Nebenbuhler nicht mehr schneiden, —
Wenn eine spröde Frau, der wir es wagen,
Im Flüsterton „ich liebe Sie" zu sagen,
Uns nicht mehr zürnt — nein, lächelnd und ironisch
Die Hand uns drückt: „Es ist ja nur platonisch! . . ."
Vor allem, wenn mit unterdrücktem Kichern
Die besten Freunde liebreich uns versichern:
„Wie sind Sie jung in Wesen und Gestalt!"
Dann ist man alt . . . Dann ist man alt!

Vierte Szene.

Gräfin. — Marquis. — Gaston.

Gaston. Da sind Sie ja, Marquis! Ich war bei Ihnen.
Gräfin (auf den Marquis deutend). O sehn Sie nur die sorgenvollen Mienen.
Gaston. Nur keine Furcht — ich will durchaus nicht stören.
Gräfin. Sie sollten heut nur seine Schwermut hören!
Des Alters Nähe macht ihm frühe Pein.
Gaston. Marquis, das kann doch nur im Scherze sein?
Sie, noch so jung in Wesen und Gestalt . . .
Marquis. Viel Dank! Ich weiß Bescheid. —
(Zur Gräfin.)
Dann ist man alt!
Gaston. Ich bitte Sie, Marquis! Sie, der noch immer . . .
Gräfin. Genug! genug! Sie machen's nur noch schlimmer.
Gaston (betroffen). Da hab ich eine Dummheit wohl gesprochen?
Es wär die erste nicht . . .
Gräfin. Ach, gehen Sie!
Gaston. Ich weiß zwar wirklich nicht, was ich verbrochen;
Doch bitt ich um Verzeihung, Herr Marquis. (Ab.)

Fünfte Szene.

Gräfin. — Marquis.

Gräfin (zaudernd). Ich möchte . . . möchte Ihnen etwas sagen.
Marquis (Gaston nachblickend). Da, sehn Sie nur, wie er mit leichtem Schritt
Davon geeilt mit fröhlichem Behagen,
Und seine ganze Jugend schreitet mit!
Das lebt und lacht und jubelt und genießt
Und hat vom eignen Glücke keine Ahnung
Und überhört der Stunden ernste Mahnung,
Die des Erfahrnen Ohr so schwer verdrießt.
Das hat für Furcht und Sorge keinen Blick.
Das nippt und nascht von jedem Glück der Erden —
Und höchstens grollen sie mit dem Geschick
Wenn von den Weibern sie gehänselt werden.

O klagt doch nicht, wenn noch mit holden Lügen
Ein schöner Mund hat über euch Gewalt!
Wir sind noch jung, wenn uns die Frau betrügen . . .
Wenn uns die Frauen beichten, sind wir alt.

Gräfin (wiederholend). Wenn uns die Frauen beichten, sind wir alt . . .

Marquis. Und nun, was wollten Sie mir sagen?

Gräfin. Nichts.

Marquis. Sie sind ja wie mit Purpur übergossen?

Gräfin. Jetzt haben Sie die Lippen mir verschlossen.

Marquis. Ich, Gräfin?

Gräfin. Wenigstens für jetzt und heut.

Marquis. Sie sind so seltsam, Gräfin . . . so zerstreut!

Gräfin. Wir wollen plaudern oder musizieren.
Sie sandten mir ein neues Tongedicht,
Und wenn Sie wünschen, will ich's gern probieren.

Marquis. Nein, nein! Gezwungne Töne klingen nicht!

Gräfin (sich an den Kamin setzend). Und haben Sie nichts Neues zu erzählen?
Ein bißchen Hofklatsch? Etwas Medisance?
Was gibt es in dem großen Wirbeltanz,
Der sich Paris nennt?

Marquis (achselzuckend und sich ihr gegenübersetzend). Gut, wie Sie befehlen.
(Mit gezwungener Heiterkeit.)
Da ist also . . . die Gräfin Dardignan
Hat ihren edlen Herrn Gemahl betrogen.
Doch da der König selber ihr Galan,
So hat der Gatte, brav und wohlerzogen,
Bisher nichts Störendes getan.
Sonst hört ich . . . neue Heiratspläne schweben,
Auch eine neue Oper wird gegeben.
Dann kann ich noch ein tief Geheimnis lüften:
Die schöne Frau von M. hat falsche Hüften.
Dann hört ich . . . Ja! Das neueste Bonmot, —
Man sagt, es ist vom Grafen Mirabeau.
Er meint, daß Frauenleid und Männerschmerzen,
Daß beides löst der Tränen Tau.
Nur weinen Männer mit dem Herzen
Und mit den Nerven weint die Frau . . .
Sie können's wissen, Gräfin! Ist es so?

Gräfin (achselzuckend). Sie sagten selbst — ein spöttisches Bonmot!

Marquis. Soll ich noch weitre Jagdgeschichten lügen?

Gräfin. Nein, nein! Ich will Sie länger nicht betrügen,
Ich hörte nur mit halbem Ohre hin.

Marquis. Ich staune, wie mich Ihre Blicke meiden.

Gräfin. Ach wüßten Sie, wie tief gequält ich bin!

Marquis. Mein Pflichtteil fordre ich von Ihren Leiden.

Gräfin. Mich quält kein Leid — es martert mich ein Glück!
Marquis. Sie lieben's, mir ein Rätsel aufzugeben.
Gräfin. Seit Wochen will mir's auf die Lippen schweben
Und immer wieder presse ich's zurück.
Marquis. Warum? Wir teilten jedes Glück bis heut!
Gräfin. Nur dieses nicht, denn das Glück ist nicht teilbar . . .
Und einem andern schafft's ein bittres Leid.
Marquis. Und wär's auch so! Ein jedes Leid ist heilbar!
So sprechen Sie!
Gräfin. Wie lös ich nur den Bann,
Der mir das Herz umschnürt? die Zunge bindet?
Marquis (lächelnd). Das beste ist, wie's Boileau verkündet:
Sie fangen mutig mit dem Anfang an.
Gräfin. Nun, bester Freund, was Sie mir stets gewesen, —
Sie haben's nun so manches liebe Jahr
In meinem dankerfüllten Blick gelesen.
Hier, der Kamin, ist wie ein Hausaltar,
Den täglich Sie geschmückt mit neuen Spenden, —
Es kann mein Dank nur mit dem Leben enden.
Marquis. Ich bitte, Gräfin! . . . Und Sie sprechen nicht
Von allem Reichtum, den Sie mir gegeben?
Sie sind der Pulsschlag, sind das Sonnenlicht
In meinem grauen Witwerleben.
Sie machten mir zur Heimat dieses Haus.
Das ist mein Hort, wie auch die Jahre wandern . . .
Gräfin (sanft unterbrechend). Vielleicht löscht ein Geständnis alles aus . . .
Marquis, ich liebe einen andern.
Marquis. Und das ist Wahrheit?
Gräfin. Ja, das ist die Last,
An der mein Herz so zentnerschwer getragen.
Marquis (bitter). Auf diese Botschaft war ich nicht gefaßt . . .
Und wer ist der Beglückte? darf ich's fragen?
Das muß ja ein Erobrer ohnegleichen,
Das muß des lieben Herrgotts Schoßkind sein.
Gräfin. Ich lieb den Grafen Gaston warm und rein
Und werde ihm die Hand zur Ehe reichen.
Marquis. Wie? wirklich? . . . Gaston ist es, den Sie lieben?
An den sich dieses stolze Herz verlor?
Gräfin (nickt zwischen Verschämtheit und Selbstironie mit dem Kopf).
Marquis. Nun ist es klar, ich war ein blinder Tor,
Und, Gräfin, Sie . . . Sie sind — ein Weib geblieben!
Gräfin (wendet sich verlegen von ihm ab).
Marquis. Ja, wenn ein Sieger, dem kein andrer glich,
Ihr Herz umschnürt mit dieser goldnen Kette —
Wenn Sie ein Besserer als ich

Allmählich überwunden hätte . . .
Doch daß Graf Gaston sich im Sturm erjagte,
Was nie mein kühnster Wunsch zu streifen wagte,
Nur weil der Zauber seines Milchgesichts . . .

Gräfin. Ich liebe ihn und weiter weiß ich nichts.

Marquis (leidenschaftlich). Da glaubt man nun, ein Frauenherz zu kennen!
Man träumt von einem Bund, der nicht zu trennen.
Man findet sich im Bann der Einsamkeit,
Die beide wir nach manchem Schmerz gewannen,
Und sieht schon ragend über Raum und Zeit
Sich in die Zukunft eine Brücke spannen.
Man hat mit sich gehadert und gekämpft,
Und jeden Funken Leidenschaft gedämpft.
Man bringt die heißen Wünsche zum Erstarren . . .
Da weht ein Hauch aus jugendfrischem Mund,
Und alles stürzt unrettbar in den Grund . . .
O war ich töricht! o ich Narr der Narren!

Gräfin (mit Humor). Und Sie behaupten, daß Sie nicht mehr jung! . . .
Ich muß bekennen, Ihrer Rede Schwung —
Zum mindsten ist Ihr Alter sehr gelehrig:
Ihr Zorn ist beinah neunzehnjährig.

Marquis (gefaßt). Verzeihn Sie, Gräfin, wenn die jähe Wendung
Im Augenblick die Ruhe mir geraubt.
Verzeihen Sie, daß ich in Selbstverblendung
An unsrer Freundschaft Ewigkeit geglaubt.
Ich hielt Ihr Leben für unwandelbar.
Ich hielt's für wunschlos, wie das meine war.
Ich sah uns schreiten nach verblühtem Lenze
Geschwisterlich bis an des Lebens Grenze.
Von fernen Zeiten träumt ich, wo der Dämon,
Der Sehnsucht heißt, in unsrer Brust vergrollt,
Wo kein Begehren in uns tobt und tollt . . .
Mir träumt etwas wie Baucis und Philemon:
Zwei Menschen, die zusammen ausgereift,
Und jedes Fieber dieser Welt verwunden,
Die stark und froh im Hafen sich gefunden,
Wo man den Sinn des Lebens still begreift . . .
Das war mein Traum . . . er träumte sich so gut!
Er lockte mich zu freundlichen Gefilden . . .
Nur dacht ich nicht bei meinen Luftgebilden
An Ihre Jugend und — Ihr warmes Blut.

Gräfin. Ich geb es zu, vor diesem weisen Glück,
Das Sie in zarten Farben malen,
Weicht meine Lebenslust noch weit zurück . . .
Und trotzdem staun ich über Ihre Qualen.

Zum erstenmal bekennen Sie es heut,
Wie viele stumme Schlachten Sie geschlagen,
Wie viel verschwiegne Kämpfe sich erneut —
Und bester Freund, verwundert muß ich fragen,
Warum Sie sich so eilten im Entsagen?
Warum Sie schwiegen, schwiegen Jahr um Jahr?

Marquis (tief ernst). Weil Ihre Hand mir unerreichbar war.

Gräfin. Das wäre auf die Probe angekommen . . .
Doch hab ich nie das kleinste Wort vernommen —
Und Ihre heut'ge Wallung ist mir neu.
Ja soviel Diskretion ist nicht gewöhnlich!
Doch rächt sich auch die übertriebne Scheu.
Sie wurden schließlich so . . . so unpersönlich! . . .
Sie waren mir die Weisheit und die Wehmut,
Sie waren die Entsagung und die Demut,
Der milde Trost in jedem Mißgeschick . . .
Und nur der Mann entzog sich meinem Blick.

Marquis (nach einer Pause, tiefernst). So will ich Ihnen ein Geständnis machen . . .
Doch bitte, bitte, kein satirisch Lachen!

Gräfin. Ist's gar so spaßhaft?

Marquis. Wie man's nehmen will.
Nur daß mein Lebensmut und meine Ehre
An diesem Scherze fast verblutet wäre.
Sie glauben, daß ich Witwer . . .

Gräfin. Sind Sie's nicht?
Vor Jahren auf der Reise —

Marquis. So erzählt ich —

Gräfin. Starb Ihre Gattin fern vom Heimatstrand,
Und ihre Hülle ruht in fremdem Land.

Marquis. Doch wie sie mir entrissen, das verhehlt ich . . .

(Zögernd und leise.)

Erst heut in Scham und Gram bekenne ich:
Sie starb auf jener Reise nur für mich,
Doch lebt sie fort an eines andern Seite,
Der sie verführt und mit ihr floh ins Weite.

Gräfin. Marquis!

Marquis. Wozu die alten Häßlichkeiten
Vor Ihre keuschen Augen breiten?
Kein Wort davon, was ich an Qualen litt,
Wie durch das Weib mein Leben mir verkümmert.
Doch hat sie nicht allein mein Glück zertrümmert —
Sie nahm auch meine Freiheit mit.
Denn wenn auch sie der Kette sich entwunden —
Die Kirche trennt nicht, was sie einst verbunden.

(Nach einer Pause.)

Nun kennen Sie mein tief geheimstes Leid.
Nun wissen Sie's, warum die lange Zeit
Kein Wort der Werbung kam aus meinem Munde . . .
Zum Witwer ward ich erst in dieser Stunde.

Gräfin. Und nichts gewußt . . . und nichts geahnt zu haben
Von allem, was Sie tief in sich vergraben!

Marquis. Wie oft hat's auf den Lippen mir gezittert —
Das Wort, zu dem ich niemals fand den Mut.
Wie hat es oft in mir gewittert!
Wie hat's gelodert mir im Blut!
Doch das Gewissen sprach: Entsage!" . . .
Es nahm der Sehnsucht ihre Kraft —
Und was ist nun der Rest der heißen Tage?
Der schrille Ton der Abschiedsklage
Und eine Zukunft, grau und schattenhaft . . .
Am Tor ein junger liebeglühnder Freier,
Und hier ein langsam ausgeglommnes Feuer,
Ein Aschenhaufen Leidenschaft . . . (Er wendet sich zum Gehen.)

Gräfin. Nein, nein, Marquis! So lass ich Sie nicht scheiden.
Wie könnt ich glücklich werden, wenn Sie leiden!

Marquis (schon an der Schwelle). Vielleicht verwindet sich auch das allmählich.
Wer weiß? Nach Jahren — wenn mein Herz erst kälter . . .
Und wenn ich älter bin . . . jawohl, noch älter . . .
Vielleicht, daß dann — (wehmütig abbrechend)
Jetzt bin ich überzählig.

Gräfin (macht eine bittende Bewegung).

Marquis (geht langsam durch den Garten).

Sechste Szene.

Gräfin. Dann **Gaston.**

Gräfin (blickt ihm wehmütig nach und setzt sich dann nachdenklich in den Sessel am Kamin).
Da fällt ein breiter Schatten in mein Glück.

Gaston (von links eintretend). Nun? . . . Der Marquis?

Gräfin. Ich hab es ihm gebeichtet.

Gaston. Und so in Sorgen ließ er Sie zurück?
Mir scheint, Ihr schönes Auge ist gefeuchtet . . .?

Gräfin. Daß mir das Glück doch niemals Kränze wand,
In die der Neid nicht einflocht seine Tücken!
Die Liebe nimmt mich lockend bei der Hand
Und grollend kehrt die Freundschaft mir den Rücken.
Muß ich die eine mit der andern zahlen?
Des Gatten Jubel mit des Freundes Schmerz? . . .
Und so geschäftig war mein töricht Herz,
Der Zukunft Bild ganz anders mir zu malen.

Ich sah die Zwei, die meinem Herzen teuer,
In eines Hauses Frieden eingehegt, —
Von einer Sehnsucht, einem Wunsch bewegt,
Gewärmt an eines Herdes Feuer.
Die Freundschaft und die Liebe sind versöhnt.
Von ihrer Eintracht ist mein Glück gekrönt. . .
Und neben beiden wollt ich sorgend weilen,
Um alles, was ich habe, was ich bin,
Mit Schwesterhänden zwischen euch zu teilen . . .
So schwebte mir ein schöner Traum im Sinn.
So hat's die Hoffnung schmeichelnd ausgesponnen.

Gaston. Verzeihn Sie, Gräfin, wenn ich nüchtern bin —
Da haben Sie unmögliches ersonnen.

Gräfin. Und warum soll's nicht dennoch möglich sein?
Nur weil Sie zittern vor dem bösen Schein!
Nur weil die Welt in ihrer engen Kleinheit
Nicht glauben wird an unsres Bundes Reinheit.
Nur weil's vielleicht nicht ganz alltäglich ist!
Nur weil's nicht mit dem Brauch verträglich ist!
Doch ob uns auch die Lästersucht umschleicht,
Um an den Pfeilern unsres Glücks zu rütteln,
Und ob die alten Muhmen auch vielleicht
Empört die breiten Haubenbänder schütteln —
Was kümmert uns ihr armer Nörgelgeist!
Und wär es auch das erste Mal auf Erden —
Das Märchen, das man Frauenfreundschaft heißt,
In diesem Hause soll's lebendig werden.

Gaston (betroffen). Wie, Gräfin, Sie . . . und ich . . . und der Marquis . . .

Gräfin. Ich weiß, es klingt wie eine tolle Laune,
Doch weiß ich auch — ob alle Welt erstaune —
Ein Trio wird's voll reiner Harmonie.
Drei Leben seh ich hier in eins gebunden,
Wie Töne, die im Dreiklang sich gefunden.

Gaston. Ja, ja . . . Schon recht . . . Es ist ein art'ger Dreiklang . . .
Nur lieb ich in der Ehe mehr den Zweiklang!

Gräfin (lachend). Ja, wenn Sie eifersüchtige Grillen plagen!

Gaston. Nicht Eifersucht . . . doch muß ich ehrlich sagen . . .
Wie sehr ich auch Ihr gutes Herz verstehe . . .
Ich meine, daß es wenig frommt,
Wenn man als Mitgift in die Ehe
Den Hausfreund fertig mitbekommt!
Und wenn ich selbst es opfermutig litte,
Daß der Marquis in unserm Bund der Dritte —
Ich fürchte fast, es kommt einmal die Stunde,
Wo ich der Dritte bin in eurem Bunde!

Gräfin. Sie kennen nicht sein wunschlos reines Herz.
Gehärtet ist's wie schlackenfreies Erz.
Gaston. Ich will ja keinen Argwohn auf ihn wälzen —
Doch Gluten gibt es, die auch Erze schmelzen.
Gräfin (lächelnd). Ein weiser Spruch. Doch paßt er nicht auf jeden . . .
Gaston. Und wenn er *selbst* für diese Rolle dankt?
Gräfin. So müssen Sie ihn listig überreden.
Gaston. Noch überreden? . . . Das ist viel verlangt!
Gräfin. Sie lieber Tor! So mögen Sie's doch glauben:
Er kann von Ihrem Glück kein Bruchteil rauben.
Für Sie der ganze Tag . . . mein ganzes Sein . . .
Für ihn ein Stündchen nur im Dämmerschein;
Für Sie das Glück der unbelauschten Stunden,
Für ihn nur etwas Balsam auf die Wunden.
Und könnte Sie die Großmut nicht bewegen,
So tuen Sie's aus Klugheit! Ihretwegen!
Denn niemals wär ich fröhlich und befreit,
Wieviel mir auch die Zukunft schenke,
Wenn ich an seine herbe Einsamkeit
Und an die Schatten seines Lebens denke.

(In erregterem Ton.)

Und wollen Sie's noch immer nicht verzeihn
Und sagen Sie noch immer trotzend nein . . .
Gaston. Um Gotteswillen, Gräfin . . . nur nicht grollen.

(Nach einer Pause.)

Sie machen ja mit jedem, was Sie wollen!
Und schließlich . . . überleg ich es genau . . .

(Die Gräfin zärtlich betrachtend.)

Wer Jahre lang geweilt bei *dieser* Frau —
Wer täglich sich in Ihren Blicken sonnte,
Und doch sein heißes Herz bemeistern konnte —
Wer diesen Mund, wer diese Augen sah
Und war doch niemals einem Rausche nah —
Wer Sie verlieren soll und kann noch leben —
Es wäre töricht, *jetzt* vor ihm zu beben!

(Mit beherztem Entschluß.)

Mag er, wie sonst, in Ihrer Nähe weilen —
Ich bin bereit, Ihr Herz mit ihm zu teilen.
Und was ich bei der Teilung auch verliere . . .
Gräfin (zärtlich). Die reichre Hälfte ist doch stets die Ihre!

(Sie umarmen sich.)

Und jetzt zu ihm! Und ohne viel Besinnen!
Es gilt, den Fliehenden zurückgewinnen.
Ich fürchte fast — nach unserm Wortgefecht . . .

Siebente Szene.

Gräfin. — Gaston. — Marquis.

Marquis. Verzeihn Sie, Gräfin, wenn ich nochmals wage . . .
Gräfin. Mein liebster Freund! Sie kommen eben recht!
Marquis. Ich bringe keinen Vorwurf, keine Klage.
Zu tilgen kam ich eine letzte Schuld
Und bitte für drei Worte nur Geduld . . .
Von Ihrer Kunde jählings aufgewühlt,
Hab ich in raschem Groll mich selbst vergessen,
Als hätt ich je ein Recht auf Sie besessen . . .
Nun hat das heiße Blut sich ausgekühlt.
Und sagen muß ich's ehrlich reuevoll:
Ich scheide zwar im Schmerz, doch ohne Groll.
Gaston. Sie scheiden überhaupt nicht, Herr Marquis!
Marquis (betroffen). Wie soll ich das verstehn . . .?
Gaston. Wir halten Sie!
Gräfin. Kein dumpfes Lebewohl! Kein Abschiedswort!
Gaston. Wir halten Sie!
Gräfin. Und lassen Sie nicht fort!
Sie nähmen mit sich meine Seelenruh!
Marquis (staunend zu Gaston). Und Sie, der eigne Gatte, stimmen zu?
Gräfin (fordert Gaston durch eine Bewegung auf, Ja zu sagen).
Gaston (mit Selbstironie). O, ich beschwöre Sie sogar, zu bleiben!
Marquis. Nun, das gesteh ich . . . ohne Schmeichelei . . .
Ein solches Maß von Großmut ist mir neu!
Gräfin. Die Liebe darf die Freundschaft nicht vertreiben —
Und wenn die eine mir das Leben würzt,
Der andern schönes Recht sei nicht verkürzt.
(Auf Gaston deutend.)
Dies ganze Haus, es soll sein eigen sein,
(auf den Kamin zeigend)
Hier, dieser Winkel nur, es ist der Ihre.
(Warm und herzlich.)
Da sitzen wir wie sonst, beim Flackerschein.
Sie spinnen mich in Ihre Träume ein.
Sie plaudern und ich musiziere.
Von Herz zu Herz die Bande ketten sich —
Die bösen Schwermutsfalten glätten sich . . .
So sei es Tag für Tag und Jahr um Jahr.
Mein Leben bleibt dem Ihren eng verbunden.
Sie haben wieder Ihre Dämmerstunden . . .
Und alles bleibt so, wie es war.
Marquis (lächelnd). Das wär so eine Art von Altenteil!
Gräfin. Nein, nein! Wir tun's zu unserm eignen Heil.

Gaston. Nur Selbstsucht ist's!
Gräfin. Wir dürfen uns nicht trennen.
Gaston (wieder mit Selbstverspottung). Weil wir Sie einfach nicht entbehren können!
Marquis. Sie wachsen immer mehr an Seelenadel!
Ein Gatte sind Sie ohne Furcht und Tadel . . .
Und blieb ich wirklich Ihrem Bund gesellt,
Sie glauben, daß sich keine Wolke ballte?
Gaston. Sie sind der Einz'ge auf der weiten Welt,
Bei dem ich es für möglich halte!
Marquis. Ist das nun Bosheit oder Schmeichelei?
Gräfin. Sie grübeln viel zu viel!
Gaston. Und wie's auch sei, —
Nie wird mein Argwohn lauernd Sie bewachen.
Marquis. Und wird mein Eifer Sie nicht ängstlich machen?
Gaston. Auf Ihrer Sitten Reinheit kann man bauen.
Marquis. Sie haben ein empörendes Vertrauen!
Gaston. Wir schaffen Ihnen hier ein warmes Nest.
Marquis. So sicher hoffen Sie auf meine Tugend?
Gräfin. Auf Ihr Gewissen hoff ich felsenfest.
Marquis (mit Humor). Das war der Totenschein für meine Jugend!
Da glaubt ich nun, noch älter müßt ich werden,
Um nicht des Hauses Frieden zu gefährden.
Doch Sie . . . Sie rauben mir den Selbstbetrug
Und sagen gütig: „Du bist alt genug!"
(Auf eine widersprechende Bewegung Gastons.)
Ja, wenn ich zwei Jahrzehnte jünger wäre,
So schritten wir zum Waffenkampf der Ehre —
Und ohne viel zu hadern und zu sprechen,
So würden wir uns flink die Hälse brechen.
Jetzt macht mein guter Ruf den Kampf entbehrlich.
Mich däucht, ich bin beglaubigt ungefährlich!
Und hat man diese Würde erst erreicht,
Dann löst sich jedes Wirrsal glatt und leicht . . .
Und doch . . .
(nach einer Pause)
Ich fühl mich ein so armer Mann . . .
Bei Gott — ich fürchte fast, ich nehm es an!
Gaston (freudig). Nun weiß ich unser Glück in sichrer Hut.
Gräfin (warm). Genug, Sie bleiben! So ist's schön und gut!
Marquis. Ist's wirklich schön und gut? . . . Ich weiß es nicht —
Denn in mir eine Stimme murrt und spricht:
Ja, hätten Sie mit ungestümen Worten
Auf Nimmerwiedersehen mich verjagt
Und mir verschlossen Ihres Hauses Pforten —
Gelitten hätt ich, aber nicht geklagt.

(Zur Gräfin.)

Doch daß Sie mich noch hindern an der Flucht —

(Zu Gaston.)

So ohne Argwohn, ohne Eifersucht,

(Zur Gräfin.)

Daß Sie mir hier ein neues Heim erbauen —

(Zu Gaston.)

Mit diesem niederträchtigen Vertrauen!

(Zwischen beiden.)

Ihr sanftes Drängen, Ihre zarte Schonung . . .

(Auf den Kamin deutend.)

Der Ehrenstuhl des Hausfreunds als Belohnung —
Nun ist der letzte Selbstbetrug dahin!
Nun weiß ich, wer ich war und wer ich bin.

(Sich an den Kamin setzend.)

Nun weiß ich, wer ich bin und wer ich war!
Und diese Stunde macht's mir bitter klar:
Nicht der ist alt, der mitleidslos verbannt wird —
Man altert erst, wenn man zum Freund ernannt wird!

Gräfin (hat sich inzwischen an das Spinett gesetzt und beginnt das Menuett von Boccherini zu spielen).

Gaston (wirft ihr hinter dem Rücken des Marquis Kußhände zu).

Marquis (sieht nachdenklich in die Kaminflammen).

(Vorhang fällt.)

Die deutsche Kolonialpolitik in französischer Beleuchtung.

Compagnies et Sociétés coloniales allemandes. Par Pierre Décharme. Paris, Masson & Cie. 1903.

Im vorliegenden Buche beschäftigt sich Mr. Pierre Décharme, Dr. phil. und Rédacteur im französischen Ministerium der Kolonien, eingehend mit der Entwicklung der deutschen Kolonialpolitik und den mannigfaltigen Formen, welche sie in der kurzen Zeit ihres Bestehens ihren Organen, den verschiedenen Kolonialgesellschaften, gegeben hat. Als Einleitung dazu dient ein Rückblick auf die deutschen Kolonisationsversuche im 16. und 17. Jahrhundert, als die Ehinger und Welser (den ersteren war von Karl V. 1527 die Regierung von Venezuela übertragen worden), die Fugger und Vöhlin in Mittel- und Südamerika die Gründung deutscher Kolonien versuchten, ein Jahrhundert später der Große Kurfürst eine Flotte schuf und die brandenburgische Flagge an der Westküste Afrikas hissen ließ. Alle diese Versuche scheiterten an den ungenügenden Mitteln; den großen Kaufherren fehlte der Rückhalt, welche die Politik des Reiches oder eine starke nationale Bewegung hätte geben können, und die Nachfolger des Großen Kurfürsten hatten nähere und größere Sorgen, die ihren Blick von dem ablenkten, was ihr Vorfahr geschaffen. Nicht vergessen aber und agrarischem Übermut und Übergewicht gegenüber uns ein Trost und eine Aufmunterung sein soll des Großen Kurfürsten Wort: „Der gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes kommen aus dem Kommercium her. Seefahrt und Handel sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen, beides zu Wasser als auch durch die Manufakturen zu Lande, ihre Nahrung und Unterhalt erlangen." Auch Friedrich der Große war sich der Bedeutung des Handels wohl bewußt; er machte Emden zum Freihafen, unterstützte die sich dort bildenden überseeischen „Handlungskompagnien" und schuf selbst die noch heute bestehende Seehandlung. Aber die Wirren und Kämpfe der Revolutions- und napoleonischen Zeit ließen auch diese Keime nicht zur Reife gelangen, ein paar prinzliche Unternehmungen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gingen an der Unerfahrenheit ihrer Gründer, dem elenden Menschenmaterial und der Geringfügigkeit der vorhandenen Mittel zu Grunde, und wenn die Deutschen sich trotzdem gegen Ende des Jahrhunderts den Ruf des besten Kolonisators erworben hatten, so war dies, weil sie unter fremder Flagge und auf fremdem Gebiete das fanden, was ihnen von der Heimat nicht gewährt werden konnte: Schutz und Bewegungsfreiheit des Individuums. So wurde die deutsche Auswanderung, die dem Vaterlande Millionen von Menschen entzog, für die Länder, nach denen sie sich wandte, eine Quelle des Reichtums und der Macht.

Inzwischen traten, wie unser Verfasser sehr richtig bemerkt, in der deutschen Literatur immer mehr Stimmen auf, Lists als eine der ersten, welche die Notwendigkeit, der Schiffahrt, dem überseeischen Handel und der Erwerbung von

Kolonialbesitz größere Aufmerksamkeit als bisher zuzuwenden, scharf betonten; aber weder die breiteren Schichten des Volkes noch die Regierung und besonders auch Bismarck nicht waren von dieser Bewegung ergriffen worden, so daß der 1870/71 gemachte Vorschlag, von Frankreich an Stelle eines Teils der Kriegsentschädigung die Abtretung einiger seiner Kolonien zu verlangen, an maßgebender Stelle kein Entgegenkommen fand. Indessen trat auch hierin allmählich eine Wendung ein, und als der Reichstag am 22. April 1880 mit 128 gegen 112 Stimmen den Antrag verwarf, das Reich solle für die Aktien einer zur Übernahme der Godeffroischen Besitzungen auf Samoa zu gründenden Gesellschaft für zwanzig Jahre eine Zinsgarantie von 3 % übernehmen, konnte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" am nächsten Tage mit Recht schreiben, daß, wenn die Frage dem Lande vorgelegt würde, dasselbe ein ganz anderes Urteil fällen dürfte. Eine Folge dieser Bewegung und gewissermaßen ein Protest gegen die Haltung des Reichstages war die 1881 erfolgte Gründung der Deutschen Kolonialgesellschaft, aber es dauerte bis zum Jahre 1884, ehe Bismarck sich entschloß, den Schutz des Reiches über die von Lüderitz in Südwestafrika gegründeten Niederlassungen auszusprechen. Der 24. April dieses Jahres, an welchem Tage der Konsul des Reiches in Kapstadt angewiesen wurde, dies den dortigen Behörden mitzuteilen, kann daher mit Recht als der Geburtstag der deutschen Kolonialpolitik bezeichnet werden.

Fürst Bismarck faßte den den deutschen Ansiedlern zu erteilenden Schutz so auf, daß aus demselben dem Reiche keine oder wenigstens nur sehr unbedeutende Kosten entstehen sollten; er bezeichnete von vornherein die Entsendung von Garnisonen, Beamten und Gouverneuren als nicht in der Absicht der Regierung liegend und erklärte, daß diese vielmehr, den Anfängen der englischen ostindischen Kompagnie entsprechend, an die Organisation von Gesellschaften mit kaiserlichen Schutzbriefen dächte. Dies in der Tat war die Art und Weise, wie in Südwest- und Ostafrika, in Neuguinea und teilweise für die Jaluitgesellschaft das Unternehmen ins Werk gesetzt wurde; daß sie sich nirgends bewährt hat, wissen wir. Es fehlte den deutschen Gesellschaften an der moralischen und finanziellen Unterstützung des Mutterlandes, und sie selbst besaßen von Anfang an nicht die Mittel, den an sie herantretenden Anforderungen gerecht zu werden. Nur die Jaluitgesellschaft, der 1888 die Verwaltung des Protektorats über die Marshall-, Brown- und Providence-Inseln übertragen worden war, zu denen 1901 die Karolinen kamen, hat gute Geschäfte gemacht; sie hat seit 1896 Dividenden verteilt, die sich zwischen 5 % (1896) und 12 % (1899—1901) bewegen.

Der größte Teil des Werkes des Herrn Décharme ist von Erörterungen über die Schwierigkeiten angefüllt, denen die Kolonialgesellschaften wegen der bestehenden gesetzlichen Vorschriften über die Bildung von Aktiengesellschaften bis zum Erlaß des Gesetzes vom 15. März 1888 (richtiger der Novelle zum Gesetz vom 17. April 1886) begegneten. Was der Verfasser über die staatsrechtliche Stellung der mit kaiserlichen Schutzbriefen versehenen oder nicht versehenen Gesellschaften und die von der Regierung ihnen gewährten weitgehenden Land- und Minenkonzessionen sagt, hat für den deutschen Leser wenig mehr als ein akademisches Interesse. Mit den ersteren haben die Verhältnisse schnell aufgeräumt; bei den anderen dreht sich der Streit in Deutschland mehr um ihre Nationalität als um ihren Status und in allerletzter Zeit um die Hindernisse, welche sie angeblich der Besiedelung des Landes, besonders in Südwestafrika, in den Weg stellen. Von praktischerer Bedeutung ist die scharfe Kritik, welche der Verfasser an der Verwaltung der Neuguinea-Gesellschaft übt, deren Besitz seit dem 1. April 1899 wieder an das Reich übergegangen ist; sie gipfelt in dem Vorwurf, daß der Verwaltungsrat der Gesellschaft weder die Verhältnisse im Schutzgebiet gekannt noch sich die Mühe gegeben habe, sie kennen zu lernen, und daß er, weit entfernt, die Bemühungen seiner Landeshauptleute und Beamten zu unterstützen, sie vielmehr vielfach durch eigenmächtiges Eingreifen paralysiert habe. Man darf aber, so wohlverdient diese

Vorwürfe auch sein mögen, nicht vergessen, daß die Männer, aus denen der Verwaltungsrat bestand, fast die einzigen gewesen sind, die ihre Zeit und ihr Geld für die deutsche Kolonialidee eingesetzt haben, und daß sie dies, unbeirrt durch die früheren schlechten Erfahrungen, auch jetzt wieder in Shantung tun. Dafür sollen ihnen viele Sünden vergeben sein.

Auch die Auseinandersetzungen zwischen Dr. Scharlach und Dr. Passarge, die der Verfasser ziemlich eingehend behandelt, dürften hier um so weniger einer Besprechung bedürfen, als alle ernsthaften praktischen Kolonialpolitiker wohl der Ansicht des Dr. Scharlach sind, daß die Lösung der deutschen Kolonialfrage bei der Lage der Dinge in Deutschland wie in den Schutzgebieten nur durch die Schaffung erwerbsfähiger Gesellschaften und die Beteiligung möglichst weiter Kreise an denselben erreicht werden kann.

Mr. Décharme erwähnt am Schlusse seiner Arbeit das Wort, das Kaiser Wilhelm II. bei Gelegenheit des Stapellaufs des Panzerschiffes „Karl der Große" am 20. Oktober 1899 zu Hamburg im Rathause gesprochen hat: daß das Verständnis der Fragen, welche die Welt bewegen, nur langsame Fortschritte im deutschen Volke gemacht habe, und knüpft daran die Bemerkung, daß die mit Schutzbriefen versehenen Gesellschaften an ihrer Spitze Leute gebraucht hätten, die imstande gewesen wären, einen Teil der Nation mit sich fortzureißen. Weder auf die Volkswirte noch auf die Juristen hätten diese Gesellschaften zählen können, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, und so seien sie — ohne Geld, ohne Prestige und ohne Unterstützung — nicht imstande gewesen, die Entwicklung der ihnen übergebenen Gebiete auch nur zu beginnen. Über die später entstandenen Gesellschaften will der Verfasser sich um so weniger ein Urteil erlauben, als diese sich noch im ersten Stadium ihrer Entwicklung befänden; ihm aufgefallen aber sei, daß die hervorragende Stelle bei der deutschen Kolonisation bis jetzt von einem Element eingenommen worden, das den Handel unter allen seinen Formen vorstelle. Dieses Element, das sich in allen Schutzgebieten finde, sei in vielen Fällen der Vorläufer der amtlichen Kolonisation gewesen und jetzt überall ihr wirksamster Bundesgenosse, was im übrigen durchaus den Anschauungen der deutschen Volkswirte entspreche, die in den überseeischen Besitzungen hauptsächlich nur ein Ausbeutungsgebiet, d. h. neue Märkte für die Industrie und die Produkte des Mutterlandes, sähen.

Diese kurze Inhaltsangabe der vorliegenden Arbeit wird genügen, um zu zeigen, mit welcher Liebe und Sorgfalt der Verfasser sein Thema behandelt hat. Vielleicht geht man nicht fehl, wenn man einen Teil der Gründlichkeit, die er besonders bei der Erörterung der staatsrechtlichen Fragen zeigt, auf Rechnung seiner in Freiburg i. Br. zugebrachten Studienzeit setzt. Die deutsche Kolonialpolitik ist in der letzten Zeit wiederholt von französischen Schriftstellern behandelt worden, und wir können uns nur darüber freuen; denn es beweist, daß man im Auslande unseren Bestrebungen nach dieser Richtung hin größere Aufmerksamkeit zuwendet, als dies häufig im Inlande der Fall zu sein pflegt. Darum soll auch hier an die Besprechung des Décharmeschen Buches keine Kritik der deutschen Kolonialpolitik geknüpft werden. Daß auch Kolonialgesellschaften Erwerbsgesellschaften sein müssen, wird mit der Zeit wohl selbst dem die idealsten Zwecke verfolgenden Kolonialredner klar werden, und vielleicht schließt sich daran noch einmal die Überzeugung, daß fremdes Geld besser sei als gar keins, und daß das Aufkaufen der Anteilscheine fremder Gesellschaften ein sichereres Mittel sei, Einfluß auf diese zu gewinnen, als die schönsten Reden. Zu hoffen aber, daß die Kolonialpolitik aufhören könnte, in der Heimat zum Tummelplatz junger, strebsamer Elemente zu werden, die in der Abfassung vielparagraphiger Verordnungen das Ziel derselben erblicken, hieße von der Gunst der Götter zu viel erwarten.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die schwere Erkrankung des Papstes Leo XIII. erregt nicht bloß in der gesamten katholischen Welt, sondern auch außerhalb der Kreise, in denen der Bischof von Rom als geistliches Oberhaupt verehrt wird, innigste Teilnahme. Im Gegensatze zu seinem Vorgänger Pius IX., dessen Enzykliken und Syllabus, worin er die Auffassung der neueren Zeit über Religion und bürgerliche Gesellschaft verdammte, ihn in einen unversöhnlichen Gegensatz zu allen modernen Anschauungen brachten, erwies sich Leo XIII. von seiner Thronbesteigung an als eine durchaus in der gegenwärtigen Kultur und Zivilisation wurzelnde Persönlichkeit von hervorragender geistiger Bedeutung. Wohl sah auch er sich genötigt, die Legende von der Gefangenschaft des Papstes aufrechtzuerhalten, während gerade durch seine am 20. Februar 1878 im Konklave ohne jede Störung vollzogene Wahl erhärtet wurde, daß das geeinte Königreich Italien und das von dessen parlamentarischen Körperschaften beschlossene Garantiengesetz die Unabhängigkeit der geistlichen Gewalt des Papsttums am sichersten verbürgen. Damals war es Francesco Crispi, der als italienischer Minister des Innern einer im Vatikan herrschenden Strömung gegenüber keinen Zweifel darüber obwalten ließ, daß das Kardinalskollegium, falls es sich aus dem Vatikan entfernte, um das Konklave im Auslande, in Frankreich oder in Spanien, zu versammeln, nicht wieder nach Rom zurückkehren würde. Kardinal Gioacchino Pecci war es dann, der in seiner Eigenschaft als Camerlengo sich durch eine geistliche Mittelsperson bei Francesco Crispi versicherte, daß das Konklave, aus dem er als Papst Leo XIII. hervorgehen sollte, in voller Freiheit seine Entschließungen fassen könnte. So durfte sogleich die bedeutsame Amtshandlung des Kardinal-Camerlengo, die ihn in mittelbare Beziehungen zur italienischen Regierung brachte, als einer jene „combinazioni“ angesehen werden, die in der Politik des Papsttums nur selten fehlen.

Als ein ausgezeichneter Diplomat hat Leo XIII. sich stets bewährt, und man begreift wohl, daß Fürst Bismarck ihm im Jahre 1885 in dem Streite mit Spanien über die Karolinen das Amt als Schiedsrichter übertrug. Wie weitab lag die Zeit, in der Pius IX. an Kaiser Wilhelm I. einen anmaßenden Brief geschrieben und in der Enzyklika vom 5. Februar 1875 die preußischen Maigesetze für ungültig erklärt hatte! Zwischen dem deutschen Kaiserhause und Papst Leo XIII. sollten sich dagegen herzliche Beziehungen entwickeln. Wie Kaiser Friedrich als Kronprinz bei seiner Rückkehr von der spanischen Reise im Vatikan einen willkommenen Besuch abstattete, unterließ auch Kaiser Wilhelm II. nicht, so oft er als Gast des italienischen Königshauses in Rom verweilte, beim Papste Leo XIII. sich einzufinden. Noch unlängst fand eine solche freundschaftliche Begegnung statt, bei der der deutsche Kaiser auch seine beiden ältesten Söhne dem Papste vorstellte. Besser als durch solche Akte der Courtoisie konnte die im Garantiengesetze verbürgte Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes nicht dargetan werden, zumal auch der König von England kurz zuvor dem Papste seinen Besuch abgestattet hatte.

Leo XIII. selbst hatte unmittelbar nach seiner Thronbesteigung, wie aus unanfechtbaren Mitteilungen des Pater Curci hervorgeht, die feste Absicht, die

Versöhnung zwischen Vatikan und Quirinal anzubahnen. In seiner ersten Enzyklika, deren Entwurf er dem ihm besonders befreundeten Pater Curci vorlegte, erwies er sich als italienischer Patriot, so daß der frühere Jesuit, der selbst ein überzeugter Anhänger des geeinten Königreiches Italien geworden war, der versöhnlichen Kundgebung des Nachfolgers Pius' IX. freudig zustimmte. Wie erstaunte er dann aber, als die Enzyklika in völlig veränderter Form erschien und einen lebhaften Protest gegen die Aufhebung der weltlichen Macht des Papsttums enthielt! In der Zwischenzeit waren die Unversöhnlichen im Vatikan eifrig am Werke gewesen. Damals wie heute ist das hauptsächliche Argument der Jesuiten und ihres Anhanges, der Petrospfennig werde sogleich versiegen oder doch im wesentlichen versagen, wenn die Vorstellung von der „Gefangenschaft des Papstes" authentisch entkräftet würde. Trotz der modernen Anschauungen Leos XIII. hat also bisher regelmäßig der „schwarze Papst", wie der Jesuitengeneral bezeichnet zu werden pflegt, den Sieg über den „weißen Papst" davongetragen, so oft es galt, einen Ausgleich zwischen dem Vatikan und dem Quirinal herbeizuführen. Auch hat Leo XIII. seit seiner Wahl im Konklave den Vatikan nicht mehr verlassen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird auch in Zukunft diese Überlieferung Pius' IX. nicht aufgegeben werden. Wiederum werden unter den „papabili" liberale, versöhnliche Kandidaten genannt, sehr bald vollzieht sich jedoch in solcher Hinsicht der Wandel, und von diesem Gesichtspunkte aus muß anerkannt werden, daß Leo XIII. innerhalb der ihm durch unüberwindliche Mächte gezogenen Schranken bemüht war, allzu scharfe Spitzen umzubiegen.

Der deutsche Reichstag, wie er aus den im Juni vollzogenen Wahlen und Stichwahlen hervorgegangen ist, wird eine wesentlich verstärkte sozialdemokratische Fraktion aufweisen. Nicht weniger als 81 Sozialdemokraten sind als Sieger aus dem Wahlkampfe hervorgegangen. Anderseits haben die Parteien, die bei der Annahme des Antrages Kardorff die Mehrheit bildeten, im wesentlichen ihren Besitzstand behauptet. So wird das Zentrum, das bisher ohne die Welfen 103 Mitglieder zählte, in der Stärke von 100 Abgeordneten zurückkehren, während die Konservativen, in derselben Anzahl wie früher, 52 Sitze, die Reichspartei 19 anstatt 20 und die Nationalliberalen 50 anstatt 53 Mandate erlangt haben. Die Verlustliste betrifft denn auch insbesondere die Freisinnige Vereinigung, die von 13 auf 9 Mitglieder, und die Freisinnige Volkspartei, die von 27 auf 21 zurückgegangen ist. Eine Verschiebung der Parteiverhältnisse hat also nicht so sehr von rechts nach links wie auf der Linken selbst zu Gunsten der Sozialdemokratie stattgefunden.

Besonders charakteristisch ist jedoch neben den Wahlerfolgen der Sozialdemokratie, für die im gesamten Reiche mehr als drei Millionen Stimmen abgegeben wurden, die Niederlage der Führer des Bundes der Landwirte. Darf aus diesen beiden Tatsachen ein Schluß gezogen werden, so lautet er dahin, daß die extremen agrarischen Forderungen eine entschiedene Zurückweisung erfahren haben, und daß die sozialdemokratische Losung: „Keine Brot- und Fleischverteuerung," im liberalen Feldlager insofern gewirkt hat, als zahlreiche Wähler, die sonst einer gemäßigteren Auffassung huldigten, nun die äußerste Konsequenz gezogen haben.

Als wichtigste Aufgabe des Reichstages erscheint die Erneuerung der Handelsverträge. In dieser Hinsicht hat sich die Lage der Regierung verbessert. Die Konservativen werden nicht mehr unter dem Hochdrucke der mit den früher beschlossenen Minimalzöllen auf Getreide noch nicht zufriedenen Führer des Bundes der Landwirte stehen, dessen klägliche Niederlage das stichhaltigste Argument für maßvolleres Vorgehen ist. Anderseits fehlt es nicht an Anzeichen, aus denen gefolgert werden darf, daß selbst innerhalb der Sozialdemokratie langfristige Handelsverträge, auch wenn sie nicht genau mit den früheren, vom Grafen von Caprivi abgeschlossenen, übereinstimmen, nicht unbedingte, allgemeine Zurück-

weisung erfahren werden. Herr von Vollmar hat sich bereits in solchem Sinne geäußert. Daß die Industrie langfristige Handelsverträge braucht, bedarf keines besonderen Beweises. Würde die Industrie dagegen gelähmt, müßten Fabriken geschlossen werden, so würden die Arbeiter dies sehr bald am eigenen Leibe empfinden, und hier ist das Korrektiv gegeben, das für manche Mitglieder der sozialdemokratischen Fraktion sich als maßgebend erweisen wird.

Von agrarischer Seite wird gegen diese Beweisführung allerdings geltend gemacht werden, daß die Fabrikarbeiter dann in die ländlichen Distrikte zurückkehren könnten, wo Arbeiternot herrsche. Die Erfahrung hat jedoch gezeigt, daß durch einen dauernden Rückgang der Industrie vielmehr die Auswanderung über das Weltmeer gefördert wird. Es darf daher gehofft werden, daß die dringlichste Aufgabe des Reichstages: die Erneuerung der Handelsverträge, in absehbarer Zeit ihre Lösung finden wird. Die Vorverhandlungen mit Rußland und der Schweiz sind nach zuverlässigen Mitteilungen bereits so weit gediehen, daß die von Kommissaren der beteiligten Regierungen weiter zu führenden Vorverhandlungen beginnen können. Bisher handelte es sich, nachdem die autonomen neuen Zolltarife ausgetauscht worden waren, um deren Vorprüfung durch Sachverständige. Da diese Vorprüfung nun abgeschlossen ist, sind die Kommissare Deutschlands und Rußlands in der Lage, ihre Einwendungen gegen die von der anderen Seite aufgestellten Zollsätze geltend zu machen, um zu einer Grundlage für die neuen Handelsverträge selbst zu gelangen. Dasselbe kommt für den neuen deutsch-schweizerischen Handelsvertrag in Betracht. Nicht überraschen kann, daß die Vorverhandlungen mit Österreich-Ungarn noch nicht so weit gediehen sind wie diejenigen mit Rußland. Durch die verworrenen parlamentarischen Verhältnisse in Ungarn und in Österreich, durch die jüngsten Ministerkrisen diesseits und jenseits der Leitha, sowie durch den mangelnden Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften ist eben auch das Zustandekommen eines Zolltarifs verhindert worden, der als Grundlage für die Vorverhandlungen unumgänglich notwendig ist. Es sind also nur Gründe der inneren Politik der österreichisch-ungarischen Monarchie, die als retardierende Momente bezeichnet werden müssen. Die Erneuerung des deutsch-italienischen Handelsvertrages wird, nach zuverlässigen Mitteilungen, kaum besondere Schwierigkeiten bereiten; auch hier blieb die italienische Regierung mit den notwendigen Vorarbeiten im Rückstande.

Einen wie bedeutsamen Teil des Arbeitspensums des Reichstages die Erneuerung der Handelsverträge immerhin bilden muß, wird er sich doch auch vor andere wichtige Aufgaben gestellt sehen. Eine besonnene Fortführung der Sozialpolitik ist unter anderem geboten. Wie Kaiser Wilhelm I. die Initiative zu einer segensreichen Sozialpolitik ergriff, hat die Reichsregierung stets daran festgehalten, daß Deutschland auf diesem Wege von keinem anderen Staate sich überholen lassen darf. Wofern die sozialdemokratische Fraktion ihre Aufgabe richtig erfaßt, muß sie im Interesse derjenigen, die sie im Parlament vertreten will, die Fortführung dieser Bestrebungen sich vor allem angelegen sein lassen.

Da Heeres- und Marineangelegenheiten den neuen deutschen Reichstag ebenfalls beschäftigen werden, entsteht die Frage, ob eine sichere Mehrheit in dieser Beziehung vorhanden sein wird. Konservative, Reichspartei und Nationalliberale verfügen zusammen über 121 Stimmen. Das Zentrum mit seinen 100 Stimmen wird jedoch in seiner überwiegenden Mehrheit in allen nationalen Fragen nicht versagen. Überdies hat auch die Freisinnige Vereinigung, die in der Angelegenheit des Zolltarifes eine ablehnende Haltung beobachtete, gerade in Heeresfragen sich früher bereits auf den nationalen Standpunkt gestellt. Da andere kleinere Gruppen im deutschen Reichstage, wenn man von der Deutschen Volkspartei, von Polen, Welfen und Elsässern absieht, der erforderlichen Verstärkung der deutschen Wehrkraft ebenfalls zustimmen werden, darf die Erwartung gehegt werden, daß das neue Parlament sich als „arbeitsfähig" bewähren wird. Den Abrüstungsplänen,

die bei Gelegenheit des vom Präsidenten der französischen Republik in London abgestatteten Besuches in ausländischen Blättern erörtert wurden, darf sicherlich keine Bedeutung beigemessen werden. In dieser Hinsicht genügt ein Hinweis auf die Entwicklung der Flotten Englands selbst, sowie der Vereinigten Staaten und Italiens.

Der Besuch, den das Geschwader der Vereinigten Staaten im Hafen von Kiel abstattete, bot den Anlaß zu einer Reihe von Kundgebungen, die für die vortrefflichen zwischen Deutschland und der Union bestehenden Beziehungen höchst bedeutsam sind. Bei einem Festmahle, das der Botschafter Tower in Kiel veranstaltete, führte er unter anderem aus, wie sehr gegenseitiges Verständnis auch zwischen Völkern durch persönlichen Verkehr gefördert werde und es das glückliche Ergebnis einer Gelegenheit wie der jetzigen sei, „daß Freunde die Bande der Freundschaft neu befestigen, was bei zwei so großen Mächten wie Deutschland und Amerika ein Segen für die ganze zivilisierte Welt ist".

Der Botschafter der Vereinigten Staaten, Tower, hat sicherlich, indem er solchen Empfindungen beredten Ausdruck verlieh, nicht bloß im eigenen Namen, sondern auch in demjenigen des Präsidenten Roosevelt gesprochen, dessen herzlichste Grüße und beste Wünsche er dann dem deutschen Kaiser übermittelte. Der warme Ton in der Rede des amerikanischen Botschafters ist auch deshalb bemerkenswert, weil es im Auslande nicht an Bemühungen fehlte, das freundschaftliche Verhältnis Deutschlands zu den Vereinigten Staaten als einseitig darzustellen. In England mußte man oft genug solchen Versuchen begegnen.

Kaiser Wilhelm konnte daher in seiner Erwiderung betonen, wie glücklich er sich schätze, daß seine Hoffnungen auf bessere gegenseitige Verständigung zwischen den beiden Ländern infolge des persönlichen Verkehrs, den Prinz Heinrich in den Vereinigten Staaten pflegen konnte, in großem Maße verwirklicht worden sind; und da ein Teil der englischen Presse, auch amerikanische Blätter, den wirtschaftlichen Wettkampf zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten als eine Gefahr am politischen Horizonte zu bezeichnen pflegen, muß es mit besonderer Genugtuung begrüßt werden, daß Kaiser Wilhelm alle solche Unterstellungen, wie folgt, entkräftete: „Rivalitäten auf dem Gebiete des Handels und Gewerbes werden immer vorhanden sein, aber die Kraft, die uns zusammenführt, ist zu stark, um das Entstehen eines Antagonismus zu erlauben. Es ist meine feste Überzeugung, daß die Hunderttausende von Deutschen, die in den Vereinigten Staaten leben und dort ihr gutes Fortkommen finden, und die sich dabei in ihrem Herzen die warme Liebe für ihr altes Vaterland bewahrt haben, den Weg ebnen für eine ungestörte Entwicklung unserer Beziehungen, die für unsere Länder von so hoher Bedeutung sind."

Der höchst erfreuliche Eindruck, der durch diese Ansprachen diesseits wie jenseits des Weltmeeres hervorgerufen wurde, ist noch durch die Telegramme verstärkt worden, die zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Präsidenten Roosevelt persönlich ausgetauscht wurden.

Unzweifelhaft werden diese Vorgänge in Kiel nicht bloß das amerikanische Volk von der aufrichtigen Freundschaft des deutschen Kaisers für die Vereinigten Staaten überzeugen, sondern sie müssen insbesondere bei den „Hunderttausenden von deutscher Geburt und deutscher Abstammung" jenseits des Weltmeeres einen lebhaften Widerhall finden. Bei der nächsten Präsidentenwahl in der Union werden diese Sympathien sicherlich zum deutlichen Ausdrucke gelangen. Kaiser Wilhelm rühmte Roosevelts Charakterstärke, dessen eisernen Willen, Hingebung für sein Land und unbeugsame Tatkraft. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, darf Roosevelt jetzt bereits als der aussichtsvolle republikanische Kandidat für die nächste Präsidentenwahl gelten. Sicherlich läßt er sich nicht durch den Aberglauben schrecken, daß bisher noch kein Vizepräsident, der durch den Tod des Präsidenten an die Spitze der Republik geführt wurde, durch Wahl nochmals zur Präsident-

schaft berufen wurde. Freilich ist davon die Rede, daß Grover Cleveland als demokratischer Kandidat Herrn Roosevelt entgegengestellt werden könnte. Nur handelt es sich nicht um einen Aberglauben, sondern gleichsam um eine republikanische Überlieferung, wenn eine dritte Kandidatur für die Präsidentschaft, wie sie im Falle Clevelands vorliegen würde, für aussichtslos erachtet wird. Ganz abgesehen von der Rivalität Bryans im demokratischen Feldlager wird Cleveland kaum die Neigung verspüren, sich einer Wahlniederlage auszusetzen. Roosevelt dagegen darf mit Sicherheit auf die Unterstützung des wesentlich in Betracht kommenden deutschen Elementes zählen.

Die englische Regierung hat jüngst ein Blaubuch veröffentlicht, in dem der zwischen der deutschen Reichsregierung und Großbritannien geführte Schriftwechsel über die kanadische Zollfrage enthalten ist. Von besonderer Bedeutung ist die Note des deutschen Staatssekretärs der Auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Richthofen, der mit zwingender Logik die tatsächlichen Verhältnisse, sowie den Rechtsstandpunkt darlegt. Von einer Unfreundlichkeit gegen Großbritannien konnte im deutsch-kanadischen Zollstreit ebensowenig die Rede sein wie von einer Einmischung Deutschlands in das Verhältnis zwischen England und seinen Kolonien. Von offiziöser deutscher Seite wird betont, daß in einer Unterredung mit dem englischen Botschafter in Berlin vertraulich geäußert worden ist, der deutsche Reichstag könnte bei einer weiteren Schädigung der deutschen Einfuhr seitens der britischen Kolonien es möglicherweise ablehnen, Großbritannien und dessen Kolonien oder einzelnen dieser Kolonien nach dem 31. Dezember d. J. die Sätze des deutschen Konventionaltarifs zuzubilligen. Hierin darf jedoch sicherlich keine Drohung gefunden werden. Vielmehr wird mit Fug und Recht darauf hingewiesen, daß die kaiserliche Regierung, als das Gesetz vom 29. Mai 1901 beraten wurde, wonach von der Anwendung des autonomen deutschen Zolltarifes auf England eine Ausnahme gemacht werden sollte, große Schwierigkeiten zu überwinden hatte, die Zustimmung des Reichstages überhaupt zu erlangen. Daß Chamberlain mit Rücksicht auf seine vielerörterten Zukunftsprojekte eines großbritischen Zollvereins das durchaus korrekte und unanfechtbare Verhalten Deutschlands in eine andere ihm vorteilhaftere Beleuchtung rücken möchte — diese Wahrnehmung drängt sich jedem unbefangenen Beurteiler auf. Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen, Freiherr von Richthofen, hat jedenfalls auch in dieser Angelegenheit seine erprobte Umsicht und nie versagende Sachkenntnis bewährt.

Nachschrift. Beim Abschluß dieses Heftes erhalten wir die Trauerkunde, daß Papst Leo XIII. am 20. Juli, nachmittags 4 Uhr, gestorben ist. Die katholische Kirche verliert in ihm einen ihrer edelsten Repräsentanten; aber auch darüber hinaus wird ihm der Ruf eines wohlmeinenden, gütigen und weisen Mannes folgen und bleiben. Man darf wohl sagen, daß die ganze gesittete Menschheit mit einer bis aufs äußerste gespannten Teilnahme Tag für Tag, Stunde für Stunde den Verlauf seiner Krankheit begleitet hat, der er mit fast wunderbar zu nennender Kraft Widerstand leistete, bis er, die Grenze des biblischen Alters so weit überschreitend, wie nur wenigen Sterblichen vergönnt ist, die Augen schloß, die, so lange sie wachten, in einer Welt voll von widerstreitenden Interessen und Meinungen, die Wege des Friedens und der Versöhnung suchten, wenngleich nicht immer fanden. — Hoffen wir, daß sein Nachfolger auf diesen Wegen weiter wandeln wird bis zum ersehnten Ziele!

Literarische Rundschau.

Ein Schlußwerk über Troja.

Troja und Ilion. — Ergebnisse der Ausgrabungen in den vorhistorischen und historischen Schichten von Ilion 1870—1894. Von Wilhelm Dörpfeld. Unter Mitwirkung von Alfred Brückner, Hans von Fritze, Alfred Götze, Hubert Schmidt, Wilhelm Wilberg, Hermann Winnefeld. — Mit 471 Abbildungen im Text, 68 Beilagen, 8 Tafeln. Athen, Beck & Barth. 1902.

In meisterhaft klaren und zuverlässigen Plänen, in lichtvollen und sachkundigen Texten breiten sich jetzt vor uns die Resultate eines mehr als dreißigjährigen Bemühens deutscher Energie und deutscher Wissenschaft um die Stätte des homerischen Troja aus. Auf absehbare Zeit hinaus wird das neue Werk, das eine Fülle der älteren Literatur verarbeitet, ersetzt, erledigt, als Abschluß und Krönung aller früheren Leistungen zu gelten haben. Es bedeutet aber auch ein dauerndes historisches Denkmal für die Forschung selber, aus der es hervorgegangen ist. Denn nirgends läßt sich an einem einheitlichen Objekte die allmähliche Verfeinerung des wissenschaftlichen Experimentes im Gebrauch des Spatens, das methodische Fortschreiten in der Betrachtung und Verwertung der Baureste und Einzelfunde so deutlich und ausführlich verfolgen wie an der Ausgrabungsgeschichte des Hügels Hissarlik.

Mit dem Beginn der Operationen durch Heinrich Schliemann (im Jahre 1870) waren von vornherein unschätzbare, wenn auch zunächst nur überwiegend materielle Vorbedingungen gegeben, über die der merkwürdige Mann ohne Erlahmen bis an sein Ende verfügte: unbeschränkte Mittel, rastlose Energie, Überzeugungstreue und ein praktischer Blick, der ihn denn auch gleich den richtigen Punkt für seine Grabungen in der troischen Ebene finden ließ. Auf eine höhere wissenschaftliche Staffel hob sie dann im Jahre 1879 Rudolf Virchow; in der Tat hätte sich damals ein geeigneterer Beirat nicht denken lassen als der des Prähistorikers und Anthropologen. Eine genauere kritische Sichtung des architektonischen Bestandes begann im Jahre 1882 mit dem Eintritt Wilhelm Dörpfelds, eines Mitarbeiters, dessen unvergleichliche Veranlagung für tatsächliche Beobachtung durch die Schule der Ausgrabungen von Olympia bereits zur Meisterschaft entwickelt worden war. Dörpfeld war es denn auch, der nach Schliemanns (im Dezember 1890 erfolgtem) Tode eine vierte und letzte Epoche der Ausgrabungen unter Hinzuziehung jüngerer Archäologen, Prähistoriker und Architekten selbständig leitete. Mit ihr erstanden erst in voller Klarheit diejenigen Burgmauern und Gebäude, welche dem Zeitalter des trojanischen Krieges wirklich entsprechen. Das vorliegende Buch ist die unmittelbare Frucht dieser jüngsten Funde; es durfte dem deutschen Kaiser gewidmet werden, der für die Unternehmungen auf Hissarlik lebhaftes Interesse bekundet und für einen würdigen Abschluß derselben bedeutende Mittel gespendet hatte.

Schon von einem lediglich formalen Standpunkte aus ist es nicht ohne Reiz, zu verfolgen, wie sich eine anscheinend schier unentwirrbare Masse über- und nebeneinandergelagerter Kulturschichten und Baureste auf die Winke unseres Wegweisers hin nach Epochen ordnet und gliedert; wie in langen, oft unterbrochenen Zeiträumen von mehr als drei Jahrtausenden menschliche Bewohnung von dem Boden eines flachen Felshügels aus die früheren unvollkommneren Konstruktionen immer wieder unter sich ließ, um sich schließlich zu einer Schutthöhe von mindestens 40 Fuß aufzutürmen. Nicht weniger als neun Ansiedlungen lassen sich heute, wie es Ähnliches an keinem Orte der Welt gibt, in meist vertikaler Aufeinanderfolge aus der Beschaffenheit der Strata, der Bautechnik und der Begleitfunde vollkommen deutlich unterscheiden. Sie verteilen sich auf drei Hauptepochen, deren älteste und ausgedehnteste für uns durchaus noch unter dem Begriff der „Prähistorie" steht, während eine mittlere, noch immer dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend angehörige durch ihre griechischen Analogien in das „mykenische" oder „homerische" Zeitalter verwiesen wird und erst die jüngste der rein hellenischen und römischen Periode zufällt.

Die primitive Kultur der ältesten Zeit hat an Interesse unendlich gewonnen, seitdem ihre wissenschaftliche Verwertung aus dem Stadium vager prähistorischer Vergleiche herausgetreten ist, die ihrer Eigenart nicht gerecht zu werden vermochten: sehr verwandte Produkte, namentlich Tongefäße aus benachbarten asiatischen und europäischen Fundorten, gestatten es heute, die ganze Erscheinung mit der großen Völkerfamilie der Thrako-Phryger in Zusammenhang zu bringen und dadurch historisch bereits nahegelegte Voraussetzungen neu zu befestigen.

Die „mykenische" oder „homerische" Burg mit ihren stattlichen Festungsmauern und größeren Gebäuden war eine Überraschung, welche Schliemann nicht mehr erlebt hat. Man hatte sich früher gewöhnt, die „zweite" und größte prähistorische Ansiedlung, die tatsächlich einmal durch eine große Feuersbrunst vernichtet worden war, für das „Troja" Homers zu halten und anzunehmen, daß die Neuerungen der „mykenischen" Kultur bis zu dieser Stätte eben nicht gedrungen waren. Dörpfelds glänzende Entdeckung ist um so erfreulicher, als dadurch für manche erst die letzten Zweifel daran beseitigt werden dürften, daß auf dem Hügel Hissarlik wirklich zu allen Zeiten der starke Landesvorort lag, neben dem in der Skamanderebene kein anderer in Betracht kam; daß also die Sage vom trojanischen Kriege und somit das homerische Epos, soweit sie überhaupt einen realen Anknüpfungspunkt hatten, nur von dieser Stätte reden konnten.

In der Tat müssen sich die ersten Triebe der Dichtung um dieses Zentrum gerankt haben; sicherlich waren (man vergleiche jetzt die beachtenswerten Ausführungen des Mitarbeiters A. Brückner S. 567 ff.) griechische Ansiedler zeitig genug zur Stelle, um dort die Keime des Heldenliedes zu entwickeln. Ob ihnen selber einstige Berennung oder Überwindung der Veste die Anregung dazu lieferte, kann nicht entschieden werden. Diese Veste aber präsentierte sich und präsentiert sich heute wieder nur als die starke „Burg eines Gaugrafen", wie man sie passend genannt hat. Erreicht sie doch mit etwa 200 Meter Länge und 150 Meter Breite noch nicht den Flächenraum des Berliner Lustgartens. Solchen Verhältnissen müssen denn auch im Rahmen der Sage die ältesten Aufgebote und Kriegstaten entsprochen haben, bis der Ruhm dieser Unternehmungen immer weitere Kreise zog und sie im Munde der Sänger immer größere Dimensionen annahmen. Neue Helden und Heerscharen wurden aus näheren und ferneren Griechensitzen hinzugetragen, und damit wuchs naturgemäß auch die Macht und Größe des Gegners. Troja ist jetzt eine „große", „breitstraßige" Stadt mit einer Akropolis und mehreren Tempeln. König Priamos wohnt in einem Palaste, der noch für seine Töchter und fünfzig verheiratete Söhne Platz bot. Außer seinen Mannen, Fußvolk und Wagen, rasten hinter den Mauern auch die Scharen der Bundesgenossen.

Wir halten es für ein ebenso vergebliches wie unnützes Bemühen, diese Vorstellungen, die das Epos erweckt, mit den Tatsachen in Einklang bringen zu wollen.

Gewiß müssen wir es als eine glückliche Fügung preisen, daß dieser nüchterne Gedanke nicht der Gedanke Schliemanns war. Hätte ihm nicht die verführerische Anschaulichkeit der Dichtung von Kindheit an eine versunkene Wirklichkeit vorgespiegelt, so wäre wohl nie ans Licht gekommen, was an Troja zu lernen ist. Aber die weittragenden Ergebnisse der Ausgrabungen bedürfen keines künstlichen Nimbus mehr und verlieren nicht im mindesten an Wert, wenn man heute eingesteht, daß sie die Schilderungen des Heldengesanges in keinem Punkte illustrieren oder ergänzen. Schon in den erkennbar ältesten Teilen der Ilias ist Troja eine Phantasiestadt, und was sich an Realitäten unverwischt erhalten hat, die richtige Zeichnung des landschaftlichen Hintergrundes und der allgemeinen örtlichen Verhältnisse, lag bereits vor aller Ausgrabung zu Tage.

Die Kluft zu überbrücken, welche hier Dichtung und Wahrheit scheidet, sah schon Virchow vor mehr als zwanzig Jahren kein anderes Mittel als die Hilfskräfte des Empfindens: „Berauben wir uns doch nicht ganz unnötigerweise aller Poesie. Wir, die Kinder einer harten und oft recht prosaischen Zeit, wir wollen uns doch das Recht vorbehalten, die Bilder, welche unsere jugendliche Phantasie erfüllt haben, auch in unserem Alter wieder heraufzubeschwören." Dabei wird es auch heute bleiben müssen. Die Gebilde des Liedes soll man nicht mit dem Spaten erschürfen wollen. Man sollte keine Fragen nach dem Hause des Paris aufwerfen, nicht den Lauf des Achilleus und Hektor um die Stadtmauer ausmessen wollen. Zu solchen und ähnlichen Versuchen, einige Stücke realen Bodens wiederzugewinnen, wie sie Dörpfeld im X. Abschnitt des Buches anstellt, liefert auch die Entdeckung der „mykenischen" Burg keine höhere Berechtigung. Indes, diese Einwendungen bewegen sich auf einem Boden, welchen der Verfasser erst am Schluß seines Werkes betritt, und es braucht kaum gesagt zu werden, daß durch jene die uneingeschränkte Anerkennung der Leistungen Dörpfelds und seiner Mitarbeiter auf ihrem eigentlichen Gebiete in keiner Weise berührt wird.

eq.

Florenz und Rom.

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandi. Zweite Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1903.

So oft und so viel man auch von den Menschen und den Werken der Renaissance gelesen haben mag, man wird nicht müde, immer aufs neue davon zu lesen; liebenswürdiger aber, anmutiger und lebensvoller als in diesem Buche könnten das Wiedererwachen der Geister aus den erstarrten Formen des Mittelalters zu einer zweiten Jugend, ihr unwiderstehlicher Zauber, ihre unvergängliche Schönheit schwerlich dargestellt werden. Dieses Urteil wird durch die günstige Aufnahme bestätigt, die das Buch bereits in weiteren Kreisen gefunden hat: kaum drei Jahre nach seinem ersten Erscheinen liegt es in zweiter Auflage vor. In dem Geleitwort zu dieser sagt, allzu bescheiden, der Verfasser, daß er „mehr als Anregungen und Erinnerungen nicht zu bieten wage"; doch in der Tat gibt er mehr: von Fach Historiker, zeichnet er mit sicherer Hand den politischen und sittengeschichtlichen Hintergrund der Zeit; aber keine der mächtigen, aus den mannigfachsten Impulsen entsprungenen Strömungen, die sich in ihr zu reiner Harmonie vereinten, ist ihm fremd, und mit gleicher Beherrschung des Stoffes charakterisiert er die schöpferischen Kräfte wie in Kirche, Staat und Gesellschaft, so in Wissenschaft, Dichtung und bildender Kunst. Allerdings nicht um Spezialuntersuchungen und deren etwa neue Ergebnisse handelt

es sich; sondern auf Grund des vorhandenen Materials, über dessen fast unabsehbaren Reichtum uns die Anmerkungen am Schluß und das Verzeichnis der besprochenen Kunstwerke einen annähernden Ausweis geben, erhalten wir ein künstlerisch disponiertes Gesamtbild, in dem jeder Zug echt ist. Einen Hauch der Renaissance selbst vermeint man in diesen Blättern zu spüren. Ja, durch sein Äußeres schon erweckt und verstärkt das Buch diesen Eindruck: Papier und Typen erinnern an die schönen Drucke jener Zeit; die Leisten und Zierstücke, Initialen und Einband lehnen sich eng an die besten Muster der Renaissance, und ein Dante-Bildnis, das Faksimile eines Holzschnitts aus dem 16. Jahrhundert, schließt auf der letzten Seite das Ganze würdig ab. Hier, wenn irgendwo, darf wirklich von dem heutzutage so vielfach mißbrauchten „Buchschmuck" geredet werden. Wann aber werden wir dahin gelangen, daß einem Buche von dieser Art das Sach- und Namensregister nicht fehle? Auch hier haben wir es vermißt.

Wenn es dem Verfasser gelungen ist, in verhältnismäßig engem Rahmen eine solche Fülle der Gestalten und Abfolge der Begebenheiten anschaulich vorzuführen, so darf dies nicht am wenigsten wohl dem glücklichen Gedanken mit zugeschrieben werden, daß er sich auf die räumliche Begrenzung von Florenz und Rom beschränkt hat. In Florenz begann, in Rom vollendete sich das Zeitalter der Renaissance; hier und dort begegnen „alle ganz großen Geister der Renaissance, von Dante bis Michelangelo". Venedig, Mailand, Neapel, das Mantua der Gonzaga, und all die anderen zahllosen Stätten ihrer Kultur bleiben außer Betracht oder doch so weit, als sie nicht in Beziehung gebracht werden zu der großartigen Entwicklung, zu der sie freilich alle kontribuiert haben. So werden die kunstsinnigen Höfe des mittleren Italiens berührt, die hochsinnigste Fürstin der Renaissance, „la prima donna del mondo", Isabelle von Este, Gemahlin des Francesco Gonzaga zu Mantua gewürdigt; so wird, anknüpfend an den Besuch Julius II., Urbino, der Ursprungsort des „Cortegiano" und die Heimat Raffaels, so Ferrara geschildert, die Stadt der Este, Ariosts und Tassos, der ja schließlich auch nach Rom gekommen ist, wenn auch nur, um dort, auf der Höhe von Sant Onofrio, zu sterben.

Doch wie, nach den Worten des Verfassers, innerhalb dieses Zeitraumes nur die Geschichte von Florenz und Rom etwas in sich Abgeschlossenes hat, so könnten wir uns diese Bewegung der Geister, die das damalige Italien erfüllte, von da weitergehend die ganze Kulturwelt ergriff und ihre Bildung bis auf den heutigen Tag beeinflußt, nicht denken, wir könnten sie nicht verstehen ohne die Geschichte der politischen, kirchlichen und sozialen Kämpfe, die in Florenz von der demokratischen Republik zum Prinzipat, in Rom von der weltlichen Staatsgründung zum Mäcenat der Papstfürsten geführt haben.

Über Florenz leuchtet das Frührot der Renaissance, sie war bürgerlichen Ursprunges, wie das Geschlecht der Medici. Sie hat hier das Bodenwüchsige, das Heimatmäßige, das ihr in Rom fehlt. Cimabue, auf dessen unvollkommene Versuche die Anfänge der neueren Kunst zurückweisen, war Florentiner. Florentiner waren die Maler, die Bildhauer, die Baumeister, die ihrer Vaterstadt die unsterblichen Werke gaben. Dante und Boccaccio waren Florentiner, Petrarca aus dem benachbarten Arezzo. Lionardo da Vinci, „der Idealmensch des Quattrocento", und sein Zeitgenosse Machiavelli waren Florentiner; von den beiden, durch welche die Kunst der Renaissance in Rom zur Mittagshöhe stieg, war der eine, Michelangelo, Florentiner, der andere, Raffael, aus der Florentiner Schule gekommen, und sogar diejenigen, die vor ihnen den vatikanischen Palast, die Kapelle San Lorenzo und die sixtinische Kapelle mit Fresken geschmückt hatten, waren der Mehrzahl nach Florentiner (Fra Angelico, Rosselli, Sandro Botticelli, Domenico Ghirlandajo).

Die Florentiner Gesellschaft hatte nicht den weiten politischen Horizont wie die zu Rom, aber sie war individueller; vor allem: sie besaß ein Element, das in gleichem Maße, nach Lage der Dinge, dort nicht hervortreten konnte, das weibliche.

Der Verfasser erinnert an den Tadel, den Boccaccio seiner Pampinea in den Mund legt, daß die Frauen, die weder mit gebildeten Damen noch mit vernünftigen Männern reden können, sich darauf noch gar etwas zu gute tun wie auf ein Zeichen der Unschuld, und was leere Dummheit ist, Ehrbarkeit nennen, „als wenn es sonst keine ehrbaren Frauen gäbe als die, die sich bloß mit Kammerfrau, Wäscherin und Köchin unterhalten können". Klingt das nicht ganz modern, wie wenn es heute gesprochen wäre? — „In der Tat spielen die Frauen," fährt der Verfasser fort, „die ganze Renaissance hindurch eine maßgebende Rolle in der Gesellschaft und damit im Gange der Kultur. Sie sind dem Manne ebenbürtig an Bildung und Leistungen. Sie nehmen dafür dieselbe Freiheit der Bewegung in Anspruch wie der Mann . . . und die Zeit hatte so viel Geschmack und so viel menschliches Gefühl, daß sie der vollentwickelten Frau wohl die Gleichberechtigung, niemals die Verwechselung mit dem Manne gestattete." Also keine Rede von dem emanzipierten Weib unserer Tage, das mit kurzgeschorenem Haar und rundem Hut in Mannskleidung einhergeht und die Augen der Polizei auf sich lenkt. Hören wir, was der edle Florentiner, Architekt und Humanist Leone Battista Alberti, seinem Sohne Guglielmo erwidert, der die Mutter als eine ungewöhnlich tugendhafte Frau preist: „Gewiß, doch wäre sie es so nicht gewesen ohne meine Erziehung. Von ihrer Mutter hatte sie nur Spinnen, Nähen und Gehorchen gelernt; ich bildete sie aus zur hochverständigen Gebieterin im Hause." Hierauf erzählt er weiter, wie er sie nicht lange nach der Hochzeit bei der Hand genommen, um ihr das ganze Haus mit allen Dingen, allen Vorräten, allen Kostbarkeiten zu zeigen und ihrer Sorge zu übergeben. Dann seien sie vor dem Hausaltar niedergekniet und hätten „Gott um ein gemeinsames einträchtiges Leben, um Freude an dem Unseren und viele Söhne gebeten; für mich erflehten wir Freundschaft und Ruhm bei den Menschen, für meine Frau Ehre und Wirtschaftlichkeit im Hause."

Wie die Renaissance der Kunst, so fand auch die mit ihr eng verschwisterte Neuerweckung der klassischen, namentlich der griechischen Literatur, in Florenz die früheste und die wirksamste Förderung. Eine Platonische Akademie, wie sie sich in der Mediceer-Villa zu Careggi versammelte, wäre kaum möglich gewesen in Rom, wo wir vielmehr ihre Karrikatur gleichsam zu erblicken meinen in dem „bugiale", dem berüchtigten „Lügenstübchen" der päpstlichen Notare und Sekretäre, in dem diese Leute sich „von den Phrasen ihres Berufes durch witzige, aber schmutzige, aus dem niedrigsten Leben gegriffene Geschichtchen unterhalten." Wer dagegen kann heute noch in der von Baumwipfeln umrauschten Loggia der Villa Medicea sinnend rasten oder durch ihre wohlerhaltenen, wie vom Licht eines Sonnenunterganges erfüllten Räume schreiten, ohne der erhabenen, in Dichtkunst und Wissenschaft ausgezeichneten Männer zu gedenken, die sich hier um Cosimo, den Alten, „pater patriae", und spät noch um seinen Enkel, Lorenzo Magnifico, zusammenfanden? „Nach wie vor umfaßte die Platonische Akademie die vornehmsten Geister. In ihr wurde alles gepflegt, was die Florentiner Geselligkeit seit einem Jahrhundert über das Triviale hinausgehoben hatte . . . Man traf sich in den prächtigen Landhäusern der Umgegend, meist in Careggi. Man hielt schlichte Zusammenkünfte auf blumiger Wiese oder man steigerte die Geselligkeit nach Vorbild des platonischen Symposion zum Bankett." Ein solches ward regelmäßig am 7. November, dem Geburts- und Todestage Platos, abgehalten, und der Verfasser fügt die Bemerkung hinzu, daß, wie die gelehrten Gesellschaften des Abendlandes sich fortan nach dieser erneuten Akademie nannten, so gleichfalls auf sie die Zentenar- und ähnlichen Feiern von Gedenktagen zurückzuführen sind, nur daß sie, die jetzt immer häufiger und lauter werden, nicht immer auch einem Plato gelten.

Die Schönheit des Menschen ist für die Kunst der Renaissance das höchste Ziel, aber erst durch die platonischen Ideen, die der Humanismus wieder erweckt und neugestaltet, wird diese Schönheit geheiligt. Sie bedarf einer gleichgestimmten Umgebung; das Unentbehrliche wird geadelt, jedes Ding des täglichen Gebrauchs,

Tracht und Wohnung haben etwas Festliches. Es ist bemerkenswert, mit welcher Vorliebe gerade die Humanisten die Räume schildern, in denen ihre Symposien stattfanden; und der größte von ihnen, Erasmus von Rotterdam, der in Italien nur ein Fremder war und in seinem unsteten Leben niemals ein eigenes Haus besessen hat, erträumt sich wenigstens eins in dem idyllischen Landsitz, in den er sein „Religiöses Gastmahl" verlegt: eine Villa, mitten in einem herrlichen Garten, ein Speisesaal, der mit drei Fenstern ins Grüne schaut, ein Studierzimmer, das geheizt werden kann, eine Bibliothek mit den Porträts berühmter Autoren, offene Balkons, schattige Loggien, gedeckte Wandelgänge — Blumen und Bilder überall, ein Renaissanceheim, wie der nordische Wandersmann es dort unten im Süden oft gesehen haben mag, und in seiner nach Ruhe verlangenden Seele noch einmal zurückgerufen hat.

Den Menschen auf der Erde wieder heimisch zu machen, ihn zu lehren, das Dasein mit Schönheit zu schmücken und es freudig zu genießen: das ist der Renaissance tiefster Sinn, ein gesunder Naturalismus, der gerade Gegensatz zu dem Spiritualismus und der Askese des Mittelalters, das sich von der Natur abgewandt hatte. Diese Rückkehr zu der Natur, die einem seelischen Bedürfnis entsprang, bestimmte zugleich das Verhältnis der Renaissance zur Antike, das nicht auf Nachahmung beruhte: sie fand in ihr und sie nahm aus ihr nur, was ihrem eigensten, innersten Wesen verwandt war. In dieser großen Erkenntnis, daß die Gesetze der Natur gültig seien auch für das menschliche Leben und ihre Schönheit das Vorbild der Kunst, trafen beide zusammen, und nur so kann die Renaissance richtig verstanden werden als die Wiedergeburt des klassischen Altertums. Daß ihr das goldene Zeitalter in Rom erblüht, ist nicht aus dem Reichtum der Marmorschätze, den kolossalen Resten der Antike zu erklären. So wenig wie diese ist die Renaissance auf römischem Boden aus sich selbst erwachsen; während wir in Florenz sie sich aus dem Trecento entwickeln und im Quattrocento ausleben sehen, ist sie, wie vordem die griechische Kunst, nach Rom als etwas Fertiges von außen gekommen und ebenso wieder vorübergegangen. Florenz ist die Stadt der Renaissance geblieben, ist es noch heute. „Das 15. Jahrhundert steht uns in Florenz noch immer leibhaftig vor Augen," sagt Wölfflin in der Einleitung zu seinem unvergleichlich anregenden Buch „Die klassische Kunst". Der großen Renaissancebewegung, die mit Dante anhebt, ist in Florenz nichts vorausgegangen und nichts nachgefolgt, was mit dieser Periode sich messen könnte. Rom aber ist nicht die Stadt nur einer Entwicklungsphase, es umfaßt sie alle; nicht durch ein paar Jahrhunderte, durch die Jahrtausende wandelt man hier, und darin beruht sein Zauber, das Geheimnis seiner Macht über die Menschheit. „Ewige Roma!" ruft der Verfasser aus. „Auch die Renaissance ist in dieser Stadt nur eine Episode. Denn die Gewähr des Ewigen liegt hier in der ungeheuren Unbeständigkeit der Lebensformen und Ideen. In immer neuer Gestalt ist die Herrschaft auf diesen Hügeln vom Kapitol zum Palatin, zum Vatikan, zum Quirinal gezogen. Ein Jahrtausend lang sind die Leute auf das Forum geströmt der Geschäfte halber; ein zweites Jahrtausend lang zu San Giovanni in Laterano, Santa Maria Maggiore und den anderen Hauptkirchen, um ihres Seelenheils willen; und in dem dritten Jahrtausend, in dem wir stehen, wallfahren die Pilgerzüge der ganzen Welt in das Haus des Papstes zu den höchsten Kunstwerken der Renaissance."

Mit dem Tode Lorenzos des Prächtigen, dem zeitweiligen Sturz der mediceischen Herrschaft und der Bußpredigt Savonarolas naht sich das Quattrocento seinem Ende, und es schließt, umlodert von den Flammen des Scheiterhaufens, die den furchtbaren Feind der „heidnischen Renaissance", jenen Mönch von San Marco, verzehrten. Damit schließt auch die große Zeit von Florenz. Wohl schuf noch unter dem Eindruck der erschütternden Katastrophe, die ihn bestimmte, Mönch zu werden, Fra Bartolommeo seine grandiosen Bilder, und wer könnte vor den Fresken Andrea del Sartos stehen, ohne noch einmal von der ganzen Anmut und

Liebenswürdigkeit, dem ganzen Formen- und Farbenreichtum Florentiner Kunst ergriffen zu sein? Aber doch ging mit dem beginnenden Cinquecento die Führung von Florenz auf Rom über, und unter dem größten Fürsten dieses Jahrhunderts, dem „papa terribile", Julius II., und seinem Nachfolger auf Petri Stuhl, Leo X., dem Mediceer, wetteifern nun Raffael und Michelangelo miteinander, schaffen sie ihre am meisten bewunderten Werke, erreichen sie ihren höchsten Ruhm, machen sie Rom zur „Königin der Renaissance". Die Zeit dieses Glanzes, der „klassischen Kunst", wie Wölfflin sie nennt, umspannt nur etwa fünfundzwanzig Jahre; 1520 stirbt Raffael, 1521 Leo X., und unter dem zweiten Mediceerpapst, Clemens VII., naht (1527) das Verhängnis, der „Sacco di Roma", die große Plünderung und Verwüstung, die Rom zu einem Schauplatz des Grauens und Entsetzens macht und das Ende der Renaissance bezeichnet. Höchst dramatisch wird in unserem Buche diese Katastrophe geschildert: wie das Reichsheer, getrieben von „den widersprechendsten Regungen der Kaisertreue, des spanischen Stolzes, der evangelischen Leidenschaften" sich heranwälzt und dann, seiner besten Führer beraubt, zuletzt ganz führerlos, hungernd und beutelüstig sich auf die Stadt stürzt, in welcher zumal der deutsche Landsknecht nicht die lichte Stätte der Renaissance, sondern nur das verruchte, gleißende Babel sieht. Da senkt sich der Schleier herab, der die Herrlichkeit Roms abermals vor den Augen der Welt verhüllt, und über dem Forum lagert sich der Schutthügel, auf dem jahrhundertelang die Bauern der Campagna, wenn sie zur Stadt kommen, ihre Ochsenwagen ausspannen.

Einsam, als Letzter alle seine Zeitgenossen überlebend, ein Neunzigjähriger fast, arbeitete Michelangelo noch immer in seiner Werkstatt am Macel de' Corvi, nicht weit vom Trajansforum. Kampf war sein Leben gewesen, von vieler Bitternis erfüllt, nicht wenige seiner Pläne hat ein widriges Geschick durchkreuzt, und er, der Größte von allen Großen der Renaissance, ragt noch hinein in das beginnende Zeitalter des Barock, das aus seinen kolossalen Schöpfungen hervorgegangen ist. Die ungeheure Prachtentfaltung der römischen Kirche trat an die Stelle der reinen Kunst, und das Langhaus von St. Peter mit seiner barocken Fassade verdeckte Michelangelos Kuppel. Aber von einem der Hügel gesehen, wölbt sie sich doch hoch über dem Häusergewirr von Rom, über all seinen Kirchen und Palästen — und wie sie das Erste ist, was der Ankommende „froh" begrüßt, so ist sie auch das Letzte, an dem der Blick des Scheidenden sehnsuchtsvoll hängt. Ja, Rom ist die Stadt unserer ewigen Sehnsucht; aber vergessen wir nicht, was Florenz ihr gegeben, und nicht allein in künstlerischer Hinsicht. War es nicht Florenz auch, von dem aus das Königreich Italien, der Traum aller Patrioten seit Dantes Tagen, seinen Einzug in Rom hielt? Und so schließt sich dort, am Arno, wirklich nach Verlauf von drei Jahrhunderten an die Renaissance das „Risorgimento" — wie Petrarca es vorausgesagt in den Versen der sechzehnten Kanzone, mit denen Machiavelli sein Buch vom „Fürsten" beendet:

In Waffen einst wird Tugend
Erkämpfen, was durch blinde Wut verdorben:
Denn in Italiens Jugend
Ist noch die alte Kraft nicht ausgestorben.

J. R.

γ. **Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71.** Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger. 1903.

Die Briefe, welche Bismarck aus dem französischen Krieg an seine Gattin geschrieben hatte, waren bei Herausgabe der bekannten Briefsammlung 1900 nicht aufzufinden gewesen. Jetzt sind sie glücklicherweise doch noch entdeckt worden und erscheinen als besonderes Bändchen im Format und Druck des Hauptwerks. Es sind 79 Nummern auf 88 Seiten. Im Anhang sind noch 10 Briefe aus den Jahren 1867/73 beigefügt, welche zuerst in der „Gartenlaube" vom Jahre 1902 veröffentlicht waren. Die Briefe legen wieder von dem innigen Verhältnis Bismarcks zu seiner Frau und seinen Kindern Zeugnis ab und lassen auch auf seinen Patriotismus, seine urkräftige und treffende Auffassung von Menschen und Dingen, seine unerschütterliche Frömmigkeit helle Streiflichter fallen. Natürlich erhält man auch Beiträge zur Geschichte der großen Ereignisse; so lesen wir S. 46, daß die überaus rücksichtsvolle Behandlung Napoleons auf Wilhelmshöhe nicht durchaus auf königlichen Befehl beruhte. Napoleon sollte ursprünglich für Küche, Stall und Livree selbst sorgen; aus Berlin kam aber alles für ihn an, und so verkaufte er schnell seine eigenen Sachen, um zu sparen. „Im übrigen ist uns ein gutbehandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes. Die Franzosen müssen ungewiß bleiben, ob sie ihn wieder bekommen; das fördert ihre Zwistigkeiten." Die Angabe S. 88, daß nach dem Einzug in Paris beim Zapfenstreich Tausende von Parisern den deutschen Soldaten „im Arm folgten", hat in französischen Blättern entrüsteten Widerspruch hervorgerufen und wird in der Tat wohl nur auf ganz vereinzelte Vorkommnisse sich stützen.

πβ. **Choiseul et Voltaire,** d'après les lettres inédites du duc de Choiseul à Voltaire, par Pierre Calmettes. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1902.

Man kannte bisher 17 Briefe Voltaires an den Minister Choiseul: P. Calmettes hatte das Glück, in einem Sammelbande Abschriften von 46 Briefen Choiseuls an Voltaire aufzufinden, die den Jahren 1759—1770 angehören. Er veröffentlicht die gefundenen Briefe in einem schmucken Bändchen und erläutert sie durch einen verbindenden Text, durch zahlreiche Anmerkungen und durch Pièces justificatives. Mußte aus den 46 Briefen gleich ein Buch gemacht werden? Wir möchten doch mit „Ja" antworten. In der Tat ist der Inhalt dieses Briefwechsels ebenso bedeutsam wie die Form charakteristisch. Einer der berühmtesten Minister des alten Frankreich unterhält sich mit dem größten französischen Dichter seiner Zeit über dessen literarische Tätigkeit, über den Fall Calas, die französische Kolonialpolitik, über Jean-Jacques Rousseau und die Unruhen in Genf; vor allem aber: er benutzt ihn als politischen Agenten, um mitten im Schlachtenlärm des Siebenjährigen Krieges still und heimlich sich einen Zugang zu König Friedrich dem Großen zu bahnen, aus dessen Hand der Lenker der französischen Politik den Frieden sehnlich erwartete. Nichts interessanter als gerade diese Briefe, die giftiger Schmähungen gegen König Friedrich voll sind und dabei doch etwas wie einen dépit amoureux durchblicken lassen; denn Choiseul dürstet nach einem Worte der Anerkennung von König Friedrich, der die Annäherungsversuche seines frivolen Gegners mit verächtlichem Hohne zurückstößt. Frivol aber bleibt Choiseul allezeit, ob er über Friedrichs Heldenkampf gegen eine Welt von Feinden spottet oder über den Verlust französischer Kolonien an die Engländer witzelt; nur zuweilen kommt ihm die Erkenntnis von der Verderblichkeit der Allianz Frankreichs mit Österreich und von den Vorzügen eines Bundes mit Preußen. So ist dieser Briefwechsel zugleich ein nicht unwichtiger Beitrag zur Geschichte der auswärtigen Politik des Ancien Régime und zur Charakteristik eines ihrer bekanntesten Vertreter.

πβ. **Le gouverneur d'un prince.** Frédéric César de Laharpe et Alexandre Ier de Russie. D'après les manuscrits inédits de F. C. de Laharpe, et les sources russes les plus récentes. Avec deux portraits. Lausanne, Paris, Fribourg en Brisgau. Ohne Jahr. (1902.)

In einer kürzlich in dieser Zeitschrift veröffentlichten Abhandlung über die Beziehungen Rußlands zu Preußen im 19. Jahrhundert wurde auch der widerspruchsvolle Charakter Kaiser Alexanders I. und „die schillernde Vielfältigkeit seines Wesens" hervorgehoben. Es ist ein Verdienst des vorliegenden Buches, helles Licht über die Anfänge dieser Charakterbildung desjenigen Monarchen zu verbreiten, der im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts neben Napoleon ohne Frage den entscheidendsten Einfluß auf die Weltgeschicke ausgeübt hat. Der ungenannte Verfasser konnte für seine Arbeit, außer der bei uns wenig bekannten neueren russischen Geschichtsliteratur, insbesondere der vortrefflichen Biographie Alexanders von dem kürzlich verstorbenen General Schilder, hauptsächlich die handschriftlichen Ausarbeitungen benutzen, die Alexanders Erzieher, der Waadtländer Laharpe, dem Unterricht in der Geschichte zu Grunde legte. Sie werden hier vollständig mitgeteilt. Blättern wir in diesen Heften und lernen wir zugleich an der Hand des Verf. die Umgebung und die Einflüsse kennen, unter denen Alexander heranwuchs, so sehen wir uns staunend in einer Welt von Gegensätzen, aus der eben ein so widerspruchsvoller Charakter hervorgehen mußte. Ein Beispiel genügt, das zu erläutern. Kaiserin Katharina hatte ihrem ersten Enkel den Namen Alexander gegeben, um ihm die Bahn der Eroberung nach dem Osten zu weisen, wie sie ihren zweiten Enkel bedeutungsvoll Konstantin nannte. Laharpe aber, der echte Sohn des 18. Jahrhunderts, lehrte über Alexander den Großen: „Alexander ließ nach einer skandalösen Orgie Persepolis verbrennen, verurteilte den tugendhaften Kallisthenes zum Tode, weil er an seiner Gottheit

gezweifelt hatte, tötete eigenhändig seinen Freund Clitus, der ihm das Leben gerettet, ließ Parmenion erdolchen, den besten und treuesten seiner Generale, und dessen Sohn in Qualen umkommen. So war dieser Alexander, zu dessen Gunsten menschliche Schmeichelei und Leichtgläubigkeit den Namen ‚groß' geweiht haben, den man so oft zitiert, ohne ihn zu kennen, und dessen ansteckendes Beispiel so viele Völker unglücklich gemacht hat, indem es ihre Fürsten verführte. Glücklicherweise für die Menschheit befreite der Tod die Erde von diesem schrecklichen Eroberer in seinem 32. Lebensjahre." Das war Wort für Wort alles, was der junge Alexander von seinem Lehrer über Alexander den Großen erfuhr.

ρω. **Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850.** Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte. Von Christian Petzet. München, J. F. Lehmann. 1903.

Eine gründliche Durcharbeitung und Würdigung der Blütezeit unserer politischen Lyrik ist wirklich ein Bedürfnis, nicht nur für die deutsche Literaturgeschichte, sondern auch für die politische. Zwar fehlt es an Kenntnis und Verständnis derselben in den größeren Darstellungen unserer poetischen und politischen Entwicklung keineswegs in dem Grade, den die Einleitung vorauszusetzen scheint, aber bei der Massenhaftigkeit der Produktion haben wir (außer in Helferts sehr verdienstvollem Buch über den Wiener Parnaß 1848) doch immer mehr Porträts der führenden Persönlichkeiten erhalten, als ein Bild der Gesamtbewegung. Dies war es, was wir von Petzets Werk erhofften. Darzustellen wäre gewesen, wie langsam und schüchtern dem kühnen Vorgang einzelner, wie Chamisso, Uhland, Platen, eine geheime, oft handschriftlich verbreitete politische Lyrik der Unbekannten folgt; und freilich hätte eine Erwähnung jener Bahnbrecher auch bei Petzets anderer Disposition keinesfalls fehlen dürfen, da die Lieder des Schwaben für das alte Recht und die des Franken für Polen bei Herwegh und anderen so deutlich nachklingen. — Dann erst folgt das Erwachen der eigentlichen politischen Lyrik mit breitem Resonanzboden, für das Petzet mit gutem Recht den poetischen Kampf um den deutschen Rhein als Ouvertüre nimmt. Wie aber ging nun die Entwicklung fort? Wie schritt sie in geographischer Verbreitung, wie in zunehmender Teilnahme der bisher indifferenten Kreise weiter? Wie stellte sich die erst ablehnende Ästhetik zu dem neuen Phänomen? In welchem Umfang eroberte sie die Zeitung? Wie wirkte die prosaische Schwester, das Pamphlet, ein? All das sind Fragen, an denen ein 500 Seiten starkes Werk über die politische Lyrik von 1840—1850 nicht schweigend vorbeigehen durfte. — Der Verfasser scheint sich aber über die eigentliche Absicht seiner mühevollen Arbeit nicht vollkommen klar geworden zu sein. Ein verdienter Veteran der deutschen Journalistik, hat er Jahrzehnte dem Zusammensuchen oft schwer zu erlangender Denkmale gewidmet und ist des Stoffes dann nicht recht Herr geworden. Es stellt zunächst namhafte Einzelne zusammen und läßt dann landschaftliche Gruppen folgen: wobei doch Sallet, Strachwitz, Beck gewiß so gut eine Sonderbehandlung verdient hätten wie Dingelstedt oder Prutz. Schlimmer ist es, daß die Besprechung in beiden Fällen kaum je eigentlich fördert: es fehlt dem Verfasser ebenso sehr die Fähigkeit, die gemeinschaftlichen Eigenheiten etwa der schwäbischen Poeten wie die unterscheidenden Züge z. B. bei Heine klar und scharf herauszuheben. Es werden nur bei Gelegenheit einer mehr breiten als tiefen Besprechung der wichtigsten Gedichte die Urteile wiederholt, die längst üblich sind und zum Teil auch längst überholt. — Gerade von einem selbst im politischen Kampf stehenden Mann hätten wir erwartet, daß er die Lebenskraft der Gedichte zu einem Prüfstein ihrer Bedeutung machen würde; man erinnere sich nur der leidenschaftlichen Szene, die der Kriegsminister Bronsart v. Schellendorf durch seine Beurteilung des Dichters der „Trompete von Gravelotte" im Reichstage hervorrief! Auch sonst wünschte man oft mehr Lebhaftigkeit, mehr Zorn über die grenzenlos gemeinen Angriffe Sebastian Brunners auf Anastasius Grün oder ein persönlicheres Verhältnis zu einem Arndt oder Sallet. Für diese Kühle entschädigt doch nicht ein Eingehen auf alle sachlichen Fragen: auch hier wird nur das Nächstliegende beantwortet. Die merkwürdige Vorliebe der Revolutionsdichter (Beck, Herwegh u. a.) für Husarenlieder führt z. B. bei Hoffmann v. Fallersleben zu keiner Erörterung der Art, wie von Lenau her der „Huszar" als Typus des freien, ungedrillten Kriegers gegenüber den Soldaten vom Schlag des Kellerschen Kürassiers herausgebildet wurde. Oder in einem Gedicht Rolletts bleibt „der Undsoweiter" unerklärt — die charakteristische Benennung Lenaus nach dem berühmten und wirklich so charakteristischen Schluß der „Albigenser". — Petzet hätte aus seinem reichen (für die Zeitungs- und Flugblattpoesie freilich keineswegs ausreichenden) Material in zwei Formen wertvolle Arbeiten hervorgehen lassen können: entweder eine Sammlung schwer zugänglicher Stücke, neben denen dann die allbekannten Freiligraths, Herweghs u. s. w. hätten fehlen mögen, oder eine eingehende Darstellung der gesamten Entwicklung auf Grund des Materials, das dann nicht mitgeteilt zu werden brauchte. Leider hat der Verfasser einen Mittelweg gewählt, der uns im Stoff stecken bleiben läßt und gerade den merkwürdigen Kollektiverscheinungen gegenüber den Leser fast in der Hilflosigkeit des Sammlers läßt. Wir werden aber, wenn wirklich einmal die Geschichte der Blütezeit unserer politischen Lyrik geschrieben werden wird, diesem fleißigen Sammler und eifrigen Wegweiser herzlicher danken können, als jetzt unter dem Eindruck einer unleugbaren Enttäuschung möglich ist.

γ. **Il generale Giuseppe Govone.** Frammenti di memorie. Torino, Francesco Casanova. 1902.

Der General Joseph Govone entstammt einem alten Geschlecht aus Fossano, das schon im 10. Jahrhundert in den Kämpfen Guidos

von Spoleto gegen Berengar I. eine Rolle spielt. Er ist geboren am 19. November 1825, wurde 1845 Leutnant, focht 1840 und 1849 gegen die Österreicher, nahm am Krimkrieg in verschiedenen Stellungen, schließlich als Glied des Generalstabs, teil und zeichnete sich 1859 bei San Martino gegen Benedek so aus, daß er von Victor Emanuel II. zum Obersten befördert wurde. 1863 focht er auf Sizilien gegen die Empörer und erzielte große Erfolge. Seine größte Tat liegt auf diplomatischem Gebiete: er schloß am 8. April 1866 in Berlin den Bündnisvertrag zwischen Preußen und Italien gegen Österreich ab, der für beide Nationen eine so überaus segensreiche Wirkung gehabt hat. Als Divisionsgeneral focht er am 24. Juni 1866 bei Custozza und trat den Rückzug erst an, als sein Schießbedarf erschöpft, Hilfe nicht zu erlangen und die Übermacht des Feindes erdrückend war; er vollzog aber diesen Rückzug in guter Ordnung. 1867 wurde er Chef des Generalstabes, 1869 Kriegsminister in dem Kabinett Lanza-Sella und starb, erst sechsundvierzigjährig, am 25. Januar 1872. Uberto Govone gibt in dem vorliegenden Buche Bruchstücke von Denkwürdigkeiten heraus, die teils aus amtlichen Berichten, teils aus persönlichen Niederschriften Govones bestehen und durch eine zusammenhängende Erzählung des Herausgebers verknüpft sind. Das Werk ist ein Quellenbeitrag ersten Ranges zur Geschichte des italienischen risorgimento. Govone war ein Mann von unbeugsamer Tapferkeit, besonnen, pflichtgetreu, voll heißer Vaterlandsliebe, sittlich untadelig. Man gewinnt einen lebendigen Eindruck von den ungeheuren äußeren und inneren Schwierigkeiten, welche die Italiener unter Führung Piemonts überwinden mußten, um ihre Einheit zu erringen. Für uns Deutsche ist das Buch noch besonders wichtig, weil Bismarcks zielbewußte Größe dadurch neu beleuchtet wird und in einem großen historischen Momente geradezu überwältigend hervortritt.

βλ. **Letteratura italiana moderna e contemporanea 1748—1901.** Di Vittorio Ferrari. Milano, Manuali Hoepli, 1901.

Erwägt man, daß den im vorliegenden „Manuale" in Betracht gezogenen hundertfünfzig Jahren italienischer literarischer Produktion ein Namensverzeichnis von zwischen fünf- und sechshundert Autoren beigegeben ist, so wird man dem Verfasser gern zu Dank verpflichtet sein, in einem solchen Labyrinth den Faden aufgefunden und seinen Lesern weitergereicht zu haben. Er hat es in klarer, übersichtlicher Darstellung, mit großer Sachkenntnis und glücklicher Verteilung des Stoffes getan, nachdem er seines Vorgängers Professor C. Feninis ersten Band über italienische Literatur einer Umarbeitung unterzogen und so zu selbständiger Behandlung der späteren Zeiten sich vorbereitet hatte. Einer historischen Übersicht der politischen und geistigen Zustände um die Mitte des 18. Jahrhunderts folgt die Darstellung der historischen Kritik und der Geschichte des Rechtes, die Muratori, Gravina, Vico, Filangeri, Beccaria u. s. w. weit über Italiens Grenzen der Weltliteratur erschlossen. Ein gleiches leisteten, für die dramatische Poesie, Metastasio und Alfieri, Goldoni für die Komödie, Parini für die Lyrik, vor allem für die Ode, die des Dichters Genius zu epischer Satire gegen den sittlichen Verfall schärft. Mit Vincenzo Monti, Ugo Foscolo, Alessandro Manzoni überschreitet die italienische Dichtung die Schwelle des Jahrhunderts, dem sie Leopardi und Carducci schenkte. Die Literatur des Risorgimento ist der großen patriotischen Erhebung, die sie einleitete, begleitete und zum Teil auch lenkte, würdig gewesen. Die vielumstrittene Gegenwart, von minderwertigen Talenten überwuchert, unterzieht Ferrari einer nicht unverdient harten Kritik. Er hat es mit Recht vorgezogen, ihre Produktionen unter allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten, statt sich in Einzeldarstellungen zu verlieren. Wo er, für d'Annunzio unter anderen, eine Ausnahme macht, bewährt er sich als feiner, unabhängiger, einem hohen und edlen Kunstideal huldigender Kritiker.

ρσ. **Brav-Karl.** Ein Schauspiel in vier Akten, mit einem Vorspiel und einer Schlußhandlung. Von Holger Drachmann. Aus dem Dänischen von Irene Forbes-Mosse. München, Albert Langen. 1902.

Frau Irene Forbes-Mosse, geb. Gräfin Flemming, macht durch eine wohlgelungene Übersetzung Holger Drachmanns Schauspiel „Brav-Karl", das 1897 erschien, jetzt deutschen Lesern zugänglich. Das Stück hat gewiß in seiner kecken, die Situationen fast willkürlich forttreibenden Manier oft etwas Sonderbares, ja Unmotiviertes an sich. Doch aber treten die einzelnen Szenen in so kräftig gestalteten Bildern vor uns hin, die Handlung im ganzen geht so entschlossen bis zum Ziele vorwärts, in die dramatische Führung mischt sich so leicht und willkommen an rechter Stelle ein lyrischer Schwung, daß, wer die Dichtung auch nur gelesen hat, sie nicht wieder aus der Erinnerung verliert. Ein junger Graf, in stolzem bewußtem Herrentum erzogen, verläßt das väterliche Schloß, sich auf Reisen auszubilden. Durch tausend erhebende, schlimme und elende Erfahrungen muß er hindurch. Er würde zu Grunde gehen, wäre nicht eines dienenden Mannes Tochter seine ihn anspruchslos hegende und im tiefsten Unglück rettende Begleiterin. Mit ihr kommt er endlich heim. Alles ist auf dem Edelhofe anders geworden. Die gräflichen Eltern tot. Die Bauern in Aufruhr und Gewalttat. Aber der junge Graf, geläutert in der Schule des Lebens, will nicht mehr über dem Volke stehen, er will in und mit dem Volke wirken. Er gewinnt sich die Liebe und den freien Gehorsam seiner Eingesessenen, und die Tochter aus dem Volke wird seine Gemahlin. Die Übersetzerin verfügt gerade über diejenigen Töne und Empfindungen, die nötig sind, um die Poesie des Schauspiels, soweit möglich, in unserer Sprache wiederzugeben. Aufgeführt dürften namentlich die Volksszenen große Wirkung tun. Für die Übertragung werden alle Leser dankbar sein.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albalat. — Le travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains. Par Antoine Albalat. Paris, Armand Colin. 1903.

Albert I. — Eine Seemannslaufbahn. Von Albert I., Fürst von Monaco. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Alfred H. Fried. Berlin, Boll & Pickardt. O. J.

Anders. — Eine Mutter. Nini. Zwei Novellen von Paul Anders. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Apt. — Das Stottern. Zur Belehrung für Stotterer, deren Eltern und Lehrer. Von H. Apt. Breslau, Preuß & Jünger. 1903.

Apuchtin. — Zwischen dem Tode und dem Leben. Von A. N. Apuchtin. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Baedeker. — Berlin and its environs. Handbook for travellers. By Karl Baedeker. With 4 maps and 19 plans. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baedeker. — Österreich-Ungarn. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 31 Karten und 44 Plänen. Sechsundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baedeker. — Schweden und Norwegen nebst den wichtigsten Reiserouten durch Dänemark. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit 37 Karten, 22 Plänen und mehreren kleinen Panoramen und Grundrissen. Neunte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baedeker. — Die Schweiz nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Dreißigste Auflage. Mit 65 Karten, 14 Stadtplänen und 11 Panoramen. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baedeker. — Süddeutschland, Oberrhein, Baden, Württemberg, Bayern und die angrenzenden Teile von Österreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 42 Karten, 30 Plänen und 10 Grundrissen. Achtundzwanzigste Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baedeker. — Mittelitalien und Rom. Handbuch für Reisende. Von K. Baedeker. Mit einem Panorama von Rom, einer Ansicht des Forum Romanum, einer Wappentafel der Päpste von 1417 an, 14 Karten und 49 Plänen und Grundrissen. Dreizehnte Aufl. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Baedeker. — Italien von den Alpen bis Neapel. Kurzes Reisehandbuch. Von K. Baedeker. Mit 26 Karten, 29 Plänen und 15 Grundrissen. Fünfte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Beowulf. — Im Schleier der Maja. Ein Entwurf arischer Weltauffassung, aufgezeichnet von Beowulf. Innsbruck, Leipzig und Wien, Deutschvölkischer Scherer-verlag. O. J.

Besant. — Esoterisches Christentum oder die kleineren Mysterien. Von Annie Besant. Autorisierte Übersetzung von Mathilde Scholl. Leipzig, Th. Grieben. 1903.

Bormann. — In vino veritas! Ein Liederbüchlein für laue und weinlustige Gemüter. Von Edwin Bormann. Bilderschmuck von Albert Lewin. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag. 1903.

Brandt. — Die Zukunft Ostasiens. Ein Beitrag zur Geschichte und zum Verständnis der ostasiatischen Frage. Von M. von Brandt. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, Streder & Schröder. 1903.

Brentano. — Romanzen vom Rosenkranz. Von Clemens Brentano. Herausgegeben von Max Morris. Berlin, Conrad Skopnik. 1903.

Briefe, die ihn nicht erreichten. — Siebente Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Bromic. — Erlebnisse. Gedichte von Heinrich Bromic. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Calzavara. — Der Separatore Mazza. Von Vittorio Calzavara. Padua, P. Prosperini. 1903.

Carneri. — Sittlichkeit und Darwinismus. Drei Bücher Ethik. Von B. Carneri. Zweite, überarbeitete Auflage. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Cohn. — Die Gesetze Hammurabis. Rektoratsrede von Georg Cohn. Zürich, Orell Füßli. 1903.

Dahn. — Felix Dahns sämtliche Werke poetischen Inhalts. Neue Folge. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Deutscher Universitätskalender. — Dreiundsechzigste Ausgabe. Sommersemester 1903. Mit amtlicher Unterstützung herausgegeben von F. Acherson. Zweiter Teil. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1903.

Dieudonné. — Die „Kölnische Zeitung" und ihre Wandlungen im Wandel der Zeiten. Von Franz Dieudonné. Berlin, Hermann Walther. 1903.

Duimchen. — Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. Von Theodor Duimchen. Berlin, Johannes Räde. 1903.

Eisler. — Soziologie. Die Lehre von der Entstehung und Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Von Rudolf Eisler. Leipzig, J. J. Weber. 1903.

Eschelbach. — Die beiden Merks. Eine Schulgeschichte von Hans Eschelbach. Berlin, Köln und Leipzig, Albert Ahn. O. J.

Fabre. — Souvenirs entomologiques. Etudes sur l'instinct et les mœurs des insectes. Par J. H. Fabre. Avec illustrations. Paris, Ch. Delagrave. S. a.

Falkenegg. — Bleiben die Königsmörder in Belgrad unbestraft? Ein Protestruf von Baron von Falkenegg. Berlin, Kommissionsverlag von R. Boll. 1903.

Fernandes. — Die große Krippe. Komödie in fünf Akten. Von Georg Fernandes. München, Karl Haushalter, Kommissionsverlag. 1903.

Feuerbach. — Ludwig Feuerbachs sämtliche Werke. Neu herausgegeben von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl. Erster Band. Stuttgart, Fr. Frommann. 1903.

Frei. — Der neue Gott. Roman aus der Zeit Moses'. Von Leonore Frei. Zwei Bände. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1902.

Frei. — Wegwende. Roman von Leonore Frei. Leipzig, Verlag der Frauen-Rundschau. 1903.

Friedlaender-Werther. — Die Madonna von Bellini. Venetianische Bilder von 1689—1709. Von Emma Friedlaender-Werther. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Glachant. — Essai critique sur le théâtre de Victor Hugo. Par Paul et Victor Glachant. Les dramas en Prose. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Goethe-Briefe. Mit Einleitungen und Erläuterungen herausgegeben von Philipp Stein. Dritter und vierter Band. Berlin, Otto Elsner. 1902 und 1903.

Goethes Briefe. — Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Dritter Band (1788—1797). Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. O. J.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Achtundzwanzigster Band. Kampagne in Frankreich. Belagerung von Mainz. Mit Einleitung und Anmerkungen von Alfred Dove. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Gorce. — Histoire de second empire. Par Pierre de la Gorce. Tome sixième. Paris, Plon. 1903.

Gorki. — Zigeuner und andere Geschichten. Von Maxim Gorki. Deutsch von Korfiz Holm. München, Albert Langen. 1903.

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. — Erste und zweite Vereinsschrift für 1903. Leopold Kaufmann. Ein Zeit- und Lebensbild von Franz Kaufmann. Mit dem Bildnis Leopold Kaufmanns in Lichtdruck. Köln, J. P. Bachem. 1903.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Hans Gerhard Gräf. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1903.

Griebens Reiseführer. — Band 93: Leipzig und Umgebung. Praktischer Führer von K. Jacob. Mit neuem Plan von Leipzig. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Griebens Reiseführer. Achtzehnter Band: Das Riesengebirge, Iser- und Lausitzer Gebirge nebst dem Glatzer und Waldenburger Gebirge. Praktisches Reisehandbuch. Achtzehnte Auflage. Unter Mitwirkung der Gebirgsvereine bearbeitet von A. Otto. Mit 6 Karten und 4 Panoramen. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Grillparzers Briefe und Tagebücher. Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Carl Glossy und August Sauer. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Grothe. — Zur türkischen Erde. Reisebilder und Studien

von Hugo Grothe. Mit 22 Abbildungen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1903.

Harlan. — Schule des Lustspiels. Von Walter Harlan. Berlin, Eduard Bloch. O. J.

Hebbels ausgewählte Werke. — In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Erster Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Herr. — Neue Bahnen der Polenpolitik. Skizze einer zu schaffenden Polengesetzgebung von E. Herr. Berlin, Otto Liebmann. 1903.

Hilm. — Giordano Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen. Von Carl Hilm. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann).

Jahr-Strohm. — Bibliography of cooperative cataloguing and the printing of catalogue cards (1850—1902). By Torstein Jahr and Adam Julius Strohm. Washington, Government printing office. 1903.

Jensen. — Mettengespinnst. Eine Novelle von Wilhelm Jensen. Zweite Auflage. München, Eduard Koch. 1903.

Julien-Schnell. — Die Avadânas. Indische Erzählungen und Fabeln, ins Französische übersetzt von Stanislas Julien, ins Deutsche übertragen von Albert Schnell. Rostock, Stillersche Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1903.

Kaltenhauser. — D' Herrgotts-Christl. Volksstück in drei Akten von Fanny Kaltenhauser. Wien und Leipzig, J. Eisenstein & Co. 1903.

Katscher. — Bertha von Suttner, die „Schwärmerin" für Güte. Von Leopold Katscher. Mit Porträts und einer Anzahl von Gedankenperlen. Dresden, E. Pierson. 1903.

Kinzel. — Gustav Frenssen, der Dichter von Jörn Uhl. Von Karl Kinzel. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Köbner. — Die Organisation der Rechtspflege in den Kolonien. Von Otto Köbner. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Kohler. — Verbrechertypen in Shakespeares Dramen. Von Josef Kohler. Berlin, Otto Elsner. O. J.

Konow-Lanman. — Rajaçekharas Karpûra-Mañjarî. A drama by the indian poet Râjaçekhara. Critically edited by Sten Konow and translated into English with notes by Charles Rockwell Lanman. Cambridge; Harvard University. 1901.

Kraue. — Fegefeuer der Liebe. Von Anna von Kräue. Leipzig, G. Müller-Mannsche Verlagsbuchhandlung. O. J.

Kremnitz. — König Karl von Rumänien. Ein Lebensbild von Mite Kremnitz. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Kurth, Godefroid, professeur à l'université de Liège, à l'occasion du XXVme anniversaire de la fondation de son cours pratique d'histoire. Liège, Henri Poncelet.

László. — Janet spiritualismusa. Philosophiai monographia irta Juhász László. Budapest, Franklin Társulat. 1903.

Lavisse. — Histoire de France depuis les origines jusqu'à la révolution. Tome deuxième. I. Le christianisme, les Barbares Mérovingiens et Carolingiens. Par C. Bayet, C. Pfister, A. Kleinclausz. Paris, Hachette & Cie. 1901.

Lehmann. — Silbierfibel für Schule und Haus nebst ausführlichen Anweisungen. Von Ernst Lehmann. Wenigenjena, Selbstverlag des Verfassers. 1903.

Leitfaden für deutsche Einwanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Zu beziehen durch die Deutsche Gesellschaft der Stadt New York gegen Einsendung des Portos von 20 Pfennigen.

Lindau. — Abende in Versailles. Von Hans Lindau. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Lindl. — Cyrus. Von Ernst Lindl. Mit einer Karte und 98 Abbildungen. München, Kirchheimsche Verlagshandlung. 1903.

Matthias. — Wilhelm Heinrich von Riehl. Buch der Schönheit. Quell der Genesung. Gerechtigkeit Gottes. Herausgegeben von Th. Matthias. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Meyer. — Kulturgeschichtliche Studien. Gesammelte Aufsätze von Christian Meyer. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1903.

Meyer. — Mythologie der Germanen. Gemeinfaßlich dargestellt von Eduard Hugo Meyer. Straßburg, Karl J. Trübner. 1903.

Meyrink. Der heiße Soldat und andere Geschichten. Von Gustav Meyrink. München, Albert Langen. 1903.

Milch, Die, und ihre Bedeutung für Volkswirtschaft und Volksgesundheit. — Dargestellt im Auftrage der wissenschaftlichen Abteilung der allgemeinen Ausstellung für hygienische Milchversorgung. Hamburg 1903. Hamburg, C. Boysen. 1903.

Müller. — Moloch Ehre. Ein freies Wort gegen das Duellunwesen. Von Curt Müller. Zweite Auflage. Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waetzel. 1903.

Münz. — Literarische Physiognomien. Von Bernhard Münz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Nauticus. — Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Von Nauticus. Fünfter Jahrgang: 1903. Mit 19 Tafeln und 25 Abbildungen im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Neujahrsblatt auf das Jahr 1903. — Zum Besten des Waisenhauses in Zürich von einer Gesellschaft herausgegeben. Sechsundsechzigstes Stück. Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes. Von G. von Schultheß-Rechberg. Zürich, Kommissionsverlag Fäsi & Beer. 1903.

Noelting. — Bootbauers Friedrich. Novelle von Johannes Noelting. Hamburg, C. Boysen. 1903.

Oertzen. — Die Republik der Menschen. Roman von Margarete von Oertzen. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 1903.

Offener Brief von Oswald Marcuse an Herrn Brauereibesitzer Georg Haase, Breslau. — Breslau, Kommissionsverlag von Preuß & Jünger. 1903.

Offner. — Volkswirtschaftliche Betrachtungen. Von J. Offner. Zweite Auflage. Leipzig, Oswald Mutze. O. J.

Oldenberg. — Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Von Hermann Oldenberg. Vierte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Pädagogische Abhandlungen. — Neue Folge. Erstes Heft: Schulfreie Nachmittage. Eine Erwägung schulhygienischer Forderungen. Von O. Eberhard. — Jesus als Erzieher. Konferenzvortrag von Bruch. — Achtes Heft: Der Rechenunterricht im Zahlenkreise 1—10. Von M. Lilienfeld. — Wie kann die Volksschule eine möglichst große Rechenfertigkeit erzielen? Vom Rektor Oberg. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Pauli. — Die Doppelgänger. Kriminalroman von Karl Pauli. Einsiedeln, Benziger & Co. A.-G. 1903.

Peters. — Sonne und Seele. Von Carl Peters. Leipzig, August Pries. 1903.

Penzler. — Graf Bülows Reden nebst urkundlichen Beiträgen zu seiner Politik. Mit Erlaubnis des Reichskanzlers gesammelt und herausgegeben von Johannes Penzler. Mit dem Bildnis des Reichskanzlers und einem ausführlichen Namen- und Sachregister. Leipzig, Otto Wigand. 1903.

Prévost. — Die kleine Venezolanerin und andere Novellen. Von Marcel Prevost. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen. München, Albert Langen. 1903.

Reinke. — Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltanschauung auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Dr. J. Reinke, Professor der Botonik an der Universität Kiel. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Robert. — Les campagnes de Turenne en Allemagne. D'après des documents inédits (1672—1675). Par Ferdinand des Robert. Nancy, Sidot Frères. 1903.

Rohmann. — Gegen den Strom. Roman von Ludwig Rohmann. Mit Illustrationen von Adolf Hering. Berlin und Leipzig, W. Vobach & Co. O. J.

Sarmatus. — Rußland und Finnland. Vom russischen Standpunkte aus betrachtet. Von Sarmatus. Berlin, Franz Siemenroth. 1903.

Schanz. — Die moderne Apologetik. Von Paul Schanz. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Scheid. — Edmund Rostands Entwicklungsgang und seine Beziehung zur deutschen Literatur. Von Nik. Scheid. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die schöne Andrea.

Erzählung

von

Carl Busse.

Die schöne Andrea Falk spitzte die Lippen, als wollte sie pfeifen, und sah an Bogdan Konarski vorbei die Chaussee entlang.

Die Chaussee war hügelig; man konnte sie nicht weit überblicken. Zu beiden Seiten schloß der Wald sie ein. Auch er stieg und fiel unregelmäßig.

„Pani!“ sagte der Bursch, um die schöne Andrea zu erinnern, daß er auch noch da sei. Seine groben, ausgearbeiteten Hände zogen den breiten Traggurt hin und her über den Schultern.

„Seht Ihr den Vater schon?“ gab sie zurück.

„Er kommt auch so. Er kommt jeden Tag. Ich aber habe Euch nur selten. Erinnert Euch, daß Ihr mir eine Antwort schuldig seid.“

Da bog sie das Gesicht ihm zu. Es war von feiner, heller Bräune, wie man sie wohl bei jungen Zigeunerinnen sieht, und edel geschnitten. Frei und hoch waren die Brauen geschwungen und neigten sich weit zueinander. Darunter die Augen, dunkel, tief, unbeweglich — aber es wußte jeder Bursch im Dorfe, daß dieses Dunkel hin und wieder glänzen und brennen konnte, als würde es von innen durchleuchtet. Jetzt jedoch war es nur unbewegliches Dunkel. Und ein stiller Hochmut stand in dem Antlitz.

„Drei Häuser weiter,“ sprach sie. „Sagt dort dasselbe, und ich höre den Jubel bis hierher.“

„Wenn ich drei Häuser weiter wollte, wäre ich nicht hier stehen geblieben.“

„Vielleicht waret Ihr müde. Die Karre wird schwer sein.“

Der Bursch drehte langsam den Kopf. Am Rand der Straße stand ein Schubkarren. Das Holz war hoch aufgeschichtet und mit Stricken gegen das Abgleiten gesichert.

Seine Brust dehnte sich.

„Man sorgt für den Winter. Es wird kalt werden, Pani. Und leicht war es nicht, das Holz bis hierher zu kriegen. Aber die Mutter ist alt. Wer weiß, wie lange sie noch lebt! Mir hilft keiner.“

„Und deshalb," fuhr Andrea statt seiner fort, „dachtet Ihr: eine Frau wäre nicht schlecht. Sie könnte ziehen, sie könnte helfen. Man spannt sie als Pferdchen vor ... hü, das geht fixer. Grade muß ich dastehen: so kamt Ihr heran."

Bogdan Konarski brachte die Worte nicht glatt heraus. „Weiberzungen sind schneller als Mannsgedanken," erwiderte er. „Ich habe über ein Jahr bei mir nachgedacht. Ihr seid stolz und habt zu schöne Hände. Schöne Hände sind schlechte Arbeiter. Da, seht — die guten Arbeiter sind so!" Er streckte ihr die harten, mächtigen Pranken hin und lachte ruhig bei sich. „Eine Prinzessin kann ich nicht brauchen. Meine Frau muß arbeiten. Und wenn sie die Karre ziehen hilft, ist die Last leichter. Die Pani Madurowicz weiß das!"

Eben bog ein anderer Karren aus dem Walde. Vorn ein junges Weib, das sich mit Brust und Schultern stark in die Stricke legte, während der Mann hinten schob. So kamen sie rasch vorwärts.

„Seht, Pan," sagte das Mädchen plötzlich, „das gefällt Euch. So möchtet Ihr es auch haben. Drei Häuser weiter, und Ihr habt es so. Warum wollt Ihr mich? Glaubt Ihr, ich lasse mich vorspannen? Bis jetzt habe ich's nicht gebraucht, und wenn ich heirate, will ich's besser haben, nicht schlechter. Das versteht Ihr doch! Warum also viel Worte? Als Vorspann bin ich zu gut!"

Bogdan Konarski blickte lange zur Erde. Dann spuckte er in die Hände. „Wie Gott will! Also Einspänner. Schwer, schwer — jedoch es geht alles. Da kommt auch Euer Vater. Er bestärkt nur immer Euern Hochmut, Pani. Nach wem Ihr seht, weiß ich. Das ist der Grünrock aus dem Walde. Grün ist die Hoffnung; alle Narren laufen danach."

„Was kümmert Ihr Euch um meine Angelegenheiten, Pan Bogdan?"

„Dachte immer, es sind auch meine! — Nun, wie geht's der Stadt, Euer Wohlgeboren?"

Das Letzte rief er dem Vater der schönen Andrea zu, der eben auf seinem Fuhrwerk herankam.

Ein absonderliches Gefährt. Ein kleiner, alter Esel zog den kleinen, alten Wagen. Weil der Sitz zu niedrig war, mußte Valentin Falk die Beine stets weit nach vorn ausstrecken. Hinter ihm klapperten bei jeder Umdrehung der Räder die leeren blechernen Milchkannen.

„Der Stadt," sagte er nickend und grüßend, „geht's besser als mir. Sie steht fest, wie sie gestanden, und fällt nicht. Ich aber schwanke wie betrunken. Bald, Freundchen, kann ich mir selbst Maß nehmen zum Sarge. Kurios, kurios — man glaubt, es war vor kurzem, daß man den ersten machte. Und nun soll der letzte kommen."

Ächzend war er herabgeklettert und rieb sich die Beine. Dann schirrte er den Esel ab.

„Seit wann unkt Ihr so, Gevatter?" fragte der Bursch. Er befestigte den Traggurt schon an den Griffen der Karre.

„Seit es in mir sitzt. Hü, Anton — genug für heut. Man verträgt den Stall in deinen Jahren. Natürlich — junges Volk friert nicht. Brennt das Blut, brennt die Liebe. Was meinst du zu Andrea, Freundchen?"

Bogdan Konarski hatte mit schwerem Ruck schon die Karre gehoben. „Es wird lange dauern, bis der Prinz für sie kommt, Gevatter," rief er, ohne sich umzusehen. Ächzend drehte sich das Rad.

Die schöne Andrea blickte unverwandt nach dem Walde. In letzter Nachmittagssonne flammte das rote Laub der Buchen und rieselte, lichtgetroffen, in den Herbstwinden nieder. Überall nur dieses brennende Rotbraun, in das sich, jenseits der Chaussee, die mattgrünen Wipfel der Kiefern mischten. Sie aber stand und sah, ob nicht zu diesen beiden Farben sich eine dritte gesellen wollte: ein helleres Grün, wie es Julian Libelt, der Förster, trug.

An ihr vorbei trabte Anton, der Esel, nach dem Stalle. Ihr Vater folgte mit den leeren Milchkannen. Er hatte trübe Augen. Sie erhellten sich nur, wenn sie auf Andrea fielen.

* * *

Julian Libelt war Unterförster in herrschaftlichen Diensten. Wenn er in seiner Uniform, die Flinte über der Schulter, durchs Revier ging, liefen ihm mehr Mädels über den Weg als Rehe. Kein Wunder: wo gab es auf Meilen einen zweiten so hübschen und forschen Kerl? Selbst die Schulzentochter in Laslowice wäre gern Pani Libelt geworden.

Sie war nicht so schön wie die schöne Andrea Falk. Aber sie brachte eine Geldkatze mit und Andrea nur einen Esel. Eine böse Geschichte. Böse besonders seit ein paar Tagen! Denn vorher — —

Er machte die Augen zu. Wie sie warm an seinem Halse hing: „Julek!" Wie das Brennen in die dunklen Augen kam: „Julek!" Wie sie küßte, die schöne Andrea! Keine war ihr vergleichbar.

Und der Alte, der Tischler, Milchfahrer, und was er sonst noch war, hatte gelächelt. Niemals war aus ihm klug zu werden. Die einen versicherten, er hätte nicht nur ein Kapitälchen auf der Sparkasse, sondern auch sonst noch mancherlei ausstehen. Die anderen hingegen meinten, er quäle sich gerade so durch und wäre ein lustiger Hungerleider. Julian Libelt neigte sich der ersteren Ansicht zu. Aber für alle Fälle hielt er auch die Schulzentochter noch am losen Fädchen.

Da war vor ein paar Tagen etwas geschehen, was ihn recht verstört hatte. Er war schräg durchs Revier gegangen, auf die Chaussee zu. Sprang da ein Wild? Wer lief so? Ein klingender Anruf. Ein stockender Schritt. „Julek!" Und weinend hängt ihm die schöne Andrea am Halse.

Was ist los, wo brennt's? Ach, sie kommt vom Doktor. Der Vater will sterben. Hat immerzu gehobelt, am eigenen Sarg. Bis er hinfällt. Der Doktor will morgen nachsehen.

Küsse und Tränen — es schmeckt bitter durch alles Süße. „Geh mit! Rette ihn!"

Lieber Gott, die Weiber — wenn sie einen lieb haben, trauen sie einem alles zu, selbst Wunderkraft. Aber wer kann widerstehen?

Die Alte humpelt; der Tischler liegt im Bett, im dicken, schwergefüllten Bauernbett. Als er die beiden reinkommen sieht, lachen seine Augen. Hin

und herreden, aber zum Schluß immer: „Kurios, daß man sterben muß!“ Und leise plötzlich: „Schafft die Weiber raus, Libelt!“

Schön. „Wir sind beide grauköpfig, der Esel und ich. Aber Anton überlebt mich. Lange wird's auch bei ihm nicht dauern. Meine Frau — krank, krank. Hundert Jahre kann sie dennoch werden. Sie ist zäh. Bleibt noch eine, die Ihr kennt!“

Wieder lachen die Augen. An seiner schönen Tochter hängt das Herz des Tischlers und Milchfahrers.

„Was wird aus ihr?“ Eine Handbewegung. „Wie steht Ihr? Morgen, übermorgen ist's aus. Könnte also werden!“

Peinlich für einen Ehrenmann, so direkt gestellt zu werden! Was sollte ich anders tun? denkt der Förster. Ich habe die Hand aufs Herz gelegt.

„Ich meine nicht, ob Ihr liebt,“ sagt der Kranke da. „Das kann jeder . . . solch Mädel! Aber heiraten, Freundchen! Euretwegen hat sie viele fortgeschickt.“

Ja, ja — es wäre der höchste Wunsch, am liebsten gleich. Ach, die große Liebe! Aber — je nun . . . man müßte doch erst wissen . . . Kurz und gut, der Herr Gevatter hätte ja selbst gesagt: Lieben sei kein Kunststück, aber Heiraten. Zum Lieben gehört nur das Herz — hier schlägt es, hier ist es —, aber zum Heiraten Geld. Wie es damit wohl stünde . . .

Eine Bewegung von Daumen und Zeigefinger, die sich beide zärtlich reiben. Eine Andeutung von der Schulzentochter . . .

Immer tiefer scheinen die Augen in das Krankengesicht zu sinken. Der Tod macht dem Pan Falk einen Strich durch die Rechnung. Noch ein Jahr Leben — und seine Andrea wäre Frau Libelt gewesen. Man hätte den Förster hingehalten. Und Heirat war Heirat. Aber nun konnte er seine Rolle nicht zu Ende spielen. Starb er, kam doch alles raus.

„Ich hab nichts . . . nichts!“ Schwach die Stimme und heiser; sie unterstrich das zweite ‚Nichts‘ krampfhaft. Und die tiefliegenden Augen sahen voll Angst auf die des Försters.

Dem kam es vor, als wäre Andrea nicht halb mehr so schön. „O, o,“ sagte er nur und schüttelte immer nur den Kopf. Er bedauerte ehrlich. Nun mußte es also doch die Schulzentochter sein. Schlimm — aber Gottes Wille! Warum hatte der Pan Falk nicht besser gesorgt?

Und eigentlich: es war gemein, das erst jetzt zu sagen! Gemein, die Andrea so zu verwöhnen wie eine Gräfin! Sie hatte weniger noch als die Madurowicz, aber wer hatte sie den Karren ziehen und arbeiten sehen?

„Ihr werdet sie heiraten,“ quälte der Tischler angstvoll immer wieder.

Man war kein Unmensch. Warum einem Sterbenden Schmerzen antun? Lügen natürlich wollte man auch nicht. Für nichts und wieder nichts tut man keine Sünde.

Aber man brauchte nicht rundweg Nein zu sagen. Grausam wäre das. Also man beruhigte. Man wollte rechnen, man wollte sehen. Vielleicht ginge es.

Immerhin war der Förster froh, als er wieder draußen war.

Und nun war der Pan Falk tot. Die schöne Andrea blieb einsam zurück in der Hütte — nur mit ihrer Mutter und dem Esel. Die Junge bei zwei Alten.

Julian Libelt überlegte hin und her. Wenn er sie nahm — drei Fresser mehr! Wenn man den Esel, die Hütte, das Tischlergerät verkaufte — was war's? Ein paar Taler, die schon auf der Hochzeit von guten Freunden vertrunken wurden. Und er hieb mit dem schweren Stock den wuchernden Schoß eines Baumes ab: „Adieu, Andrea!"

Morgen wollte er sich durch Laslowice schlängeln . . .

Die schöne Andrea hatte bisher immer in der Sonne gestanden. Ihr Vater war ein betriebsamer Mann gewesen. Weil ihn die Tischlerei nicht gar zu sehr in Anspruch genommen, hatte er sich den Esel Anton angeschafft. Es lohnte sich für das Dominium nicht, die Milch durch eigenes Fuhrwerk in die Stadt zu schaffen. Noch weniger für die Kleinbauern, die knapp ein paar Liter abzugeben hatten. Da kam der Tischler mit seinem Eselwagen wie gerufen. Er nahm Bestellungen mit, machte Besorgungen, und Groschen auf Groschen gab auch Geld.

So war keine Not in die Hütte gekommen, und die schöne Andrea war aufgewachsen . . . nun, wie eine Gräfin. Sie hatte feinere Hände als die Dörflerinnen, denn sie brauchte nicht zu viel anzufassen. Sie konnte sich putzen, konnte müßig gehen und brauchte den Vater nur zu streicheln, um alles zu erlangen, was sie wollte.

Nun war der Vater tot. Weinen und Wehklagen gab es reichlich. Daß Julian Libelt sich nicht sehen ließ, empfand die schöne Andrea bitter. Selbst Bogdan Konarski war gekommen und hatte ihr die Hand gedrückt.

Die beiden Frauen drängten sich aneinander und wußten nicht ein, nicht aus. Im Bettstroh lagen zwar noch harte Taler. Aber Geld kostete alles, der Arzt, das Begräbnis. Und vergeblich fragten sie herum, ob einer dem Verstorbenen noch etwas schuldig wäre.

Immer näher kam die Not. Es mußte etwas geschehen. Die Dörfler lachten hinter Andrea drein, denn ihr Hochmut hatte viele gekränkt.

„Wann kommt der Prinz?" rief einer. „Suchst du den Grünrock, Bettelprinzeß?" ein anderer.

Bogdan Konarski machte das nicht mit. Aber leise sagte er: „Nun lernt Ihr Eure Freunde kennen, Pani. Auch den grünen."

Sie wollte es nicht glauben. Sie stellte Julian Libelt im Walde. Er wand sich wie ein Wurm, redete ihr vernünftig zu, küßte sie. Das ließ sie geschehen. Aber die Flammen kamen nicht in ihre Augen — die Augen blieben tot.

Langsam ging sie zurück. Sie zuckte nur leicht, als man ihr erzählte, daß der Grünrock und die Laslowicer Schulzentochter sich versprochen hätten. Sie glaubte es sogar.

Mit einem Male war sie von ihrer stolzen Höhe herabgeschleudert. Zwei Tage saß sie und stierte vor sich hin. Die Mutter seufzte: Anton schrie im Stall nach Futter. Sie hörte nichts.

Dann waren ihre Lippen — die Lippen, die so unvergleichlich geküßt hatten — gleichsam schmaler und gepreßter geworden. Ihren Hochmut hatte sie nicht verloren. Aber es war kein lässiger mehr wie früher, sondern ein harter. Er barg bittre Verachtung in sich.

Am dritten Tage ging sie mit diesem kalten Gesicht aufs Dominium und dann von Bauer zu Bauer. Am vierten Tage zog sie sich wärmer an, schirrte den Esel auf, spannte ihn vor den Wagen und holte die Milchkannen.

Alles sperrte Mund und Nase auf. Die einen lachten und höhnten; die andern lobten. Sie kümmerte sich um beides nicht, setzte sich auf das Wägelchen — auch sie mußte die Beine nach vorn ausstrecken — und fuhr los. „Nun können wir nicht verhungern," sagte sie zu ihrer Mutter.

Bogdan Konarski traf sie auf der Chaussee.

„Seht, seht — Kutscher seid Ihr schon, Pani."

„Aber nicht Pferd und Vorspann."

„Wie Gott will," erwiderte er. „Wartet erst ab."

* * *

Auch in der Stadt sahen die Leute erstaunt auf. Alltäglich war die Sache nicht. Und die Wanderer, die das Gefährt auf der Chaussee trafen, guckten ihm kopfschüttelnd nach.

Anton, der Esel, zottelte seinen Weg, als wäre er eine Maschine. Der Schwanz hing lang, gerade, gleichgültig herunter. Herunter hing der Kopf. Es gab ja nichts zu sehen ringsumher — nichts, was Anton nicht schon gekannt hätte. Stand das Wägelchen, so starrte er unbeweglich auf einen Fleck vor sich hin. Kein Lärm riß ihn aus dieser tiefsinnigen Versunkenheit.

Die schöne Andrea war ihm darin gleich. Auch sie blickte immer auf einen Punkt. Sah immer hinunter, wie die graue Chaussee unter den Rädern schwand, sich jedoch unermeßlich weiterdehnte. So fahre ich durchs Leben, dachte sie — und das graue Band rollte immerzu.

Ihre Lippen hatten sich noch schmaler und fester gepreßt, daß ein harter Zug um den Mund gekommen war. Vielleicht geschah es deshalb, daß sich die Burschen und Wanderer nicht an sie herantrauten, ob sie auch mutterseelenallein in all ihrer Schönheit auf der einsamen Waldchaussee dahinfuhr. An der Seite trug sie die schwarze Ledertasche, in der das kassierte Geld ruhte. Und da sie alles richtig besorgte, so waren die Kleinbauern und der Inspektor vom Dominium mit diesem neuen weiblichen „Fuhrherrn" einverstanden und gewöhnten sich daran.

Mit Macht kam nun der Winter. An einem Tage, als eisiger Wind wehte, fuhr die schöne Andrea wieder mit den leeren Kannen nach dem Dorfe zurück.

Sie fror. Das tat der Wind; das tat auch der Gedanke, daß heute in Laslowice Verlobung gefeiert wurde, zu der große Vorbereitungen getroffen waren. Die Braut konnte sich freuen . . .

Und wie sie daran dachte, überkam sie selbst eine schwere Bitterkeit und kalte Verachtung und ein wehes Gefühl der Verlassenheit. Sie sprach mit

Anton. Aber Anton war stumpf und müde. Er zottelte nur; auch er sah immer nur, wie grau, grau, grau die Chaussee unter ihm schwand.

Die Chaussee war, wie gesagt, hügelig. Als Anton mühsam wieder eine Steigung genommen hatte, erblickte die schöne Andrea dicht vor sich einen Mann. Das Felleisen verriet ihn als wandernden Handwerksburschen. Er ging todmüde, wie taumelnd. Als er die Räder hörte, drehte er sich um. Ein baumlanger Mensch, etwas verwildert, etwas entkräftet wohl auch. Als müsse er das Bild ganz genau in sich aufnehmen, starrte er das Gefährt an. Er grüßte nicht, sagte nichts.

Aber als die schöne Andrea nur ein paar Meter weitergefahren war, hörte sie einen seltsamen Ruf, daß sie sich schnell umwandte. Sie hatte vorhin flüchtig in des Mannes Augen gesehen. Augen wie ihre — unbeweglich, gleichsam tot.

Viel Leid ist auf der Welt, dachte sie. Unter vielen läuft die graue, graue Straße fort . . . Deshalb hielt sie.

„Pani," sagte der Fremde sonderbar scheu. „Wie weit ist das nächste Dorf?"

Er wollte nicht taumeln; deshalb stützte er sich auf den Stock.

„Eine halbe Stunde zu fahren, dreiviertel zu gehen."

Seine Augen schlichen scheu umher.

„Seid Ihr müde?"

Er nickte. „Habt Ihr ein Plätzchen für mich?"

Einen Moment maß sie ihn, maß die Straße. „Kommt," sprach sie und rückte ein wenig.

Ein paarmal zog Anton unwillig an. Er war auf der Heimfahrt leichtere Last gewöhnt. Dann zottelte er weiter.

Die beiden maßen sich von der Seite. Der Bursch fragte dies und das. Wieviel Milch sie mitnähme, wie hoch der Preis sei. Dann sprach er von sich. Sein Felleisen band er auf.

„Das letzte Handwerkszeug . . .!" Viel war es nicht. Er war Tischler wie ihr Vater.

„Und wohin wollt Ihr?"

Es war ihm alles gleich. Seit Tagen hatte er nichts Warmes im Magen. Der Rock war zu leicht. Der eisige Wind blies. Arbeit bekam er nicht. Gab sich auch keine Mühe mehr — es war doch umsonst. Abgebrochen, verbittert sprach er.

Viel Leid ist in der Welt, mußte die schöne Andrea wieder denken. Doch war sie still wie er und sah auf die graue Chaussee.

„Pani," sagte er plötzlich, wieder so seltsam, wie sein erster Ruf gewesen war, „habt Ihr noch ein wenig Milch in einer Kanne? Es stehen viele da." Er spielte mit dem Stemmeisen, das er aus dem geöffneten Bündel genommen, und schlug, ohne sie anzusehen, gegen die Seitenlehne des Wägelchens.

„Wird schon noch da sein," erwiderte sie, zog die Leine etwas an und bog sich zurück, um die letzte Kanne, die am weitesten nach hinten stand, zu ergreifen.

Aber sie zuckte jäh zusammen.

Der Fremde blieb sitzen, doch es kam ein so wilder Gram und so starre Verzweiflung in seine Augen, daß sie es spürte — und seine Hand hob, wie von einer Gewalt geführt, auf die er keinen Einfluß hatte, das Stemmeisen.

Ein Zittern lief durch des Mädchens Glieder. „Hier ist Milch," sagte sie mit trockner Stimme.

Er war ganz zusammengesunken. Die Hände flogen ihm unsicher. „Ich habe Hunger." Und packte das Stemmeisen fort, verschnürte das Bündel, warf es auf den Rücken.

Andrea Falk jedoch fuhr schneller. Es drückte etwas gegen ihre Brust. Der Wagen ratterte.

Aber trotz des Ratterns setzte der Bursche die Kanne an den Mund. Er trank gierig. Die Milch lief ihm übers Kinn auf den Rock, er verschüttete die Hälfte.

Dann wischte er mit dem Handrücken die feuchten Lippen. „Ich danke Euch, Pani!"

Ganz still saß er. Als hätte er gemerkt, daß sie nach der Seite gerückt, drückte er sich jetzt ganz an den Rand, daß er aufpassen mußte, um nicht hinauszufallen.

„Da ist das Dorf," sagte sie nach einer langen Weile und wies mit dem Peitschenstock in die Ferne.

Er nickte nur. „So kommt Ihr nach Hause . . . die Stube ist warm . . . im Ofen Feuer. Vielleicht sitzt der Liebste davor."

Sie lachte kurz, abweisend.

„Also nicht . . . Aber Ihr seid zu Hause. Ich jedoch werde wandern . . . immer durch den Wind. Wohin komme ich? Es weiß keiner, Pani, wohin er kommt. Am wenigsten meines Vaters Sohn. Im Sommer ist's lustiger, wärmer. Im Winter aber — —"

Er brummelte, zog die Schultern zusammen.

„Friert Euch so?"

Statt aller Antwort knöpfte er den dünnen Kittel auf. Ein offnes, schmutziges Hemd. Es hielt über der nackten Brust nicht zusammen.

„Jesus Maria!" sagte sie und starrte darauf hin. Ihre Stirn zog sich in Falten. So näherten sich die zueinander geneigten Brauen noch mehr.

Er schlug den Rock wieder zusammen. „Soll ich absteigen, Pani?"

„Ich denke, Ihr wollt ins Dorf . . ."

„Wenn Ihr mich mitnehmt . . ." Er freute sich, daß er noch sitzen bleiben durfte. Sie aber dachte nur an die bloße Brust. „Es wird noch kälter zum Abend. Wo schlaft Ihr?"

Er zuckte die Achseln. „Wer will das sagen?"

Aber als sie wieder ein Ende weiter waren und das erste Haus vor ihnen lag, sprach er:

„Wollt Ihr Euren Namen nennen, Pani? Wenn man so geht, durch den Wind — und alles kalt, dunkel — da denkt man vieles. Mehr Böses als Gutes, verlaßt Euch darauf! Aber nennt den Namen, daß ich dazwischen an was Gutes denken kann. Nur wie man Euch ruft."

Grade kamen zwei Burschen des Weges.

„Wo habt Ihr den Bräutigam her, Andrea?“ fragte der eine. „Weil Julian Libelt heut Verlobung hat?“

„Eben deswegen,“ gab sie zur Antwort. Und zum Fremden: „Da hörtet Ihr ja.“

„Andrea — Andrea — Andrea,“ sprach er vor sich hin.

Da blieb auch Anton schon vor der Hütte stehen.

„Und hier wohnt Ihr!“

Er kletterte vom Wagen. „Mögen die Heiligen Euch segnen, Andrea. Man trifft wenig Gutes auf der Welt. Ich danke Euch!“

Er wollte gehen, ohne einen Augenblick nur zu zögern. Mit seinem dünnen Kittel durch Wind, Kälte, Abend ... Es wird dunkel werden, er wird noch immer wandern. Das Eis im See wird krachen, und die breite bloße Brust ist nicht geschützt.

„He,“ rief sie. „Ein Dienst um den andern. Seid Ihr gefahren, so helft mir auch die Kannen abladen.“

Scheu sah er sie an. Doch gehorsam stellte er den Stock beiseite und nahm in jede Hand gleich ein paar der klappernden Blechgefäße, während Andrea dem Esel das Zaumzeug abband.

„Immer nur hier hinein ... erst Anton, dann wir.“

Und als sie ihn nachher in die Stube mitnahm, sagte sie: „Ich habe Hilfe, Mutter.“

„Wen bringst du da?“

„Weiß den Namen nicht. Aber ihn friert.“

Der baumlange Kerl hatte die Augen eines geprügelten Hundes. Die dumpfe Wärme der bäuerlichen Stube umfing ihn. Halb sehnsüchtig starrte er nach dem Feuer. „Kabat heiß ich ... Markus Kabat,“ sagte er unbeholfen. „Ich grüß das Handwerk.“

Denn er sah die Tischlergerätschaften vom Pan Falk selig, der im selbstverfertigten Sarge schlief, herumstehen.

„— Grüß wieder,“ seufzte die Alte, „aber es ist vorbei mit allem, mit Wiege, Sarg, Tisch und Stuhl. Hier geht kein Hobel mehr. Doch wärmt Euch, Pan ... wärmt Euch. Wir frieren alle im Grab noch genug.“

„Im Leben mehr, Pani ... Gott segne Euch ... wenn Ihr erlaubt —!“

Und im Nu war er beim brennenden Feuer, hielt die Hände davor, blies hinein, atmete auf. Daß der wärmende Hauch der Flamme auch sein Gesicht träfe, kauerte er sich nieder. Eine wohlige Müdigkeit überlief ihn ... sie ging durch den ganzen Körper.

Die schöne Andrea hatte derweil den Suppentopf aus der Röhre genommen. Sie wechselte mit der Mutter einen Blick. Dann goß sie die Hälfte der Suppe in einen kleinen Napf, legte einen Zinnlöffel dazu und sagte: „Arm zu arm, Pan Kabat, oder wie Ihr sonst heißen mögt ... Laßt jetzt das Feuer und wärmt von innen. Es wird besser schmecken als kalte Milch.“

Der Riese erhob sich. In seinem Gesicht war etwas wie Scham, eine stumme Qual. Aber der Hunger war stärker. Gebeugten Hauptes, einen Dank murmelnd, griff er nach dem Napf und aß.

Das Mädchen löffelte aus dem Topf, während die Alte schwätzte . . . dies und das aus dem Dorfe.

Auch das Holz ging zur Neige. Aus dem Walde mußte neues geholt werden. Viel verzehrte der Ofen in diesen kalten Tagen. Ach, Armut hatte bittre Sorgen!

Markus Kabat hörte es mit an. Er war fertig mit Essen. Dann langte er in die Tasche. Er mußte eine Weile suchen, bis er zwei abgescheuerte Groschen zum Vorschein brachte. „Arm zu arm," murmelte er. „Ich habe hier noch gerade etwas, Pani . . . nun brauche ich keinen Schnaps." Und schob unsicher die Münzen über den Tisch.

Da bekam die schöne Andrea ihr hochmütiges Gesicht wieder. Sie strich das Geld zurück.

„Ein Wirtshaus haben wir nicht. Steckt es ein!"

„Wie Ihr wollt!" Das klang fast trotzig. Es war, als würde etwas Gutes und Weiches in ihm erstickt. Und grob fing er an zu schimpfen — auf die Reichen, auf das Hundeleben, auf alles.

„Allen müßte es an die Gurgel gehen — allen. Wie ein Vieh verkommt man. Am Weg krepiert — fragt kein Mensch nach einem. Nur das Dorf schimpft, das einen verscharren muß."

„Laßt das wüste Gerede," gebot die Alte. „Alles tut Gott. Wir aber müssen tragen und arbeiten. Ihr seid ein kräftiger Mensch."

Er ging mit großen Schritten auf und ab, strich über die Hobelbank und sah dazwischen nach Mütze und Felleisen, als ob es Zeit wäre, weiterzuwandern.

Ein halbfertiger Tisch war in die Ecke gerückt. Prüfend blickte Markus Kabat auf die Masern des Holzes und auf das ganze Stück, klopfte daran herum und schüttelte den Kopf.

„Was gibt's da zu sehen?" fragte Andrea, die draußen ihr Milchgeld abgezählt hatte. Sie nahm ihr Tuch um; sie wollte herumspringen und abliefern.

„Keine Arbeit," brummte der Fremde. „Wie von Anno Toback."

„Gut genug fürs Dorf."

„Und der Schuft, der Blutsauger nimmt ihn überhaupt nicht ab," fiel die Mutter böse ein. „Bestellt hat er ihn. ‚Pan Rezmian,' sage ich, ‚Ihr werdet zwei arme Frauen nicht sitzen lassen. Der Tisch ist halb fertig, Holz kostet Geld. Ersetzt die Kosten!' Er aber lacht. ‚Was soll ich mit einem halbfertigen Tisch? Laßt ihn fertig machen — dann ja!' Nun steht er hier im Winkel, daß Gott erbarm! Die Arbeitslöhne in der Stadt sind zu hoch. Nichts würde für uns übrig bleiben."

Markus Kabat hob die einzelnen Stücke. Seine Brust arbeitete; es ward ihm heiß. Die dumpfe Wärme war wohl schuld. „Wenn alles hier ist, Pani — wie wär's, wenn ich probierte?"

„Und ihn fertig macht? Richtig, richtig, Ihr habt das Handwerk gelernt. Aber die Zeiten sind schlecht, niemand will bezahlen. Was wollt Ihr dafür?"

Nun wurde der Lange zornig. „Gut, gut," schrie er und schlug mit der Faust auf den richtigen Tisch, daß er wackelte. „Ich sehe, Ihr wollt mich

beleidigen, Pani! Ich fahre mit Eurer Tochter, ich empfange hier Wohltaten, ich wärme mich, ich esse. Nun gut. Geld wollt Ihr nicht. Was soll ich tun? Ich will Euch die Arbeit machen. Ihr aber fragt, was ich dafür will. Nichts will ich — nichts. Aber ich gehe schon, keine Furcht Pani — ich gehe." In Zorn und Wut griff er nach seinen Sachen.

Die Alte war sprachlos. „Nichts? — Nichts?" Und am Rockschoß hielt sie ihn fest. „Aber wenn Ihr nichts wollt, warum lauft ihr weg?"

Sie verstand es nicht. „Seltsame Menschen hat Gott geschaffen. Dem einen fehlt es hier —" (sie tippte auf die Stirn), „dem andern da —" (sie schlug gegen die Tasche). Und für sich: „Euch, guter Freund, an beiden Stellen."

Andrea stand noch immer mit dem Umschlagetuch an der Tür, die Klinke schon in der Hand. „Ich muß abrechnen, Mutter. Bis ich zurückkomme, hast du ja Unterhaltung."

Mit ihrem kurzen, etwas harten Lachen ging sie. Der Riese sah sich nach ihr um — da schloß sie die Tür schon von außen.

„Also," begann die Mutter wieder, „Ihr gedenkt den Tisch fertigzukriegen, Pan? Und ohne Lohn?"

„Ohne Lohn!"

„Seltsam und nicht zu verstehen. Aber los, los, Mann! Bin neugierig, was da 'rauskommt. Schlechte Arbeit, für die kein Geld klingt."

Markus Kabat jedoch breitete die Arme aus, als würde ihm alles zu eng. Die Freude strahlte aus seinen Augen. Freier blickten sie sich um. Er prüfte das Handwerkszeug, tat von seinem etwas hinzu, behalf sich. Dann legte er los. Es gab ein Hämmern, Sägen, Hobeln, Klopfen wie früher, als der Pan Falk noch in der Werkstatt arbeitete. Und mitten darin begann der Riese zu pfeifen. Er pfiff laut und mit Kunstfertigkeit, daß die Alte erstaunt zuhörte. Er sah ihren Blick, unterbrach sich und fragte: „Stört es Euch? Die Arbeit geht schneller!"

„Mehr, mehr. Alles, was Ihr könnt, Pan. Nicht vieles hört man hier im Dorf."

Da pfiff er noch lauter und mit Liebe. Es klang aus dem Häuschen hinaus in die Kälte, die stärker ward. Auch die Dämmerung kam jetzt. Sie kam überraschend wie ein Räuber, der aus dem Walde bricht. Ein schlimmes Ding, um diese Zeit heimatlos auf der Landstraße zu irren.

Die schöne Andrea, die nun zurückkehrte, sah sich im Dunkel um. Der Wald stand da wie ein böses, lauerndes, schwarzes Rätsel. Man konnte Furcht kriegen. Und der eisige Wind blies. Sie mußte das Tuch fester ziehen.

Laslowice, dachte sie nur immer. Da feierten sie Verlobung. Die Schulzentochter küßte er. Ob sie ihn auch Julek nennen mochte? Sie schüttelte sich. Haß, Hochmut, Bitterkeit überfielen sie wieder von neuem und stärker als seit langem. So viele Gedanken, die sie früher nie gedacht, kamen ihr. Warum ist so viel Leid auf der Welt? Warum arm und reich? Warum schlecht und gut? Ach, es war doch immer nur der eine Gedanke in verschiedenen Verkleidungen: warum konnte es nicht anders sein, als es war, und sie an der Stelle der Schulzentochter?

Ihr Kopf war des Denkens ungewohnt. Alles arbeitete so schwer darin und griff sie an. Aber die Einsamkeit und Dunkelheit und Stille konnten die schweren Gedanken nicht verscheuchen. Sie wollte nach Hause ... in Wärme, Licht, zur Arbeit. Sie lief fast. Da fiel der Schein der Lampe schon durch die trüben Scheiben. Und plötzlich, jäh hielt sie im Lauf inne, horchte, griff sich mit beiden Händen an die Brust.

Das Brennen und Leuchten wollte wieder in die Augen kommen. Es war nicht tot, es hatte nur geschlafen, es stand strahlend auf ... Nein! So schnell es erschien, so schnell starb es wieder.

Sie hatte das Sägen und Hobeln gehört, das Pfeifen dazwischen. Alles wie früher — der Vater arbeitete dort — alle Burschen, Julian Libelt voran, liefen ihr nach — vielleicht war er drin — vielleicht sprach er heute ...

Sie wußte doch aber gleich, ehe sich der Glanz in ihren Augen ausbreiten und entfalten konnte, daß ein Trugbild sie irrte. „Der Fremde!" nickte sie gleichmütig.

Doch hörte sie dem Sägen zu. Sie stand nicht weit vom Fenster.

Puh, der Wald — das schwarze, lauernde Rätsel. Wann war er so glühend rot gewesen? War ein Wehen damals — — heut ein eisiger Wind. Und der Förster —

Nein, nein, nur nicht wieder dieselben schweren Steine mahlen! Reden, schwatzen, singen, arbeiten! Gut, daß der Fremde da war!

„Ich kann's noch, Pani," rief er ihr entgegen, den Hobel wie zum Gruß geschwungen — „ritsch, ratsch, nichts verlernt sich, nichts vergißt sich. Das Böse nicht, psia krew, aber das Gute auch nicht."

Und er schuftete weiter, als ging's ums ewige Leben.

* * *

Der Tisch war fertig. Als Markus Kabat am Abend gemerkt hatte, daß die beiden Frauen sich wieder ansahen, hatte er den Hobel hingelegt.

„Ich denk, ihr seid müde. Wer aus Rand und Band gekommen, wie meines Vaters Sohn, vergißt die Stunde, wann die Ehrbaren die Augen zumachen. Wenn ihr erlaubt — — ich habe in den Stall gesehen. Platz genug für zwei Esel, nicht nur für einen. Anton und ich sind verträglich."

Wie die Arbeit ihn freundlicher gemacht hatte! Er sprach schon ganz anders als zuerst.

„Und morgen geht's weiter! Gute Nacht, — laßt nur, Pani, ich finde schon!"

Aber da mischte sich Andrea ein. Wer wie ein Mensch gearbeitet, meinte sie, solle auch so schlafen. Da wäre ja ein Bett noch. Zwar ... Und die Mutter sah die Tochter an, die Tochter die Mutter. Es sei nicht jedermanns Sache. Es sei doch eben einer drin gestorben. Gewiß als guter Christ, aber — je nun, sie beide schliefen seitdem doch lieber zusammen im Nebenzimmer. Und wenn er Furcht habe — —

Da lachte der Riese. Furcht hatte er nicht. Und wenn es doch keiner benutzte, das Bett — — also schönen Dank!

Mitten in der Nacht erwachte Andrea. Sie sah ins Dunkel und setzte sich leise auf, daß ihre Mutter nicht gestört ward. Die Kniee zog sie an sich heran. So beklommen war ihr. Und plötzlich hörte sie laut und regelmäßig atmen — aus dem Nebenzimmer drang das.

Sie erschrak so, daß ihre Brust zitterte und stürmte. Dann wußte sie wieder, daß es ja der Fremde war. Merkwürdig — wer hätte heute früh an ihn gedacht! Und nun schlief er, wo ihr Vater geschlafen. Sie jedoch saß hier in der stillen, schwarzen Nacht und horchte auf die Atemzüge.

Früh am Morgen, wenn es draußen noch finster war, mußte sie auf. Als sie sich wusch, hörte sie, daß es auch nebenan lebendig ward. Und als könne Markus Kabat die Zeit nicht erwarten, begann er bei einem mühsam brennenden Lichtstumpf zu arbeiten. Andrea war noch nicht lange mit den Milchkannen fort, als er sich vergnügt die Hände rieb. Der Tisch war fertig.

Das alte Weib staunte fortwährend. So gut hatte es der Ihrige nicht gekonnt. Als wie ein Möbel aus der Stadt! Und gleich darauf stülpte sich der Riese den Tisch wie eine Mütze auf den Kopf und hielt ihn an einem Bein. „Es ist besser, Pani, ich bringe ihn selbst hin. Was war der Preis?"

Pfeifend ging er damit von dannen.

Erst nach einer Stunde kam er wieder. Es hatte ein hitzig Gefecht gegeben, ehe der zähe Bauer die Talerstücke rausrückte. Aber nun zählte Markus Kabat die harten dem Weiblein hin. Gefundenes Geld, — sie war außer sich vor Freude.

„Gott segne Euch und das Haus, wo Ihr eintretet, Pan! Ihr bringt Glück. Geld aber wollt Ihr nicht!"

Sie sann her und hin. Dann humpelte sie zum Spinde. „Wenn Ihr in seinem Bett schlaft, an seiner Hobelbank arbeitet, aus seinem Napfe eßt, könnt Ihr seine Kleider auch tragen. Sucht Euch aus — ich muß an den Herd. Und wenn sie zu kurz sind — besser zu kurz als gar nicht."

Lange probierte der Tischler an. Ja, vieles war zu kurz. Aber hier lag ein breiter Saum um. Wenn man den auftrennte . . .! Die Kälte quälte doch dann nicht so.

Als Andrea mittags nach Hause kam, prallte sie zurück: „Pan!"

Er lächelte verlegen. „Wenn Ihr erlaubt —!"

„Es war mir nur seltsam," sagte sie.

Und nachmittags sprach er vom Weitergehen. Aber die Alte schüttelte den Kopf. „Ruht noch einen Tag!"

„Ohne Arbeit — — nein, dann lieber wandern!" Mit einem Male jedoch drehte er sich um, trommelte an die Scheiben und fragte so beiläufig: „Ihr kennt das Dorf. Meint Ihr, daß ein Tischler seine Arbeit hätte?"

„Wohl, wohl. Gerade jetzt, denke ich." Sie zählte nach, wie lange ihr Mann tot war. „Da hat sich manches aufgesammelt. Ehe der Bauer in die Stadt geht und kauft, überlegt er lange. Geht herum — fragt!"

Markus Kabat trommelte noch immer.

„Und wenn, Pani — — wo kriege ich eine Werkstatt?"

„Maria Joseph! Fragt und steht darin!"

„Aber ich kann doch nicht so hier bleiben . . . so . . . hört, Pani, wenn ich Arbeit habe, ich miete Euch die Werkstatt ab! Ihr könnt drin bleiben — natürlich. Nur daß ich hier wohnen und schaffen kann. Was meint Ihr: drei Taler den Monat . . . Lege ich noch sieben zu, gebt Ihr mir Essen. Euch und mir wäre geholfen!"

„Ist das Euer Ernst? Sieben und drei macht zehn — heilige Mutter Gottes, hilf!"

Und rasch raffte sie, mit glänzenden Augen, ein Tuch auf. „Was steht Ihr? Kommt! Glaubt Ihr, die Bauern bestellen, wenn keiner Euch kennt? Ich aber werde mitgehen!"

Von Haus zu Haus gingen sie, zuletzt aufs Dominium. Überall war ein wenig zu tun! Das Mundwerk der Alten stand nicht still. Sie bat, beschwor, flehte.

Triumphierend kam sie mit ihm, der etwas bedenklich geworden war, zurück. „He, was sagt Ihr nun, Söhnchen?" Söhnchen nannte sie ihn aus Freude.

„Daß ich neugierig bin, wie lange die Arbeit schmecken wird. Und dann —" Er blieb mitten auf der Straße stehen und stockte. „Was wird Eure Tochter dazu für ein Gesicht machen, Pani? Ich möchte sie nicht kränken durch mein Bleiben."

Aber die Alte lachte. „Wenn das Gesicht Euch nicht gefällt, seht nicht hin. Sie hat den Förster im Kopfe. Es ist kalt auf der Welt, und Jugend wärmt sich an Jugend. Er aber, der Julian Libelt, heiratet. Die Schulzentochter aus Laslowice. Wie Gott will — Sünder sind wir alle."

„So, so — den Förster." Nach einer Pause: „Redet allein mit ihr, Pani. Ich gehe so lange 'raus."

Und wirklich verschwand er, während die Mutter der von der Nachmittagsfahrt zurückgekehrten Andrea auseinandersetzte, welche Vorteile man durch das Vermieten und die Gesellschaft hätte.

Ihre Gedanken waren ganz anderswo. Sie nickte nur. Sie hatte heute den Förster gesehen, aber er hatte den Kopf weggedreht und sich schleunigst in die Büsche geschlagen. Derselbe, der sonst gejubelt hatte, wenn er sie erblickte. Das Bild verließ sie nicht.

Draußen hatte Markus Kabat inzwischen krampfhaft laut gepfiffen. Jetzt winkte ihn die Alte herein.

„Nun, Pani Andrea, wie steht's?"

„Mutter erzählte mir. Ich denke, Pan, wir werden uns nichts zuleide tun."

Das war so gleichgültig. Beinahe war der Tischler enttäuscht. Er hatte wohl ein besseres Wort erwartet.

Aber in schweren Gedanken zog Andrea die Brauen zusammen. „Immer seltsamer wird die Welt. Gestern noch fuhr ich an Euch vorbei, und Ihr waret ein Fremder. Heute wohnt Ihr bei uns. Und was ganz nahe war noch vor kurzer Zeit, trifft sich wieder und ist sich fremd. Wer soll das alles erklären?"

„Gott!" sprach Markus Kabat.

* * *

Wochen vergingen. Reichlich fiel der Schnee, bald in feinen, wirbelnden Stäubchen, bald in schweren, weichen Flocken, die sich aufeinanderlegten. Schweren Dienst hatte jetzt Andrea, schwereren noch Anton, der Esel. Denn ein Schlitten war nicht vorhanden; das Wägelchen mußte durch die Flockenschicht, in die es tiefe Spuren grub.

Oft brachte das Mädchen den Winter bis in die Stube mit. Weiße Sternchen lagen auf dem schwarzen Haar. Weiß war es draußen, soweit man durch das trübe Fenster, dessen Rahmen mit Moos verstopft war, sehen konnte. Ein schwarzer Fleck, zog manchmal eine Krähe gegen die ungeheure weiße Fläche. Der Wind, der einen zweiten Schneefall von den Bäumen trieb, hinderte ihren Flug, daß sie schräg gegen ihn steuern mußte und langsam nur vorwärtskam.

Es gab für alle drei Arbeit in Hülle und Fülle. Und für ein paar weitere Wochen noch war der neue Tischler mit Aufträgen versorgt. Das machte ihn vergnügt. Zwar, nach acht Arbeitstagen fühlte er sich unlustig, brummte und lief stundenlang durch die Wälder, aber Frost und Hunger trieben ihn heim. Er nahm die alte Beschäftigung wieder auf und sagte: „Der warme Ofen wird mein Freund. Ich glaube, das Wandern schmeckt nicht mehr."

Abends saßen sie beisammen. Dann erzählte er von seinen Fahrten und Abenteuern. In großen Städten war er gewesen, wo hunderttausend Menschen wohnten. Er sprach davon oft, seit er gemerkt hatte, daß die beiden Frauen, die nicht weiter als bis zum nächsten Städtchen gekommen waren, ihm mit offenem Munde zuhörten. Wie groß da die Häuser seien; daß dort mächtige Wagen ohne Pferde durch die Straße liefen; daß keiner den andern kenne.

Mit scheuer Bewunderung hing die Alte an seinen Lippen. Auch Andrea bekam Ehrfurcht. „Ihr habt so viel gesehen," sprach sie. „So viel Wunder. Es muß Euch hier schlimm erscheinen im Dorf."

Er schüttelte den Kopf. „Pani Andrea," erwiderte er, direkt zu ihr gewandt, „der Wunder in den großen Städten sind viel. Ich jedoch ging einst einen Weg und legte mich ins Korn schlafen. Es war noch jung und klein — gerade daß es mich verdeckte. Vier Wochen später kam ich denselben Weg und legte mich in dasselbe Korn. Da waren die Ähren so hoch über mir. Und ich dachte so allerlei, Gutes und Schlechtes, auch an die Wunder der Stadt. Aber mir kam so der Gedanke: siehe, nun sind die Ähren so hoch . . . gewachsen wie die Kinder . . . kein Mensch tut etwas dazu. Die Wunder in der Stadt — die quälen sich die Menschen heraus. Die Wunder im Dorf tut Gott. Ich weiß nicht, ob Ihr mich versteht."

Die Mutter fing an zu lachen. „Seltsam sind die Menschen, Ihr jedoch unter ihnen am meisten. Das Korn wächst. Warum sollte es nicht wachsen? Wo ist das Wunder da?"

Er wurde rot. „Wenn man so wandert, immer allein, immer Wald, Feld, Wiese — da denkt man dann so dumm. Andere aber lachen."

Andrea hatte lange geschwiegen. Da sah sie seinen gleichsam hilfesuchenden Blick. „Ein Wunder ist es wohl," sprach sie, „wenn man es tief bedenkt. Doch es muß einer da sein, der mit dem Finger darauf zeigt."

Sie behielt weiter keine Erinnerung an diesen Abend. Nur wenn es der Zufall einmal wollte, dachte sie: ‚Dumm ist der Tischler nicht.‘ Und es geschah, daß sie ihn manchmal fragte. —

Immer geringer war unterdessen der Holzvorrat geworden, den der selige Pan Falk im Herbst gesammelt und eingekarrt hatte. Wenn man nicht frieren wollte, mußte man an die Arbeit.

„Ich gehe schon,“ meinte Markus Kabat leichthin und reckte sich. „Wer stark ist, braucht kein Pferd zum Ziehen. Nur bin ich nicht so bekannt . . .“

„Andrea wird Euch führen,“ erwiderte die Alte.

So zog denn der Tischler die Karre aus der Holzkammer. Vorn hingen noch die Gurte daran zum Ziehen. Die schöne Andrea warf auch ein Beil dazu. Die Stange zum Abbrechen der Zweige war an sicherer Stelle im Walde versteckt. Nur den eisernen Haken zum Aufsetzen nahm sie mit.

Der Schnee lag noch überall. Aber auf den Wegen war er eingetreten und von harter Glätte, besonders dort, wo die Räder gegangen waren. Man mußte vorsichtig sein, um nicht auszugleiten.

Im Walde war eine Menge Reisig. Aber Andrea ging vorüber. „Das kommt zum Schluß,“ sagte sie. Dann holte sie die Stange vor, setzte den Haken auf und wies empor. „Versucht Eure Kraft!“

Ordentlich erschrocken trat er zurück. „Der dicke Ast da? Schön, schön, — aber wenn der Förster es sieht — —?“

„Der Förster kann nicht überall sein. Und wenn auch, — laßt ihn kommen. Beide Augen macht er zu und geht vorbei.“

„Ein guter Mensch, — wahrlich!“ Er lachte. Schon griff das Eisen nach dem Holz. Aber plötzlich: „Geht er an jedem vorbei oder nur an Euch, Pani?“

„Ihr habt immer eine neue Frage,“ erwiderte sie achselzuckend.

Und während er jetzt mit voller Kraft zog, sprach er in Absätzen: „Es ist . . . kein Geheimnis, daß er Euer Liebster war. Nun macht er Hochzeit mit der andern. Ihr aber tragt ihn im Herzen.“

Krach, — der Ast zitterte, brach. Er hing herunter, aber das Eisen war nicht eher zufrieden, als bis er in die Tiefe sauste. Hochauf flog der Schnee.

Die schöne Andrea griff nach dem Beil und hieb die Zweige ab. Sie schlug kräftiger, als es nötig war. Dann hob sie den Kopf. „Sehe ich aus wie eine, die einem nachläuft, der sie nicht will?“ fragte sie kurz, herb. „Man ist leicht in den Mäulern der Leute, doch schwer wieder heraus.“

Markus Kabat nahm schon einen neuen, noch stärkeren Ast vor. „Was wollt Ihr, Pani? Ich lebe schon bei Euch eine ganze Zeit. Aber keiner, der ums Haus schleicht wie der Marder, keiner, dem Ihr eigen seid! Und doch seid Ihr in den Jahren und schön, schön! Man könnte es nicht begreifen, wenn nicht einer dahintersteckte. Einer, den Ihr nicht vergessen könnt. Ihr lebt wie eine Nonne und Heilige!“

Sie hatte nur ein kurzes Zucken des Hauptes gehabt, als er von ihrer Schönheit sprach. Es klang ehrlich. Er blickte sie nicht an, sondern immer nach oben. Der Haken wollte nicht recht fassen.

„Und die Liebe,“ fügte er hinzu, „ist ein großes Glück.“

Der Ast war zerkleinert. Die Arbeit hatte sie heiß gemacht.

„Ich brauche keinen," sagte sie abweisend.

„Wohl, wohl," — nun kam neues Holz herunter, — „viele Wunden schlägt die Liebe. Man begreift es nicht. Warum hat der Grünrock Euch verlassen? Ich . . . nun ich muß sagen: das würde ich nicht verstehen. Nur weil die Schulzentochter schöner ist —?"

Da fuhr das Mädchen auf. „Schöner?" Ihre Augen blitzten wieder. „Barmherziger Himmel, es war ein Zorn in Gott, als er sie erschaffen. Aber Geld, Pan Kabat, Geld, Geld!"

Sie schrie es förmlich, doch merkte sie bald, wie sehr sie sich verriet. Da zuckte sie mit den vollen Schultern: „Was geht's mich an!"

„Eben!" nickte er. „Erregt Euch nicht!"

Lächelte er? Sie schielte, während sie den neuen Ast zerhackte, nach ihm hin Aber erst als die Karre vollgepackt war, sagte sie: „Man muß vorsichtig sein bei Euch, Pan Kabat!"

Sie sah zu, wie er den Karren anhob. Keuchend schob er ihn vorwärts, das Rad ächzte, die Holzladung war zu groß. Das Schlimmste — die hügelige Chaussee — kam noch.

Ruhig ging Andrea neben dem Karren her. Sie hatte den Griff des Beiles kurz gefaßt und trug es so. Sie erschien wehrhaft dadurch und von den anderen unterschieden.

Ächzend stellte der Tischler jetzt den Karren hin. Da blickte sie auf: „Ihr seid müde? Man glaubt nicht, wie schwer das Holz wiegt! Ruht Euch ein paar Minuten."

Der Gedanke, zu helfen, kam ihr nicht. —

Noch zweimal an demselben Tage fuhr der Karren hin und zurück. Dann war wieder Vorrat da.

Am Abend waren sie beide müde. Markus Kabat arbeitete nicht. Er rauchte eine kurze Pfeife und saß etwas abseits auf der Bank. Das Mädchen gähnte und fühlte sich nicht recht.

„Wo thut's weh?" fragte die Mutter.

„Ach, der Kopf — — zu viel gebückt beim Hacken im Wald!"

„Mache das Haar los — alles wird leichter!"

„Man wird ja bald schlafen gehen," erwiderte Andrea und zog die Nadeln heraus. Sie war wirklich schläfrig und bastelte lange. Dann seufzte sie auf und fing mit beiden Händen, rechts und links, das dunkle, schwere Haar und warf es nach rückwärts. Es war lang und ging wie eine dunkle Flut über die Schultern.

„Der Pan Kabat ist heute auch stiller." Dabei gähnte sie wieder und sah ihn an. Doch als hätte sie jemand angepackt, machte sie eine Bewegung — nach rückwärts. Ihr bräunlich Gesicht färbte sich röter.

Sie hatte einen ungezähmten, wilden, seltsamen Blick aufgefangen. Mit diesem Blick hatte der schweigende Tischler sie angestarrt. Und der Blick hatte solche Kraft, daß sie rot und zornig ward, jäh ihr Haar aufnahm und es lose knotete.

„Ich gehe schlafen. Gute Nacht!" Raschen Schrittes ging sie ins Nebenzimmer. Scharf schloß sie in der unwillkürlichen Erregung die Tür.

Am nächsten Tage — Markus Kabat trug ein bestelltes Stück ab — bastelte sie am Riegel. Alle Jahre über war dieser Riegel an der Verbindungstür zwischen den beiden Räumen nicht bewegt worden. Er war völlig eingerostet.

Die Mutter schalt, ob sie nichts Besseres vorhabe. Da sagte sie: „Nein" und holte aus der Werkstatt den Hammer. Mit ein paar wuchtigen Schlägen trieb sie den Riegel vor, fettete ihn ein, schlug ihn zurück, bis er sich leidlich schieben ließ.

Am Abend hörte es Markus Kabat deutlich, wie er vorsprang.

* * *

Nach dem Muster der „schönen Andrea" wurde der Esel jetzt der „schöne Anton" genannt. Der Wirtssohn hatte es aufgebracht.

Aber er war gar nicht mehr schön, — auch als Esel nicht. Er hatte seine Lebensarbeit geleistet, seine Höhe überschritten. Der Schwanz hing immer gleichgültiger herab, der Wedel unten zuckte und ruckte kaum; tiefer sank auch der Kopf. Das Alter machte sich sichtbar. Vor allem darin, daß der gleichmäßige Trott langsamer ward. Zuerst hatte die schöne Andrea versucht, ihren Anton aufzumuntern. Es half nichts. Da ließ sie ihn gehen, wie er wollte, und war froh, daß sie vorwärtskam. Denn noch eine andere Eigenheit bildete sich bei dem Grauchen aus. Mitten auf der Chaussee blieb es mit einem Male stehen, als hätte ein gar zu tiefsinniger Gedanke ihm den Sinn für Pflicht und Beruf genommen. Nicht lange, — gutes Zureden half schnell. Und der langsame Trott begann wieder.

Da konnte die schöne Andrea nach Herzenslust nachdenken. Doch Herzenslust war nicht dabei, — vielmehr dumpfes Drängen und Bedrängtsein. Sie dachte wohl oft an Julian Libelt, den Förster. Aber an etwas anderes noch.

An Markus Kabat?

Nein, — nicht an ihn eigentlich. Was ging er sie an! Doch an den Abend, als sie das Haar aufgebunden hatte. Es war bei dem Blick, den sie gesehen, so viel Zorn in ihr aufgestiegen und — und — etwas wie Abscheu. Fortstoßen hätte sie ihn können.

Und das war so seltsam. Es lag dahinter etwas, aber ihr Kopf war nicht beweglich genug, es klar zu erfassen. Sie war hier im Dorf aufgewachsen und die Schönste. Kannte also solchen Blick, — pah, man drehte sich weg! Nichts einfacher! Hier jedoch — —

Sie schüttelte den Kopf und quälte sich dumpf und stumpf. Warum war gerade gegen ihn Zorn und Abscheu so groß?

Da sah sie bei der Rückkehr von weitem einen Mann auf der Schwelle ihres Hauses stehen, etwas schräg, den ganzen Rücken der Chaussee zugewandt. Er mochte mit der Mutter reden.

Natürlich war es Markus Kabat. Aber wie er so stand, mit dem Rücken ihr zu, hatte er auch etwas von einem anderen. Er trug die Mütze, — —

so hatte sie auf des Vaters Kopf gesessen. Den Rock, — der Vater hatte ihn angehabt. Und der längere Markus stand jetzt gebückt, — da war er auch so groß wie der Vater.

Und wie sie jetzt an den Abend dachte, hob sie die Peitsche, und der Zorn war wieder da. Sie sprach auch nur kurz angebunden mit dem Tischler. Dafür war er fast höflich und fragte nicht.

Er hatte die Miete und das Essen richtig mit zehn Talern bezahlt. Seitdem schwärmte die Mutter für das „Söhnchen".

Auch sonst hatte er ein kleines Sümmchen für sich zurückgelegt. Er hielt sich absonderlich gut. Mehr als ein Fläschchen ließ er sich die Woche in der Schenke nicht füllen. Manchmal kam es ihm selbst unheimlich vor. Aber er dachte an die Wanderschaft im Frühjahr, — da holte man alles doppelt und dreifach nach.

An einem Sonntagabend war im Krug Tanzmusik. Sein Blut rebellierte. „Pani Andrea," sagte er und schlug die Hacken zusammen, so geschickt, wie es nur wenige können, „wie denkt Ihr darüber? Ein Schnäpschen, ein Tänzchen, ein Küßchen . . . Drei gute Dinge! Wollen wir hin?"

Sie blickte ihn erstaunt an. „Mit Euch?" und streifte seinen Anzug. Es war der alte ihres Vaters. „Ich bleibe lieber hier."

Er drehte sich um, rieb sich ein Streichholz an, steckte den Tabak in Brand. „Ach so," antwortete er. Die Rauchwolken stiegen nur so.

Aber als wieder eine Woche um war, ließ er sich von der Pani Falk, der „Mutter", sein Erspartes geben. Sie krähte erbärmlich. Wohin er denn wolle? — In die Stadt! — Natürlich würde er alles durchbringen! — Nein, das würde er nicht.

Früh ging er fort. Nachmittags kam er wieder, ganz nüchtern, mit einem Bündel.

Er schickte die Frauen ins andere Zimmer und pfiff vor sich hin. Der Alten wurde es zu langweilig, — sie ging zu einer Nachbarin schwatzen. Andrea, die Sonntagnachmittag nicht fuhr, steckte dem schönen Anton Heu in die Krippe. Da hörte sie den Schall von Schritten.

Markus Kabat hatte ins Nebenzimmer geguckt, es leer gefunden und suchte die Frauen nun.

Als sie sich umwandte, staunte sie, fuhr nach der Tür, starrte ihn an. „Nein," sagte sie, „nein!" Und dann: „Seid Ihr denn das?"

Eine freudige Helle kam in ihre Augen. Die schmalen, ein wenig gepreßten Lippen öffneten sich leicht.

Er lachte verlegen. „Ob es so geht? Der Kaufmann sagt es, aber wer verdienen will, hat leicht reden."

„Ihr seid ordentlich verändert, Pan," erwiderte sie lächelnd.

Er hatte sich für das ersparte Geld einen Anzug gekauft. Er saß ihm besser als der Nachlaß des Pan Falk. Ein ganz anderer Mensch stand da vor ihr.

Noch am Abend blickte sie ihn oft von der Seite an. Was Kleider alles machen!

Er ward lustig, als er merkte, daß er ihr nicht übel in seinem neuen Staat gefiel. Er erzählte wieder einmal. Und Andrea war auch gesprächiger.

„Ist heute wieder Tanz?" fragte die Alte.

„Nein," erwiderte das Mädchen bedauernd.

Markus Kabat jedoch entpuppte sich als Verschwender. Nicht nur, daß er sich noch manches Stück neu anschaffte, — er trug den feinen Anzug auch häufig in der Woche, wenn keine Arbeit vorlag. Andrea Falk gewöhnte sich allmählich, ihn nur so zu sehen. Und einmal — nach Feierabend — saßen sie zusammen, während draußen der Ostwind, der polnische Wind, seine schneidenden Lieder pfiff. Das Gespräch war eingeschlafen. Der Tischler hockte wieder auf der Bank, er rauchte wieder seine Pfeife. Als Andrea nach ihrem Haar griff, um es übers Ohr zu streichen, kam ihr blitzgleich die Erinnerung an damals. Er hatte auch so gesessen, — auch so geraucht, — und der Blick . . . der Blick . . . Sie wandte sich leicht ab. Was weiter! Man brauchte es nicht zu sehen.

Sie empfand den Zorn und Abscheu gar nicht mehr. Sie wußte, daß es damals dumpf in ihr gerungen hatte, daß sie ihn hätte schlagen und fortstoßen können. Aber sie brachte das Gefühl nicht mehr auf.

Wer war anders geworden? Sie? Er? Eigentlich doch keiner. Denn daß er jetzt neue Kleider trug, — — das konnte es doch nicht sein. Nur allerdings: er stand seitdem anders vor ihr. Er hatte nichts mehr vom Vater, während er früher die Erinnerung an ihn geweckt hatte. Er war jetzt nur noch ein fremder, kräftiger Bursch, namens Markus Kabat. Ein Bursch wie alle anderen. —

Von nun an vollzog sich in ihrem Benehmen und Verkehr eine ganz leise Wandlung. Niemand hätte das feststellen können, — nur sie beide fühlten es.

Die schöne Andrea steckte öfter eine Schleife vor; sie ward sich ihrer Schönheit ihm gegenüber mehr bewußt.

Früher hatte sie ihrer Mutter kurz das Wort abgeschnitten, wenn sie von den Verehrern reden wollte, die gleich den Wölfen das Haus umkreist hatten. Jetzt lachte sie nur geringschätzig, aber es war ihr nicht unlieb, wenn die Mutter vor dem Tischler erzählte, wie viele der Tochter nachgelaufen waren. „Sie wagen sich nur nicht vor," krächzte die Alte. „Aber im Frühjahr, wenn Ihr weg seid, kriegen sie Mut."

„Was sollten sie mich fürchten," sagte Markus Kabat.

„Pah, die Leute! Glaubt Ihr, sie reden nicht? Daß Ihr hier wohnt und sonst noch? Wie viele haben mich gefragt, wann die Hochzeit ist!"

Da wurde Andrea rot. „Wider böse Nachbarmäuler gibt's kein Mittel," sprach sie.

Und der Tischler: „So, so. Die Pani Andrea und ich —! Die Pani Andrea wird sich bedanken! Aber ich glaub's nicht, daß es im Dorf so heißt. Die Burschen reden anders: Seit der Grünrock in Laslowice tanzt, meinen sie, hat die schöne Andrea Herzensnot. Deshalb kommt sie nicht mehr zum Krug. Seht, das habe ich gehört! Wer will wissen, was wahr ist!"

„Nichts," erwiderte das Mädchen.

„Nun, Pani, Ihr müßt zugeben: erst Walzer und Polka und plötzlich nichts, nichts, gar nichts mehr, — da macht man sich Gedanken."

„Ihr denkt nicht dran, daß einer fehlt."

„Euer Vater? Die Heiligen mögen ihm gnädig sein. Das ist es nicht, Pani! Der Tod muß stilliegen, aber das Leben will springen."

Sie biß die Zähne zusammen. Er dachte wirklich, sie bliebe aus Schmerz über Julian Libelts Untreue zu Hause. Das ganze Dorf dachte so. Der Förster vielleicht selber. Es freute ihn im stillen, und er erzählte es in Laslowice.

„Am Sonntag ist ja wieder Tanz," sagte sie.

„Ja," antwortete Markus Kabat. Ob er wieder lächelte?

Sie sah ihn extra an: er war zu klug; man mußte vorsichtig sein. Aber am Sonntag ließ sie sich doch von ihm ausführen. Julek Libelt sollte sich nichts einbilden.

Sie hatte sich vorgenommen, recht lustig zu sein. Das ganze Dorf sollte merken, daß sie dem Grünen nicht nachtrauerte. Und seit langer Zeit zum erstenmal putzte sie sich wieder mit Lust und Liebe.

Der Tischler machte große Augen. „So viel Schönheit," sagte er, „gibt Gott nicht einer jeden. Es wäre auch nicht gut, denke ich."

Der Krug war schon voll. Drei Geiger fiedelten wie besessen; eine schwere, heiße, qualmige Luft lag über dem großen Raume und drückte auf die erhitzten Paare. Ein taktmäßiges Stampfen, Jauchzen dazwischen, das Aufkreischen einer zu zärtlich angepackten Dirne . . .

„Holla, wer beehrt uns!" Ein staunendes Rufen. Alles wandte sich. „Die schöne Andrea!"

Im Augenblick standen die beiden in einer schmalen Gasse, die sich gebildet hatte. Sie gingen hindurch. Die Mädchen schielten unfreundlich nach der Nebenbuhlerin. Die Burschen maßen den Tischler. Es war jäh stiller geworden. Nur die drei Geiger spielten ohne Pause, ohne Ermüdung, als wären sie aufgezogen und könnten den Arm und Bogen nicht eher ruhen lassen, als bis das Uhrwerk abgelaufen sei.

„Beliebt es?" fragte Markus Kabat. Vorsorglich legte er das Taschentuch in seine Hand. Dann faßte er die schöne Andrea fest.

Eine Polka Mazurka . . . Die Töne hüpften, lachten, sprangen.

„Gut führt Ihr," flüsterte die schöne Andrea. Und als ob das ihren Tänzer in seinem Eifer bestärkte, tat er sich doppelt hervor. Es war nicht üblich, daß man beim Tanzen sprach. Die Dörfler übten die fröhliche Kunst im Schweiße ihres Angesichts. Aber mit Absicht flüsterte Andrea Falk dem Tischler dies und das zu und lächelte, lachte. Sie sollten sehen, daß sie sich längst getröstet hatte.

Der Tanz war zu Ende: man trank Bier; ein neues Stück begann. Immer schneller rann die Zeit. Hatte das Mädchen erst mit Absicht ein heiteres Gesicht gezeigt — jetzt lächelte und lachte sie, ohne an ihren Vorsatz zu denken. Sie tanzte sich in Feuer, ihre Backen glühten. „Woher habt Ihr das?" fragte sie.

„O, Pani, Ihr denkt immer an mich auf der Landstraße. Schnell sinkt der Mensch ohne Geld, ohne Arbeit. Ich war früher anders."

Auch von den übrigen Burschen trauten sich einige heran. Mit diesem tanzte die schöne Andrea, mit jenem nicht.

Einer flüsterte ihr zu: „Warum holt Ihr Euch den Bräutigam aus der Fremde? Gibt's im Dorf nicht genug Burschen?"

„Und so hübsche wie Euch — nicht?" lachte sie spöttisch. Sie wollte noch etwas hinzufügen. Aber mit dem Lachen zugleich blieben ihr die Worte in der Kehle stecken. Denn durch die heißen Burschen und Dirnen drängte sich ein Grüner: Julian Libelt.

Er kam spät: er kam wohl aus Laslowice.

Erstaunt blieb er stehen, als er die schöne Andrea sah. Dann blitzten seine Augen auf: sie fühlte, wie dieser Blick ihre ganze Gestalt gleichsam umfaßte. Der Blick sagte: wie schön du bist! Schöner als je! Tausendmal schöner als die Schulzentochter, trotzdem die so viel Geld hat! Und ein Lächeln spielte um die Lippen, ein Vorsatz bildete sich.

Narr, wer nicht zugreift! Da die Frau und das Geld, hier Schönheit und Liebe. Nimm beides, Julian Libelt! Aber da erblickte er den Tischler. Das Lächeln schwand.

Die schöne Andrea hatte sich neben den Tischler gesetzt; nur ihre Augen waren noch voll geheimer Unruhe, sonst hatte sie sich ganz im Zügel.

Ihr Glas war leer. „Ich habe Durst vom Tanzen," sagte sie und nahm das von Markus Kabat, lächelte ihn an — trank.

Ihm ward's heiß durch den neuen Anzug. „Andrea!" sprach er. Und an dieselbe Stelle, wo ihr Mund das Glas berührt, setzte er *seine* Lippen. In einem Zuge trank er aus.

Der Grünrock hatte es gesehen — *sollte* es sehen. Mit lärmender Lustigkeit wandte er sich hierhin und dorthin, tanzte ein paarmal, stürzte einige Schnäpschen hinunter und äugte dazwischen immer wieder zu Andrea hinüber.

Sie tanzte jetzt ununterbrochen. Meist mit dem Tischler. Auch mit anderen.

Da dachte der Unterförster: ich riskier's auch. „Ich hatte lange nicht die Ehre, Pani," sprach er. „Wie wär's?" Und laut zu den Musikanten: „Krakowiak — — ich zahle jedem ein Bier!"

Hei, setzten die Geigen feurig ein!

Aber Andrea Falk blieb sitzen. „Sucht Euch, ich bitte, eine andere Tänzerin, Pan . . . ich bin müde."

Das hatte Julian Libelt nicht erwartet. Blutrot wurde er. Bis unter die Stirnhaare stieg das Blut, das zornige. Doch er bezwang sich, erwiderte nur: „Ganz wie Ihr wollt," und ging weiter. Ein bitterböser Blick traf Markus Kabat. Nur *er* trug die Schuld, daß die schöne Andrea so wenig gefügig war. Was wollte er überhaupt im Dorf, dieser Fremde? Das schönste Mädchen einem einfach wegzustehlen!

Er kam sich wirklich bestohlen vor, der Förster! Die schönsten Pläne fielen ins Wasser. Liebe glaubt gern; er hätte die Dirne bald wieder um

den Finger gewickelt. Und wieder hätte sie ihn geküßt: „Julek," an seinem Halse gehangen . . .

Er forderte eins der anderen Mädchen auf. Als er bald darauf genug hatte, sah er Andrea Falk mit Markus Kabat tanzen. Die „müde" Andrea.

Einen Fluch murmelte er durch die Zähne. Verärgert verließ er den Krug. Es war wohl auch Zeit. Der Tischler, den Blick und Lächeln seiner Partnerin erst heiß gemacht hatten, war kaum zur Einsicht gekommen, was das alles bezwecken sollte, als er auch still wurde. Die Hauptsache blieb doch der Grüne. Er selbst war nur dazu da, gegen den anderen ausgespielt zu werden. Das kränkte ihn. Er mochte nicht mehr tanzen.

Schweigend schritten die beiden durch die Winternacht dem Häuschen zu.

„Habt Ihr Licht? — Gute Nacht!"

Der Riegel klang. Aber als ob sie fühlte, daß ihn irgend etwas gedrückt hätte und daß sie daran nicht unschuldig sei, schob sie den Riegel noch einmal zurück, öffnete die Tür handbreit und sagte: „Ich danke Euch noch. Besser tanzt keiner!" —

Es blieb nicht aus, daß nach diesem Sonntag die Zünglein im Dorfe noch geschwinder liefen. Niemand zweifelte, daß Markus Kabat und die schöne Andrea zusammengehörten. Und noch immer wußte niemand recht, wie es mit dem Tischler stand, wo er herkam. Auf dem Eselswäglein war er ins Dorf gefahren — was davor lag, war dunkler als die dunkle Nacht.

„Jede," sprach die Biskupska, die großes Ansehen genoß, „sucht sich den Haken selbst, an den sie sich hängen will. Andrea Falk hat ihren auf der Landstraße gefunden."

„Vielleicht verliert sie ihn wieder da," setzte die Mutter von Bogdan Konarski hinzu. Dabei blieb es.

Natürlich flogen dem Mädchen selbst derbe und zarte Anspielungen die schwere Menge nach. Sie aber nickte ruhig dazu von ihrem Wagen herab, und das Ganze schien sie ebensowenig zu erregen wie den schönen Anton. Denn es hatte sich ein wunderlicher Einfall ihrer bemächtigt.

Sie hatte gesehen, wie es den Grünen gewurmt hatte . . . Damals beim Tanz im Kruge. Wie er wütend fortgegangen war! Und sie bemerkte jetzt, daß er scheu um sie herumschlich, ohne sich recht heranzutrauen.

Da war ihr der Gedanke gekommen: wenn sie ihn immer wilder eifersüchtig machte! Wenn der Neid auf den Tischler an seinem Herzen fraß!

Vielleicht kränkte es ihn jetzt schon, daß er sie um der häßlichen Schulzentochter willen verlassen! Und wo das ganze Dorf sie nun mit Markus Kabat zusammenbrachte, stieg sein Zorn, seine Liebe, seine Eifersucht vielleicht so, daß er den Laslowicern das Geld vor die Füße warf und reuig wieder zu ihr zurückkehrte.

Ob sie ihn noch wollte?

Ja, ja, ja — die Augen wurden von innen leuchtend, sie schloß die Augen. So konnte sie doch noch Pani Libelt werden. Und sie nahm Julek an beiden Ohren . . . eine Flut von Küssen . . .

Solcherlei lief ihr durch den Sinn, während sie kutschierte. Nur stark mußte sie sein und schlau. Deshalb hatte sie nichts dawider, wenn ihr die

Burschen Anspielungen nachriefen. Mit einem stand der Förster einst auf der Straße zusammen. Der Bursche grüßte: „Wie geht's dem Bräutigam, Pani?"

Da lachte sie: „Gut geht es!"

Julian Libelt sollte an den drei Wörtchen schlucken. —

Am besten stand sich dabei natürlich Markus Kabat. Besonders wenn jemand in der Nähe war und es mitansehen konnte, zeichnete die schöne Andrea ihn aus, daß sein Herz immer stärker zu schlagen begann.

Sie konnte schmeicheln und lächeln zum Verrücktwerden! Sie konnte einem um den Bart gehen — psia krew, der heilige Antonius selbst wäre nicht davongelaufen!

Dann mußte sich der Tischler oft zusammennehmen, daß er sich nicht zu sehr verriet. Er war immer auf dem Sprunge, sie an sich zu reißen. Sein Herz hämmerte, sein Blut war wild — eine Freude überkam ihn, daß es ihm vor den Augen schwamm, als sei er trunken. Aber wenn er dann wieder merkte: es ist ja alles nur des Grünrocks wegen — dann verbiß er sich tagelang in Kummer, Mißtrauen, Wut. Und nur zu dieser Zeit ließ er die Flasche des öfteren in der Schenke füllen. Da hütete sich auch jeder, ihm zu nahezutreten.

Mit der Arbeit ging es immer noch so leidlich. Es zeigte sich mehr und mehr, daß sich der Pan Falk selig kein Eselsfuhrwerk hätte anzuschaffen brauchen, wenn er sein Handwerk besser gemeistert hätte. Der Neue lieferte jedes Stück sauberer und hübscher und war auch nicht teurer. Da machte das Dominium größere Bestellungen. Und wenn es eine Woche einmal stille Zeit war, wanderte der Tischler in die umliegenden Ortschaften. Jeder hatte ihn mal nötig, und selten kam er unverrichteter Sache heim.

So gingen die Tage hin. Sie wuchsen nun schon und wurden länger, und gleichsam mit ihnen wuchs in der schönen Andrea die Freude. Die Lippen waren nicht mehr gepreßt, die Augen lächelten oft. Ihr war, als hätte sie etwas Schönes vor sich, als müßte ihr das Frühjahr den bringen, den sie lieb hatte. Grün war das Frühjahr, grün die Hoffnung. An einen Grünen dachte sie. Wenn es erst da wäre, das Frühjahr!

Ordentlich Sehnsucht hatte sie. Es war ein dumpfes Drängen, aber es trug Hoffnung und Seligkeit in sich.

„Verguckt Euch nicht, Pani Andrea!" sagte Markus Kabat gepreßt.

Er hatte sie lange beobachtet. Sie stand am Fenster und sah hinaus. Julian Libelt ging draußen vorbei, wie so oft jetzt.

Sie wandte sich rasch und wurde rot. Der Tischler jedoch warf Hammer und Hobel hin, daß es krachte. Seine Wut schien keine Grenzen zu kennen.

Da mußte die schöne Andrea lachen. Der war also wirklich verliebt in sie und auf den Förster eifersüchtig! Das Herz wurde ihr warm. „Ihr seid ein Bär, Pan," sprach sie und faßte ihn am Ohrläppchen. Ordentlich zärtlich.

Er atmete schwer, aber er machte keine Bewegung, damit sie nicht losließ.

„Bessert Euch!" Das halbe Ohr drehte sie ihm herum. Doch als er sie nun wirklich fassen und halten wollte, lief sie lachend davon.

Es war unerträglich. Der Riese ächzte tief und stützte den Kopf in beide Hände. Wie es an ihm zog und zerrte! Der Teufel soll sich mit den Weibern einlassen! Und das schlimmste war: man konnte nichts für sich tun. Nur abwarten und zusehen. Das hielt er nicht aus.

„Im Frühjahr gehe ich; dann ist die Qual zu Ende!" sagte er sich, wenn er Trübsal blies. „Dann hat der Förster freie Bahn, Andrea auch. Mich aber hat die Straße wieder."

So kam's, daß die schöne Andrea immer lustiger, Markus Kabat immer vergrämter ward. Er traute keiner Freundlichkeit mehr.

Inzwischen setzte der Regen ein. Es troff vom Himmel, von Dächern und Rinnen, Bäumen und Sträuchern. Die Dorfstraße stand halb unter Wasser. Hundert kleine Rinnsale einten sich zu großen Lachen.

„Was hilft's," sagte der Tischler, „ohne Holz kein Feuer, ohne Feuer keine Wärme. Die Mutter friert."

Andrea sah ein, daß ein neuer Holzvorrat von nöten war. Sie schwankte lange — endlich zog sie sich die hohen Stiefel ihres Vaters an und schürzte den Rock hoch. „Wie gefall ich Euch so?" lachte sie und drehte sich. Sie streckte die plumpen Schaftstiefel vor. „Es geht noch ein Fuß 'rein."

„Aber meiner nicht," nickte er und besah seine Kähne. Dann holte er die Karre.

Der Riese schleppte wie gewöhnlich die erste Fuhre heim, dann die zweite. Sie waren dabei, die dritte zu laden, als ein Pfeifen von fern tönte. Andrea horchte auf, der Tischler kümmerte sich nicht darum und machte die Ladung fertig. Um sich einen Augenblick zu verschnaufen, setzte er sich auf einen Deichselarm des Karrens, während das Mädchen die Stange barg. Sie mußte etwas weiter dazu gehen, und als er ihrer wartete, hörte er plötzlich reden.

Da kam auch Andrea schon zurück, neben ihr der Förster, der ihr mancherlei zuraunen mochte.

„Bemüht Euch nicht, Herr." Das war deutlich.

Julian Libelt stutzte. „So höre mich doch, Andrea . . . anhören kannst du mich doch!"

Plötzlich erblickte er den noch immer am Karren sitzenden Tischler. Nun begriff er. Die Wut packte ihn. „Ach so, Pani . . . man ist überflüssig . . . ich verstehe! Überall nehmt Ihr den Bräut'gam mit . . . ins Haus, in den Wald, zum Tanz! Ja, wer's so haben kann!" Und lachend — das Lachen war giftig —: „Der Wald kennt Euch ja. Eure Liebe, Eure Küsse, Pani. Habt Ihr dem Neuen, den Ihr Euch angeschafft, schon von früher erzählt? Aber ins Haus, psia krew, durfte meines Vaters Sohn nicht. Doch wo der Vater tot ist — —" Achselzuckend, mit kurzem Pfeifen machte er kehrt.

Andrea war glühend rot geworden. Wie hilfesuchend sah sie sich nach Markus um. Der stand langsam auf.

„Nehmt Eure Zunge besser in Acht, Förster. Sonst könnte es sein, daß meine Hand so schnell ist wie sie."

Mit einem Ruck drehte sich Julian Libelt um. „Wer hat mit Euch geredet — he?" schrie er. „Wartet, bis man Euch fragt! Sonst will ich Euch lehren, wie man mir begegnet."

„Ihr?" Die Adern auf der Stirn schwollen. „Lernt zuerst selber, wie man sich beträgt. Ihr klatscht wie ein alt Weib." Und mit einer alles abschneidenden Handbewegung: „Zwischen der Pani und mir ist nichts. Wenn aber 'was wäre — was ginge es Euch an?"

Der Förster hörte nur: wenn aber was wäre —!

Er kam langsam, Schritt für Schritt, näher. „Wollt Ihr ruhig sein?" sagte er heiser. „Ich rede nicht mit Euch!"

Sie blickten sich beide fest ins Weiße der Augen. In beiden war der noch mühsam gezähmte Haß sprungbereit.

„Schwatzt Ihr zuerst keine Lügen!; Dann will keiner 'was von Euch!"

Der Riese hatte sich jetzt ganz aufgereckt. Seine Gestalt war etwas vornübergeneigt. Sie zitterte kaum merklich.

Da schob Julian Libelt den Daumen unter den Gewehrriemen. „Hergelaufen, Gott weiß von wo, aber frech, frech. Ich gratuliere Euch, Pani!"

Er wandte sich. Doch mit einem halberstickten Wutschrei packte ihn Markus Kabat an den Schultern, hob an den Schultern den ganzen Mann empor und schüttelte ihn wie einen jungen Hund.

„Markus!" flehte das Mädchen.

Und der Förster, blaurot vor Wut, machte sich frei: „Schurke!" schrie er auf. Im Nu riß er das Gewehr von der Schulter, legte an.

„Schieß!" Die Arme breitete der Riese noch aus. Es war ihm, weil er den Todfeind so geschüttelt, ganz leicht geworden. „Schieß!"

Doch mit einem Schrei sprang Andrea dazwischen und hielt das Doppelrohr nach oben, als wäre ihr Arm von Eisen.

Jetzt standen sie beide — der Förster und sie — ganz dicht. Sekundenlang blickten sie sich jetzt an. Beide keuchten leise.

Dann sprach der Grüne: „Laß los!"

Auge sah in Auge.

Sie ließ den Arm sinken, trat aber nicht zurück, ehe Julian Libelt nicht die Flinte über die Schulter gehängt.

„Wir müssen nach dem Dorf," sagte sie dann zu Markus.

Er hob die Karre.

Der Förster blieb stehen und sah zu. Es war gleichsam ein Sieg, daß die beiden vor ihm das Feld räumten. Doch wagte er kein Wort.

Andrea Falk aber ging plötzlich vor das Rad des Karrens, nahm die vorderen Gurte auf und spannte sich vor. Schwer und schweigend zog sie, Schritt für Schritt. So war es für Markus Kabat leichter. Mit den viel zu großen, derben Schaftstiefeln ihres Vaters stampfte sie als Vorspann durch die Pfützen und Lachen. Das Wasser spritzte hoch auf an ihr — sie merkte es nicht. In dumpfer Benommenheit ging sie, in einem verständnislosen Staunen. Und als wollte sie nicht denken, legte sie sich immer fester in die Gurte und zog, daß ihr der Schweiß über die Stirn rann. Was sich nicht in Worten ausgelöst von der großen Erregung, die sie erfaßt hatte, löste sich in dieser Anstrengung aus. Ihr war, als brächte sie ihr Erleichterung, als wünschte sie gar nichts Besseres, als hier so vor dem Karren zu gehen.

Das Reden verbot sich dabei von selbst. Aber auch zu Hause schwieg sie. Es war seltsam, keiner erzählte der Alten von dem Vorfall. Der Tischler packte das Holz zum Trocknen zu dem übrigen. Als er die Stube betrat, ging Andrea, den Esel zu füttern. Dann hatte sie im Nebenzimmer zu tun.

Nur nachher blickte sie Markus immer an. Doch nur, wenn er es nicht sah. Es war ihr so seltsam.

Langsam, wie zögernd schob sie heute den Riegel vor. Und wäre am liebsten zu Markus hingegangen, zu dem Großen, zu dem Riesen: „Ich hab dich lieb!"

Das war ihr dumpfes Staunen, daß man schon lange einen lieb haben kann, und weiß es nicht.

Die Mutter schlief bald. Sie aber setzte sich auf, schlang die Hände um die herangezogenen Kniee und sah immer durchs Dunkel nach der Tür.

Er atmete stärker, er warf sich auf seinem Lager.

Sie hatte ihn lieb. Ihn, ihn, — und nicht den Grünrock. Immer hatte sie gedacht: wenn sie ihn neckte und ihn anlächelte, es sei nur, um den Pan Libelt zu fangen. Und alle Liebe, die sie gefühlt, war doch schon für ihn gewesen — vielleicht Wochen und Wochen schon. Das verstand sie nicht.

Erst heute war es über sie gekommen wie ein Feuerschein in Nacht. Und nun wieder mit einem Male konnte es gar nicht anders sein.

Sie hatte nicht für den Förster gezittert, als Markus ihn gepackt hatte. Aber sie hörte den Schrei wieder, als sie des Försters Gewehr hochriß. Da war ihr Arm so stark gewesen, daß niemand ihn hätte beugen können. Und sie sah sich Auge in Auge dem Grünen gegenüber.

Ein fremder Mensch. Sie kannte ihn kaum. Er gehörte nicht zu ihr.

Zu ihr gehörte jedoch Markus Kabat. Er war der Stärkste, der Beste, der Größte. Und sie hatte sich vor den Karren gespannt, den er schob.

Sie fühlte die Einschnitte der Gurte an ihrer Schulter und strich darüber. Keinem anderen wollte sie den Karren ziehen, aber ihm. Ihm, den sie immer gemeint, wenn ihr Kopf auch den Namen des anderen gedacht hatte.

Draußen war Sturm. Der pfiff und ächzte ums Haus, der sang hoch und tief, der brach und befreite, drückte und erhob . . . Er machte dem Frühling die Bahn frei.

* * *

Der Frühling kam mit Brausen. Von der hügeligen Chaussee sprangen die Wasser; sie rannen in die Gräben; sie rieselten im Moose des Waldes. Man wußte nicht recht, wo das alles mit einem Male herkam.

Dann gab es strahlend schöne Tage. Jung und neugierig sah überall das erste Grün in die Sonne. Es war eine Lust, jetzt langsam dahinzufahren und die sanfte Glut und Wärme den ganzen Weg über zu verspüren. Selbst Anton wedelte.

Aber Andrea Falk fühlte doch, daß alles noch schöner werden müsse. Denn mit ihr und Markus war es nicht das Rechte. Auf die zärtlichen Neckereien war jetzt scheues Ausweichen gefolgt. Andrea war still geworden, lachte nicht mehr, doch mit einer gewissen Zurückhaltung diente sie ihm.

Er stand oft am Fenster. „Alles grüßt mich," sagte er — „alles wandert. Die festgefrornen Steine rollen, der vereiste Fluß holt den Aufenthalt nach. Gestern ging der erste Sonnenbruder durchs Dorf. Wann gehe ich?"

Er wollte und wollte nicht. ‚Komme ich noch einmal auf die Landstraße,' dachte er, ‚dann adieu!' Aber er hielt's nicht mehr aus. Viele unnütze Gedanken machte er sich. Sie wuchsen rascher als die Pilze.

‚Seit dem Walde,' kalkulierte er, ‚ist Andrea still geworden. Seitdem läßt der Förster das Schleichen. Es wird ihr nahegehen. Sie war früher herzlicher zu mir!' Hin und her quälte er sich. Der Frühling machte ihm das Blut wild.

„Was tut man, Pani," sprach er eines Abends, „wenn man wissen möchte, was man nicht weiß?"

„Man fragt," erwiderte sie.

Als sie den Morgen darauf mit dem Eselwäglein zur Stadt fuhr, traf sie bald hinterm Dorf einen Wanderer. Sie erschrak bitterlich.

Er hatte das Felleisen über der Schulter, den alten Stock in der Hand, sah aber sonst ein gut Teil manierlicher aus als vor bald einem halben Jahre.

„Wohin?" fragte sie kurz.

„Weiß ich nicht, Pani, aber möchte es gern wissen. Dazu, meint Ihr, soll man fragen."

Sie atmete nicht so leicht wie sonst. Der Graue spürte wohl auch, daß sie die Zügel in unruhiger Hand hielt.

„Das sieht aus, Pan Kabat, als wolltet Ihr wandern. Warum stehlt Ihr Euch fort wie ein Dieb? Warum redet Ihr nicht ein Wort vorher?"

„Rückt ein wenig," bat er. „Besser schlecht fahren als gut laufen." Und als er oben war: „Jetzt fragt Ihr, wo doch ich fragen will."

„Wir haben Zeit für beides. Es ist weit bis zur Stadt. Und dorthin wollt Ihr doch."

„Weiß ich nicht," sprach er wieder.

Dann saß er still wie sie. Er schaute nicht rechts, nicht links, nicht geradeaus, sondern vor sich hinunter. Als sie seinem Blick folgte, sah sie die Chaussee wieder als Band abrollen, doch nicht grau, sondern frisch und schwärzlich. Das war wie ein gutes Vorzeichen.

Und plötzlich schwoll ihr der Mut. Es kam eine feste Entschlossenheit über sie. ‚Ich lasse ihn nicht fort' dachte sie. ‚Spricht er nicht, spreche ich!'

Der Tischler beobachtete die Veränderung ihrer Züge nicht. Er kramte in seinem Felleisen, entnahm ihm etwas und schnürte es dann zusammen. Wie spielend klopfte er darauf mit einem harten Gegenstande an die Lehne des Wägelchens.

Das Schweigen drückte die schöne Andrea. „Was habt Ihr da?" fragte sie.

„Viel und wenig. Ein Stemmeisen."

Er wies es ihr. Sie nahm es, wog es. „Schwer, . . . sehr schwer. Was wollt Ihr damit?"

„Es Euch zeigen."

Verständnislos blickte sie ihn an. Da zog Markus Kabat tief die Luft ein, als könnte er sie gebrauchen.

„Laßt mich reden, Pani . . . Alles auf der Welt muß gesagt sein. Erinnert Euch, wo Ihr mich aufnahmt. Ein Viertelstündchen, und wir haben die Stelle. Ich war früher ein guter Arbeiter gewesen. Reicher Lohn, gute Freunde . . . von den Weibern spreche ich nicht. Der Leichtsinn saß mir im Blut — aus Leichtsinn kann alles wachsen. Reden wir nicht davon! Überall wurde ich entlassen, trotz meiner Geschicklichkeit. Von einer Stadt in die andere, von den großen in die kleinen, von da auf die Landstraße. Immer tiefer kam ich . . . oft habe ich auf einem Stein am Weg gesessen und habe mich selbst bei Namen genannt: ‚Markus Kabat, bist du das? Hast du keine Scham mehr?' Aber es war eine böse Zeit, auch für andere. Selten Arbeit! Oft habe ich gebeten, aber ein Meister, der sich zum Essen setzte mit fünf Kindern, nahm den Deckel von der Schüssel: nur Kartoffeln waren drin. Da ging ich. Auf der Straße verkommt man. Erst schämt man sich, wenn der Absatz schief ist. Dann denkt man: ‚Alles ist egal.' Man wird abgerissen, man versumpft. Wer nicht ißt, muß Schnaps trinken. Wer auch keinen Schnaps mehr hat, muß sterben.

„Bevor ich hier in die Stadt kam, saß ich wieder auf einem Stein, trotzdem der Wind schnitt wie mit Messern. Halb erfroren war ich, halb verhungert. ‚Wenn es hier auch nichts ist,' dachte ich, ‚dann will dich Gott verderben. Wenn er mir hilft, dann will ich ein guter Mensch werden.'

„Pani, zehn Jahre nicht gebetet . . . aber damals, — ‚bete!' dachte ich.

„Hat nichts geholfen. Keine Arbeit — nichts. Nur der Gendarm bekümmerte sich um mich. Vom ersten bis zum letzten Haus ging er in meiner Nähe spazieren.

„So kam ich aus der Stadt heraus, hier auf die Chaussee.

„Erinnert Euch meiner Kleidung — und nichts im Magen. Schon lag ich im Walde. Müde ward ich. Plötzlich ganz schwach. Fast wollte ich einschlafen.

„Da wachte alles Leben in mir auf. Nein, nein, noch nicht sterben! Lieber ein anderer — du nicht.

„Taumelnd stand ich auf. Alles drehte sich mir im Kopf.

„Und plötzlich denke ich: ‚wenn jetzt einer käme . . . so viel Kraft hast du noch . . . es sieht niemand.' Als ob der Gedanke von draußen käme, . . . ich spüre ordentlich, wie er sich bei mir einkrampft. Ich kämpfe dagegen, doch immer höre ich etwas wie: ‚es ist schon gleich — Landstreicher, Bettler, Räuber! Nur nicht hier so krepieren, nur essen, sich wärmen . . .'

„Da höre ich Räder und drehe mich um. Die ganze Chaussee leer, weit und breit kein Mensch, nur das Wägelchen, auf dem Ihr saßt.

„Groß hab ich Euch angestarrt. Ihr waret noch so jung. Aber mit einem Weibe wird man schneller fertig als mit einem Manne. Und die schwarze Ledertasche . . . Da war Geld drin für die Milch. Geld, daß ich essen, trinken, mich wärmen konnte.

„So rief ich. Ihr jedoch hieltet und nahmet mich auf. Es wäre mir lieber gewesen, Ihr hättet gescholten.

„Sah Euch von der Seite an, fragte nach dem Preis der Milch, konnte mir denken, wieviel die schwarze Tasche enthielt.

„Und dann nahm ich das Stemmeisen 'raus und bat um einen Schluck. Wenn Ihr Euch umdrehtet, wollte ich Euch mit dem Stemmeisen den Schlag über den Kopf versetzen."

Markus Kabat hatte zuletzt schnell, leise, aber deutlich gesprochen. Jetzt schwieg er. Die schöne Andrea hatte starre, erschrockene Augen. Totenblaß war sie. Eine halbe Erinnerung kam ihr, die seine Erzählung bestätigte. Unwillkürlich rückte sie etwas ab. Sie hielt das Stemmeisen in der zitternden Hand und umschloß es krampfhaft mit den Fingern, als hätte sie Furcht, er könnte es ihr wegreißen.

„So," sprach er dann, „das lag auf mir. Kein Mensch darf sagen: das werde ich niemals tun. Ich habe nicht gewollt, aber mein Arm hob sich, daß Ihr leicht erschrakt. Da trank ich die Milch, und mir ward besser. Alles andere wißt Ihr. Es war die Wendung: mein Leben mußte zum Guten oder Bösen gehen. Durch Euch, Pani, ist es zum Guten gegangen. Nun aber habt Ihr Furcht."

Sie sprach nicht. Das Eselein trabte. Die Sonne schien auf sie, auf den Tischler, auf die blanken Kannen.

„Wenn ich jetzt zurückkäme, Pani Andrea — Ihr würdet vor mir zittern. Nicht?"

Zum erstenmal sah sie ihn wieder an. Und sie sah, daß es nicht der Landstreicher war, den sie hergefahren, sondern der Tischler, der Monate in ihrem Hause gelebt hatte, den sie kannte, den sie liebte.

„Da," sprach sie statt jeder anderen Antwort. Und sie reichte ihm das Stemmeisen.

Er verstand, daß es heißen sollte: ich fürchte mich nicht. Ein Leuchten flog über seine Züge.

„Pani!" Er nahm ihre rechte Hand vom Zügel fort und küßte sie.

„Was tut Ihr?" sagte sie verwirrt und kopfschüttelnd. Und als müsse sie dies und seine Erzählung so schnell wie möglich verwischen, fing sie hastig zu reden an. Es sei nicht recht, daß er nun wieder wandere. Ob es im Dorf nicht ganz schön sei? Er solle nur sehen: jetzt, wo der Frühling komme . . . All die Wälder ringsum. Und Arbeit habe er doch gewiß, so geschickt, wie er nun einmal sei. Niemals hätte sie einen so geschickten Tischler gesehen — alles, was recht sei! Und wenn sie sein Leben doch nun einmal zum Guten gewandt habe, wie er meine — ob es auch wahrlich nicht der Rede wert wäre — wie ein Dieb schliche man sich dennoch nicht fort. Er hätte der Mutter gut und gerne Adieu sagen können. Man hätte noch etwas zum Abschied angerichtet — etwas Feines. Reis mit Zimmet bestreut — das esse er ja so gerne. Ja, und — und —

Sie hatte sich warm und rot geredet, hastig purzelten die Worte übereinander. Sie verrieten ihr Herz. Als sie das merkte, fing sie an zu stottern. Da knallte sie heftig mit der Peitsche: „Warum müßt Ihr denn laufen?"

„Das will ich Euch sagen," erwiderte er. Sein Atem war kurz, seine Hand legte sich fest um das Sitzbrett. „Aber seht mich nicht an!" Und mit ein wenig heiserer Stimme: „Weil ich kein Heiliger bin! Zum Heiligen könnt

auch Ihr mich nicht machen, Pani! Ihr am wenigsten! Immer so neben Euch — Tag für Tag — und Euch sehen und — weil ich das nicht aushalte! Weil Ihr zu schön seid, weil ich Euch liebhabe."

Sie fühlte seinen Blick, wild, scheu . . . Es überlief sie heiß. Und plötzlich war er vom Wägelchen gesprungen, mit einem einzigen Satze.

„Seht mich nicht an, Pani . . . ich will jetzt fragen, was ich nicht weiß. Alles habe ich Euch jetzt erzählt, — wollt Ihr mich zum Mann? Nicht ansehen, nicht reden . . . Nein oder ja? Wenn nicht, dann peitscht auf den Esel, fahrt zu . . . Fahrt doch!"

„Und wenn ja . . .?" fragte ihre klingende Stimme. Sie war aufgestanden.

„Dann . . . Dann . . ." Aber schon brach ein jauchzender, rauher Schrei aus seiner Brust. Der lief durch die frühlingsjungen Wälder und brach sich in ihrer Tiefe. Mit den beiden Armen griff der Riese zu. Vom Wagen riß er sie an seine Brust. Er trug sie. Er schwenkte sie. Keuchend, selig, wild. Wie ein Verdursteter küßte er sie.

„Räuber!" sagte sie. Doch dabei kam das Leuchten — das innere, so lange versunkene Leuchten — in ihre Augen, und sie bog sich in seinen Armen und küßte ihn.

Sie mußte sich aufrecken dazu, so viel größer war er, und da schien auch die Sonne in die Augen hinein. Glanz von innen und außen.

Niemand beachtete den schönen Anton. Der zottelte gemächlich weiter auch ohne Kutscher . . . immer die Straße lang. Wer weiß, ob sie ihn eingeholt hätten, denn er war ein gut Stück voraus. Aber da kam der Tiefsinn des Alters über ihn. Er blieb von selbst stehen und starrte versunken zu Boden, als müßte er das Rätsel dieses kleinen und großen Lebens lösen.

So holten sie ihn ein. Es war abgemacht, daß Markus Kabat gleich wieder aus der Stadt mit zurückfuhr. Aber ehe Andrea fertig war, verschwand er. Mit bunten Bändern beladen kam er wieder. Er band sie an die Peitsche, an das Wägelchen. Er band sie an die Henkel der Blechkannen und an die Mähne des schönen Anton.

„Wie eine Hochzeit werden wir einfahren," sprach er mit unterdrücktem Jubel.

Und so fuhren sie wirklich durch den grünen Frühling und den wehenden Wind, der die farbigen Bänder flattern ließ gleich fröhlichen Wimpeln.

Immerzu mußte sich die schöne Andrea lachend gegen den Riesen wehren. „Es ist ein Kreuz mit dem Mann! Und ich habe das Kreuz mir noch selber aufgeladen und ins Haus gebracht."

Da schlug sie ihm auf die Finger. Er aber hielt ihr die Hände fest — die Hände, die nicht mehr so hübsch waren wie früher, sondern die mehr und mehr den „guten Arbeitern" Bogdan Konarskis ähnlich wurden.

Psalm 45.

Ein Königshochzeitslied im alten Israel.

Von

Hermann Gunkel.

Das Herz wallt mir über von begeisterten Worten;
Ich will singen; meine Lieder gelten dem König!
Meine Zunge wie der Griffel geschwinden Schreibers.

Schön bist du, ja schöner[1]), als Menschen es sind;
Holdseligkeit ist über deine Lippen ergossen.
Drum hat dich Jahve[2]) für ewig gesegnet!

Gürte das Schwert um die Lende, o Held,
Deine herrlichen Waffen![3]) Glück auf! fahre hin
Für die gute Sache; dem Gedrückten gib sein Recht![4])
Furchtbare Taten lehre dich deine Rechte!

Deine Pfeile geschärft! Nationen unter dir!
Ins Verderben[5]) stürzen des Königs Feinde!

Dein Thron, o Gott, steht immer und ewiglich.
Ein gerechtes Scepter ist das Scepter deines Reichs.
Du liebst das Recht und hassest den Frevel;
Drum hat dich Jahve[2]), dein Gott, gesalbt
Mit Freudenöl vor deinen Genossen![6])

---

[1]) Nach der griechischen Übersetzung des Aquila jophi japhitha.

[2]) Das ursprüngliche „Jahve" ist aus religiöser Scheu in „Gott" verändert.

[3]) Wörtlich: Deine Herrlichkeit und Pracht. — Das zweite wahadarecha beruht auf Dittographie.

[4]) we'anaw haṣdeq.

[5]) bela'?

[6]) Wenn der Text richtig ist.

Nach Myrrhen und Aloe[1]) duften alle deine Kleider,
Von Elfenbeinharfen[2]) erfreuet dich Saitenspiel[3]).
Königstöchter sind in deinen Wänden[4]),
Die Königin dir zur Rechten[5]) in Ophirgold!

Höre, Tochter, blick hin und neige dein Ohr!
Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus!
Laß den König deine Schönheit begehren;
Er ist ja dein Herr, du fall vor ihm nieder!
So wird Tyrus mit Gaben kommen[6]),
Die Reichsten im Volke huldigen dir!

Ganz von Pracht überdeckt ist die Königstochter drinnen,
Aus Goldwirkerei ihr Gewand! —
In bunten Kleidern werden[7]) die Jungfrau'n zum König geleitet;
Ihre Freundinnen folgen ihr, werden zu ihr gebracht[8]);
Werden mit Jubeln und Jauchzen geleitet,
Treten ein in des Königs Palast!

An deiner Väter Stelle mögen treten deine Söhne!
Setze sie zu Fürsten im ganzen Land!
Ich will deinen Namen verkünden in allen Geschlechtern,
Drum sollen die Völker dich preisen![9])

Die Stadt wogt vom Getümmel festlicher Menschen; die Königsburg oben erbraust vom Jubel: der junge König hält Hochzeit. Aus fernem Lande ist die Braut gekommen, sie selbst eine Königstochter: der neue Bund soll die Freundschaft der Staaten fester schließen. Schon ist die Braut zum Schlosse emporgeleitet; jetzt steht sie dem König zur Rechten: das Gold ihrer Kleider schimmert und leuchtet. Alles huldigt und jauchzt. Da tritt der Sänger in den festlichen Kreis; in dieser Stunde der Begeisterung hat er ein Lied gesungen.

Jene Menschen sind längst dahin, ihre Asche verweht, ihr Name vergessen. Niemand weiß den Namen des Sängers mehr, und selbst den König, auf den er gedichtet hat, kennen wir nicht. Aber das Lied, das er gesungen hat, ist geblieben.

[1]) „Kasia" ist wohl Zusatz.
[2]) min kelē sēn.
[3]) minnim.
[4]) beqirothecha, Baethgen.
[5]) nissēba ist, nach den Versen, Zusatz.
[6]) ūbaʾth, 3 ps. fem. Pf. von bōʾ vgl. Gesen. — Kautzsch, Hebr. Gramm. 27 § 74g.
[7]) tubalna, [8]) lā: durch diese Änderungen wird die Schwierigkeit beseitigt, daß die junge Königin schon in V. 10 zur Rechten des Königs steht, während sie ihm nach V. 15 erst zugeführt wird.
[9]) „Immer und ewiglich" ist Zusatz.

Der Gesang beginnt nach der Sitte hebräischer Dichter mit einer feierlichen Introduktion, die das Thema kurz angibt: dem Könige sind seine Lieder geweiht! Mit wenigen eindrucksvollen Worten beschreibt der Sänger seine Begeisterung: es wogt und wallt in seinem Herzen (wie Wasser auf dem Feuer siedet) von „guten Worten", von enthusiastischen Verherrlichungen, von glühenden Wünschen! Seine Zunge eilt; beflügelte Rhythmen entquellen dem Munde. Er vergleicht seine Zunge dem Griffel des gewandten Schreibers: damals war Schreiben noch eine seltene und edele Kunst, wohl würdig, daß der Dichter daraus ein poetisches Gleichnis nahm.

Zunächst, wie es sich gebührt, der Preis des Königs selber. Dabei beginnt der Sänger mit dem Lobe dessen, was der König wohl am liebsten besingen hört, mit dem Lobe seiner persönlichen Vorzüge. Er sieht ihn vor sich stehen, den herrlichen Mann, in vollkommener Jugendschönheit, und bricht in die Worte aus: „Niemand unter allen Menschen ist so schön wie du! Deine Schönheit ragt über Menschliches hinaus! So schön sind nur Götter!" — Und nun schaut er des Königs freundliches Lächeln. Das ist das Schönste, so denkt er, an der jungen Majestät, daß er nicht stolz in seiner einsamen Höhe thront, sondern sich freundlich herniederneigt zum Geringen, auch zu seinem getreuen Sänger: „Holdseligkeit ist über deine Lippen ergossen!" Ja, weil du so schön, so holdselig bist, so muß auch Jahve an dir Gefallen haben! Darum hat Jahve dich erwählt aus Hunderttausenden und dir, dem Einzigen, die Fülle der Macht und des Glückes geschenkt! Und dieser Segen Jahves wird niemals, in aller Ewigkeit nicht, von dir weichen!"

Das Folgende verherrlicht den König als Kriegsmann. Daß er Israels Heere anführt, ist die erste Pflicht des Königs Israels; kein Lob des Königs kann erschallen, das nicht seine kriegerischen Taten priese. Nun hat der junge König zwar — das darf man zwischen den Zeilen lesen — bisher noch keine Schlachten geschlagen; aber darum braucht der Sänger, der preisen will und muß, nicht zu verstummen, sondern er verherrlicht — als ein echter Hofmann — des Königs zukünftige Taten! Er sieht ihn im Geiste stehen, bereit, in den Krieg zu ziehen: die Waffen liegen vor ihm und gleißen im Sonnenschein; schon sind die Rosse an den Wagen geschirrt. „Gürte das Schwert um die Lende, du Held, zieh deine herrlich schimmernde Rüstung an. So tritt auf den Wagen[1]) hin, dem Lenker an die Seite, und ziehe davon. Glück wird dich begleiten! Sieg wirst du erlangen! Denn du ziehst in den Streit für die gerechte Sache, den Unterdrückten zu schirmen!" Davon also ist der Sänger überzeugt, und das gilt am Königshofe als selbstverständlich: wird der Herrscher in die Schlacht ziehen, so kann es nur um die gute Sache sein! So begleiten ihn die Wünsche seines Volkes in den Krieg: „Furchtbare Taten lehre dich deine Rechte!" Der rechte Arm, der das Schwert führt, wird hier nach höchst altertümlicher, poetischer Vorstellung wie ein dämonisches Wesen gedacht, das die schaurigen Streiche führt aus eigener Gewalt[2]). Der Krieger selbst mag seinem Arme zuschauen und von ihm kämpfen lernen.

[1]) Die Form dieser Wagen ist, wie die altorientalischen Abbildungen lehren, die „Troika".

[2]) So wird nicht selten von Jahves Arm wie von einem selbständigen Wesen gesprochen, Jes. 40_{10}, 51_{9}, 59_{16}, $63_{5.\ 12}$.

Und ein neues Gesicht kommt über den Sänger. Der Sieg ist gewonnen. Die Feinde fliehen. Über die blutige Walstatt rast das Gespann des siegreichen Königs: Nationen unter ihm! Er aber entsendet, den Fliehenden in den Rücken, die scharfen Geschosse des furchtbaren Bogens! Da stürzen sie hin, die Feinde des Königs! Eine solche Situation malen ägyptische Bilder der Ramessidenzeit, wo die Feinde ganz klein, der König aber riesengroß dargestellt wird, wie er die Fliehenden beschießt: eine Illustration des ungeheuren Wortes: Nationen unter ihm!

Ein neues Stück: der Preis des Königs als Herrschers. An den beiden Symbolen des Königtums, die auch uns noch wohlbekannt sind, am Throne und Scepter, stellt der Sänger die Herrlichkeit seiner Herrschaft dar. Der ehrwürdige, uralte Thron, den sich schon der Urahnherr errichtet hat, ist ihm das Symbol der Ewigkeit seines Regiments. „Dein Thron, o Gott, steht immer und ewiglich!" Die Verehrung der Könige als Götter war im alten Orient nicht selten, besonders in Ägypten war sie zu Hause; wir wundern uns daher nicht, ein solches Wort auch einmal aus dem Munde eines israelitischen Sängers zu vernehmen. Freilich hat es im alten Israel eine starke Gegenströmung gegen solche Vergötterung der Herrscher gegeben: die echte Jahvereligion, wie sie durch die Propheten vertreten wird, will, daß Jahve allein Gott sei, und spricht mit Verachtung von allem Menschlichen, das sich ihm an die Seite stellen möchte. Darum dürfen wir aber nicht, wie es vielfach geschehen ist, eine solche Stelle, deren Sinn ganz klar ist, umdeuten, sondern haben aus ihr zu lernen, daß man nicht immer und überall in Israel so streng über den Unterschied des Göttlichen und Menschlichen gedacht hat. Gibt es doch auch sonst viele Stellen, in denen Gott und König im selben Atem genannt werden[1]), wo der König mit Gott oder seinem Engel verglichen[2]), oder wo der König Gottes Sohn genannt wird[3]); und wenn sich Salomo einen Thron baute, der auf sechs von Löwen flankierten Stufen stand, so ahmte er eben damit den Thron des höchsten Himmelsgottes nach, der hoch oben auf der siebenten der von Dämonen bewachten himmlischen „Festen" sitzt[4]). Ein solches Wort, wie dieses des Sängers, zeigt uns also, daß es in ältester Zeit dem Heidentum zuneigende Richtungen in Israel gegeben hat, die gerade am Königshofe zu Hause waren.

Wenn der Thron an die Ewigkeit des Königtums erinnert, so das Scepter an die Gerechtigkeit des Herrschers. Das Scepter ist eigentlich nichts anderes als ein geschmückter Stab, ursprünglich zum Schlagen bestimmt. Das Scepter ist also Symbol des höchsten Befehlshabers und Richters, der das Recht, zu strafen, hat. In welchem Geist aber waltet der König über seine Untertanen? Das ist die Frage, die allen Patrioten am Herzen liegt; besonders im alten Israel, das von jeher ein feines Gewissen, ja eine leidenschaftliche Sehnsucht nach Gerechtigkeit besessen hat. Darum rühmt der

[1]) Jes. 8_{21}. I Reg. $21_{10.\ 13}$.
[2]) II. Sam. $14_{17.\ 20}$. Sach. 12_8.
[3]) Ps. 2_7.
[4]) I. Könige 10_{18} ff.

Sänger laut: „Unser König ist ein gerechter Monarch! Sein Scepter ist ein Scepter des Rechts!"

Und nun kommt der Sänger in geschicktem Übergang auf das heutige Fest zu sprechen: weil der König so das Recht liebt und den Frevel haßt, darum hat ihn Jahve, sein Gott, auch so reich gesegnet und dies wundervolle Fest erleben lassen! Er nennt Jahve „seinen Gott": Jahve ist noch in einem anderen, engeren Sinne der Gott des Königs als der jedes Mannes aus Israel; denn Ihn segnet er, Ihn schützt er, Ihn begleitet er auf seinen Wegen!

Und nun schildert er nochmals die Herrlichkeit des Königs; diesmal die Pracht, die ihn umgibt. Er trieft von Öl! Salbung mit Öl ist dem Orient ein besonders köstlicher Lebensschmuck; kein feierliches Mahl, keine festliche Freude ohne Öl; Öl das Symbol der Freude! Aber unter all den herrlichen Gestalten, die das entzückte Auge heute schauen kann, heute, da sich Israels Blüte im Königsschloß versammelt, unter ihnen allen ist der König die glänzendste: „Gott hat ihn mit Freudenöl gesalbt vor seinen Genossen!" — Von dem Öl kommt das Lied auf die Wohlgerüche, von denen seine Gewänder duften. Er nennt sie: es sind die köstlichsten Spezereien, die das ferne Arabien oder gar Indien hervorbringt[1]), eines Königs würdig! Das Wertlegen auf solche Wohlgerüche ist für jenen alten Orient charakteristisch; und so mag man, um die Eigenart dieses antiken Königsliedes in antikem Bilde zu beschreiben, mit Fug sagen, es dufte selber nach dem starken Gewürz von Myrrhen und Aloe! — Wo aber der Glanz und die Pracht königlichen Lebens beschrieben werden, da darf auch die holde Kunst der Töne nicht fehlen. In raffinierter Weise stellt der Dichter die Genüsse zusammen, an denen sich Auge und Ohr zugleich laben können: „Von Elfenbeinharfen erfreuet dich Saitenspiel!" Die Instrumente der königlichen Kapelle sind mit Elfenbein köstlich verziert. — Was aber wäre Lebensgenuß ohne das Weib? Auch daran ist am Hofe kein Mangel. Das Lied preist den Harem des Königs, in dem Königstöchter weilen! Die schönsten und edelsten Frauen sind sein, daß er an ihnen seine Freude habe.

So ist der Sänger endlich zum Gegenstande seines Liedes gekommen, zur Verherrlichung der königlichen Hochzeit. Zur Rechten des Königs steht sie, die junge Königin, ganz funkelnd von goldenem Schmuck! Gold ist damals für Israel, dessen Land ziemlich arm ist, etwas sehr Seltenes, das aus weiter Ferne eingeführt wird. Darum überkommt den alten Israeliten bei dem Worte „Ophirgold" die helle Begeisterung.

Bis dahin redet der Sänger im Ton überschwenglicher Entzückung, weit schöner gewiß als je ein anderer Dichter vor ihm gesungen hatte, aber doch in dem Tone, den man bei solcher Gelegenheit zu hören gewohnt war. Jetzt aber geschieht etwas Unerwartetes: er benutzt Ort und Stunde, um ein mahnendes

---

[1]) Myrrhen, ein kostbares Gummi, zum Räuchern verwandt, kommt aus Arabien; Aloe eine indische Holzart; Kasia, der wilde Zimmetbaum mit wohlriechender Rinde, in Arabien heimisch.

Wort einzuflechten. Natürlich gilt diese Mahnung nicht dem Könige, das würde er nicht wagen, aber der jungen Frau Königin: da mag ihm, dem Alten, dem ergebenen Diener des Königshauses ein ernstes Wort erlaubt sein. „Schenke mir einen Augenblick," so redet er sie an; „schau meine grauen Haare, ich habe manches erlebt, und du bist jung. Bewahre die Worte, die ich, im Namen meines Volkes, zu dir rede." Und was hat er ihr zu sagen? „Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus." In diesen Worten sieht man tief in israelitisches Empfinden hinein. Man freut sich ja im Volke der fremden Prinzessin, die der König heiratet, die den Glanz seines Hofes vermehren wird. Aber man ist nicht blind für die große Gefahr, die dadurch entsteht, daß sich so an die höchste Stelle, wo israelitischer Geist herrschen sollte, fremdes Wesen einschleicht und des Königs Herz bezaubert. Mit dieser Befürchtung hat das israelitische Volk sicherlich Recht gehabt; man denke an Salomos fremde Weiber und an Izebel, das Weib Ahabs. Was sich aber das alte Volk nicht gesagt haben wird und nicht sagen konnte, war, daß dieser Vorgang naturnotwendig war: denn Israel war seinen Nachbarn, namentlich den Phöniziern und Aramäern gegenüber, ein junges und barbarisches Volk, das dem Einfluß der fremden überlegenen Kultur unweigerlich unterliegen mußte; und auch dies war natürlich, daß dies einströmende Fremde zunächst die oberen Stände und den Hof erfüllte, und daß die ausländischen Königinnen Trägerinnen dieses Geistes wurden. Der Wunsch der israelitischen Patrioten, die Königin möge ihre Heimat vergessen und sich als Israelitin fühlen, wird selten genug erfüllt worden sein. — Und weiter wünscht er: die junge Königin möge sich nicht spröde dem Rechte des Gatten verschließen; sie möge, obwohl vielleicht aus stolzestem Königsgeschlecht, auf Israels König nicht hinabsehen; sondern sie möge bedenken, daß er *ihr Herr* ist. Ja, demütig soll sie vor ihm zu Boden fallen. So wünscht sich das Volk seine Königin. — Doch nun genug des Mahnens und Warnens; rasch geht der Sänger zu anderem über, was erfreulicher zu hören ist. Wird die junge Herrin eine echte Königin Israels werden, so soll sie auch haben, was der Königin zukommt: die Geschenke von Tyrus und die Gaben der Reichsten Israels. Es war Sitte, daß jeder, der zu irgend einem Geschäft an den Hof kam, als Zeichen seiner Huldigung auch ein Geschenk mitbrachte. Auch bei ausländischen Gesandtschaften spielten, wie wir aus den Tell-Amarnabriefen wissen, solche Gaben eine große Rolle. Tyrus wird hier besonders genannt als die große Handelsempore, die aller Güter dieser Welt voll ist, und die, wie wir mehrfach hören, gerade mit Israel Freundschaft gepflegt hat[1]). Da wird auch die Königin mancherlei erhalten, was das Herz der hohen Frau erfreuen mag: kostbare Kleider und Stoffe, Kleinodien, Gewürze und Salben, seltene Tiere u. a. m.

Nun aber wendet sich der Sänger von ihr ab und singt, dem Volk da draußen, begeistert den Preis des herrlichen Schmuckes, der sie überdeckt, und des goldgestickten Kleides, das sie trägt. — Jetzt aber naht der Zug der Jung-

[1]) Man denke an Davids und Salomos Bund mit Hiram von Tyrus und an Ahabs Ehe mit der Phönizierin Izebel.

frauen. Es war eine anmutige Sitte, der jungen Frau eine Dienerin mitzugeben, die sie als treue Gefährtin unter das fremde Dach, in das unbekannte Geschick begleiten mag. Der Königstochter folgen bei ihrer Hochzeit die Gespielinnen ihrer Jugend, die Töchter der edelsten Geschlechter ihres Landes. Die junge Königin — so ist die Voraussetzung des Gedichtes an dieser Stelle — weilt schon im Palaste; jetzt folgen die Jungfrauen ihr nach. Der Dichter schaut ihren feierlichen Zug; ihn begeistert der Anblick ihrer kostbaren Gewänder, ihr helles Jubellied: sie singen den Hochzeitsgesang. Er sieht sie in den Palast eintreten und verschwinden. Wir bleiben mit ihm allein.

Da hebt er noch einmal an. Bei der Hochzeit denkt man des Zweckes der Ehe, der Kinderzeugung. Damals waren die Ohren noch nicht so verzärtelt, daß man dies Selbstverständliche nicht hätte aussprechen dürfen. Mögen, so ruft der Sänger aus, tüchtige Söhne dem Bette entsprießen, in denen sich das alte Geschlecht erneut! Er sagt nicht, daß sie einst den König beerben sollen: denn es wäre nach höfischem Geschmack sehr unzart, an solchem Festtage an Tod und Erbschaft zu denken. Sondern mit feinem Ausdruck wünscht er, daß seine Söhne treten sollen an seiner Väter Stelle und Israels Provinzen mit ihm, unter ihm regieren.

Nun noch ein Wort zum Schluß. Mächtig hebt sich das stolze Bewußtsein des Mannes, der ein solches Meisterwerk zu Ehren seines Herrn geschaffen. Er sieht sich im Geiste umgeben von einer ganzen Welt: Völker lauschen auf sein Lied, künftige Geschlechter hören seinen Sang. So wird sein Herr unsterblich durch ihn!

Der Name des so besungenen Königs ist uns leider nicht überliefert; wir können nur sagen, daß das Lied aus der älteren Zeit Israels stammt, wo die Verherrlichung eines Königs als eines Gottes noch möglich war, wie es denn auch in seinem stark profanen Ton von den anderen, offenbar späteren Königsliedern des Psalters stark absticht; ferner, daß das Gedicht wahrscheinlich aus dem Nordreich stammt, da von Zion keine Rede ist, und daß der König der Erbe einer langen Reihe von Ahnen gewesen ist. Alles würde etwa auf Jerobeam II. passen.

Wir dürfen uns wundern, daß ein Lied von so antikem Geiste überhaupt in dem Psalter Aufnahme gefunden hat. Das spätere Judentum hat es wie die anderen Königslieder vom König der Endzeit verstanden; eine Deutung, von der im Neuen Testament Hebr. 1, 8. 9. noch ein Rest vorliegt. Für unsere wissenschaftliche Erklärung kommt eine solche allegorische Deutung nicht mehr in Betracht.

Hongkong

Eine englische Musterkolonie.

Von

A. von Janson.

Hongkong ist seit 1841 englische Kronkolonie, ein Handelsplatz von größter Bedeutung, ein Muster für Kolonien überhaupt. Vorbildlich ist bereits die Wahl des Platzes, 40 englische Meilen von Macao und 95 Meilen von Canton entfernt, jenen Häfen der produktiven chinesischen Südprovinzen Kwang-tung und Kwang-si, die für unsere modernen, tiefgehenden, großen Schiffe nicht mehr geeignet sind und zur Vermittlung des Weltverkehrs eines Umladeplatzes bedürfen.

Macao, bereits seit 1557 portugiesische Kolonie, vermag in seinem versandenden Hafen außer Dschunken nur kleinere europäische Fahrzeuge aufzunehmen; der Welthandel Portugals gehört der Vergangenheit an, und die Ausfuhr von Tee, Tabak, chinesischen Erzeugnissen und denen der von Europäern gegründeten Seidenspinnereien, Ziegeleien, Zementwerke und sonstigen Fabriken muß, soweit sie nicht der chinesischen Küstenschiffahrt anheimfällt, den Weg über Hongkong nehmen; über diesen Platz geht auch die Einfuhr von Opium und europäischen Waren. Von weitaus größerer Wichtigkeit für den Handel Hongkongs ist Canton. Die dauernd steigende Ausfuhr belief sich 1900 auf einen Wert von rund 53 Millionen Taels[1]. Die auf Dschunken unter chinesischer Flagge ausgeführten Waren sind dabei nicht mitgerechnet, da diese Ladung der Kontrolle der europäisch geleiteten Zollämter (Imperial maritime customs) nicht unterliegt, ihr Wert ist aber zweifellos ein sehr beträchtlicher, da z. B. Tee und Seide in großer Menge in dieser Weise nach Hongkong gebracht werden.

[1] 1 Tael, als geprägte Münze nicht vorhanden, bezeichnet ein Silbergewicht, im ungefähren Wert von 1⅓ Silberdollar. Ein Silberbarren von 50 Taels heißt nach der gebräuchlichen Gußform „Schuh".

Außer diesen beiden Artikeln kommen in Hongkong zur Verladung: Opium, Baumwolle, Zucker, Salz, Mehl, Öl, Wollen- und Baumwollenwaren, Garn, Streichhölzer, Metall- und Porzellanwaren, Bernstein, Elfenbein, Sandelholz, Betelnuß, Gemüse, Granit u. s. w.; Schiffe aller Nationen vermitteln den direkten Verkehr mit der ganzen Welt. Außerdem findet ein lebhafter Passierverkehr chinesischer Arbeiter nach den Straits Settlements, Niederländisch Indien, Borneo, den Philippinen, Siam und Indochina statt. Im Jahre 1900 kamen gegen 17000 befrachtete Schiffe mit einem Gesamtgehalt von über $7\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen ein, und 17500 Schiffe mit ungefähr demselben Gehalt gingen aus, ungerechnet die mit Ballast beladenen. Der Zahl nach überwogen die chinesischen Fahrzeuge, nämlich 160 Schiffe und 17700 Dschunken mit 137000 bezw. $1\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen, dem Raume nach die englischen mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen; dann folgen die Deutschen mit $\frac{1}{6}$—$\frac{1}{5}$ des englischen Tonnengehalts, die Japaner, Franzosen, Amerikaner, Norweger, Österreicher, Russen, Niederländer, Italiener, Dänen, Belgier, Schweden, zuletzt die Portugiesen mit nur 5866 Tonnen. Man sieht daraus, wie sehr die ehemaligen Vormächte des Verkehrs im Osten, Portugal und die Niederlande, zurückgegangen, und wie Deutschland und Japan erfolgreich in den internationalen Wettbewerb eingetreten sind, ohne doch England sich auch nur anzunähern. Die verhältnismäßig gering erscheinende Beteiligung Rußlands[1]) erklärt sich daraus, daß dieser Staat in Ostasien eine eigene Küstenentwicklung mit Häfen und unmittelbar sich daran schließendem Hinterland mit Eisenbahnverbindung nach Europa besitzt, also der Vermittlung von Hongkong nur in minderem Grade bedarf. Auffallend erscheint dagegen die namentlich in Bezug auf die Schiffszahl starke Beteiligung der Norweger[2]), sowie das Auftreten der Dänen[3]) an dieser Stelle, und zwar sogar mit einer festen Linie; von jenen sagt man, daß sie mit minderwertigen Fahrzeugen arbeiten, wofür ihr Aussehen spricht, von diesen, daß russisches, von sehr hoher Stelle stammendes Geld hinter der dänischen Firma steht.

Der jährliche Gesamtumsatz im Freihafen Hongkong ist in der letzten Zeit auf 50 Millionen Pfund berechnet worden, und die Gesamtausfuhr übertraf im Jahre 1895 die von London um rund 776000 Tonnen, ungerechnet diejenige auf Dschunken. Dem entspricht eine in ihrer Mannigfaltigkeit und Ausdehnung unübertroffene regelmäßige und direkte Dampfschiffverbindung nach allen Ländern der Welt, von der europäischen bis zur amerikanischen Westküste, nach chinesischen und russischen Plätzen, nach Japan, Indien, den Sundainseln, den Philippinen und Australien; deutscherseits sind hieran, außer dem Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie, die in Hongkong eine eigene Filiale hat, noch kleinere Reedereien beteiligt.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn eine Kolonie, welche selbst weder Erzeugnisse des Ackerbaues noch mineralische Schätze außer

---

[1]) Zwölf Schiffe mit 24799 Tonnen eingehend und ebensoviel ausgehend.

[2]) 111 Schiffe mit 123374 Tonnen eingehend und etwas weniger ausgehend.

[3]) Zehn Schiffe mit 18684 Tonnen eingehend und etwas weniger ausgehend.

Granit[1]) zu versenden hat und nur in mäßigen Grenzen Industrie[2]) treibt, dennoch für 1900 eine Einnahme von über 4 Millionen Pfund, über $^1/_2$ Million mehr als im Vorjahre, zu verzeichnen hatte, während die ordentliche Ausgabe sich nur auf etwas über $3^1/_2$ Millionen belief, wozu noch eine außerordentliche von 121 000 Pfund für öffentliche Arbeiten kam, und die Staatsschuld zur Zeit den geringen Betrag von 341 800 Pfund nicht übersteigt. So erhält die Kolonie sich selbst, leistet sogar — innerhalb ihrer ordentlichen Ausgaben — noch einen Beitrag an das Mutterland zum Ausgleich der auf ihre Verteidigung verwandten Mittel und bietet einer großen Anzahl von Landsleuten und heimischen Firmen reichen Erwerb.

Damit ist die Bedeutung von Hongkong keineswegs erschöpft; es ist vermöge seiner bereits charakterisierten günstigen Lage die gegebene Basis für die Weiterentwicklung englischen Handels und englischer Macht in Ostasien gewesen, ohne Gefahr zu laufen, durch die Niederlassungen in den chinesischen Vertragshäfen in den Schatten gestellt zu werden, selbst nicht von Shanghai, „the commercial metropolis of China".

Nicht geringer ist die militärisch-politische Wichtigkeit der Kolonie. Ein Hauptpunkt an der weltumfassenden Etappenstraße Englands, mit einem Hafen, der durch Natur und Kunst zahlreichen Handelsschiffen und einer großen Kriegsflotte Schutz zu gewähren vermag, alle Bedürfnisse für sie beherbergt und zwei Einfahrten hat, ist Hongkong der gegebene Ausgangspunkt für offensive Unternehmungen und — zumal seit das Bündnis mit Japan seine Bedeutung noch erhöht hat — ein sicherer Stützpunkt in einem europäisch-ostasiatischen Kriege, wohlgeeignet, in Wechselwirkung mit Singapore und Wei-hai-wei die rückwärtigen Verbindungen der Kolonien und Flotten anderer Mächte empfindlich zu unterbrechen.

Diese Andeutungen werden genügen, um Lord Napier, der zuerst die Aufmerksamkeit auf die kleine, damals öde Felseninsel lenkte, eine fast divinatorische Begabung, jedenfalls einen weitschauenden Blick zuzuerkennen. Es war im Jahre 1834, da der Lord als Bevollmächtigter der Krone in Canton infolge der offen feindseligen Haltung der chinesischen Behörden, die sogar die dortigen englischen Kaufleute gegen ihn aufzuhetzen versuchten, an seine Regierung schrieb: „Eine kleine Flotte könnte mit Beginn des Südwestmonsuns die chinesischen Gewässer erreichen und beim Eintreffen die vor der östlichen Einfahrt zum Cantonfluß gelegene, für jeden Zweck wunderbar geeignete Insel Hongkong in Besitz nehmen." Sir George Robinson, der Napier nach seinem frühen Tode ersetzte, bestätigte zwei Jahre später grundsätzlich diese Auffassung, und schon am 25. April 1836 konnte man in einem Lokalblatt, „The Canton Register", lesen: „Wenn des Löwen Tatze sich auf einen Teil der chinesischen Südküste legt, so laßt es Hongkong sein — verbürgt es als Freihafen, und in weniger als zehn Jahren wird es der bedeutendste

[1]) Die Silberbergwerke auf der Insel Han-tao sind als nicht abbauwürdig längst eingegangen.

[2]) Zuckerraffinerie, Rumfabriken, Seilerei, Baumwollenspinnerei und Weberei, Maschinenwerkstätten, Glas-, Streichholz- und Seifefabriken, Sägemühlen und Federreinigung.

Hafen östlich vom Kap sein." Indessen, erst im Frühjahr 1839 spitzten sich die Verhältnisse so zu, daß eine Krisis bevorzustehen schien. Kapitän Elliot, bereits von Napier als Chief Superintendent des englischen Handels in Canton eingesetzt, forderte, als die Bedrückungen durch die chinesischen Handelsbehörden ihren Fortgang nahmen, die britischen Untertanen auf, mit ihren Schiffen auf die Außenreede von Canton zu gehen und demnächst nach Hongkong überzusiedeln, dort die englische Flagge zu hissen und sich zum Widerstand gegen Angriffe bereit zu halten. Zunächst erfolgte indessen nur eine Übersiedelung nach Macao. Als nun auch die Sicherheit dieses Ortes bedroht wurde, schlug Elliot dem Minister des Auswärtigen, Lord Palmerston, vor, eine Zession der portugiesischen Kolonie in England anzubahnen oder ihre Verteidigung durch einen Subsidienvertrag sicher zu stellen. Ein Zwischenfall verschärfte die Lage und führte am 25. August desselben Jahres zur Auswanderung aller Engländer unter dem Schutze eines Kriegsschiffes nach Hongkong. Die Chinesen bereiteten die erdenklichsten Schwierigkeiten, suchten die Verpflegung abzuschneiden und verbreiteten, daß das Wasser vergiftet sei. Es fehlte auch völlig an Unterkunft, da sich auf der Insel nur einige elende Fischerdörfer und geringfügige Ackerbauniederlassungen befanden, so daß die Auswanderer zunächst auf den Schiffen verbleiben mußten. Die nötigen Lebensmittel konnten erst nach einem Kampfe mit chinesischen Kriegsdschunken in der Kowloonbucht, gegenüber Hongkong, auf dem Festlande beschafft werden. Dann kam es zu Verhandlungen, und ein Teil der Engländer kehrte nach Macao zurück; der andere ließ sich im November in Hongkong nieder.

Endlich im Juni 1840 traf eine englische Flotte von 17 Schiffen und 27 Transportschiffen mit drei Infanterieregimentern und Genietruppen unter dem Kommando von Sir J. J. Gordon Bremer nebst vier armierten Dampfern der Ostindischen Kompagnie ein. Hongkong wurde das Hauptquartier der britischen Streitkräfte, deren Anwesenheit und Tätigkeit vor Canton (Einnahme der Bogueforts an der sogenannten Bocca Tigris des Cantonstromes und Zerstörung einer Kriegsdschunken-Flotte) die chinesische Regierung bewog, gegen Ende Januar 1841 in Verhandlungen einzutreten, die auch die Zession von Hongkong zum Gegenstande hatten. Noch in demselben Monat fand die Inbesitznahme statt, die indessen erst durch den Vertrag von Nanking im nächsten Jahre bestätigt wurde. Unterdessen begann Kapitän Elliot, die Niederlassung einzurichten und die Besitzverhältnisse zu regeln. Die Bauten nahmen einen raschen Fortgang, und die Bevölkerung der neuen Stadt Victoria wurde Ende 1841 bereits auf 15 000 Köpfe geschätzt. Sir Henry Pottinger, Elliots Nachfolger als Bevollmächtigter, erklärte Hongkong am 6. Februar 1842 zum Freihafen, und nach der endlich im Juni 1843 erfolgten Ratifikation des Vertrages wurde, durch königliche „Charter", die Insel zur selbständigen Kolonie, zu deren erstem Gouverneur Pottinger ernannt ward.

Die Kolonie entwickelte sich rasch, und doch wurde bald ihr Bestand in Frage gestellt, weil beim Aufbrechen des Bodens und Freilegen des Granits eine verheerende Malaria entstand, infolge deren allein ein Regiment in 21 Monaten 257 Tote verlor und die nur 135 Mann starke Garnisonartillerie

in zwei Jahren 51. Bereits 1844 beantragte der Schatzsekretär die Aufgabe des allem Anschein nach für Europäer auf die Dauer unbewohnbaren Platzes. Es war das Verdienst des neuen Gouverneurs Sir John Davis, durch eine ausführliche Darlegung der Verhältnisse die im Mutterlande herrschenden Befürchtungen zu beseitigen und die Kolonie zu retten. Mit Recht betonte er, daß man für ihre Entwicklung und für die Beseitigung der sie bedrohenden Übel nur Zeit brauche. Heute kann Hongkong als einer der gesundesten Plätze in den Tropen bezeichnet werden, dank den planmäßig und dauernd betriebenen Arbeiten im Interesse der Sanierung. Diese Tatsache im Verein mit der gegenwärtig so außerordentlichen Bedeutung der Kolonie für Englands Handel und Machtstellung im Osten sollte denjenigen Deutschen zu denken geben, die die Entwicklung unserer eigenen Niederlassungen mit schnellem Urteil für aussichtslos erklären, wenn in den ersten Jahren epidemische oder endemische Krankheiten auftreten, und nicht schon frühzeitig finanzielle Erfolge zu verzeichnen sind.

Die Bevölkerung von Hongkong vermehrte sich während der achtzehn Jahre nach der Besitzergreifung infolge der Besserung der Gesundheitsverhältnisse um 75 000 Köpfe, während gleichzeitig ein blühender Handel mit Siam entstand, Beziehungen zu Japan und den Philippinen angeknüpft wurden und die Chinesenauswanderung nach Kalifornien und Australien die Schiffahrt beschäftigte. So errang sich Hongkong in den letzten fünfziger Jahren den Platz als vornehmste Handelsempore des Ostens und gewann gleichzeitig als erster Hafen des Stillen Ozeans Bedeutung; der Schiffverkehr war in den letzten fünf Jahren auf mehr als das Doppelte gewachsen.

Inzwischen war der Taipingaufstand in China ausgebrochen, und gleichzeitig eröffnete der Vizekönig Yeh der Kwangprovinzen in Canton erneute Feindseligkeiten gegen die Engländer, die in der Zerstörung des europäischen Eigentums gipfelten. Sein Aufruf an die Chinesen in Hongkong, die Europäer zu ermorden, blieb, abgesehen von der Vergiftung des Brotes im Januar 1857, die übrigens keinen Todesfall verursachte, ohne weitere Folgen. Trotzdem ist dieses Ereignis im Verein mit der Brunnenvergiftung vor der Besitznahme bezeichnend für die Mittel, deren sich die Chinesen unter Umständen gegen die ihnen unbequemen Fremden bedienen — bekanntlich sind alle Köche und Diener in Hongkong Chinesen.

Erst Ende 1857 verschafften sich die Engländer gemeinsam mit den Franzosen durch eine Unternehmung gegen Canton Genugtuung, und im nächsten Jahre wurde ein Friedens-, Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag zwischen England und China zu Tientsin unterzeichnet, indessen erst am 24. Oktober 1860 zu Peking ratifiziert. Gleichzeitig wurde der südliche Teil der der Insel Hongkong gegenüberliegenden Kowloon-Halbinsel[1]) an England abgetreten, ein überaus wichtiger Zuwachs, weil erst dadurch der in einer

[1]) Kowloon ist die englische Schreibweise; richtiger wäre wohl, der Aussprache der Chinesen nach, die auf deutschen Karten zu findende Kau-lung (wörtlich „neun Drachen"). Die Engländer schreiben alle chinesischen wie überhaupt asiatischen Namen nach ihrer Aussprache, allerdings ebensowenig konsequent wie die Deutschen. Nur durch Vereinbarung ließe sich eine gemeinsame

Meerenge bestehende Hafen auf beiden Seiten von englischem Besitz eingeschlossen und Platz für die Anlage großartiger Werften mit Docks, Kais, Waren- und Kohlenlagern und kleinere Schutzhäfen, sowie für eine meteorologische Station und zahlreiche Wohngebäude geschaffen wurde. Der hierfür brauchbare Teil der Insel ist nämlich sehr beschränkt, weil dem vom Meere steil aufsteigenden Gebirge nur ein schmaler horizontaler Landstreifen vorgelagert ist, so daß man sich genötigt sah, die Stadt, soweit es die Steigung des Bergabhanges irgend zuließ, auf diesen hinauf zu bauen und außerdem dem Meere durch umfangreiche Arbeiten Land abzugewinnen, um dem dringendsten Bedürfnis gerecht zu werden.

Immer aber blieben die beiden Hafeneinfahrten noch auf der (nördlichen) Festlandsseite von chinesischem Besitz eingefaßt, und die auf Kowloon entstandenen Anlagen befanden sich schutzlos hart an der Grenze. Ein solcher Zustand mochte einem militärisch ohnmächtigen Staate, wie China, gegenüber allenfalls erträglich sein, war aber doch nicht gefahrlos. Es war daher vollkommen verständlich und gerechtfertigt, daß England auf eine ausgiebigere Sicherstellung von Hongkong bedacht blieb und, nachdem Deutschland 1898 Kiautschou erworben hatte, die chinesische Regierung zu einer weiteren Abtretung zu bewegen wußte. Durch den Vertrag von Peking vom 9. Juni desselben Jahres wurde ein beträchtliches, an den vorhandenen Besitz anschließendes Stück Festland nebst den angrenzenden Meeresteilen und den in ihnen befindlichen zahlreichen Inseln, von denen Lan-tao größer als Hongkong ist, auf 99 Jahre an England verpachtet. Die nördliche Landgrenze wird seitdem zum großen Teile durch einen in das Gebirge eingeschnittenen Flußlauf gebildet, der, an der Mündung ein breites Tal mit Reisfeldern und Mangrovesümpfen in der Richtung nach Westen durchfließend, sich in die Deep-Waterbay ergießt, deren Wasser wie das der Mirsbay im Osten gleichfalls England zugesprochen wurde. Die längs der Nordküste dieser Buchten fortgesetzte Landgrenze bildet die Nordseite eines Rechtecks, das nunmehr den englischen Gesamtbesitz einschließt. Bezeichnend ist die Einleitung der Abtretungsurkunde: „Seit mehreren Jahren hat sich herausgestellt, daß eine Ausdehnung des Hongkongterritoriums für die eigene Verteidigung und den Schutz der Kolonie nötig ist.“ In der Tat sind nunmehr der Hafen und seine Zugänge im weitesten Umfange gesichert und England in der Fürsorge für das Freihalten und Kenntlichmachen des Fahrwassers, sowie für den Schutz der Kolonie und des Hafens im Falle kriegerischer Verwicklungen völlig unbehindert. In beiden Beziehungen ist viel geschehen, und offenbar haben die Bestrebungen anderer Mächte, eine Machtstellung im Osten zu gewinnen, im besondern das Vorschreiten Rußlands in Nordchina und die sich immer mehr nähernde Nachbarschaft Frankreichs im Süden, auf einen in der letzten Zeit sehr eifrig betriebenen Ausbau des Befestigungssystems eingewirkt. Frankreich, das mit seiner Kolonie Tonkin an die chinesische Südgrenze

---

Schreibweise feststellen, da die Chinesen keine Buchstaben, sondern nur Wortzeichen haben. Orte in englischem Besitz wird man gut tun, auch nach englischer Vorschrift zu schreiben, namentlich wenn es sich um die Beförderung von Briefen durch die englische Post handelt.

stößt, durch den Vertrag von Peking von 1895 Handelsbeziehungen angebahnt und sich das Recht auf Ausnutzung von Bergwerken in den Provinzen Yünnan, Kwang-tung und Kwang-si, sowie auch den Bau von Eisenbahnen dortselbst gesichert hat, „pachtete" im ereignisreichen Jahre 1898 einen Landstrich in der zu Kwang-tung gehörigen Bucht nordöstlich von der Insel Hainan, mit dem Fischer- und Piratenort Kwang-chau-wan (von den Franzosen Quang Thcou geschrieben) und ist im Begriff, dort einen Kriegs- und Handelshafen mit einer Militär- und bürgerlichen Stadt anzulegen. Das Generalgouvernement für die indochinesischen Kolonien und Schutzgebiete ist bereits von Saigon nach Hanoi übergesiedelt, die Flottenstation wird voraussichtlich seinerzeit von ersterem Orte nach Kwang-chau-wan folgen, und schon jetzt deutet das Festsetzen von Missionen und die Errichtung französischer Schulen die Richtung an, in der ein weiteres Vorgehen erstrebt wird. Englischerseits beobachtet man eifersüchtig den Versuch, sich in Macao, bezw. in Catai, unmittelbar an diesem Platze zunächst mit einem Sanatorium festzusetzen, sowie den steigenden französischen Einfluß auf der Insel Hainan, im besonderen im Hafenort Hoihow, dem Vertragshafen für das am Festlandsufer der Provinz Kwang-tung gelegene Pakhoi: hier hat das Piratenunwesen[1]) Gelegenheit zur Aufstellung militärischer Posten gegeben, und im benachbarten Lienchow sind ein französisches Hospital und eine französische Schule entstanden, beide den Chinesen kostenlos geöffnet. Trotz aller Bedrückung des katholischen Klerus und der Klöster in Frankreich, sind die Missionare im Auslande die französischen Pioniere und leisten ihrem Vaterlande zweifellos große Dienste. Frankreich verfährt in seiner Kolonisation ähnlich wie Rußland: die Regierung ergreift die Initiative, erbaut mit Aufwendung großer Mittel Häfen und Städte, sorgt für die militärische Sicherheit und überläßt es dem Handel, die ihm eröffnete Bahn zu betreten. Das sehen wir auch im russischen Gebiet am Port Arthur, wo trotz der genügenden Größe des bereits fertigen Hafens dieser doch in Zukunft allein der Kriegsflotte vorbehalten werden soll, während ganz über das gegenwärtige und zunächst absehbare Bedürfnis hinaus der kostspielige Ausbau des großen Freihafens von Daley weitergeführt wird. Der Unterschied zwischen beiden Ländern besteht nur in dem noch stärkeren Hervortreten des Militärischen bei den Russen, während die Franzosen zunächst mit ihrem besonders rührigen Konsularkorps arbeiten und durch Missionen, Krankenhäuser und Schulen planmäßig Propaganda machen. Beide Mächte arbeiten außerordentlich konsequent und lassen sich durch zeitweise Mißerfolge nicht abschrecken. Ganz anders ist die englische Methode, nach der dem Kaufmann unbedingt die Initiative zusteht; die Regierung wird ihn dann schützen. „Im Handel lieben es die britischen Kaufleute, die Vorhand im Spiel zu haben,

[1]) In „The French in Tonkin and South China" by Alfred Cunnigham. 2. edit. 1902. (Hongkong, „Hongkong Daily Press". London, Sampson Low, Marston and Co., einem sehr lesenswerten Buche, wird erzählt, daß ein Piratenführer sich beim Kommandanten eines chinesischen Flußforts als besichtigender Mandarin ansagte: als die Besatzung ihre Ehrenbezeigungen (den Koto) erwies, fielen die verkleideten Seeräuber über sie her und raubten das Fort aus.

und die Aufträge chinesischer Konsumenten sollten denen reichlich zufließen, die die besten Waren zu den niedrigsten Preisen zu verkaufen vermögen ohne Ansehen der Nationalität"[1]). Das ist die stolze und bisher durch die Geschichte als richtig bestätigte englische Auffassung; trotzdem bleibt die Konkurrenz anderer Völker und der Versuch Frankreichs, in die englische Interessensphäre einzudringen, nicht unbemerkt, und es ertönt bereits aus englischen Kreisen die Mahnung zu regerer Tätigkeit des Konsularkorps und nach Dampfersubventionen.

Wir müssen uns nach dieser Abschweifung dem Abschluß der Geschichte der Kolonie Hongkong zuwenden. Die auf den 19. April festgesetzte Inbesitznahme des erweiterten Gebietes ging nicht ohne Störung vor sich; es entstanden Unruhen, die ein Einschreiten der bewaffneten Macht nötig machten und die offenbar willkommene Gelegenheit boten, sich der innerhalb des abgetretenen Territoriums gelegenen, zum Teil nach chinesischer Art stark befestigten Hafenstadt Kowloon-City, des Sitzes eines Mandarinen, zu bemächtigen und den wahrscheinlich intrigierenden Beamten zu entfernen, — ein sehr verständliches und, wenn man Frieden haben wollte, gerechtfertigtes Vorgehen. Eine andere, gleichfalls vertragswidrig besetzte Stadt, das unmittelbar jenseits der neuen Landgrenze gelegene Sam-chun, wurde den Chinesen wieder zurückgegeben. Der befestigte Teil von Kowloon-City — eigentlich nur der Mandarinensitz — mit seinen breiten, zinnengekrönten Quadermauern, auf denen noch zahlreiche alte Geschütze liegen, bietet nun das eigenartige Bild einer ausgestorbenen Stadt mit wohlerhaltenen Gebäuden, — ein merkwürdiger Gegensatz zu dem anstoßenden echt chinesisch übervölkerten kleinen Hafenort.

Es soll nun versucht werden, ein Bild der Kolonie zu geben. Die größte Längenausdehnung der Insel Hongkong in der Richtung von Osten zu Westen beträgt 11 englische Meilen; ihre Breite schwankt infolge der zahlreichen Buchten und Vorgebirge zwischen 2 und 5 Meilen. Wie die umgebenden Inseln und die gegenüberliegende Festlandsküste, die übrigens ein Bild der gesamten chinesischen Ostküste gibt, ist sie ein unmittelbar aus dem Meere aufsteigendes Granitgebirge mit vielen Kuppen auf langgestreckten Rücken. Der in geringer Mächtigkeit aufgelagerte, mit Eisen durchsetzte und daher rötliche Sandstein bildet zahlreiche Falten, wodurch die größeren Täler noch reicher gegliedert werden. Die höchsten Punkte sind der Mount Parker im östlichen Teile (1833 englische Fuß) und im Westen der mit einer Signalstation versehene Victoria-Peak (1825 Fuß). Bei der Erwerbung muß Hongkong denselben Anblick geboten haben wie heute noch die neuerdings abgetretenen Inseln, z. B. Lan-tao, das sich in unverfälscht chinesischem Zustande befindet, im großen und ganzen Ödland, mit Gras, Gestrüpp und einigen niedrigen Kiefern bedeckt; nur in den Buchten, in denen sich Humus gebildet hat, finden sich Dörfer und kleine Gruppen ärmlicher Hütten, von Fischern und Landleuten bewohnt. Hauptsächlich wird Gemüsebau betrieben, sogar auf künstlichen Terrassen der Berghänge; wo etwas mehr Platz ist, finden sich auch

[1]) The French in Tonkin etc.

kleinere Reisfelder. Das trostlose Aussehen der Berge rührt von der Raubwirtschaft her, die die Chinesen stets mit dem Holz getrieben haben, und von ihrer leidigen Angewohnheit, von Zeit zu Zeit das Gestrüpp abzubrennen, um bessere Weide zu erzielen, vielleicht auch die Schlangen zu vernichten. Wie in Spanien und Italien sind Verödung und Wassernot die Folge; die tief in den Fels eingeschnittenen Bachbetten sind entweder fast trocken, oder sie genügen kaum für die in der Regenzeit oder beim Eintreten eines Taifuns herabstürzenden Wassermassen.

Die englische Regierung trug ohne Säumen Sorge, wieder gut zu machen, was die Chinesen verdorben hatten. Der Wasserabfluß wurde geregelt und nutzbar gemacht durch planmäßige Anlage von Sammelbecken für Regen- und Quellwasser und Zuleitung zur Stadt, sowie zu den sonstigen europäischen Niederlassungen, unter gleichzeitiger Fürsorge für die geregelte Ableitung überschießenden Wassers. Zu diesem Zwecke sind ungeheure Bauten entstanden, die an Großartigkeit den alten römischen Wasserwerken gleichkommen, staunenswert nicht allein wegen ihrer Größe und der Bewältigung großer Geländeschwierigkeiten, sondern auch wegen der erfolgreichen Fürsorge, jeden Tropfen nutzbar zu machen. Klärungsbecken schließen sich an die Leitung, und dauernd wird an der Verbesserung und Erweiterung der Anlage gearbeitet. Trotzdem tritt zeitweise Wassermangel ein, und eine endgültige Abhilfe kann erst erwartet werden, wenn die Berge wieder bewaldet sind. Auch in Bezug hierauf geschieht alles, was Menschen tun können: von den Tälern ausgehend, in denen sich Gestrüpp und vielleicht ein geringer Waldrest fand, fing man an, die einheimische langnadelige Kiefer und immergrüne Laubhölzer anzupflanzen, und zwar mit gutem Erfolg. Die höheren Lagen, an denen jeglicher Humus heruntergespült ist, bereiten natürlich der Anforstung die größte Schwierigkeit. Trotzdem macht die Insel Hongkong in ihrer Vegetation, selbst abgesehen von den herrlichen Gartenanlagen der Stadt Victoria, schon jetzt einen ganz anderen Eindruck als die übrigen Teile der Kolonie; sie ist von geradezu paradiesischer Schönheit, und es lassen sich schwer größere Gegensätze denken als der mit üppigem tropischem Pflanzenwuchs bedeckte Nordhang der Insel und die gegenüberliegende Festlandsküste mit freiliegendem rötlichem Fels.

Die Stadt Victoria besitzt, soweit sie langgestreckt und schmal auf horizontalem Boden erbaut ist, geschlossene, nicht allzu breite Straßen, besteht aber im ebenen Teile aus Villen mit Terrassen und Gärten, dazwischen der botanische Garten mit einer prächtigen Palmensammlung, anschließend an eine zur katholischen Kathedrale herabführende Schlucht, die durch hohe Baumfarren, an den Bäumen hochrankende Philodendren und überhaupt den üppigsten Pflanzenwuchs zum anziehendsten Teile des Ortes wird. Östlich und westlich reihen sich Chinesenvorstädte an, was nicht ausschließt, daß chinesische Läden und Wohnhäuser der Chinesen sich überall befinden. Sie dringen immer mehr durch Landkäufe in die ursprünglich rein europäischen Viertel vor und nehmen nebst den sogenannten „Portugiesen" vornehmlich den westlichen Teil der oberen Stadt in Besitz, aus dem die Europäer allmählich nach Osten, in eine früher als ungesund geltende Gegend gedrängt

werden. Die Ausdehnung der Stadt, den Berg aufwärts, findet in der Steilheit des Hanges ihre Grenze. Aus diesem Grunde und der besseren Höhenluft wegen, die allerdings zeitweise durch lange andauernde Nebel beeinträchtigt wird, vergrößert sich immer mehr die Ansiedlung auf dem Rücken des Peak (im weiteren Sinne), die durch eine Drahtseilbahn mit der Stadt verbunden ist. Anderseits hat man durch Aufschüttungen und Uferbefestigungen schon früher dem Meere neuen Baugrund abgewonnen und schreitet darin weiter vor. Die außerordentliche Steigung der meisten Straßen schließt den Gebrauch von Wagen aus, die durch den von Kulis getragenen Stuhl und in der unteren Stadt außerdem durch die von einem solchen gezogene Jinrickscha (zweirädrige Karre mit aufklappbarem Halbverdeck) ersetzt werden. Die Rickschakulis bewegen sich nur im Trabe, alle schreien, und der Fußgänger windet sich ebenso mühsam und gefährdet durch das Gewirr wie an andern Orten im lebhaftesten Wagenverkehr. Die vorhandenen Pferde dienen fast ausschließlich dem Sport, man sieht sie daher auch vornehmlich in der Nähe des an die östliche Stadt anschließenden Race-Course. Dieser und außerdem Spielplätze und Friedhöfe aller Bekenntnisse und Nationen füllen das „Wongnei Chong Valley" aus, gewöhnlich „happy valley" genannt, ein einst mit Reisfeldern bedeckter Talkessel und die berüchtigtste Fiebergegend. Es ist fraglich, ob das Glück im Namen den Spielenden oder den Toten gilt. Ungemein charakteristisch für den hohen Ernst, den der Engländer seinen Sportspielen beimißt, ist eine Stelle aus dem „Tourist-guide to Hongkong and Mainland": „Viele, sehr viele, die zu ihren Lebzeiten Teilnehmer und Zuschauer des harmlosen Sports und Zeitvertreibs der Saison, manchmal während eines fast halben Jahrhunderts waren, haben endlich ihren letzten Ruheplatz im Angesicht ihres einstigen Spielplatzes gefunden." Fast noch kennzeichnender ist eine sich allerdings auf Indien beziehende Bemerkung eines anderen Schriftstellers[1]): „Die Engländer . . sind klug genug, sich, soweit durchführbar, mit englischer Atmosphäre zu umgeben und sich gegen den enervirenden Einfluß des Landes durch Sport, Spiele, Klub, das Geplauder frisch eingeführter Mädchen und regelmäßigen Kirchenbesuch zu wehren. Sie folgen vielleicht dem Instinkt der Selbsterhaltung; und gewiß würden sie ihr indisches Reich nicht festhalten, wenn sie nicht sie selbst blieben." In der Tat findet sich in Hongkong außer diesen und anderen öffentlichen Spielplätzen kaum ein größeres freistehendes englisches Haus ohne einen Tennis- oder Cricketplatz. Sieht man solche auf den Bergen höchst kostspielige Anlagen gleichzeitig mit dem Fundament des Wohnhauses entstehen, so schwindet jeder Zweifel über die dem Sport im Leben eingeräumte Stelle; findet man doch auch in anderen Kolonien ebenso wie in der Schweiz in Orten, die von Engländern bevorzugt werden, unmittelbar neben der englischen Kirche in ihrer gedrückten Gotik den Spielplatz. Anderen Nationen wird die dem Sport zuerkannte hohe Stelle ebenso unverständlich bleiben wie das dem Klima zum

[1]) Aus einem Aufsatze „The romance of India" in der „Quarterly Review" vom Juli 1902.

Trotz rücksichtslose Festhalten an gewissen gesellschaftlichen Gewohnheiten, und mit Recht sagt A. Cunnigham[1]: „Die Angelsachsen machen aus ihren Vergnügungen eine Pflicht; unsere Nachbarn (die Franzosen) machen aus ihren Pflichten ein Vergnügen." Man wird aber trotz aller Übertreibung die hervorragende Berechtigung des Grundgedankens gerade für die Tropen anerkennen müssen. Die durch die Spiele bedingte Bewegung ist eine zweifellos gesunde, sie stärkt die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen die üblen Einflüsse des Klimas. Dazu gehört jedoch mehr Muße, als die ist, die deutsche Kaufleute im Auslande sich zu gönnen pflegen. Die Chefs der deutschen Häuser wie ihre Angestellten arbeiten täglich länger als die Engländer; schließt dieser sein Kontor regelmäßig zu bestimmter Stunde, so ist die Arbeitszeit der Deutschen unbegrenzt, wenn das Geschäftsinteresse schleunige Erledigung erheischt; allerdings verfügen die Engländer in der Regel über mehr Kapital und im Zusammenhange damit über eine größere Zahl besser bezahlter Mitarbeiter. Bleiben die Engländer länger leistungsfähig, so kommen die Deutschen bei ihrer Methode vielleicht rascher vorwärts, aber auch eine viel größere Zahl an Existenzen wird gebrochen: ein Ausruhen und Auffrischen ist nirgends mehr Bedürfnis als in den Tropen. Überarbeitung hat dort eine um so größere Reaktion zur Folge, und die Anregungsmittel, die der Engländer nicht weniger gebraucht als der Deutsche, sind seinem gestählten Körper nicht so schädlich. Das hastige Ringen nach Erwerb hebt auch den Deutschen nicht in der Wertschätzung seitens der Engländer, ganz abgesehen von dem Konkurrenzneid, der einmal hingenommen werden muß. Ich möchte nicht mißverstanden werden, als ob ich deutsche Arbeitskraft und Pflichttreue unterschätzte, das Beste, was wir haben; ich wende mich nur gegen die über das Maß gehende Ausnutzung dieser Eigenschaften. Wer nur für sich selbst arbeitet, hat es mit sich allein abzumachen, wenn eine nicht dem Klima angepaßte Zeiteinteilung und Lebensweise ihm vielleicht frühen Erwerb, aber auch ebenso frühes Ende der Genußfähigkeit und vielleicht des Lebens bringt. Es ist das keineswegs eine Spezialität von Hongkong, gilt vielmehr wohl allgemein für die Tropen und einen noch darüber hinausgehenden Bereich im fernen Osten. Dem Deutschen droht noch eine andere Gefahr: es ist die in paradiesischer Natur und bei allerlei äußerem Komfort herrschende erschreckende geistige Öde. Wer von Hause an Auffrischung durch Literatur, Musik, Theater und anregende Unterhaltung gewohnt ist, findet hier nichts dergleichen. In schönen Räumen treten wohl herumziehende Schauspielergesellschaften auf, aber ihr Standpunkt steht nicht über dem, was wir in kleinen Provinzialstädten zu sehen bekommen; indische Militärmusik bietet den Höhepunkt des musikalischen Genusses; die Bibliothek des deutschen Klubs kann naturgemäß nur eine beschränkte sein und anregende, geistig fördernde Unterhaltung ist überall auf die Dauer nur möglich, wo Leute aus verschiedenen Kreisen zusammenkommen; anderenfalls liegt es allzu nahe, an den Ereignissen des täglichen Lebens haften zu bleiben. Auch hierin ist der Engländer in seiner Kolonie, in der sich alle Berufsklassen finden, wieder

[1]) The French in Tonkin etc. p. 68.

besser daran, während die anderen Nationen, mit verschwindenden Ausnahmen, nur durch den einzigen Stand des Kaufmanns vertreten sind.

Zum Besten und Nachahmenswertesten in Hongkong gehören die Straßenanlagen; mit großem Geschick sind die außerordentlichen Geländeschwierigkeiten überwunden worden, und man muß bekennen, daß, wie bei den Wasserwerken, hier ein Zug antiker Größe hervortritt. Die bei Taifunen vom Himmel herabstürzenden Wassermassen erfordern einen ganz eigenen Bau der Straßen, an geböschten Stellen eine zusammenhängende, von kleinen Steinen und Zement gebildete und gerundete Oberfläche und besonderen Schutz durch Ableitungsvorrichtungen. Für die Verbindung aller Wohnplätze miteinander ist ausgiebig Sorge getragen und auch die Interessen der Verteidigung haben offenbar Berücksichtigung gefunden. Der Wegebau wird immer noch fortgesetzt und bald wird eine zusammenhängende, schöne Straße um die ganze Insel führen. Neben dem geschäftlichen Bedürfnis wird dabei dem der Erholung reichlich Rechnung getragen; herrliche, breite Promenadenwege führen in verschiedenen Höhenlagen die Abhänge entlang, auf den Bergrücken hin und über die Paßhöhen hinweg. Es ist ein hoher Genuß, auf ihnen inmitten einer tropischen, von zahlreichen Vögeln bevölkerten Pflanzenwelt, zu wandeln und ein wechselndes Panorama von größter Schönheit zu genießen: auf der Nordseite den reich belebten Hafen — „den schönsten der Welt" — und die zerrissene Festlandsküste, auf der Südseite die wunderbaren Einblicke in reichgegliederte Täler und Buchten, mit weiter Sicht über das Meer und seine zahlreichen malerisch gestalteten Inseln. Diese Spaziergänge wetteifern in jeder Beziehung mit denen der berühmtesten Badeorte der Welt.

Der Hafen, der der Kolonie ihre Bedeutung gibt, bietet einer großen Handelsflotte aller Nationen Schutz; die weitaus größte Zahl der Schiffe macht an Bojen fest, eine kleinere am Bollwerk von Kowloon oder Hongkong. Ein Teil des Hafens ist für Kriegsschiffe bestimmt; außerdem bestehen Sonderhäfen für Dschunken und Sampans.

Eine Dampffähre führt über den Hafen nach Kowloon; unter diesem Namen werden in der Regel die gesamten Anlagen auf der die Meerenge nördlich abschließenden, zum Festlande gehörigen Halbinsel zusammengefaßt, obwohl es eigentlich verschiedene Orte sind: Kowloon-Harbour mit Lagerhäusern und dem Bollwerk, einem nautischen Observatorium und einem Lager für die indischen Truppen, dann Hung-ham mit den für Schiffe größter Art geeigneten Docks der Hongkong- und Whampoa-Dock-Kompagnie, die Chinesenstadt Yau-mati mit Dschunkenhäfen und Tai Kok-Tsui mit den „Cosmopolitan Docks", derselben Gesellschaft gehörig, die außerdem noch beim Fischerdorfe Aberdeen auf der Südseite der Insel Hongkong geringfügigere Dockanlagen besitzt. Die Arbeiten dieser Docks stehen in ausgezeichnetem Rufe, wenn sie auch als teuer gelten. Daher suchen fremde Kriegsschiffe Hongkong mit Vorliebe zum Zweck von Herstellungsarbeiten auf. Die englische Marine beabsichtigt indessen, sich von diesen Privatunternehmungen unabhängig zu machen, und ist schon jetzt mit den Grundarbeiten für eine eigene große Dockanlage im Kriegsschiffshafen, im Anschluß an die bereits auf der Insel

Hongkong bestehenden Werkstätten (naval yard), beschäftigt. Demgegenüber sind deutsche Kriegsschiffe in Ostasien augenblicklich noch auf englische Werften angewiesen.

Während die erwähnten Anlagen auf dem Festlande sich sämtlich innerhalb der alten Gebietsgrenze befinden, harrt der neue Landzuwachs noch der Erschließung und Ausnutzung. Systematisch wird zunächst mit der Vermessung und mit der Anlage von Straßen vorgegangen.

Im Januar 1901 zählte die Kolonie Hongkong rund 284000 Einwohner ohne die Truppen, gegenüber 221500 im Mai 1891. Von der ansässigen bürgerlichen Bevölkerung sind rund 3900 Europäer und Amerikaner, 2000 Portugiesen[1], 1450 Indier, 270 Eurasier[1], 900 Mitglieder anderer Staaten (darunter Japaner und indische Juden) und 274500 Chinesen. Dazu kamen zur Zeit der Feststellung der Zahlen 2200 Mitglieder der Handelsmarine und außerdem eine wechselnde chinesische Bevölkerung von 40100 Köpfen. Von der gesamten europäisch-amerikanischen Bevölkerung, einschließlich der Handelsmarine, sind rund 3000 Engländer und 450 Deutsche. Die Stadt Victoria allein umfaßt 182000 Einwohner.

Das außerordentliche Überwiegen der chinesischen Bevölkerung, sogar innerhalb der europäischen Niederlassung, trotz der ursprünglich geringen Einwohnerzahl der Insel Hongkong, erklärt sich durch die sehr starke Einwanderung von chinesischen Arbeitern, Dienstboten, Handwerkern und Geschäftsleuten aus dem übervölkerten Canton und der Provinz Kwang-tung überhaupt. Die ganze körperliche Arbeit ruht in chinesischen Händen und der Bedarf an Kulis wird durch das Fehlen von Pferden noch gesteigert, ebenso durch das Bedürfnis der Europäer nach zahlreicher Dienerschaft, von der jeder einzelne recht wenig leistet, so fleißig und anspruchslos der Chinese sonst ist, wenn er unmittelbar für den eigenen Verdienst arbeitet; jeder übernimmt, wie es in ganz Asien Brauch ist, nur bestimmte Verrichtungen, — der äußerste Gegensatz zum deutschen „Mädchen für alles". Mit geringfügigen Ausnahmen werden auch das ganze Handwerk, der Kleinhandel und der Kleinverkehr zu Wasser von Chinesen betrieben. Außerdem ist ein europäisches Handlungshaus nicht ohne chinesische Gehilfen denkbar, — schon wegen der Sprache und Kenntnis des chinesischen Verkehrs und dann wegen der billigen Arbeitsleistung —, vor allem aber nicht ohne einen chinesischen Kassierer oder „Comprador", der mit eigener Verantwortung und zum Teil mit eigenem Gelde die Zahlungen besorgt. Das hat seinen Grund in der anerkannten Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Chinesen, in scheinbarem Gegensatze zu ihrer Neigung zum Übervorteilen. Die Begriffe von Ehrlichkeit sind verschieden; mancherlei, was uns als Betrug gilt, ist dem Chinesen ein durchaus erlaubtes Geschäft,

[1] Die Portugiesen werden im Osten nicht als Europäer gerechnet, weil unter ihrem Namen hauptsächlich Mischlinge mit etwas portugiesischem Blut gehen; ohne diese Voraussetzung heißen die Mischlinge von Europäern und Asiaten Eurasier; beide Bezeichnungen lassen sich nicht scharf auseinanderhalten. Die Zahlenangaben sind aus dem „Chronicle and Directory" (1900) entnommen; die Einzelzahlen stimmen dort nicht genau mit den Gesamtzahlen; um so mehr glaube ich sie abrunden zu dürfen.

aber die einmal durch Handschlag bekräftigte Verpflichtung erfüllt er unverbrüchlich, unter Umständen mit den schwersten Nachteilen, auch ohne schriftlichen Kontrakt, — selbst Schiffscharters werden so abgeschlossen. Selbstredend ist es auch vorgekommen, daß ein Comprador seine Firma betrügt, aber doch nur als Ausnahme, und man muß gestehen, daß in dieser praktisch anerkannten überlegenen Zuverlässigkeit des Chinesen etwas höchst Beschämendes für den Europäer liegt. Die — man möchte sagen — in beschränktem Bereich unbedingte Ehrlichkeit der Chinesen, die sie, abgesehen von ihrer ausgesprochenen kaufmännischen Veranlagung, zu unentbehrlichen Vermittlern des Handels macht, steht mit der Ahnenverehrung im Zusammenhange, die, als die Urreligion des Landes, sich allen drei mit der Zeit so sehr vermischten Religionen dieses Volkes — Taoismus, Confutsianismus (ursprünglich keine Religion, sondern eine Morallehre) und Buddhismus — eingefügt hat. In diesem an Zahl so ungeheuren Volke tritt die Familie an die Stelle des Individuums, auch Schande und Ehre treffen die ganze Gemeinschaft und selbst die Geister der Verstorbenen; mit einer Standeserhöhung werden auch die Vorfahren geadelt, durch eine Ehrenstrafe heruntergesetzt. Diese Anschauung, verbunden mit ausgeprägter kindlicher Pietät, ist die Grundlage der chinesischen Moral, die in Bezug auf Ausführung übernommener kaufmännischer Verpflichtungen sehr strenge Anforderungen stellt. Die Zahlungstermine werden strikt eingehalten und namentlich am chinesischen Neujahrstage müssen alle Ausstände geregelt sein; aus diesem Grunde werden am Ende des Jahres die an jedem Orte Chinas bestehenden Leihhäuser mehr noch als sonst in Anspruch genommen, um den gesteigerten Bedarf an Bargeld zu decken. Dieser schöne Zug im chinesischen Charakter erinnert an die strengen Gebräuche unserer Hanse, nach denen der Zahlungsunfähige seine Ehre verlor; noch heute sieht man in Lübeck an der Wandtäfelung eines Versammlungszimmers die Stellen, an denen einst die Wappen bankbrüchiger Kaufleute ausgemeißelt wurden. Der enge Zusammenhang der chinesischen Moral mit der Ahnenverehrung ergibt sich am auffallendsten aus der Tatsache, daß mit dieser auch jene nicht selten verloren geht; so kommt es, daß christlich gewordene chinesische Kaufleute sich oft nicht gerade des größten Vertrauens erfreuen, um so mehr, als die „Bekehrung" vielfach nur eine sehr äußerliche ist und die eigenartige Denkweise der Chinesen innerliche Beziehungen zum Christentum ungemein erschwert.

Neben den Chinesen sind die Perser (der Lehre Zoroasters anhängende Indier, ursprünglich aus Persien stammend) als Makler die Hauptvermittler der Geschäfte und vielfach im Besitz großer Geldmittel. Die Chinesen kommen aber auch im selbständigen Großhandel und in der Reederei immer mehr vorwärts und arbeiten bereits mit europäischen Angestellten, wenn sie auch in Hongkong mit ihrem Kapital noch nicht gerade die allererste Stelle einnehmen, wie es in den Straits settlements der Fall ist. Diese Tatsache bringt uns auf die keineswegs in der Phantasie, sondern wirklich bestehende „gelbe Gefahr", nämlich das friedliche, aber ständige und unaufhaltsame Vordringen des chinesischen Kaufmanns und des Kulis nach Westen. In Singapore hat

der Chinese völlig die Oberhand, die schönsten Grundstücke und Häuser sind in den Händen bezopfter Kaufleute, und der chinesische Kuli hat den eingeborenen Malayen fast verdrängt, nur nicht vom Kutscherbock. 1891 zählte Singapore eine Gesamtbevölkerung von rund 185000 Köpfen, darunter 122000 Chinesen und nur 36000 Malayen; diese hatten sich in den letzten Jahren nur um 9 %, jene dagegen um 30,7 % vermehrt; entsprechend sieht es in Penang aus. Auch auf Ceylon gibt es bereits Chinesen; es ist wohl nur noch eine Frage der Zeit, daß sie am Roten Meer und am Mittelmeer erscheinen. Anspruchslosigkeit, daher Billigkeit auf dem Arbeitsmarkt, Fleiß, Geschicklichkeit, Zähigkeit, ungeheure Vermehrung und damit zusammenhängende Gleichgültigkeit gegen das Hinsterben selbst großer Massen, verbunden mit einem ungewöhnlichen Anpassungsvermögen an jedes Klima, befähigen sie zu diesem Vorschreiten. Dieselben Eigenschaften machen sie allen anderen Rassen gefährlich, und Europa wird sich zu hüten haben[1]). Es ist sehr merkwürdig, daß trotz der bekannten Mißstände, die die chinesische Invasion in Amerika und Australien gezeitigt hat, anscheinend nichts in den asiatischen englischen Kolonien geschieht, um der Gefahr entgegenzutreten. In Hongkong beklagt man sich im Gegenteil, daß leitende Persönlichkeiten beginnen, den Chinesen auf englischem Grund und Boden selbst gesellschaftliche Gleichberechtigung zuzugestehen; gewisse Vorgänge in dieser Beziehung haben einen deutlichen Protest einzelner herausgefordert, und man ist unzufrieden damit, daß Chinesen überall in den besten Gegenden zwischen Europäern sich ansiedeln und im europäischen Viertel Grundstücke aus erster Hand von der Regierung erwerben, was wegen der mangelnden Reinlichkeit und mancherlei lärmender Sitten (Vertreiben böser Geister durch den Klang des Gongs und das Abbrennen von Feuerwerk) sehr unangenehm empfunden wird. Viel ernster zu nehmen ist es, daß Chinesen auch bereits in der Handelskammer sitzen und als Geschworene verwendet werden, unter Umständen gemeinsam mit den Indiern die Europäer überstimmend. Ueber die Beweggründe zu diesem Verhalten der Lokalregierung kann man zweifelhaft sein, sehr beachtenswert aber bleibt es, daß über einen ähnlichen Zug zu besonderer Bevorzugung der Eingeborenen, angeblich selbst über unmittelbare Zurücksetzung der Europäer, auch in den Straits settlements und auf Ceylon geklagt wird. Es ist kaum zu glauben, daß das praktische England, seiner bewährten Überlieferung entgegen, grundsätzlich zu einer von idealer Humanität oder richtiger von Sentimentalität geleiteten Behandlung seiner farbigen Untertanen überzugehen im Begriff steht; indessen, in der Tat wird an verschiedenen Stellen eine solche Praxis geübt, im Gegensatz zu den Niederländern, die auch heute noch in ihren Kolonien die Superiorität des Europäers schroff und erfolgreich hervorkehren. Es scheint doch, als wenn das englische Kolonialsystem hier eine

[1]) Ich möchte mich ausdrücklich dagegen verwahren, als wenn ich die Verwendung von Chinesen auf den die Tropen passierenden europäischen Dampfern als Heizer und Kohlentrimmer für gefährlich oder verwerflich hielte. Sie ist im Gegenteil ein Schutz unserer Arbeiter gegen eine Beschäftigung, der nur wenige auf die Dauer im heißen Klima gewachsen sind. Es kommt nur darauf an, daß genügendes weißes Personal bei der Maschine vorhanden ist, um damit auch bei größerem Abgang durch Krankheit alle Vertrauensstellungen besetzen zu können.

Wendung nimmt, welche ausnahmsweise nicht als nachahmenswert zu bezeichnen ist, obwohl sie vielleicht als die äußerste Konsequenz eines Grundsatzes angesehen werden kann, die den Freihafenplatz Hongkong zur höchsten Blüte gebracht hat, nämlich desjenigen der Gleichberechtigung aller Nationen und Personen in Bezug auf den Handel, die unbedingte Freiheit der Konkurrenz und das Fernhalten jedes Gedankens an Monopolisierung oder Bevorzugung. Diese Gleichberechtigung geht so weit, daß z. B. ein Deutscher Chairman der Handelskammer ist und sich außerdem in vielfachen Vertrauensstellungen befindet, und zwar seit geraumer Zeit; heute würde bei Neubesetzung solcher Stellen schwerlich auf einen Angehörigen unserer Nation zurückgegriffen werden. Die gegen uns herrschende unfreundliche Stimmung hat sich auf gesellschaftlichem Gebiete bereits recht bemerklich gemacht. Wir dürfen uns indessen nicht verhehlen, daß wir nicht allein bei den Engländern, sondern auch bei den Völkern Ostasiens ganz besonders unbeliebt sind. Im Frühjahr 1900 beehrte eine in englischer Sprache erscheinende japanische Zeitung uns mit beschimpfenden Bezeichnungen und verlangte kategorisch gutes Einvernehmen mit allen in Ostasien beteiligten Nationen, sogar mit Rußland, nur die Entfernung der Deutschen, als des einzigen dort nicht historisch berechtigten Volkes. Eine ähnliche Sprache führte vor etwa einem Jahre ein in Shanghai erscheinendes englisches Blatt, und aus den hochinteressanten Aufsätzen des europäisch gebildeten Ku Hung-Ming[1]) geht deutlich hervor, daß er, der Goethe mehr zitiert als irgend ein deutscher Schriftsteller, Deutschlands Politik fast noch abfälliger beurteilt als die Englands, und daß ihm Frankreichs und Rußlands energisches Vorgehen am wenigsten unsympathisch ist.

Das Völkergemisch Hongkongs bedingt das Zusammenleben der verschiedensten Religionsgemeinschaften mit ihren Kirchen, Synagogen, Moscheen und Tempeln, mit Wohltätigkeitsanstalten, christlichen Missionen und Findelhäusern. Nonnen und protestantische Diakonissinnen üben ein segensreiches Erziehungswerk, in allererster Linie vielleicht die französischen Nonnen der St. Enfance. In der malerischen Talmündung von Pokfolum an der Südseite der Insel Hongkong befinden sich zwei Anstalten der vom Mutterhause in Paris geleiteten, sehr rührigen mission étrangère, ein Sanatorium für Missionare und im ehemaligen „Douglas-Castle" eine großartige Druckerei für religiöse und Schulbücher in allen ostasiatischen Sprachen.

Obwohl die Gesundheitsverhältnisse durch die planvollen Maßnahmen der Regierung (Trockenlegung sumpfiger Stellen, Wasserversorgung, Aufforstung) sich mit der Zeit ungemein gebessert haben, schließt das Klima doch unüberwindliche, die Gesundheit der Europäer schädigende Einflüsse ein. Man darf nicht vergessen, daß Hongkong zwischen 22° 9′ und 22° 17′ nördlicher Breite, also noch innerhalb der tropischen Zone liegt, daß die heiße Luft sich zwischen den Gebirgsufern der Meerenge staut, und daß die gesamten Lebensbedingungen

[1]) Papers from a viceroys yamen. Chinese plan for the cause of good government and true civilisation in China. By Ku Hung-Ming, secretary to H. E. Chang-Tung, Viceroy of Hukuang. Printed and published at the Shanghai Mercury, Ltd. 1901. Ein ungemein lesenswertes Buch.

andere sind als in Europa. Kaum ein Europäer ist dort in der Lage, nur so viel seiner Gesundheit zu leben, wie es daheim im Durchschnitt der Fall ist, und die Eigenart des Klimas fördert mancherlei Gewohnheiten, die die herabgestimmten Nerven wohl für kurze Zeit anzuspannen vermögen, auf die Dauer aber den Körper erschlaffen und für Krankheiten aufnahmefähiger machen.

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt + 24° C., die höchste + 34,5° C., die geringste 0°; die heißeste Zeit ist Juni bis einschließlich September, die kälteste Dezember und Januar, doch steigt auch in diesem Monat die Wärme bis + 26° C.; die Hauptregenzeit dauert vom Mai bis in den September hinein.

Eine große Gefahr für die Europäer liegt in dem Bestreben der Eingeborenen, sich rationeller ärztlicher Fürsorge zu entziehen; sie vertrauen sich lieber einem einheimischen Wunderdoktor, als einem europäischen Arzte an und unter ihnen herrschende epidemische Krankheiten kommen meist verspätet zur Kenntnis der Behörden. Der Schmutz und das enge Zusammenleben der Chinesen fördern die Verbreitung von Krankheiten, und die vielfachen Berührungen mit den Europäern begünstigen, trotz der Abtrennung der Wohnräume der chinesischen Dienerschaft in besonderen Häusern, die Übertragung auf jene. Besonders verhängnisvoll ist der lebhafte Verkehr mit Canton, von wo wöchentlich durchschnittlich 11090 Menschen nach Hongkong kommen; von dort drang auch 1894 die Beulenpest[1]) ein und ergriff vornehmlich die chinesische Bevölkerung im Stadtviertel Taipingshan. In der schlimmsten Zeit starben täglich 70—80 Menschen, und vom 10. Mai bis zum 3. September wurden 3547 Todesfälle festgestellt; in der Tat sind es viel mehr gewesen, da der Chinese, der den Tod herannahen fühlt, wenn irgend angängig, zum Sterben in seine Heimat zurückkehrt. Von den an der Seuche erkrankten Europäern starben 18,2 %, von den Japanern 60, von den Indiern 77, von den Chinesen 93,4 (?), von den Eurasiern 100. Das besonders infizierte Stadtviertel wurde dem Erdboden gleich gemacht, und es gelang, der Krankheit im großen und ganzen Herr zu werden; sie tritt indessen alljährlich wieder, wenn auch in geringerem Maße, auf. Das mangelhafte Ableitungssystem und die dadurch entstandene Infektion des Bodens sollen die Ursache des Weiterbestehens der Krankheit sein: die Entfernung der Auswurfstoffe aus den Häusern erfolgt, im Gegensatz zu der sonst ausgezeichneten Fürsorge für die Gesundheit, noch in ursprünglichster Weise.

Auch die Malaria hat wiederholt große Ausdehnung angenommen und gefährdete einst, wie wir wissen, den Bestand der jungen Kolonie. Neuere Untersuchungen haben das Vorhandensein der die Krankheit übertragenden Mücken in den zahlreichen kleinen Wasseransammlungen festgestellt, die sich an den vielen Terrassen, in Gärten und in den zahllosen Blumentöpfen bilden, und ihre energische Ausrottung ist in Anregung gebracht worden. Trotz alledem sind die Gesundheitsverhältnisse für eine Tropenkolonie gut, und bei

[1]) Die Angaben über die Pest sind zum großen Teil aus dem zur Information sehr geeigneten Buche: „Things Chinese" by J. Dyer Ball. 3. ed. London, Sampson Low, Marston and Co., Ltd. 1900, entnommen.

dem verständigen Vorgehen der Behörden darf auf weitere Besserung gerechnet werden.

Es ist einleuchtend, daß ein so wichtiger Platz wie Hongkong der Sicherung bedarf, und daß dieses Bedürfnis gewachsen, seitdem England nicht mehr die einzige europäische Macht ist, die große Interessen in Ostasien zu vertreten hat. Die Vergrößerung des Kolonialgebietes gab Anlaß zur Verstärkung der Verteidigungsanstalten an beiden Hafeneinfahrten; mit großer Lebhaftigkeit wird jetzt am weiteren Ausbau und an der Auswechslung einer völlig veralteten Armierung gearbeitet. Eine ziemlich starke Garnison ist auf der Insel Hongkong und in Kowloon in geräumigen Kasernen und Baracken untergebracht, und besondere hochgelegene Sanatorien sollen den durch das Klima angegriffenen Soldaten Erholung bringen.

Der Marine, die hier einen Kriegshafen, Magazine und ausgedehnte Werkstätten hat und demnächst eigene Docks haben wird, fällt selbstredend eine wesentliche Rolle bei einer Verteidigung der Kolonie zu. Übrigens hat die Flotte hier schon im Frieden für den Schutz des Handels zu sorgen, da nicht nur auf den Flüssen oberhalb Canton, sondern auch auf dem unteren Cantonstrom Piraten ihr Unwesen treiben und die Maßnahmen der chinesischen Regierung gegen sie ganz unzureichend sind. Im besonderen sind Ladungen auf Dschunken, die nicht unter einer europäischen Flagge fahren, gefährdet, und noch ganz kürzlich mußte von einem finanziell vorteilhaften Frachtgeschäft von Hongkong nach Canton, da augenblicklich europäische Schiffe nicht verfügbar waren, der Piraten wegen Abstand genommen werden. Noch heute sind die regelmäßig zwischen beiden Orten verkehrenden Passagierdampfer reichlich mit Waffen versehen für den Fall, daß die mitreisenden Chinesen sich als verkleidete Seeräuber entpuppen sollten. Zur Verfolgung der Piraten in ihre Schlupfwinkel bedarf es besonders zu diesem Zwecke gebauter, flachgehender Kanonenboote, wie sie England und Frankreich bereits besitzen. Deutschland verfügt bei Canton für diesen Zweck zurzeit nur über ein ganz unzureichendes Fahrzeug. Im Interesse des deutschen Handels wäre eine ausgiebigere Ausstattung mit vollkommen geeigneten Booten dringend erwünscht.

Hongkong ist ersichtlich in immer weiterer Entwicklung begriffen; es ist dort sogar noch ein weites Feld der Tätigkeit, wenn die neuerworbenen Teile den Europäern erschlossen und die weiten Ödländereien ihrer Berge in Wald- und Ackerland umgewandelt werden sollen. Ob der Handel noch wesentlich größere Ausdehnung annehmen kann, ist eine andere Frage; zurzeit kommt es wohl weniger auf die Vergrößerung seines Gesamtumfanges, als auf den Wettbewerb um das Vorhandene zwischen den allzu zahlreichen Konkurrenten an. Augenblicklich sind die Deutschen hier noch im Aufstreben. Hoffen wir, daß es uns gelingt, unsere eigenen Kolonien zu einer auch nur annähernd ähnlichen Blüte zu bringen; dazu bedarf es des vorurteilslosen Zusammenwirkens aller beteiligten Kräfte nach dem bewährten Muster der Engländer und der Geduld derer, die dabei gewinnen wollen, sowie derer, die die Mittel zu bewilligen haben.

Italienische Entdeckerarbeit auf Kreta.

Von

Friedrich von Duhn.

Seit Schliemanns Kinderglaube, Tatkraft und glückliche Hand Mykene und Tiryns aufgrub und damit die volle, helle Wirklichkeit einer großen Zeit uns vor Augen führte, die schon den homerischen Dichtern vom Nimbus vergangener Heroenherrlichkeit umflossen war, ist die Spannung der Archäologen kaum wieder so hoch gestiegen, haben die Überraschungen sich so gedrängt als in den letzten Jahren. Die Befreiung Kretas vom Barbarenjoch, sein Wiedereintritt in den Kreis der Kulturländer ermöglichte auch der Altertumsforschung, ja, legte ihr die Pflicht auf, hier frische Arbeit zu beginnen. Und mit Staunen sehen wir dem jungfräulichen Boden der hundertstädtigen Insel Bauten und Kunstwerke griechischer Heroenzeit entsteigen, deren Reife, Pracht und hohes Können die Arbeit einer langen Reihe späterer Jahrhunderte weit in den Schatten stellen. Geahnt hat diese Bedeutung der völkerverbindenden Insel schon mancher; am klarsten vorausgesagt hat sie schon vor zwanzig Jahren Arthur Milchhöfer in seinem weitblickenden Buche über die Anfänge der Kunst in Griechenland. Er war der berufenste Berichterstatter, um auch den Lesern dieser Zeitschrift im vorigen Jahre ein Bild dessen vorzuführen, was in der Residenz des Minos, in Knossos, englische Energie und Opferwilligkeit bis dahin geleistet hatten (Deutsche Rundschau, 1902, Bd. CXI, S. 341—366).

Während die Engländer dort und an einigen Punkten des östlichen Kreta mit großem Erfolg seither weiter tätig sind, ist es Italien im Süden. Schon zur türkischen Zeit hatten italienische Gelehrte begonnen, ihr Augenmerk auf Kreta zu richten; dem eisernen Willen, der Ausdauer und Entsagungsfähigkeit Federico Halbherrs, des zähen Südtirolers, Professors an der Universität Rom, gelang es schon damals, mancher schier unüberwindlich scheinenden Schwierigkeit Herr zu werden und ungemein wichtige Funde auch aus der klassischen Zeit, unter anderem die bedeutsamste Rechtsurkunde Griechenlands, die auf Stein geschriebenen Gesetze der Stadt Gortyn, zu Tage zu

fördern. Diese und viele andere glücklichen Unternehmungen — ich nenne namentlich die Untersuchungen und musterhaften Veröffentlichungen mehrerer heiliger Höhlen, deren zahlreiche Weihgaben uns helle Einblicke tun lassen in Religion und Kunst zweier Jahrtausende — treten jedoch an Bedeutung zurück gegenüber Arbeiten der letzten beiden Jahre, welche uns einen großen Fürstenpalast, ein würdiges Gegenstück zu Knossos, und manches andere geschenkt haben.

Es ist mir eine besondere Freude, an dieser Stelle hierüber kurz zu berichten; liebevolle Gastfreundschaft der italienischen archäologischen Mission auf Kreta und der Verkehr mit Männern wie Halbherr, Pernier, Savignoni hat für mich gerade dieses Forschungsgebiet mit ganz eigenem Reiz umgeben.

Als langgestreckter Riegel schließt Kreta das Ägäische Meer ab. Hoch empor steigt das Rückgrat seines Gebirges, in der Mitte, im Westen und Osten aufsteigend zu Höhen, die der Schneegrenze nahe sind. Nur die Nordküste hat leidliche Häfen, den besten freilich, die Sudabai, ohne antike oder moderne Stadtanlage von Bedeutung, weil die kleineren Häfen für die Schiffahrtsverhältnisse der Alten ebenso ausreichten wie für die Galeeren Venedigs. Jene kleinen Häfen Kanea, Rettimo, Kandia stellen heutzutage die einzigen wirklichen Städte dar, von diesen Kandia, der der alten Minoshauptstadt Knossos nächste Punkt am Meere, ungefähr in der Mitte der Nordküste. Fruchtbare, aber nicht sehr ausgedehnte Ebenen umgeben diese Städte, ziehen sich hinein in die Falten des Gebirges, reich bewässert, da die nahen Berge einen großen Teil des Jahres Schnee tragen. Üppig gedeihen Felder und Wiesen, Blumen und Obst. Aber für eine zahlreiche Bevölkerung reichte nicht aus, was die nächste Umgebung hervorbrachte. Je dichter die Ansiedlungen, je volkreicher sie wurden, um so mehr wurde Kreta auf Zufuhr von außen, auf Beherrschung des auswärtigen Marktes angewiesen. Das ägäische Meeresgebiet war seine natürliche Expansionssphäre. Nicht ohne Grund erzählten die Alten noch in späten Tagen von einer einstigen weit ausgebreiteten Seeherrschaft des Minos, vom Tribut Athens.

Anders sieht es an der Südküste aus. Im Westen und Osten kaum Städte in erreichbarer Nähe des Meeres: am meisten noch da, wo die Insel schmal und die Nordküste leicht erreichbar ist. Steil und unwirtlich stellt sich die Küste dem von Italien nach Ägypten Fahrenden dar. Aber für die Mitte der Insel täuscht dieser Schein. Da, wo die Insel am breitesten, dehnt sich hinter dem kahlen Felsengürtel, der Barriere gegen das Meer, eine lange und breite Fruchtebene, die bei weitem größte der Insel, gut bewässert und äußerst ergiebig, die Ebene von Messarà. Über der Mitte ihres Nordrandes — später in die Ebene sich hinabziehend — erhob sich das mächtige Gortyn, Kretas Hauptstadt von den Zeiten ab, als selbständige Seeherrschaft zu den verschollenen Ansprüchen gehörte und Knossos Fürstenhäuser in Schutt lagen. Noch in der Kaiserzeit war Gortyn der Zentralsitz der römischen Behörden. Die Italiener haben auch dort durch lange, beharrliche, leider gerade am wichtigsten Punkt noch immer nicht zu Ende geführte Grabungen uns zahlreiche wichtige Bauten und Denkmäler aus acht Jahrhunderten wiedererobert.

Steile, elende Saumpfade, in traurigster Türkenweise mit glatten, runden Steinen gepflastert, verbinden die Messarà mit der Nordküste. So lange das nicht anders wird, bleibt Nord und Süd geschieden, ist es für den Norden bequemer und billiger, sich sein Getreide aus Kleinasien oder Südrußland zu holen, als aus der großen Getreideebene der Insel selbst. Und da die kleine Hafenbucht am Westende der Messarà modernen Hafen- und Verladeansprüchen auch nicht annähernd genügen kann, auch den Süd- und Südwestwinden völlig schutzlos preisgegeben ist, bleibt der größere Teil der schönen Messarà einfach unbebaut, bis das einmal besser wird.

Der einzige und natürliche Ausgang dieser Ebene, nach West, wird beherrscht durch eine Hügelkette. Wer sie besitzt, sperrt die Verbindung zum Meere. Ihm gehört die Ebene und was sie hervorbringt. Er übersieht von seiner Höhe die ganze langgestreckte Fläche bis zu ihrem östlichen, in blauer Ferne schließenden Riegel, den südlichen Ausläufern des Diktegebirges, der östlichen hohen Erhebung des Mittelgrats der Insel. Schaut er rückwärts, so schweift sein Blick frei hin über das weite, blaue Meer, aus dem einzelne nahe und ferne Inseln, meistens öde Felsklippen, sich erheben; von seinem Standpunkt aus beherrscht er gen Westen die ganze Südküste der Insel mit all ihren Vorgebirgen und Schlupfwinkeln, gewahrt jedes feindliche oder freundliche Schiff, jeden Piraten. Nach Norden breitet sich zunächst das ganze Massiv des Ida aus, mit seinen vielen Talfurchen und Vorbergen, den seitlichen Pässen, weiterhin nach Westen die „Weißen Berge" der wilden Sphakia, der Hauptverteidigungsstellung der vielen Aufstände des letzten Jahrhunderts; im fernen Osten aber winkt die hohe Dikte. Eine großartige Warte, weit gesicherter, weit eindrucksvoller als Knossos! Aber die Meereswüste der afrikanischen See, die Kehrseite der schönen Inselwelt im Norden, verurteilte doch den Herrn dieser Warte in den Zeiten des ersten großen Kampfes um den Platz an der Sonne nur zu einer Häuptlingsrolle. Für einen wirklichen Fürsten, der in die Geschichte eingreifen, der herrschen wollte und mußte, war nur an der Nordseite Raum.

Von dieser Sperrkette aus springt nach Ost am weitesten in die Ebene vor ein zu drei Erhebungen ansteigender Rücken, an seinem Fuß von Wasser umströmt. Nur schmal ist der Paß, welcher nördlich dieses Rückens Fluß und Weg von der Ebene zum Meer durchläßt. Hier lag Phaistos; die östlichste, niedrigste, trotzdem die Ebene beherrschende Erhebung dieses Rückens trug den Herrenpalast, welchen die italienische archäologische Mission, in erster Linie Halbherr und Pernier, in ganz vorzüglicher Weise aufgedeckt hat.

Die große und merkwürdige Anlage ist ebenso das Ergebnis längerer geschichtlicher Entwicklung wie der von Evans ausgegrabene Palast von Knossos. An den Südabhängen des Hügels gewahren wir Reste prähistorischer Häuser, dort und an anderen Stellen traten zu Tage bedeutende Bruchstücke eines früheren Palastbaues, der zum Untergrund des späteren großen Palastes gehörte. Im Osten fiel der Hügel ursprünglich viel jäher ab als jetzt: mühevoll hergestellte, jetzt zum Teil mit den einst darauf errichteten Bauten längst wieder abgestürzte Terrassen erweiterten hier die Baufläche, während im Westen der

Fels vielfach nicht nur die aufgehenden Mauern unmittelbar trägt, sondern noch weggearbeitet werden mußte. Auch der Palast von Knossos ist auf sehr unebenem Boden errichtet, auch dort waren Abtragungen, hohe Terrassierungen und dergl. nötig. Beiden Palästen eigen ist die ganz ungemeine Regelmäßigkeit, Geradlinigkeit der Anlage, ihre Herausentwicklung aus nebeneinandergesetzten quadratischen oder rechteckigen Grundformen. Kein schärferer Gegensatz ist denkbar als zwischen einer solchen Anlage und derjenigen eines mittelalterlichen deutschen Herrensitzes mit seinem Bestreben, der Form seiner Burghöhe sich tunlichst anzupassen, seiner köstlichen malerischen Unregelmäßigkeit, dem Individuellen, Persönlichen seines Gepräges. Nicht nur Verschiedenheit der Volksseele zwischen Germanentum und Südländern erklärt das. Jener geradezu mathematische Sinn für Rechtwinkligkeit jeder Form und Symmetrie der Verhältnisse, für völlig planimetrische Entwicklung ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit der Grundfläche, das Einlegen großer Höfe, jene Weiträumigkeit, — das alles muß wurzeln in einem platten Lande, d. h. nicht in Kreta, sondern im Niltal, mit dem Kreta durch so mannigfache Beziehungen verknüpft war. Wie sehr die Strömungen der Kultur von dort im dritten und zweiten Jahrtausend v. Chr. in das griechische Inselmeer geflutet sind, wie sehr aber auch in umgekehrter Richtung, das lernen wir jetzt von Tag zu Tag greifbarer erkennen, gerade und in erster Linie durch die imposanten Entdeckungen auf Kreta.

Übersichtlicher noch als in Knossos sind im Palast von Phaistos die Räume verteilt um den mächtigen, über 20 m breiten, über 40 m langen Mittelhof. Die der Wirtschaft, dem Leben der zahlreichen Dienerschaft, Küche, Badezimmern u. s. w. dienenden Räume sind durch einen breiten Gang getrennt von den Magazinräumen, in denen in zahlreichen wohlverschlossenen Zellen die materiellen Reichtümer und Vorräte lagerten. Diese Räume wieder sind geschieden von den eigentlichen Wohnräumen der Familie, in welche ein schön hergerichteter Eingang führt, mit Halbsäulen und Nischen zu den Seiten, ganz wie Jahrtausende später in der römischen Kaiserzeit. Jene Wohnräume, jene reichen, versteckt gelegenen Säulenhallen, lauschige Gemächer, freie Terrassen nach der kühlen Nordseite, mit dem Blick auf die herrliche Gebirgswelt, zeigen uns, daß auch damals die Menschen zu leben verstanden: so schöne Badezimmer, so treffliche Drainierung und Wasserzufuhr in Röhren, wie sie heutzutage nicht besser hergestellt werden könnten, so vorzüglich und ganz modern eingerichtete Klosets mit Wasserspülung, wie Evans sie kürzlich in Knossos fand, erregen wehmütige Betrachtungen bei jedem, der heutzutage, bald viertausend Jahre nachher, im griechischen oder gar türkischen Orient zu reisen veranlaßt ist. Diese Wohnräume stehen wieder in — ziemlich versteckter — Verbindung mit großen Repräsentationsräumen, die nach Westen gruppiert und dorthin weit geöffnet sind. Von Westen führt eine 13 m breite, dabei äußerst bequeme Prachttreppe zu einem geräumigen, säulengetragenen Saal mit Vorsaal und Vorhalle. Die Treppe beginnt auf einer breiten Freiterrasse, davor ein großer, wie es scheint, dreieckiger Platz, den man als bis jetzt ältesten für dramatische und orchestrische Vorführungen hergerichteten Raum der griechischen

Welt hat ansehen wollen: denn während auf der langen und breiten Freiterrasse, die dem Festsaal und anstoßenden Räumen vorgelegt ist, der langen Kathete des Dreiecks, der „Hof" und alles, was dazu gehörte, reichlichen und würdigen Raum zum Schauen hatte, war die kurze Kathete eingenommen durch acht bequeme Sitzstufen und darüber noch einer schmalen Terrasse für das „Publikum". Alle Schaustellung musischer oder dramatischer Kunst hat ihre religiöse Wurzel, ist ursprünglich Kultushandlung. Und auch hiervon fehlt am beschriebenen Platz die Erinnerung nicht: denn auf dem Platze selbst, gerade vor der Staatsterrasse, sind zwei tiefe Opfergruben gefunden worden, deren Inhalt uns beweist, daß sie sogar beträchtlich älter sind und beträchtlich früher benutzt wurden, als der gegenwärtige, sichtbare Palast.

Auf die vielen sonstigen merkwürdigen Einzelheiten dieses Palastes gehe ich nicht weiter ein: ich würde sonst meine Leser ermüden. Nur sei als besonders interessant erwähnt einmal, daß sich beim Aufräumen eines Badezimmers noch eine Holzsäule verkohlt am Boden fand, noch völlig gut erkennbar in ihrer typischen Form, unten schmäler als oben, wie das mykenische Löwentor und zahlreiche Nachbildungen auf Reliefs, Malereien, geschnittenen Steinen sie uns zeigen. Die Formen des klassischen Steinbaues gehen auf Holzbau zurück, die Steinsäule hat erst in relativ junger Zeit die Holzsäule ersetzt und ihre Form weitergebildet; erschlossen hatten wir die Holzsäule auf niedrigem formlosen Steinsockel längst, gesehen noch nicht. Auch ein für Entstehung eines anderen Baugliedes der klassischen Kunst, des Triglyphenfrieses, interessantes Motiv begegnet an der Vorderseite von Steinbänken, wie sie vielfach längs der Wände in den Gemächern von Knossos und Phaistos sich finden. Jene Vorderseiten sind in einer in mykenischer Zeit durchweg beliebten Weise durch vor- und zurücktretende Flächen gegliedert, in einem Gemache von Phaistos jedoch sind die schmalen vortretenden, die breiteren zurückweichenden Flächen durch eingemeißelte Zierstriche belebt, jene durch senkrechte, diese durch wagrechte, also Triglyphen und Metopen, klar geschieden und als solche entsprechend verziert. Überhaupt, je weiter wir vordringen in der Erkenntnis der mykenischen, ja, der vormykenischen Ornamentik, um so deutlicher erkennen wir in ihr die Wurzeln der meisten Kunstgedanken der ionischen und dorischen dekorativen Kunst; zwar haben spätere Kunstperioden, z. B. der wieder zur Herrschaft kommende geometrische Stil, mehrfach am überkommenen Gut geändert; aber der Grundbestand ist geblieben und lebt in zahlreichen Zierformen weiter durch klassisches Altertum, Mittelalter und Neuzeit bis auf den heutigen Tag.

In sorgsamem Quaderbau sind die hauptsächlichen, die balkentragenden Grundmauern und Pfeiler errichtet; sie zeigen vielfache Steinmetzzeichen, wohl größtenteils Buchstaben, die herausgebildet sind aus älterer Hieroglyphenschrift. Wo kein Quaderbau nötig war, sehen wir geschickt ausgeführte Bruchsteinmauern. Stuck bedeckte die Wände. Leider zeigt er in diesem Palast nicht jene figürlichen Malereien, wie sie uns Knossos wiedergeschenkt hat und sie jetzt der augenfälligste und glänzendste Besitz des kretischen Museums in Kandia sind. Bunte Linear- und Blattverzierungen jedoch gehen in lehrreicher Weise zusammen mit den Musterungen buntbemalten Tongeschirrs. Vereinzelt tauchten

auch Reste feinerer Wandverkleidung auf, so z. B. kleine farbige Schuppen aus Smalt, die zusammengesetzt wie eine Art Mantel auf der Wand gewirkt haben müssen.

Auch die mancherlei interessanten Einzelfunde kann ich hier nicht alle beschreiben: so etwas muß man wenigstens in Abbildungen sehen. Unsere immer noch magere Kenntnis der Plastik dieser Perioden — denn was aus Holz geschnitzt war, ist verloren — erhält manche lebensvolle Erweiterung. Mehr hat uns da freilich Knossos gebracht, namentlich jüngst zwei wunderbar frische und elegante Gestalten schwebender Knaben aus Elfenbein, für die ägyptischen Holz- und Elfenbeinarbeiten die Analogie, agonistische Darstellungen mykenischer Kunst (Stierfang) wohl die Erklärung geben. Zahlreiche Geräte aus Stein und Ton — aus Ton namentlich ein merkwürdiger Opfertisch mit sechs fest daraufstehenden Kannen — ein aus einer Muschel geschnitztes Relief mit sonderbaren dämonischen Gestalten u. a. würden uns erwünschter Anlaß sein können zu mancherlei interessanten Betrachtungen über Form und Ausübung der Götterverehrung. Doch muß unsere Darstellung sich noch einem zweiten Fundkomplex zuwenden, den die glückliche Hand Halbherrs, auf die Spur geleitet durch zahlreiche Vasenscherben, im letztvergangenen Jahre aufzudecken begonnen hat, nachdem der Palast von Phaistos selbst in allem wesentlichen bloßgelegt war.

Das ist eine Bauanlage 6 km weiter seewärts, am Abhang derselben Hügelkette, an einer Erhebung, die ein byzantinisches Kirchlein der heiligen Dreifaltigkeit (Hagia Triada) krönt. Hiernach heißt die Gegend. Die Örtlichkeit selbst bezeichnet eine venezianische Kapelle des heiligen Georg. Wo die Menschen verschwunden sind, bleiben doch Götter und Heilige, denen Malaria und anderes Menschenelend nichts anhaben können. So einst im Orient, so noch heute.

Einen kleinen Sommerpalast der Fürsten von Phaistos nannten es die Entdecker. Mittlerweile hat sich das Grabungsgebiet erweitert, und es scheint, als ob einst eine ganze Ortschaft sich dort erhoben hätte. An ein sommerliches Lusthaus zu denken, mochte man sich in der Tat veranlaßt fühlen durch die dem Meere benachbarte Lage und durch den Schmuck der Wände, der von echter Naturfreude schönes Zeugnis ablegt. Wir fragen uns oft, wie es eigentlich möglich war, daß so mancher antike Bau zu Grunde ging, ohne daß die Besitzer Zeit fanden, das Inventar wenn nicht gleich, so doch später zu retten: finden wir doch gar manche Dinge darunter, die uns auch materiell, namentlich für damalige Zeiten, recht wertvoll dünken, wie z. B. die wunderbare „königliche Spieltafel" aus Elfenbein, Bergkristall, Gold, Silber und Edelgestein, in kostbarster Intarsienarbeit ausgeführt und von beträchtlicher Größe, ein Hauptjuwel unter Evans Funden in Knossos. Plötzliche radikale Katastrophen natürlicher oder kriegerischer Art müssen meistens als einzig mögliche Erklärung vermutet werden, Katastrophen, bei denen es nicht abgegangen ist ohne Ausrottung der alten Herren, ohne völliges Abreißen der persönlichen Überlieferung. Wer durch so manches seit dem letzten Aufstand in Trümmern liegendes kretisches Dorf geritten ist, wo als einziger Bewohner eine scheue Katze, ein verwilderter Hund sich zeigte, alles ab und tot ist, sogar

die Palmen und Fruchtbäume verbrannt, die Ölbäume umgehauen, die Aloenhecken zerhackt, der versteht den harten Tritt der Geschichte in solch blutgedüngter Gegend.

So jäh hat in Hagia Triada alles aufgehört, daß man noch links und rechts vom Eingang die etwa einen halben Meter hohen Steinkandelaber, die für die nächtliche Beleuchtung auf eigens ausgesparte Plätze an den Türecken gestellt waren, unbewegt an ihrem Platz fand: die Gestalt des schön anschwellenden Schaftes und der Bekrönung verraten das gleiche Formgefühl wie die dorische Säule der klassischen Zeit.

Schon die ersten Schürfungen brachten unerwartete und wertvolle Werke der Kleinkunst. In einem Gemache saß der Stuck mit seinem in feiner Malerei ausgeführten Schmuck noch an den Wänden oder war herabgefallen, wie meist in Knossos, und brauchte nur durch Gipsaufguß auf die Rückseite gefestigt und dann vorsichtig gehoben zu werden; eine freilich mühselige, aber glücklich durchgeführte Operation. Der Qualm des letzten Zerstörungsbrandes hatte manches unkenntlich gemacht, aber ausdauernder Vereinigung italienischer und griechischer, geduldiger Arbeit gelang es doch, manche Farben in ihrer alten Frische wieder herauszuholen.

Das sind dann freilich wundersame Bilder, die wir da zu sehen bekommen. In freie, ganz modern empfundene Natur werden wir versetzt; kein Ziergarten, wie z. B. in der Villa der Kaiserin Livia bei Rom oder wie so vielfach auf ägyptischen Wandgemälden, schnürt uns ein, sondern wir sind mitten in den Felsen Kretas, aus deren Spalten Amaryllidazeen und Asphodelos herauswachsen, während Lilien dem Boden entsprießen, Oleandergebüsch aufsteigt, Efeu sein reiches Gewinde schlingt, große herabhängende Kelchblüten sich wiegen: und alles das ausgeführt mit vollendeter Naturbeobachtung, jedes Blatt, jedes Staubfädchen einer Blüte der Natur abgelauscht und in feinster Zeichnung, lebhaftester Farbengebung hingesetzt. Hier und da ist wohl einmal eine Blüte verbunden mit Blättern, die in Wirklichkeit zu einer andern Pflanze gehören würden; die Phantasie des Künstlers benutzt die Elemente der Natur, wiederholt sie aber nicht in einfacher Abschrift, sondern verwendet sie zu anmutvollstem Bilde, wie es seinem Zweck, seiner Anschauung entspricht. Und diese reiche Natur belebt er in seiner Weise. Wie wir auf Wandmalereien Ägyptens durch den starren Wald der Papyrusstauden die Nilvögel flattern sehen, wie sie beschlichen werden von nachstellendem Wild oder der Schleuder der Fellachen, so auch hier. Aber während dort und selbst auf Nachklängen, die uns Knossos und Mykene auf Wänden und kunstvoll eingelegten Dolchen geschenkt haben, diese Szenen unter der Wucht der künstlerischen Tradition etwas Typisches erhalten haben, fehlt dieser Eindruck den Fresken von Hagia Triada vollständig. Hier ist die Natur gesehen, beobachtet, wiederverwendet mit einer solchen Frische, einer solchen ursprünglichen Unmittelbarkeit, daß wir vor ihnen, im vierzehnten Jahrhundert v. Chr., immer wieder uns erinnert fühlen an die Anmut, Farbenfreude, Raumempfindung der Kunst Japans. Naiv geht der kretische Maler auf sein Ziel los, unbekümmert um Schwierigkeiten, die in der Wiedergabe namentlich des Räumlichen ihm seine noch

ungenügende Kenntnis der Gesetze der Perspektive und Schattengebung bereiten. Wir empfinden das Ringen, wir sehen mit unseren Augen den Wunsch des Künstlers, das an der Wand Klebende loszubringen, uns in die Illusion der freien Natur zu versetzen; ein gewisses persönliches Empfinden solch ernstem Streben gegenüber erfaßt uns, eine Art von persönlichem Verhältnis zu dem bescheidenen Wandmaler, wie wir es ähnlich vor den großen Gemäldezyklen des stolzen Ägypten niemals fühlen würden.

Also ähnlich, wie die Japaner es lieben, zieht dieser Maler Kretas die belebte Natur, die Tierwelt, herein, um Auge und Sinn zu beschäftigen, um den Reiz unbelauschter Einsamkeit dem Beschauer noch eindringlicher vorzuspiegeln, um das Räumliche, die Tiefenprojektion, ihm noch besser zum Bewußtsein zu bringen. So wiegt sich ein bunter, in leuchtendem Rot hingesetzter Fasan harmlos auf seinem Zweige, während hinter dem Busch der runde wundervoll beobachtete und wiedergegebene Schädel einer Wildkatze mit ihren gierig lauernden großen Augen hervorlugt; so schreitet ein großer dunkler Stier durchs Gebüsch, die Zweige mit seinen Hörnern auseinanderbiegend; so jagt ein Hase dahin über ein Feld voll blühender Blumen und sprießendem Efeu. Ein anderes Wandstück zeigt uns in leuchtenden Farben das Bild einer Frau: sie sitzt halb nach rechts in Festgewändern, deren Grundton, himmelblau, abgedämpft wird durch kunstvoll gemusterte rot und weiße Säume, während die Gewandflächen durch rote Kreuze in weißer Umrandung gesprenkelt sind, und Doppelreihen bunter Bänder („Volants") den unteren Saum des Überwurfs und der Hosen verlängern. In wirksamem Gegensatz dazu steht der helle Fleischton der Waden und Füße. Sie sitzt auf kunstvollem breitem Thron, der auch verschiedene Farben zeigt, dessen Rückwand in derselben Weise verziert ist, die uns bei den Steinbänken von Phaistos an die Triglyphen und Metopen der späteren dorischen Kunstweise erinnerten. Vor dem Thron aber, rings um die Frauengestalt, sprießt und grünt es aus dem Boden hervor, wie in der herrlichen Schilderung Homers von der Hera, als sie auf dem Gipfel des Ida dem Zeus sich in Liebe naht.

Ja, die Sonne Homers, sie lacht über dieser Natur! Gewiß sind auch die homerischen Epen Kunstdichtung, wenn auch lange nicht im Sinne unseres mittelhochdeutschen epischen Liedes. Aber das Wahre, Echte schaut doch überall hindurch; mit frischer Jugendlichkeit aufgefaßte und wiedergegebene Vorgänge in Natur und Menschenleben sprechen durch die Kunstform hindurch unmittelbar zu unserem Herzen, lösen gleiche Empfindungen in uns aus, wie es nur echte Dichtung kann und soll; da Homer ewig jung ist, wird er es wohl noch lange auch für uns bleiben, trotz aller ephemeren Stürme: dafür trägt er die Garantie in sich selbst. Homer ist es wiederum, dessen Schilderungen, wenn die Mannen dröhnend über das Blachfeld schreiten, dem Feind entgegen, oder heimkehrend von reisigem Zuge, uns in den Sinn kommen, wenn wir das kriegerische Bild auf uns wirken lassen, das uns ein aus Steatit geschnitztes Gefäß zeigt.

Eine lange Kolonne junger Krieger zieht da an uns vorüber. Vorn der Anführer. Er ist größer als die anderen; denn physische Kraft und Herrlich-

keit verleiht Herrscherwürde, sie allein wird in Jugendzeiten der Völker von allen willig anerkannt. So war es bei unseren alten Deutschen, so bei den Griechen; die schmückenden Beiworte der führenden homerischen Helden stellen treue Erbschaft alter Vorstellungen dar, die Führer der Menschen, die Götter, überragen alle Menschen an Größe, die Menschen, wie sie einst waren, die Heroen, waren größer und besser als die Menschen, wie sie jetzt sind. Lang wallt dem Führer das Haar am Haupt herab, ungeschnitten und ungeborgen, kühn hebt sich eine kräftige Locke über der Stirn hoch empor. Noch spätere Zeiten bildeten so diejenigen Götter, welche die Herren waren des Himmels und der Gewässer. Dagegen trägt er keinen Bart, ebensowenig irgend einer seiner Untergebenen. Noch die Goldmasken auf den Leichen der mykenischen Schachtgräber zeigen Barttracht; hier sind wir schon in der Zeit, wo Scheren Mode geworden ist. Bald darauf wird es mancherorts Sitte, den Toten ihr Rasiermesser sogar mit ins Grab zu legen. Der Mann schreitet dahin wie in einem weiten Futteral, denn ein Panzer eigenartigster Form, als solcher wohl richtig von Savignoni erklärt, deckt seinen Körper bis auf Schultern, Arme und Unterschenkel. Dieser Panzer, wohl aus Leder zu denken, mit aufrecht gestellten Schuppen — Pinienzapfenmuster —, unten lange Fransen, schmiegt sich dem Körper in keiner Weise an, sondern steht unten fast reifrockartig ab, eine steife, unbewegliche Masse. Neu und überraschend ist für uns diese Form. Richtig jedoch bemerkt der italienische Herausgeber, daß in der Ilias Iphidamas nicht hätte den Versuch machen können, Agamemnon mit der Lanze am Gürtel, von unten unter den Panzer fahrend, zu verwunden, wenn der Dichter sich den Panzer des Griechenfürsten nicht dem uns jetzt vor Augen stehenden ähnlich gedacht hätte. Als Zeichen seiner Würde trägt der „Hirte der Völker" — so nennt Homer ja mit typischem, schönem Bilde die Fürsten — mit der Rechten geschultert, einen langen Hirtenstab, dessen dickes kurzes, leicht gebogenes Ende später der Platz der künstlerischen Scepterbekrönung wird. Unentwegt schreitet er mächtig voran, den Mund geschlossen, das mandelförmige Auge auch im Profil so gezeichnet, als wäre es von vorn gezeichnet, wie noch die klassische Kunst es übte bis in die Zeit der Perserkriege. Nun folgt in langer Reihe, meist zu zweit gepaart, seine Truppe. Sehr kräftig, fast im Laufschritt, müssen sie ausholen, um mit dem Anführer Schritt zu halten. Ihr Oberkörper ist nackt. Scharf zeichnet sich das Knochengerüst der schlanken Gestalten ab, sehnig und knapp sind die Formen, besonders kräftig eigentlich nur die Bein- und Armmuskeln, mit richtigem Verständnis beobachtet und wiedergegeben. Auffällig eng, fast wespenartig geschnürt, erscheint die Körpermitte, eine durchgehende Eigentümlichkeit mykenischer Gestalten. Gürtel- und Lendenschmuck, beides noch deutlicher abgebildet auf einer Terrakottafigur gleichen Fundorts, sind die einzige Bekleidung. Dazu kommen Beinschienen, wohl nach Ausweis anderer mykenischer Denkmäler, aus Leder gedacht. Im Gürtel, an der linken Seite, zeigt jene Tonfigur ein kleines Täschchen, unseren Patronentaschen vergleichbar. Die Haare sind fest eingebunden in ein turbanartiges Tuch; Staub, Wind und Läuse haben im

jetzigen Orient bei gleichen Naturbedingungen immer wieder zu gleichen Formen geführt. Die rechte Hand, zur Faust geballt, begleitet in naturgemäßer Weise die Vorwärtsbewegung. Als ganz eigenartige Waffe tragen sie links geschultert einen langen Dreizack; wo die Teilung beginnt, am Ende des Schaftes, ist noch ein kurzes Beil befestigt, das wohl nur Sappeurdienste beim Einreißen von Verzäunungen oder Umhacken von Strauchwerk tun konnte. Die Waffe ist für uns überraschend und neu, doch fehlt es nicht an tatsächlich erhaltenen und an literarisch nachweisbaren Analogien, die Savignoni in lichtvoller Darstellung zusammengetragen hat: so ist z. B. Phaistos gerade gegenüber, bei Hagios Onuphrios, ein Zweizack aus Bronze gefunden, der bei der lanzenblattartigen Gestalt seiner Spitzen nur als Waffe gedeutet werden kann. Unterbrochen wird das Bild der im Dienstschritt voraneilenden Mannschaft einmal durch einen Menschen, der scheinbar vom Boden sich erhebt (das unterste Stück der Darstellung mit einem Streifen des Gefäßes fehlt) und mit kläglichem Geschrei zwischen den Kriegern erscheint; mit brüsker Wendung blickt der von ihm zunächst Angeredete zu ihm sich um; der weitgeöffnete Mund zeigt den abweisenden Unwillen in derber, deutlicher Weise. Eine andere Unterbrechung erfährt der Zug gerade in der Mitte durch die Militärmusik; dort, gleichweit von jedem Ende, wird sie vom ganzen Zuge gleichmäßig, somit augenscheinlich besser gehört, als wenn sie unserer Sitte gemäß, an der Spitze marschieren würde. Freilich sind die musikalischen Mittel noch lange nicht so kräftig wie die unsrigen. Voran geht ein junger Mann, in ägyptischer Weise die Lenden umgürtet und ebenso ägyptisch das Haupthaar eingebunden; er schwingt ein Sistrum, das ägyptische Lärm- und Kultinstrument, im Takt, hoch vor sich — kein Tambourmajor könnte es besser! Dazu singt er laut; und so begeisternd wirkt diese Instrumental- und Vokalmusik auf die Mannschaft, daß der letzte Mann der voranziehenden Kompagnie — ein feiner Zug! — ebenfalls wie unwillkürlich den Mund zum Mitsingen öffnet. — Der einzige, der das tut. — Dieser Sistrumschwinger im ägyptischen Kostüm ist wohl ein wirklicher Ägypter. Die weitere musikalische Begleitung stellte drei weibliche Mitglieder der Kapelle dar, die in gut militärischem Eilschritt dahinmarschieren und augenscheinlich so laut singen, als sie nur irgend können: eine Szene von einer Drastik, einem so originellen Realismus, daß man an führende Meister des Florentiner Quattrocento erinnert wird. Die libyschen Frauen seien Meisterinnen im Schreien, bei religiösem und sonstigem Anlaß, bemerkt der alte Herodot einmal: möglich somit, daß man gewohnt war, auch zu dieser Rolle als Kriegssängerinnen Afrikanerinnen in Dienst zu nehmen; sie sehen auch so exotisch, so wenig kretisch aus, meint Savignoni. Sicher ist das natürlich nicht. Schon Homer kennt fünf verschiedene Stämme auf Kreta, von denen der älteste, die „eigentlichen Kreter", noch in heller geschichtlicher Zeit ihre eigene uns durch Inschriften, Glossen und Ortsnamen neuerdings nähergetretene, aber unverständliche Sprache redeten. Wie diese Leute ausgesehen haben, ob man nicht gerade sie, diese Urbewohner, für untergeordnete Dienste vielfach in Anspruch nahm, wissen wir nicht.

Der Stein dieses Gefäßes ist freilich leicht zu schneiden; staunenerregend ist trotzdem die Sicherheit der Linienführung, die Klarheit der Reliefbehandlung und die große Selbständigkeit. Aus dem ganzen jetzt schon so weiten Bereich der mykenischen Kultur sind es nur einige wenige Stücke, die einen Vergleich mit diesem merkwürdigen Gefäß zulassen; es sind das, abgesehen von einem kleinen Bruchstück aus gleichem Material aus Knossos nur metallische Arbeiten: auf ihrem Vorgange beruht denn auch der Stil dieses an getriebene Arbeit durchaus erinnernden Gefäßes.

Ebenso wie auf Knossos, so spielt auch im Palast von Phaistos und hier in Hagia Triada das Tongerät eine große und ungemein wichtige Rolle. In erster Linie die Vasen. Die Kunst, andere als bloß weiße Farbe zum Schmucke der Vasen, zur Herstellung von Verzierung und Zeichnung zu verwenden, ist innerhalb des griechischen Kulturgebiets wahrscheinlich zuerst auf Kreta erfunden worden. Bunt auf dunkelm, häufig glänzendem Grund, dunkel, glänzend oder matt, auf hellem Grund malt man gleichzeitig; ganz wie viele Jahrhunderte später gingen beide Techniken lange nebeneinander her, im dritten und beginnenden zweiten Jahrtausend v. Chr. Allmählich, als die sogenannte mykenische Kultur sich ihrem Höhepunkte näherte, verschwanden die bunten Farben, und monochrom bald auf dunkelm bald auf hellem Grund umgaben lineare Musterungen, auf der Überlieferung uralter „geometrischer" Verzierungsformen fußend, die schön gestalteten Gefäße. Bald treten daneben auf lebensvolle Bilder anderer Art; die reichen Formen der Vegetation, namentlich die Halmformen, Rankenformen, efeuförmige Blätter, von oben gesehene Blüten (Rosetten, so schon der vorangegangenen bunten Art auf dunkelm Grund geläufig), alle möglichen Algenarten, dann die niedere Fauna des Meeres, Muscheln, Polypen, Tintenfische und Sepien aller Art, Seeigel, Blutegel und dergl., befruchten die Phantasie und wurden mit sichtlich großer Liebe und Freude verwendet, um die ganzen Gefäße mit reichen Bildungen dieser Art zu überziehen. Das ist die Kunststufe der Keramik, die uns häufig wiederum das Wort „Japan" auf die Lippen ruft: das nächste Gegenstück, die unmittelbar zu vergleichende Stufe zu jenen schönen Wandmalereien, die wir vorher versucht haben, uns vor Augen zu führen. Solche Vasen haben Italiener wie Engländer in verschiedenen Teilen der mittleren und östlichen Insel zahlreich und in zum Teil sehr schönen Beispielen gefunden.

Ferner entstieg dem Boden eine große Menge Tonsiegel, deren vielfach hieroglyphenartige Wappenbilder, in den noch feuchten Ton eingedrückt, uns eine Fülle künstlerisch und namentlich religionsgeschichtlich merkwürdiger Bildungen offenbaren. In Gestalt von linearen Schriftzeichen erhielten die Kehrseiten derselben Siegel Kontrollvermerke, darauf wurden die Siegel mit den in sie eingeschlossenen Bindfäden auf eine für uns ziemlich rätselhafte Weise gebrannt. Gleichartige Funde wurden in Knossos, namentlich aber in großer Menge von den Engländern in Zakró an der Ostküste, gehoben. Ungemein geregelte Verwaltungsverhältnisse scheinen dadurch erwiesen zu werden. Dieselbe, zu diesen Kontrollvermerken, also gleichzeitig mit der Bilderschrift der Siegel selbst, verwendete lineare, schon völlig buchstabenartige Schrift ist nun aus

Knossos allein schon durch 2—3000 Urkunden vertreten; auch im Gebiet der italienischen Grabungen in Phaistos und Hagia Triada vexiert sie uns; neuerdings ist sie auch im europäischen Griechenland erschienen. Führt uns nicht ein glücklicher Zufall eine doppelsprachige Inschrift in den Weg, nach Art des berühmten Steins von Rosette, so wird es trotz des anerkennenswerten Eifers, der von manchen Seiten gerichtet wird auf die Entzifferung der augenscheinlich verwandten sog. hittitischen hieroglyphischen Schriftsysteme Syriens und Kleinasiens, trotz manches Verwandten in der bereits entzifferten kyprischen griechischen Silbenschrift, wohl noch lange dauern, bis wir diese Schrift lesen können. In ihr mögen die Lieder homerischer Sänger zuerst niedergeschrieben sein, bis sie viel später, nach der griechischen Völkerwanderung (der sogenannten dorischen Wanderung), welche der hohen mykenischen Kultur an den meisten Orten ihrer Blüte den Untergang brachte, in phönikischer Schrift, die dem wieder alphabetlos gewordenen Griechenland im 9. bis 8. Jahrhundert zugebracht wurde, ihre abschließende Zusammenfassung und Fixierung erhielten. Manch dunkle Kunde von dieser einstigen Schrift hat sich bis zu den späteren Griechen erhalten: als man einen alten Grabhügel der Heroenzeit bei Haliartos in Böotien einmal öffnete, fand man eine Tafel mit solcher Schrift, hielt die Hieroglyphen für ägyptisch und glaubte, ägyptische Priester würden sie lesen können. In nächster Nachbarschaft, gerade gegenüber am anderen Ufer des Kopaissees, in Orchomenos, hat kürzlich Furtwängler eine solche Tafel gefunden.

Noch vieles ist bei Phaistos und Hagia Triada entdeckt, auch Gräber mit reichem Inhalt an Gold und Edelgestein, den Funden Schliemanns aus den sogenannten Königsgräbern von Mykene vergleichbar; große Kupferbarren, deren Form, Gewicht und Analogien auf ägyptischen Wandgemälden des 16. bis 15. Jahrhunderts uns wichtige Schlüsse auf Richtung und Intensität der Handelsbeziehungen nach und von Osten gestatten werden. Noch vieles werden wir lernen, wenn in ähnlicher Weise, wie die trefflichen englischen Gelehrten im Norden und Osten, so Italien im Süden und Westen weiterarbeitet. Ein Ergebnis schließt sich an das andere, alle erklären und festigen einander. Wo uns bis vor kurzem noch eine einheitliche, in sich geschlossene, von anderem völlig verschiedene große Kultur unvermittelt gegenüberzustehen schien, da gliedern sich die Dinge feiner und reicher, je genauer wir sie anschauen können: denn aus der Ferne sehen wir von einem Gebirge nur die kompakte Masse, nicht die Einzelgliederungen, die Höhen und Tiefen, die Anfänge und Ausläufer. Je näher wir aber diesen Dingen jetzt kommen, um so mehr schwindet das Fremdartige, weil wir beginnen, seine Entstehung zu begreifen, seiner Entwicklung mit unseren Augen nachzugehen. Nach vorn und zurück, nach links und rechts lernen wir ausblicken und die noch unbekannten Erscheinungen an bekanntere anknüpfen. Wir fangen an, klar zu erkennen, wie auch in diesen fernen Zeiten ein Menschengeschlecht nur fortsetzt, was das frühere begonnen hatte. Denn auch hier gilt Rankes Wort: „Eben darum folgen die Zeiten aufeinander, damit in allen geschehe, was in keiner einzelnen möglich ist."

Eine Neuphilologenfahrt nach Korsika.

Von

Max Kuttner.

II. Die Korsen.

Die alten Germanen haben, als sie aus dem Dunkel der Mythe über die Schwelle des hell erleuchteten Schauplatzes der europäischen Geschichte traten, einen vornehm und unparteiisch denkenden, historisch und psychologisch feingebildeten Herold gefunden, der sie freundlich einführte und ihnen von Anfang an die Sympathien sicherte: Tacitus.

Ungefähr um die Zeit, als der große römische Historiker geboren wurde, lebte der Lehrer des Prinzen Nero, der jüngere Seneca, in der Verbannung auf Korsika, und er machte seiner Verbitterung Luft in einigen Epigrammen gegen die Insel und ihre Bewohner. Namentlich eins, das ihm zugeschrieben wird, ist den Korsen wie ein Brand- und Schandmal auf die Stirn geprägt worden und hat sich, beständig kritiklos wiederholt, bis in unsere jüngsten Reiseführer hinüber gerettet. Es lautet:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare deos.

Erst im 15. Jahrhundert beginnt eine nationale korsische Geschichtschreibung. Lange darüber hinaus fließen aber die Nachrichten über die Insel und ihre Bewohner noch aus trüber genuesischer Quelle. Es half nichts, daß die Korsen eine späte Antwort auf jenes schmähende Distichon fanden und versicherten:

Parcere lex prima est, secunda vivere recto;
Tertia vera loqui, quarta et amare Deum.
(Description géogr. et hist. de l'isle de Corse par
le Sieur Bellin, Ingénieur de la Marine.
Paris 1769.)

Ihr schlechter Ruf war fest begründet, und was für Historiker sie fanden, möge unter vielen anderen nur ein oft belustigendes, aber ernst gemeintes Büchlein erweisen. Es hat folgenden Titel:

Das Alte und Neue Corsica. Oder: Hinlängliche Nachricht | so wol von dieser Insul und Königreich an sich, als auch, was sich von Anbeginn biß jetzt, insonderheit bey der dermaligen Welt-bekanten Revolution, damit zugetragen hat. Nebst dem Leben des berühmten König Theodors, und einer accuraten Land-Charte. Mitgetheilet von einem kürzlich aus Genua zuruck gekommenen Passagier. — Nürnberg, bey Peter Conrad Monath, 1736.

Der Verfasser hat natürlich Korsika niemals gesehen, und die Quellen, die er benutzt, ergeben sich schon aus dem Titel seines Buches. Das erste Kapitel, das „Von denen Einwohnern" handelt, hebet also an:

Sie haben überhaubts einen schlechten Ruhm.

Bißher haben wir verschiedene mal gehöret, wie die Beschaffenheit des Landes an und für sich, was dessen Rauhigkeit, Ungesundheit und Unfruchtbarkeit betrift, durch einige neuere Berichte gleichsam verbessert, und, obschon niemand die Insul Corsicam als einen besondern Lustgarten von Europa vorstellen wird, gleichwol derselben durch die gemeinen relationen allzusehr herabgesextes Lob noch gewisser massen gerettet worden. Nunmehr aber, da uns der discours auf die Einwohner selbst führet, scheint solches nicht einzutreffen, und finde ich weniges zu ihrem Ruhm aufgezeichnet, auch dasselbe mit dergestalt vielen unlöblichen Eigenschaften verknüpft, daß jene schwachen Sterne kaum durch diese dunkle Wolken hervor schimmern. Ich kan demnach nicht anders als daß ich die Nachrichten, so gut solche mir selbst zugekommen, und in den Autoribus gefunden werden, wieder mittheile: jedoch das einige zum Voraus beyfüge, daß die Corsen in dem lezten Krieg, zumal einige ihrer Häubter, verschiedene Thaten begangen, welche von einem nicht unebenen naturell zeigen, folglich, wie zwar auch unten vorkommen wird, man ihnen vielleicht unrecht thue, wann man sie ganz universal für schlimme, rauhe und gar incultivirte Leute ausschreyen will.

Und das zweite Kapitel beginnt:

Sind wolgestalt, aber wild, grob und hoffärtig.

Zwar, was den Leib betrift, sollen sie nicht übel, sondern recht wol gewachsen, von gerader und proportionirter statur seyn: bey dem Gesicht hingegen hat die Schönheit schon ein Ende, und wird ihnen noch dazu eine schlimme physiognomie zugeschrieben: das allerschlechteste aber ist das Gemüth: indem sie schon zu denen alten Zeiten sich den Namen eines höchst wilden und dabey groben Volkes erworben, dergestalt, daß sie auch nicht einmal zu Knechten gut genug gewesen, und die Römer keine Corsischen Sclaven gemöcht, noch dieselben wegen ihrer unüberwindlichen Unbändigkeit gebrauchen können. Welches rauhe und ungeschliffene Wesen ihnen auch noch heut zu Tag sehr stark anhängen soll. Wonebst sie, welches denn bey der Grobheit gar wol zu stehen pfleget, unvergleichlich hochmüthig und viel von sich haltend sind. Doch wird denen jetzigen nachgesaget, als ob einige unter ihnen anfiengen sich der Höflichkeit zu befleisigen: wobey nur Schad, daß deren Anzahl auf gar wenige will restringiret werden.

Das dritte Kapitel vermeldet: „Sind zornig und rachgierig." Im vierten heißt es: „Nebst dem gehöret unter ihre löblichen Eigenschaften scil. die Rauberey und der Diebstahl, als welchem sie nicht weniger ergeben: und damit es an keinem Laster ermangele ... so sind sie auch sehr unwahrhaftig und von ungetreuem Gemüt." Im fünften Kapitel erfahren wir: „Es ist aber dieses nicht genug: denn über alles haben sie noch eine häßliche und schädliche Untugend an sich, nemlich die Faulheit." Und nun läßt der wohlberatene Autor als „schwache Sterne durch die dunklen Wolken ihrer Untugenden hervorschimmern", daß sie im Auslande einig zusammenstehen, daß sie gute Jäger

und gute Soldaten sind, und schließt das nichts weniger als schmeichelhafte Bildnis mit der Bemerkung ab:

Bey allen diesen üblen Sitten lässet man ihnen gleichwol den Ruhm, daß sie einen guten, ja vortrefflichen, natürlichen Verstand besitzen, wiewol es desto schlimmer, wenn sie selbigen nicht besser anwenden.

Von böswilligen Entstellungen abgesehen, kann man sagen, daß fast alles, was an Lob oder Tadel über den Charakter der Korsen in einem breiten Strom von Schriften uns zugetragen wird, auf Petrus Cyrneus, den korsischen Chronisten des 15. Jahrhunderts, zurückgeht. Sein Werk ist in einer französischen Übersetzung von Albert Tozza, Bastia 1884, leicht zugänglich geworden. Man lese dort S. 46 ff. die Charakterschilderung der Korsen nach, und man wird finden, wie er immer wieder ausgeschrieben wurde. Was er aber über sein Volk sagt, gilt meist noch heute.

Keiner Nation wird man gerecht, wenn man ihre Eigenart nicht aus ihrer Geschichte heraus begreift. Es ist bereits erwähnt worden, daß im frühesten Altertum die seefahrenden Völker des Mittelmeers Korsika heimgesucht und sich gegenseitig den Besitz der Insel streitig gemacht haben. Auf die Griechen, Ligurer, Iberer, Libyer folgten die Römer, welche von Zeit zu Zeit ihren Sklavenbedarf aus den Reihen der Insulaner decken wollten, aber, wie ebenfalls erwähnt, sehr schlechte Erfahrungen mit den störrischen, freiheitsstolzen Korsen machten. Auf die Römer folgten die Goten und Vandalen, auf diese die Araber, die die Menschenjagd in großem Maßstabe auf der Insel betrieben. Von den Pisanern aus dem Felde geschlagen, plünderten sie oft noch die Küsten, so daß sich die Bevölkerung in die Berge zurückzog. Als dann das Feudalsystem zu argen Gewalttätigkeiten seitens der Signori führte, bildeten sich schon im 11. Jahrhundert Kommunen, welche die Insel unter den Schutz des Papstes stellten. 1070 trat Urban II. die Insel gegen eine geringe jährliche Entschädigung an Pisa ab. Die Herrschaft der Pisaner war die glücklichste Zeit der Insel.

Nach der Schlacht von Meloria (1284) vermochten die von den Genuesen geschlagenen Pisaner sich auf der Insel nicht mehr zu halten, und nun beginnt vom 13. bis Ende des 15. Jahrhunderts eine furchtbare Leidenszeit für Korsika. Drei Jahrhunderte lang ist es ein Schlachtfeld, auf dem Genuesen, Aragonesen (denn Bonifaz VIII. hatte sich das Recht angemaßt, die Insel Jayme II., dem König von Aragon, zu übertragen), mehrere italienische Fürsten, die Päpste, die Könige von Frankreich die Insulaner gegeneinander hetzten und die Korsen selbst sich gegenseitig niedermetzelten für fremde Herren, die stets wechselten. (Vgl. Mérimée, „Notes d'un Voyage en Corse".)

Der Abbé Rostini schildert in seinem Tagebuch (1729—41), das in den „Bulletins de la Société des sciences historiques et naturelles de la Corse, Bastia 1882" veröffentlicht wurde, den Zustand der Insel folgendermaßen:

Die Korsen zeigten sich Genua gegenüber friedfertig und gehorsam und dennoch sahen sie sich täglich rücksichtslos gedemütigt und gekränkt an Ehre und Gut. Man beraubte bald den einen, bald den anderen des Adelstitels, den seine Geburt ihm verliehen hatte; man setzte die Nation in allen europäischen Ländern herab,

indem man sie in jeder Beziehung verleumdete; man nährte in Korsika eine Art Bürgerkrieg, indem man den Privathaß vergiftete; man begünstigte die Partei des Schwächeren, um den Stärkeren zu vernichten; man belohnte oft diejenigen, die eine exemplarische Strafe verdient hätten, und ermutigte so die Verbrecher, in der Hoffnung auf eine Belohnung, neue Missetaten zu begehen. Daher wurden alle zwei Jahre nach durchschnittlicher Zählung zweitausend Menschen infolge von Streitigkeiten aus dem Hinterhalte getötet. Ebensoviele Banditen zählte man, von denen die meisten die Insel verlassen mußten, nicht etwa, um der Strenge des Gesetzes, sondern der Rache der Verwandten ihrer Opfer zu entgehen. Dazu kam, daß Genua, um sich den Anschein einer strengen Gerechtigkeit gegen die Verbrecher zu geben, einen Kommissar entsandte, der mit seiner Eskorte auf Kosten der Schuldigen lebte. Wenn das Vermögen der Verurteilten nicht ausreichte — und oft besaßen sie nichts —, so wurden ihre Verwandten bis ins dritte Glied gezwungen, die Kosten aufzubringen, und man trieb diese unbarmherzig ein.

Charakteristisch ist gewiß auch, daß Genua, anderweitig in Anspruch genommen, die Insel zu schmählichster Ausnutzung einem Bankkonsortium übertrug.

In diese genuesische Schreckenszeit fällt der Heldenkampf Sampieros, dessen unverrücktes Lebensziel es gewesen, die Insel dem Lande zuzuführen, das ihm nächst seinem eigenen Vaterlande teuer war, für das er oft gekämpft und geblutet hatte: Frankreich. Nur ganz vorübergehend gelang es ihm jedoch, diesen Plan zu verwirklichen. Im Frieden von Catau Cambresis verzichtete Henri II. wieder auf den Besitz der Insel zu Gunsten Genuas oder vielmehr der Banque de Saint-Georges. Sampiero setzte den Freiheitskampf mit eigenen Mitteln fort, fiel aber wenige Jahre darauf durch Meuchelmord.

Die Korsen mußten sich wieder in das alte Joch ergeben. Ein Jahrhundert beständiger Unruhen und Kämpfe folgt, während deren es sogar einem deutschen Abenteurer, dem Baron Theodor von Neuhoff, gelingt, sich auf kurze Zeit zum ersten und einzigen „König" von Korsika zu machen. Ein anderer Nationalheld, Pasquale Paoli, nimmt dann den Kampf gegen Genua wieder auf. Die Republik weiß aber Frankreich zu gewinnen, und nach einem letzten, verzweifelten Heldenkampf verliert die Insel in der Schlacht am Ponte Nuovo am 12. Juni 1769 ihre Unabhängigkeit für alle Zeit an die Franzosen. Als eine wunderbare Wiedervergeltung der Weltgeschichte kann man es ansehen, daß gleichzeitig der Insel ein gewaltiger Rächer erstand, der Genua vernichtete und Frankreichs Herr wurde: Napoleone Buonaparte.

Diese Geschichte ununterbrochenen heißen und blutigen Ringens um Freiheit und Unabhängigkeit machen es begreiflich, daß der Zivilisation der Eingang verwehrt wurde und die Kunst keine Stätte auf der Insel fand. Der Klerus war nicht reich genug, das Volk konnte keine Opfer bringen, um prächtige Kirchen zu errichten. Die Vornehmen bauten sich keine Paläste, sondern sie verschanzten sich hinter ungefügen, turmartigen, meterdicken Steinbauten. Anderthalb Jahrhunderte sind nun seit der Schlacht am Ponte Nuovo vorübergegangen, aber noch liegt über dem größeren Teil des Landes die Ruhe eines vom Heidekraut überwucherten alten Schlachtfeldes; noch lugen überall zwischen Fels und Grün die Trümmer zerstörter Dörfer hervor, noch grüßen überall von den Bergspitzen herab die öden, verlassenen Warttürme ehemaliger

Herrensitze, und an der Küste entlang stehen als stumme Zeugen einer traurigen Vergangenheit die Ruinen der runden genuesischen Befestigungstürme.

Anderthalb Jahrhunderte ist nun die Insel französisch. Sind die Bewohner wirklich Franzosen geworden?

Die offizielle Sprache des Landes ist natürlich Französisch. In den Städten sind reichlich französische Beamte und Soldaten, und die Insulaner lernen im Verkehr mit ihnen, schon aus Geschäftsinteresse, die Sprache ihrer Beherrscher. Aber unter sich gebrauchen sie nur ihre korsischen Mutterlaute, und in den Bergen verstehen namentlich die älteren Leute kein Wort Französisch. Ich wohnte in Ajaccio mehreren Gerichtsverhandlungen bei. Der Richter sprach mit Angeklagten und Zeugen korsisch, nur das Erkenntnis diktierte er dem Schreiber französisch. Es begegnete mir zuweilen, daß ich auf einer Wanderung an der Tür eines Bauernhauses einen Knaben oder ein Mädchen nach dem Wege fragte, französisch natürlich. Dann rief das Kind verlegen ins Haus hinein: „Babbu oder Mamma, c'è un Francese che vuole qualcosa."

Das wunderte mich, da Frankreich doch überall Schulen eingerichtet hat, in denen Französisch gelehrt wird. Aufklärung erhielt ich hierüber durch ein Gespräch mit einem directeur d'école, dessen Bekanntschaft ich in Olmeto machte. Die Ferien sollen, wie in Frankreich, erst am 1. August beginnen. Er saß aber schon den ganzen Juli hindurch während seiner Dienststunden allein in seinem Klassenzimmer und vertrieb sich die Zeit mit Lesen. Es ist schon eine Gewohnheit geworden, daß die Kinder vier Wochen vor Schulschluß einfach fortbleiben. „Sie haben doch aber Schulzwang und können die Eltern in Strafe nehmen?" fragte ich erstaunt. — „Ja," antwortete er mit einem Achselzucken, „nach dem Gesetz. Dazu muß ich mich jedoch an die Schulkommission wenden. Die Herren würden sich aber wohl hüten, den Vätern eine Strafe aufzuerlegen, denn sonst würden sie nicht wieder gewählt. Und ein solches Amt ist immer eine Vorstufe zu weiterer politischer Tätigkeit. Ich würde mich also nur mißliebig machen und sitze daher ruhig meine Stunden in der leeren Klasse ab, um meiner Pflicht zu genügen." — Man kann daraus auf die Erfolge der Französierung durch die Schule schließen.

In einem kleinen Dorfe hoch oben am Capo Corso nahm ich eines Abends vor der Tür meines Gasthauses an einer sogenannten „Veglia" teil. Die Verwandten und befreundeten Familien sitzen bald vor dieser, bald vor einer anderen Tür auf der Straße und im Winter drinnen am Kamin zusammen und plaudern. Meist sind die Gespräche freilich politischer Natur; denn das Politisieren steckt den Korsen im Blut. — Dabei erinnere ich mich, daß ich in Sartène Zeuge eines Knabenspieles war. Es hatten sich zwei Parteien gebildet. Die eine rief: „A bas la République!", die andere: „A bas l'Empire!" Darauf bleuten sie sich gegenseitig durch. Ich wartete den Sieg nicht ab. — Mein Wirt, der gut französisch sprach, hatte sein zweijähriges Söhnchen auf dem Schoß und sang ihm ein Wiegenliedchen. Ich lauschte und erkannte einen mir bereits vertrauten Text, den schon Gregorovius gehört hat:

Ninni, ninni, ninni, nanna,
Ninni, ninni, ninni, nolu,
Allegrezza di la mamma
Addormentati, figliolu.

Auf Deutsch etwa:

Baba, baba, babalein,
Baba, baba, böhnchen,
Freude deines Mütterlein.
Schlafe ein, mein Söhnchen.

Die Enttäuschung, keine unbekannte Blüte der korsischen Volkspoesie pflücken zu können, wurde nur dadurch gemildert, daß ich so aus dem unmittelbaren Leben heraus wahrnehmen konnte, wie die italienischen Laute von der Wiege her, eben als Mutterlaute, in das Leben des Korsen herübertönen.

Ein andermal hatte in dem bereits erwähnten Hôtel de l'Univers zu Bocognano der Wirt auf mein Ersuchen eine kleine Gesellschaft alter Leute abends um den Kamin versammelt. Ich ließ einige Flaschen Bier bringen, dem nur sehr mäßig zugesprochen wurde. „Außerhalb der Mahlzeiten sind wir nicht an das Trinken gewöhnt," sagte selbst der Wirt, indem er dankend ablehnte. Dann mußte mir Großmütterchen Märchen erzählen, die man fole (fabula, altital. faula) nennt. So erfuhr ich, daß man am Donnerstag nicht spinnen darf, weil es Unglück bringt. Ist man nämlich auf einer Reise, so hört man oft die Stimmen der streghe (Hexen), die aber nur gefährlich werden, wenn sie einem die Füße mit den am Donnerstag gesponnenen Fäden umschlingen können. Zuweilen erscheinen sie dabei in Tiergestalt, namentlich als böse Sau. Ein gut gezielter Flintenschuß vertreibt die stregha oder mazzera. Oft traf es sich dann, daß zufällig in dem Dorfe ein altes Weib krank darniederlag und unglücklicherweise irgend einen schwarzen Fleck am Leib hatte. Diesen führte man auf den Flintenschuß zurück, erkannte die Unseelige daran als Hexe und hütete sich vor ihr, denn sie besaß nun sicher auch die Annocchiatura, den bösen Blick.

Darauf sang mir Großvater ein „vocero", eine Totenklage, in der schwermütigen rezitativen Monotonie, die aus der beständigen Wiederholung derselben einfachen, kurzen musikalischen Phrase besteht. Diese voceri bilden den Hauptgegenstand der korsischen Poesie und sind meist Improvisationen klagender Frauen.

Ist jemand gestorben, so legt man seine Leiche auf einen Tisch, la tola (lat. tabula). Verwandte und Freunde versammeln sich am Abend und bleiben die Nacht über zusammen, die Frauen kreischen, raufen sich die Haare, schlagen sich die Brust und reden abwechselnd dann den Toten an. Die Gattin klagt:

Erati la me' culonna,
Erati lu me' puntellu,
Erati la me' grandezza;
Erati lu me' fratellu!
La me' perla orientali,
Lu me' tisoru più bellu!

Lu me' aranciu culuritu,
Oh lu me' raru decoru,
Lu me' bicchieri d'arghientu
Ripiummatu tuttu in oru!
Lu me' piattu signurili,
Ma colum di lu me' dolu! (Ortoli, Les voceri de l'île de Corse. Paris 1887. p. 4 u. 6.)

Du warſt meine Säule,
Du warſt meine Stütze,
Du warſt meine Größe,
Du warſt mein Bruder![1])
Meine Orientperle,
Mein ſchönſter Schatz!

Meine blutfarbige Orange,
Meine köſtliche Zier,
Mein Silberbecher,
Ganz mit Gold eingelegt!
Meine Herrenſchüſſel,
Aber ganz angefüllt mit meiner Trauer!

Einer nach dem andern tritt an den Toten heran und küßt ihn. Und die Gattin klagt:

O caru di la surella
Cosa vecu qui stamane?
Lu mio cervu pelibrunu,
Lu mio falcu senza l'ale!
Vi vecu cu li me' occhi,
Vi torcu cu le me' mane;
O caru di la surella,
Basciu le vostre funtane.
Pussibile ch' ella sia?
Un la credu mancu avane! (Ortoli, ib. p. 300.)

O Liebling der Schweſter,
Was ſehe ich hier heute morgen?
Mein braungekleideter Hirſch,
Mein flügelloſer Falke!
Meine Augen ſehen dich,
Meine Hände berühren dich;
O Liebling der Schweſter,
Ich küſſe deine Blutquellen (Wunden).
Iſt es denn möglich?
Ich glaube es noch immer nicht.

Wie in jeder Volkspoeſie herrſcht auch in dieſen voceri eine Überfülle von mehr oder weniger poetiſchen Vergleichen, zu denen die ganze Natur und die Gegenſtände des Alltaglebens herangezogen werden:

[1]) „Bruder" und „Schweſter" gilt auch unter Gatten als Ausdruck inniger Zärtlichkeit.

Lu me' cipressu frundutu,
La me' uva muscatella,
La me' pasta inzuccherata
La me' manna dolci e bellu . . .

Lu me' ogliu distillatu,
Lu me' spiritu di vinu,
Lu me' facci dilicatu,
Mischiatu di latti e vinu!
Lu me' vetru rilucenti,
Lu me' specchiu di cuntinu! (Ortoli, p. 4 u. 6.)

Meine dichtbelaubte Zypresse,
Meine Muskatellertraube,
Mein Zuckerteig,
Mein süßes, schönes Manna . . .

Mein fein geklärtes Öl,
Mein Weingeist,
Mein liebliches Antlitz,
In dem sich Milch und Wein mischen!
Mein leuchtendes Glas,
Mein ständiger Spiegel!

Anmutiger für unseren Geschmack klagt ein junges Mädchen über ihren Bruder:

Lu me' fior di primarera,
Chi spuntava a la campagna,
Lu fior di li zitteloni
Ch' adurnavi la montagna.
Di la tò morti, o fratellu,
La paesi è tuttu in lagna.
(Marcaggi, Les Chants de la Mort et de la Vendetta de la Corse. Paris 1898. p. 142.)

O meine Frühlingsblüte,
Die schon in der Heide ersproß.
Du Blüte unter den jungen Leuten,
Die schon die Berge zierte.
Um deinen Tod, o Bruder,
Klagt das ganze Dorf.

Man will nicht glauben, daß der Teure wirklich tot ist. Man spricht zu ihm wie zu einem Lebenden:

Perchè stai cusi mutu
Da ricacci dispiaceri?
Levati, lu me' fratellu,
Ad empì a lu to deveri:
Nun ti mancanu sprissioni,
Lu me' degnu cavalieri. (Marcaggi, p. 142.)

Warum bist du so stumm
Und verursachst uns Kummer?
Steh auf, mein Bruder,
Und erfülle deine Pflicht:
Es fehlt dir ja nicht an Worten,
Mein würdiger Ritter.

Und die Mutter gibt ihm noch treuen Rat:

O Savè, lu mio figliolu,
Eo ti vogliu da un cunsigliu:
. . . Tu di nimmu un ti fidà;
Finghierebbenu d'amatti,
Ti putrebbenu ingannà,
Ancu l'altri ti faranu
Cume lu to ziu Don Ghià. (Ortoli, p. 202 u. 204.)

O Xaver, mein Sohn,
Ich will dir einen Rat geben:
. . . Traue du niemandem;
Sie möchten sich stellen, als ob sie dich liebten,
Und könnten dich täuschen;
Auch die anderen werden gegen dich handeln
Wie dein Oheim, der edle Herr Jacques!

Bisweilen wandelt sich die Klage zu sanftem Vorwurf: „Warum gingst du von hinnen? Hattest du es nicht gut bei uns? Haben die deinen dich nicht geliebt und gewartet?"

Ist der Tote einem Mord zum Opfer gefallen, so erheben sich die voceri zu einem leidenschaftlichen, flammenden Racheschrei. Jedes männliche Mitglied der Familie in alle Glieder der Verwandtschaft hinein ist verpflichtet, die vendetta an jedem Mitglied der Verwandtschaft des Mörders zu vollziehen. Bis der Rache genügt ist, scheren sich die Männer nicht den Bart. Sind die Söhne oder Vettern noch zu jung, so bewahrt die Mutter, die Gattin oder die Schwester des Gemordeten sein blutiges Hemd auf und zeigt es beständig den heranwachsenden Knaben, um ihr Rachegefühl zu wecken und lebendig zu erhalten. Fehlt der Familie ein männlicher Nachkomme, so übernimmt wohl auch eine Tochter oder Schwester die vendetta. So klagt Maria Felice beim Tode ihres Bruders:

An dem Rocken saß ich spinnend,
Als ein Knall mir drang zu Ohren.
War ein Schuß aus einer Flinte,
Wollte mir das Herz durchbohren.
Und mir war's, als hört ich rufen:
„Eil, dein Bruder ist verloren."

Und ich lief zur Kammer oben,
Riß die Türe hastig offen;
Sagt er: „Hier im Herzen sitzt er!"
Fiel ich, wie zu Tod getroffen.
Bin zur Stund ich nicht gestorben,
Hielt mich nur ein einzig Hoffen:

Männerhosen will ich tragen,
Will mir ein Gewehr erstehen:
Denn dein blutgetränktes Hemde
Wird ja niemand gramvoll sehen;
Niemand wird ja bis zur Rache
Ungeschornen Bartes gehen.

Denn wen könntest du zur Rache
Von den deinen noch erwählen?
Soll die todesnahe Mutter,
Soll die Schwester drum sich quälen?
Ach, wenn Lariu[1]) noch am Leben,
Könnt'st du viele Tote zählen!

Von der großen, stolzen Sippe
Blieb die Schwester jung alleine,
Daß sie, ohne Freund und Vetter,
Eine Waise, einsam weine.
Aber dich zu rächen, Bruder,
Sei gewiß, genügt die Eine![2])

Ich weiß mich frei von der Sünde, jemals einem Menschen etwas Böses gewünscht zu haben, aber ich muß beichten, daß ich in Korsika öfters mit Sehnsucht darauf wartete, das Geschick möchte es so fügen, daß der Lebensfaden eines Menschen gerade zur Zeit meiner Anwesenheit an dem Orte abgelaufen sei, so daß ich einer solchen Totenfeier beiwohnen könnte. Aber zweimal kam ich erst in dem Augenblicke an, wo der Priester bereits die Schwelle mit Weihwasser besprengte, über die der Tote hinausgetragen wurde zur Kirche und zum Totenacker.

So sah ich in Bocognano wenigstens den letzten Akt einer solchen Trauerfeierlichkeit. Die älteren Männer, die, wie in Florenz etwa die Misericordia, eine Brüderschaft bilden, erwarten in weißem Chorhemd, ein kleines rotes Mäntelchen über die Schultern gehängt und ein tief herabhängendes weißes Tuch nach Art des Mandile über den Kopf gebunden, etwa dreißig an der Zahl, mit einer großen Menschenmenge den Sarg auf der Straße. Der einfache Holzkasten wird an der Tür mit einem schwarzen, silberbetreßten Sammettuch überworfen und von einigen jungen Leuten auf der Schulter zur Kirche getragen. Die Brüder singen auf dem ganzen Wege eine eintönige Litanei. Der Priester mit einigen Ministranten und den kirchlichen Insignien schreitet ihnen voraus. Dem Sarge zunächst folgen die Männer, dann die Frauen, von denen einige noch die Faldette tragen[3]), einen schwarzen Rock, der von hinten her über das Haupt gezogen ist, während die Haare noch besonders mit einem schwarzen Tuch (mandile) verhüllt werden. In der Kirche wird der

[1]) Ilario, Hilarius, ein Bruder.

[2]) Die beiden letzten Verse:

Ma per fà la to bindetta
Sta siguro, basta anch' ella

hat Mérimée als Motto für „Colomba" gewählt.

[3]) Auch in Malta tragen die Frauen ein ähnliches, kapuzenartiges Kleidungsstück, das dort italienisch gleichfalls faldetta, maltesisch aber gonella heißt.

Sarg aufgestellt, rings brennen Kerzen, eine ziemlich lange Messe wird gelesen, während der eine Teil der Männer draußen in dem prachtvollen tiefschattigen Wald, der von mächtigen Edelkastanien gebildet wird, geduldig wartend plaudern und rauchen. Nach der Messe wird der Tote zum Kirchhof getragen, den die Frauen nicht betreten. Die Brüder entfernen sich mit dem Geistlichen. Die Angehörigen schütten das Grab zu. Draußen entledigen sich die Brüder ihres Feiergewandes und verwandeln sich aus den würdevollen, priesterlichen Gestalten wieder in schlichte, grobgekleidete Bauern.

Der Improvisation eines vocero konnte ich also leider nicht beiwohnen. Nun sang mir wenigstens der freundliche Alte am Kamin in Bocognano einen solchen Klagegesang, während draußen der Höhenwind als stimmungsvolle Begleitung über die Bergstraße heulte.

Als er meine andachtsvolle Aufmerksamkeit mit Genugtuung wahrnahm, wollte er mir aus dem Schatze seiner Erinnerung, wie er meinte, eine noch schönere Poesie spenden. Ich hielt erwartungsvoll Notizbuch und Bleistift bereit. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich durch die dialektische Färbung hindurch hochitalienische Stanzen erkannte — eine Episode aus Tassos „Befreitem Jerusalem"! Auch Ariosts „Orlando forioso" wußte er zum Teil auswendig. Jahrhundertelang haben sich die großen Italiener hier tief in den korsischen Bergen bei einfachen Bauern lebendig erhalten; man las und liest sie noch an Winterabenden im Kreise der Familie oder rezitiert sie zum Teil aus dem Gedächtnis[1]). Die Spuren eines Corneille oder Racine habe ich vergeblich gesucht. Freilich ein starkes Band wird Korsika allezeit an Frankreich binden: Napoleon. Denn obwohl er nicht viel für seine Heimat getan hat, verkörpert sich doch in ihm ein nationaler Traum von einer vendetta höherer Art, von Freiheit, Macht und Größe.

Charakteristisch für die Stimmung derjenigen Korsen, welche von der Republik nichts, nicht das kleinste Ämtchen, erstreben, war mir ein Gespräch mit dem Concierge von Napoleons Geburtshaus. Er ist ein aufgeweckter Mensch, der auch etwas draußen von der Welt gesehen, den Krieg von 1870 mitgemacht hat und sechs Monate in Königsberg gefangen war. Von allen Präsidenten der Republik läßt er nur einen gelten, nämlich Carnot: „C'est un homme de bien; mais Napoléon, ce n'est pas un homme, c'est un demi-dieu!"

Ebenso plauderte ich mit der Concierge des Palais Fesch in der Grabkapelle der Familie Bonaparte. Ein altes Mütterchen in tiefer Trauer, glänzten ihre Augen auf, als sie von Napoleon sprach. Zwar hatte sie mit ihrem Manne zusammen fünfundzwanzig Jahre das Pförtneramt der Mairie verwaltet, aber eines Tages hat man sie infolge der Wahlen an die Luft gesetzt. „Ja die Wahlen, mit ihren Folgen — das ist die Republik!" lautete ihr politisches Glaubensbekenntnis. Als ich sie fragte, um wen sie traure, antwortete sie: „Um meinen Mann, der mich in der ganzen Zeit unserer Ehe nicht ein einziges Mal gekränkt hat." — „Wie lange ist er schon tot?" fragte ich weiter. — „Sechzehn Jahre." — „Und man trägt fortgesetzt Trauer?" — „O, bis zur

[1]) Ebenso verhält es sich noch in Sizilien, wo die „cantastorie", die Geschichtenerzähler, ganze Gesänge aus Ariost und Tasso dem lauschenden Volke vorlesen.

letzten Stunde. Für einen einzigen Tag werde ich sie ablegen," fügte sie wehmütig hinzu, „an dem Tage, wo ich meine jüngste Tochter verheiraten werde." — Ich wollte noch weiter von ihr wissen, warum man die meisten korsischen Frauen in Trauer sieht. Sie gab mir die Erklärung, die ich auch bestätigt gefunden habe: Die Familienbande sind ungemein stark und herzlich auf der Insel. Man trauert um Verwandte fast jeden Grades, und wenn eine Frau nach dem Tode eines Bruders etwa bald ein buntes mandile umlegt, so zeigt man auf sie und wirft ihr Treulosigkeit vor.

Die Ehrfurcht vor der Majestät des Todes, eine der charakteristischsten Seiten der korsischen Volksseele, wurde mir noch durch ein anderes ergreifendes Erlebnis eindrucksvoll vor Augen geführt. Ich stand in Sartène plaudernd an einer Ladentür. Zwei Häuser entfernt war eben ein kleiner, offener Wagen vorgefahren, eine Art Break, auf dem ein Irrsinniger, stark blutend aus Wunden im Gesicht und am Kopfe, die er sich selbst in der Raserei beigebracht hatte, von Verwandten, einem kräftigen Manne und einer Frau, festgehalten und, obwohl ihm die Hände auf dem Rücken zusammengebunden waren, nur mit Mühe am Hinausspringen gehindert werden konnte. Da kam ein Trauerzug vorüber. Die Läden, Türen und Fenster schlossen sich; denn so will es die Sitte. Es soll wohl die Weihe des Augenblicks durch keine sichtbare Handlung, durch keinen Laut des kleinlichen Alltaglebens gestört werden. Man machte den Irrsinnigen auf den Zug aufmerksam, und es legte sich wie ein Bann über ihn. Er saß still und starrte stumm auf das vorüberziehende Trauergeleite.

Ich erkundigte mich nachher, wohin man solche Geisteskranken brächte, und erfuhr zu meinem Entsetzen Folgendes: In dem Dorfe Grossa, 16 Kilometer von Sartène, ist eine Kirche Santi Frati Martino. Dorthin schafft man die Unglücklichen, die man in der Familie nicht mehr halten kann, und schließt sie eine ganze Nacht in der Kapelle ein, in der Zuversicht, der Heilige, zu dem die Verwandten beten, werde den Kranken heilen. Erst Gemeingefährlichkeit führt in letzter Not den Irren ärztlicher Behandlung zu. Freilich verbindet sich auch hier, wie so oft, mit Aberglauben und Wunder ein Körnchen Wahrheit, denn von einem Arzt erfuhr ich später, daß der Aufenthalt in stiller Kapelle auf den Kranken beruhigend wie eine Isolierzelle wirkt.

Da wir damit wieder eine primitive Kultur gestreift haben, so folge mir der Leser noch hinauf zu der Urbevölkerung der Insel, den korsischen Berghirten.

Weitab von Zivilisation und menschlichem Verkehr bringen diese Hirten den größeren Teil des Jahres nur in Gemeinschaft mit ihren Ziegen und Schafen zu. Nur wenn im Winter die Höhen in Eis und Schnee gehüllt sind, ziehen sie sich in die Täler zurück. Oft leben zwei oder drei Familien zusammen und erbauen sich an den Abhängen des Monte d'Oro oder des Monte Renoso eine einfache, aus rohem Gestein kunstlos gefügte Hütte. Hier bereiten die Frauen aus der Ziegen- oder Schafmilch den schmackhaften Käse, broccio, den sie mit der Milch zum Verkauf zu Tale tragen. Die Männer aber warten, in den Bergen zerstreut, bei Tag und Nacht, in Sturm und Wetter, nur von einem dicken Kapuzenmantel aus Ziegenhaar, dem pilone, geschützt, einsam ihrer Herden und finden sich selten einmal zu einer Art „Thing" unter breitästigem Baume zusammen, um gemeinschaftliche Inter-

essen zu beraten. Im Zirkel gereihte Felsblöcke, die ihnen als Sitze dienen, verraten dem aufmerksamen Auge wohl gelegentlich eine solche Versammlungsstätte in den Bergen.

Um dieses Hirtenleben etwas näher kennen zu lernen, war ich eines Morgens in aller Frühe mit zwei gebildeten korsischen Herren von dem Hotel auf der Foce di Vizzavona (1200 Meter) aufgebrochen. Den Paß von Vizzavona ziert ein prächtiger Buchenwald. Ein dichter Nebel hüllte uns ein, so daß wir nicht fünf Schritt vor uns sehen konnten. Für die im Tale schritten wir in den Wolken. Obwohl uns der Weg genau beschrieben war, irrten wir doch bald planlos umher und waren froh, nach einer halben Stunde eine Hütte anzutreffen, von wo uns ein Hirtenknabe als Führer mitgegeben wurde. Der Knabe führte uns einen steilen Abhang hinauf, der infolge der wild verzweigten Wurzeln, der feuchten, welken Blätter und des Steingerölls ungemein schwierig zu erklettern war. Etwa nach einer Stunde zerriß plötzlich das Gewölk, die goldene Sonne brach hindurch, wir hörten Hundegebell und einen Hahnenschrei und standen auf einem kleinen Plateau vor zwei armseligen Steinhütten. Ein paar Hühner, einige Ziegen und Schafe flüchteten vor uns, und mitten unter ihnen starrte uns verwundert eine Schar sehr dürftig gekleideter und recht schmutziger Kinder an. An dem Eingang der einen Hütte standen zwei Frauen, die unseren Morgengruß freundlich erwiderten. Die eine von ihnen lud uns zum Nähertreten ein, als wir unsere Bitte, einer Brocciobereitung zusehen zu dürfen, vorgebracht hatten. In der Hütte fehlte jegliches Hausgerät. Ein paar alte Lappen und Säcke bildeten in der einen Ecke die Schlafstätte. Gegenüber auf dem felsigen Boden glühten in einem Aschenhaufen noch spärliche Funken. Darüber hing ein offener großer Kessel von etwa 20 Liter Inhalt, der zum Abkochen der Milch diente. Wir kauerten nieder; denn stehen konnte man nicht, da der Qualm, der dem schnell entfachten Feuer entstieg, bald den oberen Teil des engen Raumes anfüllte, und das kleine Loch in der Decke nicht genügenden Abzug schuf. Während wir mit der freundlichen Frau plauderten, erschienen zwei der Kinder neugierig lugend an der Tür, nun aber mit reingewaschenen Gesichtern. Darin verriet sich der Mutterstolz der Nachbarin. Unsere Wirtin erzählte uns auf unsere Frage, daß ihre Nachbarin sechs Kinder habe, sie selbst — und das sagte sie mit Trauer — habe nur drei. So schätzen diese armen korsischen Hirtenfrauen ihren Reichtum ein!

Mit Interesse folgten wir den Einzelheiten der Käsebereitung. Der Broccio wird vorzugsweise aus den Molken der Ziegenmilch unter Zusatz von etwas süßer Milch und sehr wenig Wasser hergestellt. Wenn die Mischung kocht, wird ein Stückchen von dem getrockneten Darm eines Lammes, der noch Milch enthält, hineingeworfen und dadurch das Gerinnen bewirkt. Diese einfachen Menschen dort oben in der korsischen Bergeinsamkeit verkehren mit den toten Gegenständen wie die Kinder. Sie beseelen sie. Ein solcher Kessel hat, wie wir erfuhren, auch seine Natur. Der eine verlangt erst etwas Wasser, dann die Milch und das Salz, oder umgekehrt. Jedenfalls hängt die Güte des Broccio von der Gewohnheit, die der Kessel angenommen, ab, und der muß man Rechnung tragen.

Bevor die Frau den Käse mit einem Schöpflöffel herausnahm, machte sie über dem Kessel das Zeichen des Kreuzes. Dann breitete sie auf dem steinigen Boden eine Art Serviette von unbestimmter Farbe aus, holte unter den Lappen der Lagerstätte ein Stückchen trockenes Brot hervor, reinigte, wenn man so sagen kann, einen Blechlöffel an ihrer Schürze und lud uns freundlich zum Kosten ein. Wir wagten nicht abzulehnen, und bei Ausschaltung aller Vorurteile der Zivilisation schmeckte der Broccio vortrefflich.

Während wir uns den Löffel gegenseitig zureichten — auf das Brot verzichteten wir —, ließen wir unsere Wirtin von ihrem Leben erzählen. Sie waren einst reicher, aber eine Seuche hat sie eines großen Teils ihrer Ziegen beraubt. Dazu traf sie noch ein anderes Unglück. Im letzten Winter saß die Frau allein in ihrer Hütte im Tale am Feuer. Infolge einer Unachtsamkeit fingen ihre Kleider Feuer. In Flammen gehüllt, stürzte sie hinaus, aber wendete sich nicht etwa zu den Nachbarn, die ihr schnell hätten helfen können, sondern stürzte mit flehend erhobenen Armen zu der abseits vom Dorfe gelegenen Kapelle des heiligen Antonius, bis sie zusammenbrach. Zwar konnte sie noch gerettet werden, aber vier Monate lang hat sie in furchtbaren Schmerzen gelegen. Sie zeigte uns den verbrannten Rücken, indem sie das Kleid zurückschob, und fügte hinzu: „Ich weiß nicht, warum mich das treffen mußte. Ich gehe doch zur Messe."

Ich fragte sie, mit wohlerwogener Absicht, ob sie kein „scapolare" trüge. „Damals nicht, aber jetzt," antwortete sie. Und sie zog unter dem Hals ein kleines, in Tuch genähtes Päckchen heraus. Es wäre ein Stein, erzählte sie, der aus Lourdes stamme und den sie einem Händler für 20 Sous abgekauft habe. Jetzt aber hätte sie innerlich mit dem Leben abgeschlossen und erwarte nichts mehr von ihm. Sie faßte ihre Lebensphilosophie in ein korsisches Sprichwort zusammen:

N'aju tantu dentru chi fora un ne sentu.
Wer ein Leid im Innern hat, der achtet nicht auf das, was draußen vorgeht.

Wir hatten Mühe, der armen Frau beim Abschied für die Bewirtung ein paar Sous in die Hand zu drücken. —

Damit wollen wir für diesmal auch Abschied nehmen von der wunderbaren Insel und seiner nicht minder interessanten Bevölkerung. Wie auf verhältnismäßig kleinem Raum die Natur Korsikas die merkwürdigsten Gegensätze vereinigt: das blaue Meer und den starren Fels, ewigen Sommer im Tal, ewigen Winter auf den Gipfeln, tropische Üppigkeit in der Ebene, nordische Kahlheit auf den Höhen, so finden sich auch in der korsischen Volksseele gleiche Gegensätze zusammen: antike Heldengröße, bewundernswerte Vaterlandsliebe, rührende Pietät gegen die Familie, edle Gastfreundschaft, stolzes Freiheitsgefühl, herber, altrömischer Gerechtigkeitssinn und dazu träges Hindämmern in Untätigkeit, unauslöschliches Rachegefühl und hinterlistige Mordlust, wenn es gilt, sich eines Feindes zu entledigen. Mit einem Worte: Wie die Zonen des Erdballes auf diesem Eiland zusammengedrängt erscheinen, so sehen wir die Höhen und Abgründe der Seele der ganzen Menschheit bei diesem Volke zum Nationalcharakter vereinigt.

Die altniederländische Malerei.

Von
W. von Seidlitz

I.

Nachdem ich im Aprilheft 1902 dieser Zeitschrift über die Streitfragen berichtet, die sich an den Namen Van Eycks knüpfen, möchte ich hier im Anschluß an die Brügger Ausstellung im Sommer 1902 und an eine Prachtpublikation, welche soeben erschienen ist[1]), kurz zusammenfassen, welche Fortschritte während des letzten Menschenalters in der Erforschung der gerade für unsere Zeit besonders bedeutungsvollen altniederländischen Malerei gemacht worden sind, und anderseits auf die Fragen hinweisen, deren endgültige Lösung noch aussteht.

Die Brügger Ausstellung war bekanntlich von einem außerordentlichen Erfolge begleitet. Nicht nur die eleganten Badegäste aus den umliegenden belgischen Seebädern, welche eine anständige Zerstreuung suchten, strömten dort ein und aus, sondern aus allen Ländern kamen täglich Besucher, die durchaus nicht alle geaichte Kunsthistoriker waren, zu mehrtägigem Aufenthalt in dem stillen Brügge an, eigens um die Ausstellung zu sehen. Diese allgemeine Teilnahme ließ sich weder durch die Güte noch die große Vollständigkeit der Ausstellung ausreichend erklären, sondern war wesentlich darauf zurückzuführen, daß hier Werke der jetzt so hochgeschätzten sogenannten „Primitiven" vorgeführt wurden, also solcher Künstler, welche in einer aller neuzeitlichen Verfeinerung entbehrenden Sprache die starken Empfindungen ihrer eigenen Zeit klar und eindringlich zum Ausdruck zu bringen wußten. Inmitten dieser Ritter und Kaufherren von hartem Wirklichkeitssinn, die doch mit so unbeirrbarer Gläubigkeit zu der Madonna und den Heiligen emporblickten, fanden die trotz aller Kulturfortschritte haltlosen modernen Menschen das Abbild eines dahingeschwundenen Urzustands, dessen Anblick ihnen Kraft gab zum Weiterstreben nach den eigenen Zielen.

[1]) Meisterwerke der niederländischen Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts auf der Ausstellung zu Brügge 1902. Herausgegeben von Max J. Friedländer. Neunzig Lichtdrucke. In Folio. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G. 1903.

Mag bei dieser Hinneigung zum Primitivismus auch viel Modetorheit mit unterlaufen, so kann doch eine solche trotz aller Unbehilflichkeiten zielbewußte Kunst unleugbar dazu dienen, uns über die Mängel, die unseren eigenen Kunstbestrebungen noch anhaften, und über die Mittel zur Beseitigung dieser Mängel aufzuklären. Weder werden wir freilich hoffen können, die mittelalterliche Glaubenszuversicht noch die natürliche Freude am Geschichtenerzählen je wiederzuerlangen: dafür sind aber die treuen, noch durch keine geschichtlichen Ideale verfälschten Schilderungen einer fest auf eigenen Füßen stehenden Zeit ganz dazu angetan, uns zu zeigen, welche Fülle des künstlerischen Gehalts allein schon aus der scharfen Beobachtung der umgebenden Wirklichkeit gezogen werden kann. Achten wir dann weiterhin auf die Art, wie diese alten Maler jeden Gegenstand, den sie nachbildeten, dem Ganzen unterzuordnen wußten, um den Gesamteindruck so reich und schmückend wie möglich zu gestalten, so werden wir erkennen, daß es mit der Naturtreue allein noch nicht getan ist, daß vielmehr das Endziel der Kunst in der Wiedergabe von Phantasiegebilden besteht, die mit Hilfe der Beobachtung der Wirklichkeit zu greifbarer Erscheinung gebracht werden.

Doch haben wir uns hier mit Fragen dieser Art nicht zu beschäftigen, da es bloß festzustellen gilt, welche Vorstellung wir uns jetzt von der Entwicklung dieser ganz eigenartigen Kunst machen, wie weit wir über die Anschauung des grundlegenden Werks über die Geschichte der altniederländischen Malerei, desjenigen von Crowe und Cavalcaselle, welches für uns in der Springerschen Bearbeitung von 1875 maßgebend ist, hinausgekommen sind, und was noch zu tun übrig bleibt[1]). Es wird daraus erhellen, wie eifrig gerade die neueste Zeit auf diesem Gebiete tätig gewesen ist.

Bemerkenswert ist, daß noch immer die Neigung vorherrscht, die Geschichte der niederländischen Malerei mit Jan van Eyck beginnen zu lassen, obwohl von jeher bekannt war, daß der ältere Bruder, Hubert, das Hauptwerk der Schule, den „Genter Altar", begonnen habe und dadurch zum eigentlichen Begründer dieser Richtung geworden sei. Weil man sich über eine Scheidung der beiden Hände in diesem Werke bisher nicht hat einigen können, erklärt man es in der Hauptsache für eine Schöpfung Jans, mit dessen gesicherten Werken, die freilich allesamt den letzten Jahren seines Lebens angehören, es in der Tat auch die größte Verwandtschaft zeigt. Die sonstigen Werke ähnlichen, jedoch mehr altertümlichen Charakters betrachtet man dann weiter allesamt als Jugenderzeugnisse des gleichen Künstlers. Indem man solcherweise ihn, der der Vollender der Richtung war, zugleich zu deren Begründer machte, bürdet man ihm doch wohl zu viel auf. Leider bot die Ausstellung nicht genug Material, um gerade dieser Frage näher treten zu können. Dasjenige Stück des „Genter Altars" namentlich, welches am ehesten die Entscheidung hätte bringen können, das Mittelbild mit der „Anbetung des Lammes" aus der Genter Hauptkirche, fehlte, und von den sonstigen strittigen Bildern waren nur die

[1]) Die englische Originalausgabe erschien bereits 1857 unter dem Titel „The early flemish painters" und wurde durch die Forschungen von Ruelens und Pinchart in der französischen Ausgabe von 1862/63 wesentlich ergänzt.

„Marien am Grabe“ aus der Sammlung Cook in Richmond vorhanden. So mußte man sich denn damit begnügen, immer wieder von neuem die bekannten Meisterleistungen Jans zu bewundern: die beiden lebensgroßen, bis in alle Einzelheiten durchgeführten Akte Adams und Evas vom Oberteil des Genter Altars, die allgemein als sein Werk anerkannt werden und ihn als den ersten Realisten im Sinne der Neuzeit bekunden; die gleichfalls lebensgroße „Madonna mit dem Kanonikus van der Paele“, worin er zum erstenmal diesen Wirklichkeitssinn auf das Altarbild übertrug; und das trotz seiner Häßlichkeit herrliche Bildnis seiner Frau (bei Friedländer nicht mit abgebildet), worin die höchste Treue der Naturbeobachtung zur vollkommensten, stilvollen Vereinfachung erhoben worden ist. Als neuer gesicherter Besitz wurde hier seinem Werk ein kleines männliches Bildnis aus der Sammlung zu Hermannstadt in Siebenbürgen einverleibt, das bis vor kurzem noch als Dürer gegolten hatte. Ein angeblich frühes Bild, das von 1421 datiert sein sollte, die „Weihe des Thomas Becket“ aus dem Besitz des Herzogs von Devonshire, konnte dafür aber endgültig ausgeschieden werden, da es sich als eine genau hundert Jahre später entstandene Arbeit erwies, aus deren Jahreszahl man ein C zu entfernen gesucht hatte.

Unleugbar mehren sich aber die Anzeichen dafür, daß mit der Zeit doch wieder der ältere Bruder, Hubert, in seine Rechte eingesetzt werden dürfte als der große Neuerer und Finder, als welchen ihn die Überlieferung bezeichnet. Den Zusammenhang mit der älteren Kunstweise, aus dem hervorginge, wie die neue Art sich allmählich entwickelt hat, werden wir freilich kaum noch hoffen können, in Erfahrung zu bringen, nachdem in den Religionskriegen des 16. Jahrhunderts ein großer Teil der wichtigsten Kunstwerke zerstört worden ist; der Hinblick auf die Miniaturen aber, welche im Anfang des 15. Jahrhunderts zum Teil gerade von Künstlern, die aus der gleichen Provinz, Limburg, wie die Van Eycks stammten, ausgeführt worden sind, wird uns dafür einen gewissen Ersatz schaffen müssen, da diese Miniaturen bekunden, daß hier bereits frühzeitig eine weit über die mittelalterliche Befangenheit hinausragende Schärfe der Beobachtung ausgebildet war. Gelingt es, die Gestalt Huberts mit dieser frühen Entwicklung in Zusammenhang zu bringen, so würde sich dadurch wenigstens so viel erreichen lassen, daß der Ruhm, an der Ausbildung der niederländischen Malerei mitgewirkt zu haben, auf zwei deutlich voneinander geschiedene Persönlichkeiten verteilt wird, von denen die eine alle die Merkmale eines stürmischen Neuschöpfers, die andere die eines bedächtigen Ausgestalters an sich trägt.

In solcher Weise hatte bereits 1889 Otto Seeck in Greifswald, der, obwohl Vertreter der alten Geschichte, sich doch auch mit der neueren Kunst eindringend zu beschäftigen liebt, im „Jahrbuch der Königlich Preußischen Kunstsammlungen“ den Anteil eines jeden der beiden Brüder zu bestimmen gesucht und dann 1899 seine Behauptung, daß der „Genter Altar“ zum überwiegenden Teile Hubert gehöre, dem dann auch die verschiedenen erst in den letzten Jahrzehnten zu einer Gruppe vereinigten Bilder altertümlichen Gepräges zugeschrieben werden müßten, in einer Abhandlung der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften („Die charakteristischen Unterschiede der Brüder van Eyck“)

näher durchgeführt. Danach hätte Jan an dem großen Altar, außer den Tafeln mit Adam und Eva, nur einen Teil der „Anbetung des Lammes", einiges auf der Tafel mit den Pilgern, von den beiden in Steinfarbe gehaltenen Figuren „Johannes den Täufer" und im übrigen nur Kleinigkeiten ausgeführt. Entsprechend seinen Bildern aus der späteren Zeit erscheint er Seeck demnach als derjenige, der in richtigem Empfinden für die Grenzen seines Könnens sich mit Vorliebe an die Darstellung der ruhigen Wirklichkeit macht, während der lebhaftere Hubert alles aus dem unerschöpflichen Born seiner Phantasie reproduziert. Auch in den Hintergründen zeigt sich nach ihm der Unterschied darin, daß Jan sie architektonisch, Hubert aber landschaftlich (soll wohl heißen: malerisch) anschaut.

Faßt man namentlich das Mittelstück des Genter Altars, die „Anbetung des Lammes", ins Auge und ergänzt die von Seeck angegebene Scheidung dahin, daß Jan, außer den beiden Gruppen der Päpste und Märtyrer im Hintergrunde, nicht nur einen Teil der rechten vorderen Gruppe, sondern in beiden Vordergrundsgruppen die stehenden Gestalten gemalt habe, so tritt der Unterschied zwischen den beiden Brüdern in sehr greifbarer Gestalt hervor: Jan bedient sich scharfer Umrisse und arbeitet seine Gestalten in starker Plastik heraus, während Hubert sich durch einen mehr malerischen Vortrag auszeichnet und über eine größere Kraft verhaltenen Lebens gebietet.

Seeck war es jedoch nicht beschieden, die Billigung der Spezialforscher zu finden, vielleicht weil er seine Beweisführung auf zu viel Gründe äußerlicher und nicht immer überzeugender Art stützte, die nicht ausreichend erschienen, um den etwas kunstvollen und verwickelten Bau zu stützen. In jüngster Zeit ist ihm aber ein Helfer in dem hochverdienten James Weale erstanden, der in einem Artikel der „Gazette des Beaux-Arts" I, 1901, einen Beweisgrund, den auch schon Seeck ins Feld geführt hatte, mit verstärktem Nachdruck hervorhob: daß nämlich Jan gar nicht Zeit genug gehabt habe, um sich an dem Genter Altar wesentlich zu beteiligen. Als Hubert am 18. September 1426 in Gent starb und das große Werk unvollendet hinterließ, lebte Jan aller Wahrscheinlichkeit nach in Lille, wo er bis zum Mittsommer 1428 verblieb; vom Oktober 1428 ab war er dann ein volles Jahr auf seiner Reise nach Portugal abwesend; zurückgekehrt, hatte er wiederholt Reisen in besonderem Auftrage des Herzogs auszuführen; 1431 arbeitete er freilich in Brügge energisch an dem Werk: da der Altar aber bereits am 6. Mai 1432 vollendet war, so hat er nicht allzu viel daran tun können. Es ist somit, wie Weale fortfährt, wahrscheinlich, daß Hubert eine lange Reihe von Jahren an dem Altar gearbeitet hat, so daß seine Tätigkeit, unter Berücksichtigung der übrigen Werke, die ihm noch zufallen, bis gegen 1410 zurückversetzt werden kann. Unter solchen Umständen gewinnt aber eine Reihe von Miniaturen, auf die erst kürzlich die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, und die im wesentlichen zwischen 1417 und 1425, also gleichzeitig mit dem Genter Altar, entstanden sind, eine erhöhte Bedeutung, da sie eine außerordentliche Verwandtschaft mit diesem Werk sowohl wie mit den frühen Einzelbildern bekunden: die sog. „Heures de Turin", die über die Sammlungen von Turin, Paris und Mailand verstreut sind und wohl das schönste Erzeugnis der Miniaturkunst jener

Zeit bilden[1]). Es bleibt nun abzuwarten, ob nicht unter solchen Umständen Seeck mit seinen überzeugenden Ausführungen durchdringen wird. Die Bedeutung der Frage wie der Wunsch, einer guten Sache zu dienen, mögen diese etwas lange Auseinandersetzung entschuldigen.

An Van Eyck schloß sich unmittelbar Petrus Christus an, der gleichfalls in Brügge lebte, und dessen Persönlichkeit, die freilich nicht gerade zu den starken gehörte, sich erst allmählich herauszuschälen beginnt. Zu der Zeit, als noch sehr unbestimmte Vorstellungen von der Eigenart der einzelnen niederländischen Künstler herrschten, konnte ihm Springer Werke zuschreiben, die jetzt als solche der Van Eyck oder des sog. Meisters von Flemalle erkannt sind. Auch die schöne „Beweinung Christi" aus dem Brüsseler Museum, die auf der Ausstellung war, hat sich nacheinander die Namen Memling, Bouts, Outwater gefallen lassen müssen, bis erst Bode die richtige Bezeichnung fand. Die kleine, bisher kaum bekannte „Kreuzigung" aus Wörlitz zeigte, daß diejenigen wohl recht haben, die die Berliner „Madonna mit dem Karmeliter" Christus statt Eyck geben. Von dem Bildnis eines jungen Mannes, das ihm jetzt allgemein zugeschrieben wird, soll bei Gelegenheit der Bilder französischer Herkunft die Rede sein. Weshalb Friedländer auf dem Bilde des heiligen Eligius aus der Sammlung Oppenheim in Köln die Braut als heilige Godeberga bezeichnet, ist nicht recht erfindlich: diese war die Verlobte Christi, hier aber handelt es sich einfach um ein vornehmes weltliches Brautpaar. — Ein anderer Schüler Eycks, der erst durch eine der jüngsten Erwerbungen des Berliner Museums bekannt geworden ist, Outwater, fehlte hier; ebenso der noch immer unfaßbare Gerhard van der Meire und der seltene Justus van Gent.

II.

In einen ganz neuen Kreis von Anschauungen führt Roger van der Weyden ein, den Springer mit Recht an die Spitze einer besonderen, der brabanter Schule im Gegensatz zu der flandrischen der Eycks stellt. Von ihm aus beginnt eine fortgesetzte Reihe von Künstlern, die durch die Namen Bouts, Memling, Gerhard David gekennzeichnet ist und eine ununterbrochene Entwicklung durch die ganze zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zeigt. Nur sollte das Hauptgewicht darauf gelegt werden, daß Van der Weyden selbst ein neues, bisher zu wenig beachtetes Element, den französischen Geist, vertritt, während die Eycks sowie der größte Teil der Nachfolger Weydens in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die bedächtigere holländische Gemütsart verkörpern. Denn Van der Weyden, der spätere Brüsseler Stadtmaler, hat seine Ausbildung während der Jahre 1426—1432 bei einem Maler von Tournai, Robert Campin, genossen, von dem nur bekannt ist, daß er von 1375—1444 lebte, und dem Weale im „Burlington Magazine" Bd. I, S. 202 die altertümliche „Vermählung der Maria im Prado" zuschreiben möchte. Hierdurch wird das Bestehen einer besonderen Schule in dem französisch redenden Flandern zu der Zeit, als

[1]) Graf Durrieu hat sie in einem Werke veröffentlicht, das nicht in den Handel gelangt ist; doch hat er auch in der „Gazette des Beaux-Arts", Bd. I, 1903, unter dem Titel: „Les débuts des Van Eyck" unter Beifügung zahlreicher Proben darüber berichtet.

die van Eycks in der Maasgegend aufkamen, bekundet. Durch seine von dramatischem Inhalt erfüllten Darstellungen wie durch seine Romreise im Jahre 1450 hat Van der Weyden den umfassendsten Einfluß nicht bloß auf die Kunst seiner Heimat, sondern auf die Italiens ausgeübt. Auf der Ausstellung war er freilich nicht seiner Bedeutung entsprechend vertreten. Eine kleine „Madonna," die ihm zugeschrieben war, wird auch erst bei Gelegenheit der Bilder französischen Charakters zu besprechen sein.

Mit Van der Weyden aufs engste verknüpft ist ein anderer Künstler der gleichen Richtung, der früher gewöhnlich mit ihm zusammengeworfen wurde, dessen Aussonderung als besondere Persönlichkeit aber einen der wichtigsten Erfolge der jüngsten Forschung bildet. Das ist sein Zeitgenosse, der sog. Meister von Flemalle oder, wie man ihn seit 1901 wohl nennen kann: Jacques Daret, der fast genau gleichzeitig mit Van der Weyden, von 1427—1432, bei demselben Robert Campin in Tournai Schüler war und sein Leben teils in Arras (von 1441—1458), teils in Lille und Tournai verbrachte. Seine Bilder gingen früher teils unter dem Namen von Petrus Christus, teils wurden sie, wie die großartigen Bruchstücke seines Hauptwerks, des „Altars von Flemalle" im Städelschen Institut, Van der Weyden gegeben. Erst allmählich schlossen sie sich zu einer gesonderten Gruppe von ausgesprochen persönlichem Gepräge zusammen, in deren Mittelpunkt der kleine „Tod Mariä", jenes Wunderwerk der Londoner Nationalgalerie, stand, das so lange als Schongauer gegolten hatte: man fühlte, daß es sich hier um einen Künstler handle, der zeitlich nicht allzu weit von Eyck entfernt sein könne. Bode führte ihn 1887, in einem Artikel der „Gazette de Beaux-Arts", in die Literatur ein; darauf veröffentlichte Tschudi 1899 im „Jahrbuch der Königl. Preußischen Kunstsammlungen" seine grundlegende Arbeit über ihn. Unterscheidete er sich auch wesentlich, durch Temperament wie durch Streben, von Van der Weyden, indem er vornehmlich an technischen Problemen haftet und sein Augenmerk hauptsächlich auf die greifbar plastische Herausarbeitung der Einzelgestalten wie des Raumes überhaupt richtet, während jener unmittelbar auf den Kern der Handlung und den inneren Gehalt der Darstellung ausgeht, so ist doch beiden, im Gegensatz zu den übrigen Niederländern, eine gewisse Eleganz, Leichtigkeit und Lebendigkeit eigen, die, im Verein mit der leuchtenden, an Glasgemälde erinnernden Färbung, als französische Eigentümlichkeiten in Anspruch zu nehmen sind.

Von einem jüngeren Bruder dieses Künstlers, Daniel Daret, wissen wir nur, daß er 1433 bei Jacques, der eben selbst seine Lehrjahre beendet hatte, lernte und 1441 Meister geworden ist. Wichtig ist er jedoch durch die Nachricht, daß ihm 1449 die seit Jan van Eycks Tode unbesetzt gebliebene Stelle eines burgundischen Hofmalers zugefallen ist. Daraus erwächst die Frage, ob nicht ein so bedeutendes Bild wie die „Ausgrabung der Leiche des heiligen Hubertus" in der Londoner Nationalgalerie, das nahe Beziehungen zu dem Meister von Flemalle aufweist, bisher aber sich keinem Künstler zuweisen ließ — Springer führte es unter Van der Meire an — von Daniel Daret herrühren könnte. Weiterhin kämen noch die rätselvollen Sakramente in der Antwerpener Galerie in Betracht, die unter Van der Weydens Namen gehen, aber dem genannten Bilde nah verwandt sind.

Zu dem Meister von Flemalle in Beziehung steht auch das große, um 1450 in Paris entstandene Kreuzigungsbild des dortigen Justizpalastes, das Springer noch unter den Werken des Van der Goes aufführte. Von derselben oder wenigstens einer ähnlichen Hand könnte nun auch die kleine säugende Madonna sein, die aus dem Besitz des Earl of Northbrook stammt (Ausstellungskatalog Nr. 30) und mit einigen Bildern in der Wiener Galerie und sonstwo zusammengehört. In ihrer leuchtenden Farbigkeit weicht sie von dem harmonisierenden Streben der Niederländer ebenso ab wie in ihrer bestrickenden Lieblichkeit von dem schwermütig-müden Ausdruck, der den meisten der niederländischen Madonnenbilder anhaftet, auf welchen ein Christkind in rotem Hemdchen, wie hier, wohl auch undenkbar wäre. — Hierher gehört ferner die Halbfigur des jungen Mannes in rotem Gewand, eine Perle der Ausstellung (Katalog Nr. 18), die von Herrn Salting in London ausgestellt war und sich ursprünglich gleichfalls in der Northbrookschen Sammlung befunden hatte. Die sichere, ruhige Haltung des Dargestellten, sowie sein offener Blick weisen wiederum auf Frankreich, das Land der verfeinerten Lebensfitte; so weiche, rundliche Finger, wie hier, sind auf keinem niederländischen Bilde nachzuweisen, und ebenso ungewohnt ist auch das dichte Laub der Landschaft, auf die man durch ein Fenster hinausblickt.

Das Bild einer solchen frühen nordfranzösischen Schule wird noch vervollständigt und abgerundet durch die Gestalt von Simon Marmion, einem Künstler, der von 1426—1455 in Amiens und dann bis zu seinem im Jahre 1489 erfolgten Tode in Valenciennes wirkte. Durch seine Malereien vom Reliquienschrein des heiligen Bertinus im Haag und in der Londoner Nationalgalerie, die Springer noch Memling zuschrieb, ist er allgemein bekannt; doch fand erst Dehaines in seiner Monographie von 1892 den richtigen Namen des Künstlers, der somit als ein neuer Zeuge für die frühzeitige selbständige Entwicklung einer nordfranzösischen Kunst auftritt. Auf ihn geht wohl auch das schöne Bild in Chantilly zurück, die „Überführung des Reliquienschreins der heiligen Perpetua", und auf seine Schule eher als auf die Memlings die Reihe der sechs kleinen Bildchen aus der Straßburger Galerie, welche ein Gedicht auf die Macht des Todes bilden und sich gleichfalls auf der Ausstellung befanden.

Überblickt man die vereinzelten Zeugnisse einer nationalen Kunstbewegung, die sich während des 15. Jahrhunderts über ganz Frankreich ausdehnten, auf welche jedoch erst seit kurzem sich die Aufmerksamkeit zu lenken begonnen hat, so wird man es als eine selbstverständliche Folge der vorhergehenden Entwicklung anzusehen haben, daß gerade im Norden des Landes, wo während des Mittelalters die großen Kathedralen entstanden waren und im Anschluß an sie die Bildhauerkunst und die Miniaturmalerei sich zu hoher Blüte entwickelt hatten, die Kunst nicht hinter denen der übrigen Teile des Landes zurückbleiben konnte. Wie Fouquet um die Mitte des Jahrhunderts in Tours als bestimmender französischer Künstler blühte, so entwickelte sich gleichzeitig im Süden eine eigenartige durch Italien beeinflußte Kunst, von der gerade diese Ausstellung einige Beispiele aufwies: die frühen vier Tafeln aus der Geschichte des heiligen Georg, die noch groteske Nachwirkungen bekunden, und

die eigentümliche „Beweinung Christi" aus Privatbesitz in Montpellier, die der um 1453/54 gemalten „Krönung der Maria" von dem Maler Charonton nahe steht, welche auf der letzten Pariser Weltausstellung zu sehen war; ja man fühlt sich versucht zu fragen, ob nicht auch der beim Mangel einer anderen befriedigenden Bezeichnung immer noch Antonello benannte „Heilige Hieronymus", der vor wenig Jahren aus dem Besitz des Earl of Northbrook in der Londoner Nationalgalerie gewandert ist, sich mit der Zeit als ein Erzeugnis Südfrankreichs erweisen könnte, in welchem Fall er den Höhepunkt dieser Richtung darstellen würde. Wie die südfranzösische Kunst von Italien abhängig ist, so zeigt die gleichzeitige nordfranzösische naturgemäß die engsten Beziehungen zu der benachbarten niederländischen Kunstweise; daß sie sich dabei aber in selbständiger Weise entwickelte, geht schon daraus hervor, daß sie auch weiterhin, bis in das 16. Jahrhundert hinein, ihre Sonderart beibehielt.

III.

An den Zügen, womit Springer die Entwicklung der niederländischen Malerei während der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geschildert hat, ist nicht viel zu ändern gewesen, außer daß Dierick Bouts, den er an den Schluß seines Buches versetzt, unmittelbar an Van der Weyden, dessen Fortsetzer er ist, angeknüpft werden mußte. Mit ihm, der aus Haarlem gebürtig war, tritt das holländische Element wieder in seine Rechte; durch Van der Goes wird es noch verstärkt und kommt auch bei Gerhard David aus Oudewater, der die Eyckſche Kunstweise ins 16. Jahrhundert überleitet, noch zur Geltung. Daß diese Künstler in lauter flandrischen Städten, in Löwen, Gent und Brügge, ihren Wirkungskreis fanden, kommt dabei gar nicht in Betracht: ihre Bilder erfüllten sie mit jenem holländischen Phlegena, das jede heftige Bewegung oder Seelenregung zurückdämmte, aber freilich auch dazu mitwirkte, ein schönes Gleichgewicht der Komposition zu bewahren. Wenn bei Memling, der den eigentlichen Mittelpunkt für die Bestrebungen dieser Zeit bildet, ein mehr gemütvolles lyrisches Element sich bemerklich macht, so wird das auf seine deutsche Abstammung zurückzuführen sein.

Bouts, dessen Hauptwerk, das „Abendmahl" der Peterskirche in Löwen, aus den Jahren 1464—1468 stammt, sollte nicht überschätzt werden. In der Friedländerschen Publikation ist er zu reichlich vertreten. Eigentümlich berührt die Annahme, daß auf dem einen Flügel seines „Hippolyt-Altars" die Stifterbildnisse von Hugo van der Goes hineingemalt seien, da sie sich doch mindestens ebenso gut in die Landschaft, welche man Bouts läßt, einfügen wie die Gestalten des anderen Flügels, von deren Formgebung sie sich auch gar nicht weiter entfernen, als das bei Bildnissen gegenüber konventionellen Typen erklärlich ist. Hier sei gleich angefügt, daß ein Sohn von Bouts, Albert, jüngst als der vermutliche Verfertiger jener Bilder erkannt worden ist, die bisher unter dem Namen des Meisters der „Himmelfahrt Mariä" gingen. — Zu den Werken des Van der Goes († 1482), dessen außerordentliche Bedeutung jetzt immer mehr erkannt wird, und der wahrscheinlich der Lehrer Schongauers gewesen ist, möchte ich die schön erhaltene Halbfigur der „Madonna in Landschaft"

aus der Sammlung Pourtalès (Nr. 269) rechnen, die unter Bouts' Namen ging (fehlt leider bei Friedländer und ist auch von Bruckmann nicht gesondert photographiert worden). — Memling († 1494) war mit über dreißig Bildern vorzüglich und vielseitig vertreten, so daß er den Glanzpunkt der Ausstellung bildete. Von ihm hätte man noch mehr Bilder wiedergegeben zu sehen gewünscht und dafür gern die zahlreichen unbedeutenden und ihrer Persönlichkeit nach unbekannten „Meister", wie den von 1473, den der Ursula- und der Lucia-Legende, geopfert, um deren Feststellung sich Friedländer im Verlauf langjähriger geduldiger Arbeit verdient gemacht hat, die aber in ein Prachtwerk gar nicht passen wollen. Mit Van der Goes hatte die „kleine Madonna" von Stephenson Clarke (Nr. 54) freilich nichts zu tun, dagegen erscheint sie mir als ein feines, noch etwas steifes Jugendwerk Memlings. — Mit Gerhard David, dessen zwischen 1488 und 1498 gemalte Gerechtigkeitsbilder Springer noch anzweifelte, begann der Hauch der Renaissance, der sich schon in einigen Madonnen Memlings hatte verspüren lassen, merklicher hervorzutreten. Auch dieser einflußreiche, aber ungleiche Meister ist in der Publikation übermäßig vertreten.

Aus dem Ende des 15. Jahrhunderts befanden sich daneben auch wieder einige Bilder französischen Ursprungs, so namentlich eine „Stifterin mit der heiligen Magdalena" aus der Sammlung Somzée von dem erst in der letzten Zeit durch Camille Benoît festgestellten Maître de Moulins[1]), in dem der Verfasser des „Kritischen Katalogs der Brügger Ausstellung", Hulin (Georges H. de Loo), den bekannten Jean Perréal zu erblicken glaubt. Dieses Bild gewann dadurch Wichtigkeit, daß die Ansicht eifrig verfochten wurde, auch das herrliche Bild aus Glasgow, der „Kanonikus mit seinem Schutzheiligen" (wohl dem heiligen Mauritius statt des heiligen Viktor), das so lange unter dem Namen des Van der Goes gegangen und dessen französischer Ursprung jetzt allgemein anerkannt wird, rühre von derselben Hand her und stelle nur eine spätere Entwicklungsphase des Künstlers dar. Da hier nicht der Ort für eingehende Auseinandersetzungen über Fragen dieser Art ist, so sei nur kurz angeführt, daß das Glasgower Bild durchaus niederländischen Charakter und zwar noch den des 15. Jahrhunderts hat, während das Somzéesche wie das durchaus gleichzeitige Triptychon von Moulins bereits starke italienische Einflüsse der Zeit um 1500 aufweist; daß die behauptete Übereinstimmung der Technik nicht zutrifft, indem die Hände auf dem Glasgower Bilde durchaus natürlich und individuell erscheinen, während sie bei den beiden Frauen Somzées den Eindruck erwecken, als seien sie aus Holz geschnitzt und mit Leder überzogen; daß endlich das Somzéesche Bild, das eine Weiterbildung der beiden von 1488 datierten Flügel des Louvre darstellt, wegen seiner nahen Übereinstimmung mit dem Altar von Moulins nicht wohl vor 1500 datiert werden kann, daher keinen Raum übrig läßt, um das noch ganz quattrocentistische Glasgower Bild damit in irgend welchen Zusammenhang zu bringen. — Endlich ist noch die von Sir C. A. Turner in London geliehene „Verteilung des Rosenkranzes," den der heilige Dominikus einer Königin von Frankreich

[1]) Benoîts bemerkenswerte Untersuchungen über die französische Malerei erschienen in den Jahrgängen 1901 und 1902 der „Gazette des Beaux-Arts".

überreicht (Nr. 256), für Frankreich in Anspruch zu nehmen, als ein bald nach 1500 gemaltes Bild, bei dem man wohl nur deshalb an den Holländer Geertgen tot Sint Jans hat denken können, weil zufällig einige Typen an ihn erinnern.

IV.

Die Entwicklung der niederländischen Kunst im 16. Jahrhundert ist noch wenig erforscht, da sie einerseits wegen des nun einsetzenden italienischen Einflusses, anderseits wegen der überhandnehmenden Steigerung zu einem hohlen Manierismus, nicht sonderlich geeignet ist, Interesse zu erwecken. Immerhin steht an ihrer Spitze die bedeutende Erscheinung des Quentin Massys in Antwerpen, der Handelsstadt, welche allmählich an die Stelle Brügges getreten war; und entwickelte sich die holländische Malerei unter dem Einfluß von Geertgen tot Sint Jans und Hieronymus Bosch zu einem Faktor von durchaus selbständiger Bedeutung. Der Forschung der jüngsten Zeit ist es wenigstens gelungen, einige Künstlerpersönlichkeiten näher zu bestimmen und schärfer herauszuheben, wodurch allmählich wohl auch über das ganze Gebiet eine größere Klarheit verbreitet werden wird.

In Brügge vegetierte die Kunst während des ganzen Jahrhunderts weiter, vermochte dagegen Erscheinungen von besonderer Kraft nicht zu erzeugen. Der von Waagen fälschlich als Mostaert bezeichnete Meister setzte zwischen 1510 und 1530 die Art Gerhard Davids fort; es hat sich als wahrscheinlich erwiesen, daß er jener Adrian Isenbrant sei, der 1551 starb. Auch für einen Albert Cornelisz hat sich dessen zwischen 1517 und 1522 entstandenes Hauptwerk, eine „Krönung der Maria", gefunden. Wohl die interessanteste Erscheinung in diesem Kreise bildete Jean Provost aus Mons, der jetzt erst greifbare Gestalt zu gewinnen beginnt. Die Feststellung des von Massys beeinflußten „Meisters von St. Sang" verdanken wir Friedländer. Dazu kommen A. Benson und der aus der Gegend von Poperinghe stammende Blondeel, die zu den Künstlern der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, den Pourbus und Clayis, überleiten.

Die Gestalt des Quentin Massys, den wir namentlich nach seinen großen Bildern in Brüssel und Antwerpen beurteilen, steht noch gar nicht fest. Daß die schöne „Kreuzigung" und die beiden Carstenjenschen Flügel „Jugendbilder" von ihm seien, erscheint als eine Annahme, die wohl viel Ansprechendes hat, aber noch der Bestätigung bedarf. Auch das bedeutende Bildnis eines Geistlichen, beim Fürsten Liechtenstein in Wien, könnte sich eines Tages als ein Werk Gerhard Davids herausstellen. Die Beweiskette entbehrt in allen diesen Fällen des völlig überzeugenden Zusammenschlusses. Der Charakterkopf im Profil, der ihm zugeschrieben war, wird wohl auf den Meister von Flemalle zurückzuführen sein. An Massys schließen sich seine beiden Söhne, Cornelis und Jan, dann der aus Dinant stammende Patenier und endlich der Meister des „Todes der Maria" (Joos von Cleve) an. Unter seinem Einfluß steht auch Herri met de Bles aus Bouvignes. Über Mabuses frühe Zeit, da er noch in der Nachahmung der italienischen Weise verhärtet war, befindet man sich noch sehr im unklaren. Der sog. Meister der weiblichen Halbfiguren, den Wickhoff kürzlich (im „Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen", Wien 1901)

mit Jean Clouet zu identifizieren gesucht hat, war sehr gut vertreten. Dierick Vellert dagegen, der Meister mit dem Stern, den Glück (ebendort) wieder ausgegraben hat, fehlte. Auch Hemessen konnte man hier nicht kennen lernen, während der aus Holland eingewanderte Peter Brueghel der Ältere vortrefflich vertreten war.

Brüssel wurde um diese Zeit von Bernhard van Orley beherrscht, an den sich Jan van Coninxlo der Ältere und der unbedeutende Meister der „Magdalenenlegende" anschließen. Mit Rillaer in Löwen und Bellegambe in Douai kann die Aufzählung der Künstler dieses Kreises beschlossen werden.

In Holland dagegen begegnen wir Gestalten von viel stärker ausgeprägter Eigenart. Voran steht Geertgen tot Sint Jans, von dem das Berliner Museum auf der Ausstellung den köstlichen kleinen „Johannes der Täufer in der Einöde" erworben hat. Auf Hieronymus Bosch scheint mir das Bildnis eines hageren bartlosen Mannes aus der Harrachschen Sammlung (Nr. 232 der Ausstellung) zurückzuführen zu sein, das sich durch seine feine stille Charakteristik und eine vortreffliche Harmonie des Tones auszeichnete. Einen dritten bemerkenswerten Meister, Jan Mostaert von Haarlem, der um 1510 tätig war, hat erst die Fortsetzung der jüngsten Zeit (Glück in der „Zeitschrift für bildende Kunst" 1896 und Benoit in der „Gazette des Beaux-Arts" 1899, Bd. I) wieder aufgefunden; daß das Oultremontsche „Triptychon" in Brüssel von demselben Meister herrühre, der die feinen Bildnisse gemalt, ist freilich kaum glaublich: es wird wohl von einem Schüler ausgeführt sein. Stärker von der Renaissancerichtung berührt sind schon Jakob von Amsterdam, Cornelis Engelbrechtsen und dessen Schüler Lukas von Leiden. Die Utrechter Schule fehlte ganz auf der Ausstellung.

Blickt man zurück auf die Fülle scharf ausgeprägter Künstlerpersönlichkeiten, welche dieses glanzvolle Jahrhundert der niederländischen Malerei belebt haben, so gewahrt man, welch große Fortschritte die Forschung während der letzten 25 Jahre, sowohl in Bezug auf die Feststellung der einzelnen Künstler, wie deren Zusammenhänge unter sich, gemacht hat. Nicht mehr, wie zu den Zeiten von Crowe und Cavalcaselle und Springer, sind wir auf einige wenige, dazu noch sehr ungenau umschriebene Kollektivnamen angewiesen, sondern feste Punkte bestehen nunmehr in genügender Zahl, an die sich das Gleichartige wie Verwandtes mit Notwendigkeit anschließt. Immerhin läßt sich nicht verkennen, daß noch Vieles für eine genauere und fruchtbringendere Ergründung, die jedenfalls nicht lange auf sich warten lassen wird, vorbehalten geblieben ist: so die nähere Bestimmung zahlreicher bedeutender Werke, die sich den bestehenden Gruppen nicht haben einreihen lassen; die Auffindung von Werken, nach denen wir uns eine Vorstellung von dem Wesen jener hervorragenden Künstler machen können, von denen uns zur Zeit allein der Name überliefert ist; endlich die genauere Feststellung der örtlichen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Meistern. Wenn in Vorstehendem einige Fragen geäußert worden sind, welche dem bedächtigen Forscher als zu wenig begründet erscheinen, so möge zur Entschuldigung dienen, daß es sich hierbei um herrenloses Gut handelt, das seiner Bestimmung besser zugeführt wird, wenn man es in irgend welcher Richtung zu nutzen sucht, statt es unverwendet daliegen zu lassen.

Emile Zola.

Von

E. Platzhoff-Lejeune.

Als vor einem Jahre die Blätter Europas den Tod Emile Zolas unter den bekannten Umständen meldeten, als man erfuhr, daß der Dichter an den Gasen seines Kamins erstickt sei, sein Hund aber die Gefahr glücklich überstanden habe, da erfaßte alle ernsten und ehrlichen Menschen ein Gefühl hochachtungsvoller Trauer und tiefen Mitleids. Und doch: warum mischte sich in diesen Ausdruck der Verehrung ein beklemmendes Gefühl, das Zurückhaltung gebietet? Wie kommt es, daß Zolas Verurteiler ihn nicht völlig zu beschmutzen, daß seine Bewunderer ihn nicht völlig reinzuwaschen vermögen? Diesem Problem nach seiner literarisch-ästhetischen und nach seiner psychologisch-persönlichen Seite nachzugehen, wird hier unsere Aufgabe sein.

I. Das Werk des Dichters.

Wer kannte vor dreißig Jahren Emile Zola? Wer wußte von dem jungen Schriftsteller viel vor dem Ende der siebziger Jahre, als endlich „L'Assommoir" ihn zum berühmten Manne machte? Ganz erstaunt entdeckte das Publikum, daß es den siebenten Band eines Zyklus in Händen hielt, daß Zola außerdem schon ein halbes Dutzend Novellenbände und kritischer Schriften veröffentlicht hatte. Und wie es oft geht, strahlte der neue Ruhm rückwärts in das Dunkel der ersten Versuche.

„Contes à Ninon" war Zolas erstes Buch im Jahre 1864. Lobte man in späteren Jahren seine Erstlinge, so bemerkte er wohl achselzuckend, man fände auch in seinen Schulaufsätzen wertvolle Sachen. Können wir heute auch nicht ganz so hart sein, als der eigene Vater, so geben wir doch gerne zu, daß die beiden Ninonbände „Les Mystères de Marseille", „La Confession de Claude", „Thérèse Raquin", „Madeleine Férat", „Le Capitaine Burle", „Naïs Micoulin", und wie die Bändchen alle heißen — das Diminutiv ist noch am Platze — mit Recht nicht bekannter geworden sind. Sie bilden gleichwohl auch heute noch eine Zuflucht für alle, die dem Dichter in seiner Ent-

wicklung nicht zu folgen mögen und von dem unerbittlichen Realisten an den romantischen Sänger der Liebe appellieren.

Schlecht waren übrigens diese Erstlinge keineswegs, nur konnten andere das auch und so drangen sie nicht durch. Mit lächelndem Erstaunen lesen wir heute nach „Nana“ und „La Terre“, nach „Lourdes“ und „Fécondité“; diese ersten Ergüsse eines zum frohen Lebenskampfe ausziehenden Jünglings, das Schmachten am Bachesufer, die Schmeichelworte an die Geliebte, die gut-erzählte Tiergeschichte oder sonst ein episodisches, zur Novelle geschickt geformtes Ereignis. Man empfängt sonderbarerweise gar nicht den Eindruck, als habe der Mann etwas zu sagen. Man versteht nicht die großen Worte in den Vorreden, wo es heißt, er wolle seine „Überzeugungen den andern in den Rachen stoßen,“ die ganze „Menschheit auf einer weißen Seite unterbringen“ und „ein der Arche gleiches Werk bauen“. Mit der Zeit werden die Andeutungen verständlicher. Die Kunst ist im Leben, nicht anderswo, heißt es nun, Kunstwerke sind nur Argumente im ewigen Streit um das Schöne. Man könne alles sagen und alles schreiben; im Drama, im Roman, überall solle die Wahrheit sein. Schon im Jahre 1870 wurde das Wort gesprochen, das der naturalistischen Bewegung zum Schlachtruf diente, das die Freunde Zolas an seinem Grabe betonten, das den Titel seines letzten Buches bildet. Doch was ist Wahrheit? Der händewaschende Pilatus dachte sich gewiß etwas ganz anderes darunter, als der Pariser Journalist, der nach zehnjähriger „Zwangsarbeit am glühenden Ofen des Journalismus“ seiner Ninon schreibt: „Unsere verliebten Pfade verließ ich ... und schlug die graue, staubige Landstraße ein ... ich gestehe, daß ich neugierig bei den krepierten Hunden ... stillestand.“ Man schließe daraus nicht, die Wahrheit sei für Zola das Häßliche, sie ist einstweilen nur die Mitberücksichtigung des Häßlichen neben dem Schönen.

Dann lüftet er den Schleier der Maja an einem anderen Zipfel. Wir finden unter seinen Plänen aus der frühesten Zeit einen Gedichtzyklus: Rodolphe (Hölle), Aérienne (Fegefeuer), Paola (Himmel) unter dem gemeinsamen Titel einer Komödie der Liebe. Zur Wahrheit gehört die Ausführlichkeit, die breite Entwicklung eines Daseins durch verschiedene Stadien hindurch zum guten oder bösen Abschluß. Kaum ist der Plan dieser Trilogie festgelegt, so wird ein neuer entworfen, ein kosmologisches Gedicht, eine Art Genesis in zwei Teilen, zu deren Ausführung es nicht kam. Bald darauf erklärt er, sein „Geburt der Venus“ betiteltes Poem werde „nach den letzten Ergebnissen der Wissenschaft“ verfaßt. Wahrheit ist Wissenschaft. Die Kunst muß zur Exaktheit der Naturforschung gelangen. Taine hatte ja schon acht Jahre früher die Parole von der gleich Vitriol und Zucker analysierbaren Tugend ausgegeben; Zola baut das neue Evangelium in seiner Weise aus, negativ in seinem „Mes Haines“ und „Les Romanciers contemporains“ betitelten Bänden polemischer Kritik, positiv in seinem „Roman expérimental“ den „Soirées de Médan“ und drei anderen Bänden.

Claude Bernard muß dem jungen Ästhetiker mit seiner „Einführung in das Studium der experimentalen Medizin“ herhalten. „Der Romanschrift-

steller ist Beobachter und Experimentator. Der Beobachter gibt die geschauten Tatsachen wieder, fixiert den Ausgangspunkt und umschreibt das feste Gebiet, auf dem sich die Personen bewegen, die Erscheinungen sich entwickeln. Dann kommt der Experimentator und beginnt das Experiment, d. h. er läßt in einem bestimmten Rahmen die Personen sich bewegen, um zu zeigen, daß die Abfolge der Tatsachen den deterministischen Forderungen der studierten Erscheinungen entspricht." („Le Roman expérimental", p. 7.) In diesem Stile geht es einige hundert Seiten fort; es wäre schon des Guten zu viel, wenn der Dichter wirklich seine Praxis nach der Theorie eingerichtet hätte; beinahe läßt sich das Gegenteil, wie wir noch sehen werden, beweisen.

Der Experimentator ist der Untersuchungsrichter der Natur, meinte Claude Bernard; und Zola fügte hinzu: Der Romanschriftsteller ist der Untersuchungsrichter der Menschen und ihrer Leidenschaften. „Mit unseren Beobachtungen und Erfahrungen setzen wir das Geschäft des Physiologen fort, der selbst wieder auf dem Physiker und Chemiker fußt." Es versteht sich von selbst, daß die Analogie nun bis ins einzelne durchgeführt wird. — Jedes Zeitalter, meint Zola, hat eine seinen wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprechende Literatur, die es verdient. Die Klassik und Romantik hatte die Scholastik(?) und die Theologie zur Voraussetzung; auf dem Grunde unserer Naturwissenschaft muß sich eine wissenschaftliche Literatur erbauen lassen. Der natürliche Mensch in der Abhängigkeit von seinem Willen, seinem Körper, den physisch-chemischen Gesetzen aller Art muß Gegenstand ausschließlicher Betrachtung werden. Weg mit dem Popanz des „metaphysischen Menschen", dieses blutlosen Abstraktums vergangener Zeiten. Ja, er versteigt sich zu dem sonderbaren Satze in „l'Œuvre", der Psychologe sei ein Verräter an der Wahrheit; insofern nämlich, als hier nur der halbe Mensch zur Geltung komme; als die Seele vom Körper losgelöst und folglich in gänzlich falschem Lichte erscheine.

„Wir lehren die bittere Lebenswissenschaft, wir geben die hohe Lektion der Wirklichkeit." Weniger hochtrabend als in dem theoretischen Werk legt Zola dem Schriftsteller in „l'Œuvre" sein eigenes Wollen naiv in den Mund, wenn er ihn sprechen läßt von „dem neuen Studium des physiologischen Menschen, der Hauptrolle, die das Milieu zu spielen hat, von der ewig neuschaffenden Natur, von dem gesamten, universalen Leben, das vom einen Ende der Tierheit zum andern läuft, ohne Oben und Unten, ohne Schönheit noch Häßlichkeit". Weiterhin „von den gewagten Wendungen, von der Überzeugung, daß alles gesagt werden muß, daß es scheußliche, wie glühende Eisen notwendige Worte gibt, daß eine Sprache in diesem Kraftbade sich bereichert. Den sexuellen Akt nicht zu vergessen, den Ursprung und die ständige Vollendung des Weltlaufs, frei von der Scham, in die man ihn hüllte, neueingesetzt in seine Rechte am hellen Tageslicht."

Besser kann man in der Tat das Zolasche Unternehmen nicht charakterisieren. So wird die Kunst zu einer wissenschaftlichen Versuchsstation, einer Beispielsammlung für medizinische Theorien. Die so eröffnete Enquete dient zur Fundamentierung der Soziologie und zur Bestätigung ihrer Gesetze. Zola war ja nicht der erste, der jene Bahn beschritt. Balzac, der ihm erst sehr

langweilig vorkam, hatte schon soziologische Beobachtungen im gleichen Geist und Umfang angestellt; Flaubert hatte dann die realistische Treue bis zu einem Extrem getrieben, von dem sich Zola, der Meister des Realismus, schon wieder weit entfernt hat; Stendhal, den Zola nur wenig zu kennen scheint, war ebenfalls ein Bahnbrecher, dem erst die letzten zwei Jahrzehnte nach seiner Prophezeiung Gerechtigkeit widerfahren ließen. Daß der Soziolog der Rougon-Macquart außer Scott, Victor Hugo, den Goncourt, auch Musset dankbar unter seinen Meistern nennt, versteht nur der Leser seiner Erstlingswerke, die allerdings diesen Einfluß nicht verleugnen. Hat doch auch Flaubert einmal für seinen Antipoden Hugo anbetend geschwärmt. Wie er, befreite sich Zola bald von dieser Bevormundung durch die Tradition.

„Madeleine Férat" führt uns schon nach ganz anderen Richtungen. Die ärztliche Beobachtung, daß Kinder aus unglücklichen Ehen gelegentlich der ersten Geliebten des Vaters gleichen, hat Ibsen schon umgekehrt in der „Frau vom Meer" einfließen lassen; Zola macht in „Madeleine Férat" daraus einen tragischen Familienkonflikt und gibt zahlreichen Nachahmern das böse Beispiel der Stempelung eines ganz seltenen Falles zum typischen Alltagsereignis, das den Spießbürger verblüffen soll. Auch in der „Curée", dem zweiten Roman der Serie, finden sich außer- und unnatürliche Geschehnisse meist sexueller Art in bedenklicher Häufung, obwohl man törichterweise geglaubt hatte, der Höhepunkt sei mit dem Drama „Thérèse Raquin" schon erreicht. „La Curée" erregte auch tatsächlich einiges Aufsehen. Andere hätten sich mit dem Erfolg von fünf Auflagen befriedigt erklärt. Zola fand ihn erbärmlich und schrieb weiter, einen Band im Jahre. Die vier nächsten Teile der „sozialen und Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich" zogen gar nicht, obwohl sich darunter „Le Ventre de Paris" und „La Faute de l'Abbé Mouret" befanden, jenes vom Dichter sehr hochgestellt und gleich der „Curée" in Erwartung eines durchschlagenden Erfolges geschrieben, dieses mit Recht als eines der mächtigsten und dichterischsten Werke Zolas berühmt. Erst 1877 kam der, wie alles lange Erwartete völlig unerwartete, Riesenerfolg des „Assommoir". Diesmal hatte es eingeschlagen. In sechs Jahren waren 90000 Exemplare verkauft, bis heute sind 140000 abgesetzt. Die Kritik tobte, und Zola war glücklich; lieber ein Sturm, als ein gnädiges, gleichgültiges Lächeln. Nicht jeder zwar hätte den Sturm der Presse überstanden, aus deren Protesten nur folgende Ausdrücke genannt seien: „Lumpensammler", „Mistfink", „Grubenleerer", „verschlammter Herkules", „Büffel des Naturalismus", „Meister des Augiasstalles" („er brachte sogar noch Schmutz mit hinzu"), „Buffon des neunzehnten Jahrhunderts" — also Verfasser einer Geschichte des „Tierreichs". Man griff zu den früheren Bänden und definierte das noch unvollendete Werk „pessimistisches Epos der menschlichen Tierheit". „Wie bei einem zeitgenössischen Maler lasse sich jedes Menschenantlitz bei ihm in den Tiertypus zurückverwandeln." Man erzählte sich von diesem „apokalyptischen Naturalisten" die haarsträubendsten Dinge und schrieb ihm alle die Laster zu, auf deren Schilderung er so großen Fleiß verwandt hatte. Naturgemäß waren die Empfindungen des maßlos Angegriffenen geteilt zwischen der heimlichen Freude über den endlichen Triumph und dem

zornigen Schmerz über die Beschimpfungen. „Daß man zornig wurde, begriff er; nur hätte man über seine Kühnheit sich ereifern sollen, nicht über die einfältigen Schmutzigkeiten, die man ihm zur Last legte. Die Form ärgert sie bei mir, der geschriebene Satz, das Bild, der Stil: die Bourgeoisie krepiert vor Wut.“ Dieses Selbstbekenntnis vermochte der im „l'Œuvre“ hinter dem Schriftsteller Sandoz versteckte Dichter neun Jahre später nicht zu unterdrücken. Und er hatte recht: die beiden Faktoren, der persönliche und der ästhetische, hatten den Sturm heraufbeschworen und die Schlacht eröffnet, nachdem die Parole des Naturalismus schon im Vorwort der „Thérèse Raquin“ ausgegeben war. Man bekämpfe den Naturalisten Zola, der mit diesem neuen Beiwort den Fortschritt im Hinblick auf die Realisten Balzac, Flaubert, Goncourt andeuten wollte. Worin bestand dieser Fortschritt und inwiefern war Zola Naturalist?

Vor Zola war man der Meinung gewesen, daß die Wahl modern-französischer Stoffe (Balzac), die exakte Rekonstruktion des jeweiligen Milieus den Realismus ausmache. Zola hatte zunächst die Wahl eines exotischen Milieus wie das „Carthago“ Flauberts verworfen, und im Unterschiede zu Balzac den Hauptwert auf die Realistik des Gesprächs verlegt. Im Dialog durfte kein Wort vorkommen, das nicht der Anschauungsweise und dem Bildungsniveau der redenden Person genau entspräche. Die Beschreibung bei Balzac war immer noch ein Monolog des Dichters; bei Zola sollten womöglich nur die handelnden Personen das Wort haben, obschon er auf die Beschreibungen immer ein noch großes Gewicht legte. Die Natur sollte reden, nicht nur die Wirklichkeit. Jede Rücksicht sollte fallen, die elementaren Triebe suchten sich den ungescheutesten adäquatesten Ausdruck in den einfachsten und derbsten Worten. Zola glaubte diesen Eindruck der Wirklichkeit noch dadurch zu erhöhen, daß er auch außerhalb des Dialogs, als beschreibender Dichter, in dem gleichen saftigen und mehr als derben Stil fortschrieb. Zweifellos ein großer Irrtum. Er hat damit auf ein wertvolles stilistisches Kontrastmittel verzichtet und sich dem wohlbegründeten Verdacht ausgesetzt, als schriebe er seinen ungehobelten Stil nicht zum Zweck der Charakteristik, sondern — aus Bequemlichkeit!

Jahrzehntelang hat man in Zola nur die naturalistische Seite gesehen; seit fünf Jahren findet man ihn romantisch. Das Nebeneinander und Ineinander beider Elemente ist für ihn, wie für Flaubert, das Charakteristikum seiner Kunst.

Gewiß ist Zola Naturalist. Für „La Curée“ besuchte er Wagenfabriken und Treibhäuser; für „Le Ventre de Paris“ lief er zu allen Tageszeiten in den Markthallen umher. „La Faute de l'Abbé Mouret“ veranlaßte ihn zum Studium spanischer Jesuitenbücher und zum Besuch zahlloser Messen. Für „Germinal“ fuhr er in die Bergwerke, für „Une Page d'amour“ verbrachte er mehrere Stunden auf dem Notre-Dame-Turm im Gewitter. „La Bête humaine“ zwang ihn zu Fahrten auf der Lokomotive, „Rome“ zur Reise nach Italien, „Nana“ zum Besuch der Bordelle, Theater und Wettrennen, „La Débâcle“ zum Studium der Kriegsschauplätze, „Au Bonheur des Dames“ zur Besichtigung der Modegeschäfte, „L'Assommoir“ zum Verweilen in Wasch-

häusern, Kneipen, Fabriken und Spitälern. Mit dem Notizbuch in der Hand fragte er die Polizisten und Wärter, die Geschäftsleute und Modistinnen, die Offiziere und Bergleute, die Maler und Sticker aus, notierte ihre Bemerkungen, ihre Klagen, ihre technischen Ausdrücke. Er zeichnete Situationspläne von Häusern und Feldern; er legte Personalakten für eine jede seiner Personen an mit endlosen Beschreibungen ihres Äußeren und Inneren, ihrer ererbten und erworbenen Eigenschaften, ihrer wirklichen und möglichen Handlungen.

Wenn nun die Farbe doch nicht echt, die Beschreibung nicht wahr, die Handlung nicht möglich wäre? Und sie war es nicht. „Wir sind die widerwilligen Söhne der Romantik," schreibt er einmal; „keine noch so realistische Wäsche bringt diesen Flecken weg." Er hatte richtig empfunden. Das Tragische war nur, daß er nicht wußte, wo bei ihm die Romantik steckte; sonst hätte er sie mit Beelzebub und allen seinen Teufeln ausgetrieben. Eben diese Tragik war wiederum sein Glück, denn ein unromantischer, rein realistischer Zola wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Es hätte ihm jede Entschuldigung, jede Verteidigung gefehlt; er wäre nie der Held geworden, als der er uns seit dem Dreyfusprozesse bis zu seinem letzten Atemzuge erschien.

Anatole France, der begeisterte Leichenredner des Dichters, antwortete einmal auf die Frage nach seinem Urteil über Zola, er lese „nur französische Bücher". Und de Amicis in seinem feinen Aufsatze über Zola (Paris, Hachette: „Souvenirs de Paris et de Londres") meint ganz einleuchtend, die Offenheit und Ungeschminktheit Zolas, seine „Hemdärmeligkeit" sei das Unfranzösische, das echt Italienische in ihm. Er hätte als zweites Moment hinzufügen können, seine Übertreibungen seien italienisch. Zola hat immer und überall übertrieben. Sein zweites, auf der Pariser Schulbank skizziertes Drama „Rollon l'Archer" begann mit den Worten: „Dies Drama umfaßt die Menschheit." In seinen Jugendwerken — und nicht nur dort — begegnet man auf Schritt und Tritt ähnlichen Hyperbeln. Er war der Meinung, daß man am besten gehört werde, wenn man laut und viel schreie; nur vergaß er, daß sich die Leute schließlich die Ohren zuhalten. „Es ist nichts mit der Bescheidenheit in Paris," meinte er einmal mit gewohnter Naivetät; „man muß die Ellenbogen gebrauchen, um vorwärtszukommen." Es ist eine alte Erfahrung, daß ein kurzes, höchst konzentriertes, mit feinster Kunst und größter Kraftanstrengung geschaffenes Werkchen viel eher Aussicht hat, der Nachwelt erhalten zu bleiben, als dickleibige Folianten. Zola war gerade der entgegengesetzten Ansicht: er baute lieber eine Pyramide, als daß er einen Edelstein schliff. Von den fünfunddreißig Bänden etwa, die er hinterließ, meint er, werde ein Dutzend wohl ihn überdauern. Und nicht nur die Menge der Bände und ihr lauter Ton, auch ihr Umfang steht einzig da in der französischen Literatur. Das Maßhalten, jenes wertvolle Erbteil der Griechen, war von jeher das Vorrecht des Franzosen. Einen Roman, eine Biographie auf dem Umfang von 350 kleinen Druckseiten vollständig zu geben, ist Deutschen, Engländern, Italienern, Russen nur ausnahmsweise möglich. Der Franzose findet sich in diese Grenzen wie selbstverständlich. Zweibändige Romane sind dort selten — Zola hat keine anderen geschrieben. Die ersten Bände der Serie bleiben zwar bei dem

üblichen Umfang; schon mit dem fünften schwellen sie an, bis sie mit „Rome“ einen Umfang erreichen, der bei dem sonst üblichen französischen Format, Druck und Papier 4 Bänden gleichkommt.

Die Übertreibung war jedoch vor allem qualitativ und in dieser Form verleugnet sie den Realismus vollständig. Nachdem Zola sein naturalistisches Evangelium gepredigt und den Leser mit seitenlangen Beschreibungen ermüdet und verstimmt hat, geht plötzlich — nicht seine Phantasie, denn er hatte keine — seine Leidenschaft mit ihm durch, und nun folgen die wundervollen Beschreibungen, in denen er als unerreichter Meister dasteht, die aber mit der Wirklichkeit nichts mehr gemein haben. Ein Beispiel: Lange Jahre im voraus plante Zola die berühmte Szene der Selbstverbrennung des alten Alkoholikers im „Docteur Pascal“, eine der gelungensten Schilderungen aus seiner Feder. Als die Verwandten erscheinen, finden sie nur noch ein Häuflein Asche am Fußboden. Ich weiß nicht, ob Zola das Experiment der Verbrennung eines sich im Schlafe mit seiner Pfeife anzündenden Alkoholikers gemacht hat — er wäre seiner Theorie nach dazu verpflichtet gewesen —; sicher aber ist, daß das Ergebnis ein anderes sein würde, als das von Zola geschilderte. Ähnlich ist es mit allen den prachtvollen Episoden, deren jedes seiner Werke mehrere enthält: der Boden der Wirklichkeit ist völlig verlassen. Sie sind nur um diesen Preis möglich; sie sind zurechtgemacht, konstruiert, aber nicht geschaut, noch beobachtet. Man halte doch Zola nicht für einen großen Beobachter. Kleine Züge hier und da sind zweifellos erlebt und nachgezeichnet, große Geschehnisse aber sind bei ihm stets aus dem aufgeschichteten Material kombiniert und dann im Glutofen der Komposition zusammengeschweißt.

Flaubert war ein ganz anderer Fanatiker der Wahrheit. Er brauchte in angestrengter Arbeit ein Leben zur Abfassung seiner 6 Bände; dafür ist alles wahr, dafür lebt bei ihm jede Person durch ihre vollendete Charakteristik. Zola hatte gar keine Zeit zu solcher Kleinarbeit. Wenn man Pyramiden baut, behaut man nicht jeden Block wie eine Statue; wenn man Fresken und Dekorationen malt, studiert man nur den Gesamteffekt auf die Entfernung. Ferdinand Fabre, ein Spezialist für Kulturschilderungen aus dem Leben der katholischen Kirche und Geistlichkeit, wurde eines Tages von Zola gebeten, ihm „ein paar Angaben“ über dieses Gebiet zu machen, die er in seinem „Rêve“ verwerten wolle. Fabre lächelte, wie ein Romanist lächeln würde, wenn ein Engländer ihn bäte, ihm in ein paar Lehrstunden das Französische beizubringen. Er empfahl Zola ein populäres Werkchen, eine „Eselsbrücke“ elementarster Art. Zola merkte die Ironie nicht, wie er überhaupt für das Komische wenig Empfindung hatte und sagte Fabre nach einigen Tagen: „Sie haben mir ein ausgezeichnetes Buch empfohlen; ich fand darin alles, was ich brauchte.“ Auch Flaubert, der Gelehrte, hätte über solche Flüchtigkeiten gelächelt und über solchen Leichtsinn gescholten.

Nein, Zola ist kein gründlicher Beobachter, er ist in der Charakteristik schwach und oberflächlich. Schon Dickens pflegte seine Personen durch eine kleine, lächerliche Äußerlichkeit zu „charakterisieren“, deren ständige, leitmotivartige Wiederholung ihn jeder gründlicheren Seelenschilderung überhob. Auch Zola begnügt sich mit der französisch sogenannten „Psychologie der besonderen

Merkmale" und verzichtet auf jede Individualisierung. Seine Menschen sind schattenhaft und sehen einander ähnlich, weil sie alle von den gleichen elementaren Mächten bewegt und auf die gleichen, elementaren Äußerungen reduziert sind. Was kann man viel zur Charakteristik einer Kuh sagen? Sie frißt viel oder wenig, sie brüllt schwach oder stark, sie läuft schnell oder langsam, sie ist stark oder schwach. Viel mehr erfahren wir von Zolas Menschen auch nicht: Sie sind heftig oder sanft, eitel oder schmutzig, brünstig oder kalt, schwärmerisch oder trocken. Da es sich meist um Menschen aus dem Volke oder um wenig individualisierte, hohe Herrschaften handelt, fällt dieser Mangel recht so sehr auf. Das starkentwickelte Triebleben, die heftigen Affekte entschädigen ein wenig für die Vernachlässigung aller feineren Regungen geistiger und seelischer Art. Zola legt ja großen Wert auf die Naturhaftigkeit seiner Geschöpfe, aber er übersah wohl mit Nietzsche, daß dieser Rückgang von der Kultur zur Natur, von der Kompliziertheit des Geisteslebens zur Einfachheit instinktiver Regungen über das Ziel hinausschießt und nicht nur die Abstellung eines Übelstandes, sondern den Verzicht auf eine Errungenschaft bedeutet. Für geistige Größe hatte er wenig Sinn, wie folgende Stelle aus dem an programmatischen Geständnissen überreichen „Œuvre" beweisen kann: „Den Menschen, wie er ist, studieren, nicht den alten metaphysischen Hanswurst, sondern den physiologischen, durch das Milieu bestimmten Menschen, der dem freien Spiel seiner Organe gehorcht. Eine Posse ist dieses ewige, einseitige Studium der Gehirnfunktion unter dem Vorwande, es sei das vornehmste Organ. Das Denken, Donnerwetter, . . . ist doch ein Erzeugnis des ganzen Körpers. Laßt doch ein Gehirn allein denken und seht zu, was aus seiner Vornehmheit wird, wenn der Bauch krank ist. Wir wären Positivisten, Evolutionisten und hielten uns dabei an den literarischen Hampelmann der Klassiker, wir wickelten weiterhin das wirre Knäuel der reinen Vernunft ab?"

Man glaubt Nietzsche oder die modernen Psychophysiker zu hören, und da das Problem Zola hier in die großen Probleme der „guten Natur" und der geistleiblichen Einheit einmündet, dürfen wir wohl den Faden abschneiden, der beide verbindet, um uns zum Ausgangspunkt zurückzuwenden.

Daß Zola im Volke beliebt ist, verdankt er dieser Vereinfachung seiner Menschen, dieser Betonung des unbewußten Triebleben, dieser Verherrlichung der Instinkte auf Kosten ihrer gewollten Zähmung und bewußten Vergeistigung. Das Elementare ist nur auf der untersten Bildungsstufe möglich; der Reiz aller Bauern- und Volkserzählungen ist eben das Zur-Geltung-Kommen der Affekte in ihren meist tragischen Wirkungen. Aus seiner Schilderung aber ein Kunstprogramm ohne Einschränkung zu machen und es als eine Neuheit urbi et orbi zu verkünden, ist doch nur bei völliger Verkennung des Umstandes möglich, daß die Kulturmenschheit vom Elementaren herkommt und also wohl einigen Grund hatte, es zu verlassen. Das ganze ausführliche und beharrliche Theoretisieren Zolas wie das der meisten Dichter, ist darum so töricht, weil sie, pro domo redend, zur Rechtfertigung ihrer eigentümlichen Begabung ein Gesetz erlassen, das nur für sie gilt. Ihre Begabung bedarf einer solchen Weihe nicht, sie rechtfertigt sich durch ihr Dasein; für andere aber ist sie nicht

minder überflüssig, denn sie läßt sich der ihnen verliehenen Eigenart nun einmal nicht anpassen. Darum gingen wir so schnell über den Theoretiker Zola hinweg und fassen nun einzig seine Praxis ins Auge, die sich mit der reifenden Persönlichkeit des Dichters langsam ändert und zu seinen eigenen Theorien nicht mehr stimmen will.

Unter den vom Dichter bevorzugten elementaren Trieben nimmt der sexuelle die erste Stelle ein. Es geht dauernd doch nicht an, Zola der Pornographie zu bezichtigen, noch auch, ihm Perversität der eigenen Sexualität vorzuwerfen. Aber es war natürlich, daß Zola bei seiner Betonung des Werdens und Fortschreitens, des körperlichen Bedingtseins geistiger Zustände, bei seinem Drang nach ungeschminkter Wahrheit und seinem Postulat, daß alles gesagt werden könne, die sexuelle Frage in einer oft peinlichen Weise in den Vordergrund stellte. Leider verdanken seine Bücher vorwiegend diesem Umstand ihren Riesenabsatz. „Nana", die Psychologie der Maitresse, kommt mit einer Auflage von 180000 unmittelbar nach „La Débâcle" mit 197000 Exemplaren. Es folgen in bezeichnender Reihenfolge Lourdes (145000), „L'Assommoir" (135000), „La Terre" (115000), Rome (100000), „Germinal" (95000) u. s. w. So gute Sachen wie „Le Ventre de Paris" und „La Faute de l'Abbé Mouret" rangieren erst an achtzehnter und sechzehnter Stelle. Zola mochte das bedauert haben, tröstet sich aber bald, denn hatte er nicht sein Ziel erreicht und den Geschlechtsakt wieder auf den Thron gesetzt? Ob er dabei wohl bedachte, wie vieles Üble neben einigem Guten diese Methode hatte? Ob er sich vorstellte, daß auf zehn Leser, die durch seine Bücher zu einer gesunderen Auffassung geschlechtlicher Dinge gelangten, tausend kamen, die er irreführte, deren Denken und Handeln er verdarb?

Worin liegt denn nun die Größe dieses eigenartigen Mannes, der schlecht beobachtet, schlecht charakterisiert und häßliche Dinge erzählt? Das ist das Erstaunliche: dieser Mann, der Personen so wenig lebendig zu machen wußte, verstand es meisterhaft, die leblosen Dinge zu gewaltigen persönlichen Mächten zu gestalten. Barbarenvölker, sowie Kulturmenschen auf der ersten Entwicklungsstufe, Kinder und ungebildete Menschen können sich die Naturkräfte nur personifiziert vorstellen. Das Volkskind Zola teilte diese Anschauung, war aber begabt und kultiviert genug, um diese personifizierte Natur zur Kunst werden zu lassen. Das Bergwerk, die Börse, das Modegeschäft, die Lokomotive, das Schlachtfeld, der Garten werden für ihn zu beseelten Organismen, die an dem menschlichen Geschick als gütige oder feindliche Götter teilnehmen, die mitjauchzen und mitleiden, die den Menschen gehorchen oder ihn zermalmen. Zola gelangt zu seinen übertriebenen Massenwirkungen nur dadurch, daß er die ganze belebte und unbelebte Natur in die Handlung mit einbezog, daß er aus Millionen menschlicher und tierischer Individuen einen einzigen Organismus zu machen verstand, dessen gigantisches Geschick den ganzen Erdball erschüttert. Er hat die Menschen in sein Milieu hineinstellen wollen, aber die Wellen des Milieu schlagen über dem Haupte des winzigen Menschleins zusammen, bis es nur zu einem Pünktchen im All wird. Zola erzählt keine menschlichen Geschichten; seine Personen sind nur

Sprecher für das Naturganze, für den Wirklichkeitskreis, den er beschreibt. Keiner hat es vor Zola, noch hat es einer nach ihm verstanden, solche Massen in Bewegung zu setzen, solche Ungeheuer interessant und bedeutend zu machen, mit einem solchen Riesenapparat eine einheitliche, einfache Wirkung zu erzielen. Die Einzelperson ist so wertlos und uninteressant, wie die Schraube an einer Maschine; aber sie dienen beide als notwendige Teile dem Ganzen. Das war es, was ich vorhin die Übertreibung nannte: das gewaltsame Hinaufschrauben der Wirkungen, das Hinweggehen über den Menschen, ja über die Menschheit zur Schilderung des Naturlebens in seinem weitesten Umfang. So ist Zolas Kunst eine übermenschliche Kunst. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist leider nur ein Schritt, und so kann es nicht erstaunen, daß dem Dichter dieses Aufgebot an Massen nicht immer geglückt ist. In dem Bestreben, an irgend einem menschlichen Erlebnis den ganzen Erdball teilnehmen zu lassen, vergreift er sich wohl bei seiner Unempfindlichkeit für das Komische in den Wirkungen und erinnert an den sich aufblasenden Frosch, der schließlich doch nicht über seine Froschnatur hinauskonnte und elend zerplatzte. Ein Mensch vermag nichts Übermenschliches, und Übertreibung ist noch keine Erhabenheit; aber soweit sich in der Erzielung künstlerischer Wirkungen gehen ließ, soweit ging der Menschheitsdichter Zola. Wenn ich ihm vorhin die Phantasie absprach, die schöpferisch Charaktere schafft und Menschenschicksale verkettet, so wird ihm doch niemand jene visionäre Phantasie absprechen, die hinter den Dingen ihre Kraft, hinter dem Besonderen das Allgemeine, hinter dem Individuum den Typus sieht. Der Ausdruck „apokalyptischer" Naturalist bezieht sich auf dieses Streben, das Besondere zur Allgemeinheit, die Einzelkraft zur Naturmacht, den Einzelmenschen zum Halbgott zu erheben. Das Spiel mit biblischen Analogien hat keinen anderen Zweck, als den der typischen Erweiterung des Einzelfalls und seiner Erhebung ins Allgemeine: Archangias erinnert an den gefallenen Erzengel, der Paradou mit seinen zwei in sündiger Liebe entbrennenden Bewohnern an das Paradies; von dem Zyklus der „vier Evangelien" und der Verwendung der vier Evangelistennamen gar nicht zu reden. In dieser Heroenwelt wird der einzelne zu einem von dem unerbittlichen Fatum regierten, ohnmächtig-willenlosen Geschöpf, einem Nichts, dessen Bedeutungslosigkeit über allen Zweifel erhaben ist.

Werfen wir nun einen Rückblick auf das zwanzigbändige, innerhalb fünfundzwanzig Jahren (1868—1893) vollendete Monumentalwerk der „Rougon-Macquart", so schwebt uns die Doppelfrage auf den Lippen: was bezweckt es, und was empfand der Dichter dabei?

Zyklen von solcher Ausdehnung pflegen entweder unvollendet zu bleiben oder sich von dem ursprünglichen Plane erheblich zu entfernen. Zola gab dem elften Stücke jenen berühmten Stammbaum mit, der dann im letzten Bande nur unerhebliche Änderungen erfuhr. Der Leser sollte wissen, daß der Dichter von vornherein seinen festen Plan verfolgte und über das Ganze eine Überschau hatte. Ob eine solche wirklich möglich war, ob Zola von dem Fortgang des Zyklus und der Eigenart jedes Teils eine deutliche Vorstellung hatte, wird schwer zu sagen sein. Dagegen spricht schon, daß das auf zwölf

Bände berechnete Unternehmen zu deren zwanzig anwuchs. Aber wir hören doch, daß er Ende der siebziger Jahre seinem Besucher de Amicis schon von der Verbrennungsszene des 1893 veröffentlichten „Docteur Pascal", von der 1892 vollendeten „Débâcle" (sie sollte ursprünglich „Le soldat" heißen) zu erzählen weiß. Aber was soll nun der Stammbaum, was soll die Idee des Zyklus bedeuten?

Man hat Richard Wagners Tetralogie einmal einen „genialen Irrtum" oder gar eine „geniale Fehlgeburt" genannt. Das gleiche Wort läßt sich auf Zolas Riesenwerk jedenfalls mit größerer Berechtigung anwenden. Als Ganzes ist es unstreitig verfehlt. Zola wollte eine Beispielsammlung für wissenschaftliche Theorien liefern. Beispiele aber entnimmt man der gegebenen Wirklichkeit, zu der dichterische Fiktionen, seien sie auch noch so wirklichkeitsähnlich, nie und nimmer gehören. Das ist der große Irrtum der naturwissenschaftlichen Methode in den Geisteswissenschaften: die Natur ist nahezu eindeutig gegeben, ein Kalb mit zwei Köpfen erscheint uns allen in annähernd gleicher Weise als eine Mißgeburt; geistige Realitäten aber sind nichts Eindeutiges, sondern werden von uns nur in der Berechnung unseres Temperaments höchst verschieden wahrgenommen und beurteilt. Was in aller Welt beweist der aus Zolas Kopf entsprungene Stammbaum für den Wert der Erblichkeitstheorien? Gefällt es dem Dichter, die Laster eines Familienhaupts bis in die fünfte Generation in ihrer Erblichkeit nachzuweisen, so ist das seine Privatsache. Die Wissenschaft wird dadurch nicht im geringsten gefördert. Sie kann einem solchen Unternehmen gegenüber bestenfalls erklären: das ist möglich, kann vorkommen und ist schon vorgekommen. Aber sie lernt nichts daraus, da sie sich nur um Wirklichkeiten kümmert. Mögen auch die Personalakten eines jeden Gliedes des Stammbaums den Polizei-, Gefängnis- und Spitalarchiven entnommen sein — wir wissen, daß sie es nicht sind — so wäre doch die Kombination dieser Teile zur Einheit einer Familie dichterische Fiktion. Und gäbe auch diese Kombination Wirklichkeiten — nun, so hätten wir eben zwei identische Wirklichkeiten und die zweite bliebe überflüssig. Nie wird die Kunst zur Wissenschaft, die Wissenschaft zur Kunst werden. Die Kunst kann immer nur der Wirklichkeit nachgebildet sein, vermag ihr aber nichts vorzuschreiben und nichts zu helfen. Ganz abgesehen davon, daß der Dichter immer ein wissenschaftlicher Dilettant bleiben wird, daß seine Kenntnisse und Hypothesen immer das Lächeln des Fachmanns herausfordern werden. So ist es auch Zola ergangen, dem die Ärzte mit Recht vorgeworfen haben, daß die Erblichkeit ein viel umstritteneres, ungewisseres und selteneres Moment ist, als er es Wort haben wollte, daß der Determinismus durch die Erfahrung eben so oft bestätigt, als widerlegt wird. Nötig war ja zweifellos die endliche Befreiung von jenem falschen Idealismus, der nicht beobachtet und schildert, sondern nur schwärmt und phantasiert. Nötig war eine größere Exaktheit in der Schilderung, eine Berücksichtigung der von der Literatur bisher geflissentlich ignorierten Volksklassen. Daß alles in der Natur zum künstlerischen Vorwurf dienen kann, daß es sich nur darum handelt, die ihr innewohnende Schönheit lebendig werden zu lassen,

daß es darauf ankommt, sich dabei von der Lebenswahrheit nicht zu entfernen — wer würde diese große Errungenschaft des Realismus verkennen, wer würde leugnen, daß Zolas Größe in der praktischen Durchführung dieser Erkenntnis beruht? Nur nehme man die Dinge nicht so äußerlich und glaube, mit dem Auswendiglernen eines halben Hundert technischer Ausdrücke die Natur zur Kunst erhoben zu haben; man erhebt sie auf diesem Wege höchstens zur Langweile. Wo Zola seinen Theorien getreu blieb, wo er für die Leser seiner Romane die Akten seines Studierzimmers ausschrieb und das Ergebnis seiner Studien mitteilte, da ist er langweilig im höchsten Grad. Wo er aber seinem naturalistischen Evangelium zum Spott ans Gestalten und Beleben geht, ist er groß und einzig. — Er hatte sich übrigens eine Seitenpforte in seinem theoretischen Bau offen gelassen, durch die zu entschlüpfen ihm niemand verbieten konnte. Hat er nicht die Kunst als ein durch ein Temperament gesehenes Stück Natur definiert? Eine idealistischere Definition konnte man sich gar nicht denken. Kant, der „metaphysische Hanswurst", hatte im Grunde nichts anderes gesagt. Die Naturalisten wollten ja gerade das Temperament ausscheiden, Zola war auch ganz dieser Meinung, es gelang ihm aber zum Glück weder praktisch noch theoretisch.

In allem ist Zola zu weit gegangen: im Umfang seines Werkes, im Umfang des einzelnen Bandes, in der Beschreibung, in der Vermenschlichung wirkender Mächte, in der lokalen Färbung, in der Schilderung des Häßlichen und Unsittlichen. Eine vollständigere Reaktion gegen den falschen Idealismus läßt sich nicht denken: hier wie dort Übertreibung und in der Mitte die Wahrheit! „Für den Naturalisten ist alles gleich wichtig; niedere und höhere Funktionen schildert er mit gleicher Liebe; Könige und Bettler, Helden und Verbrecher, Engel und Bösewichter sind ihm gleich wert." In der Theorie? Vielleicht; in der Praxis keineswegs. Nur Unmenschen, Verbrecher, Lumpen existieren für ihn; nur das Laster, der Schmutz ist der Schilderung wert. Mit dieser extremen Auffassung steht der Naturalist der Wahrheit genau so fern, als der Idealist der alten Schule. Zola hatte auch eine Empfindung dafür und versuchte, nachdem er in „L'Assommoir" und „La Terre" nach Herzenslust den verborgensten Untergrund des Schlammes aufgewühlt hatte, in „Une page d'amour" und „Le Rêve" zum Himmel der Unschuld und Reinheit aufzusteigen. Man sollte doch sehen, daß er auch anders könne. Doch übertrieb er auch hier: die Engelhaftigkeit seiner Heiligen entbehrt aller Wahrscheinlichkeit und aller Berechtigung. Ja, er vergaß sich einmal auf Augenblicke, und die plötzliche Dissonanz in dieser Hirtenmusik, die sinnliche Schwüle dieser überirdischen Reinheit verstimmt oder wirkt komisch. Aufrichtigerweise hätte das naturalistische Evangelium so lauten müssen: für euch war der Mensch gut, für uns ist er schlecht; hie Engel, hie Bestie. Für euch war er Geistwesen, Aristokrat, Denker, für uns ist er Geschlechtswesen, Pöbel, Instinktmensch. Aber solche Einsichten pflegen erst der folgenden Generation zu kommen. Eine Reaktion inkarniert in ihren eigenen Augen stets die Wahrheit; erst die Nachwelt erkennt, daß sie das andere Extrem der Wahrheit darstellte. Und ob wir die Synthese darstellen oder wieder das erste Extrem eines neuen Gegensatzes zu schaffen im Begriff sind — wer vermag es zu sagen?

Das lose, um die „Rougon Macquart“ geschlungene Band ist zerrissen; was dem Dichter Hauptsache war, ist für uns nebensächlich, wenn nicht falsch. Was sich für ihn ungewollt als ein Nebeneffekt ergab: die Einzelszene, der Berufskreis, das Person gewordene Milieu ist uns wichtig und erscheint uns groß. In unserer Erinnerung verschwimmt die Handlung, verwirren sich die zahllosen Schauspieler des großen Dramas mit ihren verwickelten Intriguen, aber es bleibt in unserer Erinnerung eine Szene, eine dämonische Gestalt, das Geschöpf des Dichters, nicht das Machwerk des Kompilators. Und die große Frage, ob denn ein solches Aufgebot von Massen zur Erzielung des Gesamteindrucks von Nöten, ob die ungeheure Arbeit der Materialsammlung, des Detailstudiums ihm statt förderlich nicht vielmehr hinderlich war, drängt sich uns auf die Lippen. Wer den Mut findet, sie zu bejahen, hat die ganze Lebensarbeit des Dichters als unnützes Mühen verurteilt. Das „Stück Natur“ ist bedeutungslos, das „Temperament“ allein wertvoll geworden. Dann aber ist der Naturalismus gerichtet, und eine neue Kunst bricht an.

„Zola, der Naturalist, der Materialist, der Pessimist“, schreibt Diederich in seinem äußerst gewissenhaften, nur etwas trockenen und gar zu bevormundenden Zola-Buche [1]). Wir sahen — und Diederich leugnet es keineswegs — daß neben den Naturalisten ein Romantiker, neben den Materialisten ein Idealist getreten war. Wie steht es dagegen mit Zolas Pessimismus? Es ist völlig verkehrt, ihn als in seiner Natur begründet darzustellen. Ein Mann, der von dem Wert der natürlichen Triebe so tief überzeugt war, der die Rückkehr zur Natur und zur Wirklichkeit so energisch predigt, kann unmöglich Pessimist sein. Die ersten Mißerfolge, das Scheitern auf der Bühne, die beharrliche Gleichgültigkeit des Publikums begannen dann eine düstere Grundstimmung vorzubereiten. Aber erst das Studium des Volkselends, der Einblick in die Abgründe des Verderbens und der Not, in den Schmutz und die Sinnlosigkeit dieses elenden Daseins ließen den Pessimismus wirklich ausbrechen. „Die Nutzlosigkeit von dem allen“, klagt Hennebeau in „Germinal“; „der ewige Schmerz des Daseins. Alles nimmt ein Ende; nichts im Leben beginnt von neuem; wir müssen sterben, um Recht zu bekommen.“ Vorbei ist es mit dem Glauben an den Triumph der Wissenschaft, die alle Nöte lindern soll: „Sie versprach zu viel,“ klagt er in „l'Œuvre“. „Sie hat noch nicht alles erklärt, in hundert Jahren volles Glück noch nicht geschaffen. Das Übernatürliche gewinnt wieder Macht über uns; diese letzte Zuckung des alten Schreckgespensts der Religion war vorauszusehen.“ Aber dicht daneben und ein Jahr nach Vollendung des „Germinal“ ist zu lesen: „Wir sind kein Endziel, nur ein Übergangstypus, ein Anfang von etwas Neuem. Wir gehen dem Zeitalter der Vernunft und der verstärkten Wissenschaft entgegen.“ Diese intellektuell völlig unmotivierte, wie aus dem instinktiven Lebensdrang und Siegesoptimismus hervorgehende Wandlung findet in „l'Argent“ ihren Ausdruck und feiert in den „Les Trois Villes“ und „Les Quatre Évangiles“ ihren Triumph.

[1]) Emile Zola. Von Dr. Benno Diederich. „Biographische Volksbücher“, S. 8—10. Leipzig, Voigtländer. 1898.

Viel Neues ist über diese sechs letzten Bände nicht zu sagen. Die Schärfe der Beobachtung nimmt ab, die Häufung der Tatsachenmassen zu. Lourdes mit seinen Beschreibungen der Krankheiten und Heilungen ist noch ein echter Zola. In „Rome“ wird der Ossa auf den Pelion getürmt, aber dieses Riesenspiel vermag doch das Unvermögen des Dichters nicht zu verdecken, die römische Welt zu begreifen. Zola hatte weder historischen noch religiösen Sinn, weil er nicht abstrakt denken konnte; eine Schilderung des römischen Lebens verlangt nichts mehr und nichts weniger als diese beiden, ihm fehlenden Organe. In Paris finden wir zum erstenmal das Zukunftsprogramm des Dichters angedeutet, das die in „l'Œuvre“ eingeschlagene transzendente Wendung völlig verloren hat und an Björnsons gleichzeitiges Credo-Spera-Programm im zweiten Teile von „Über die Kraft“ gemahnt. Fruchtbarkeit, Arbeit, Wahrheit, Gerechtigkeit sind die vier Grundpfeiler der neuen Gesellschaft. Die „weiße Steinkohle“, Elektrizität genannt, vereinfacht die Betriebe und läßt die Arbeiter gesunden. Ihre Organisation wird eine Macht, die sie durch den Gewinnanteil zum Wohlstand führt. Alles wird vereinfacht und verschönert. Die Mächte rüsten ab, und der Wohlstand wird zum Reichtum, die Erde zum Paradies. Es fehlt nur noch die Flugmaschine und der lenkbare Luftballon. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit beherrschen die Welt, das goldene Zeitalter kehrt wieder... Dahin ist es mit dem Naturalisten Zola gekommen!

II. Der Dichter des Werkes.

Finden wir in dem Leben und Charakter Zolas den Schlüssel des Rätsels?

Sein Vater, ein Lombarde, Sohn eines Venetianers und einer Griechin, war ein vielgereister, tätiger, praktischer Mann. Soldat unter dem ersten Napoleon, Zivil- und Militäringenieur, Hauptmann der Fremdenlegion, schließlich in Marseille ansässig, baut er an dem dortigen Hafen und legt in Aix den berühmten „Zolakanal“ an. 1847 gestorben, hinterläßt er seine Witwe Emilie, geborene Aubert, eine Französin, und den siebenjährigen Emile. Sie wohnen erst in Aix, dann in Paris. Bei der stillen, klugen, nicht minder praktischen Mutter hatte der Knabe alle Freiheit. In der Schule ist er bald der Erste, bald der Letzte. Auf dem Gymnasium in Paris zeichnet er sich durch gute Aufsätze und schlechte Sprachbegabung aus. Im Deutschen und in Geschichte fällt er beim Abiturientenexamen durch; ein zweiter Versuch, diesmal in Marseille, mißlingt ebenfalls. So blieben ihm die Hochschulen verschlossen.

Die Jahre 1860—1862 waren die schwersten. Unter dem Glasdach im siebenten Stock einer Mietskaserne liegt er frierend im Bett, „den Araber spielend“, denn seine Kleider sind im Pfandhause. Er lebt von Brot, Kaffee, Äpfeln und Käse; dazu brät er die auf dem Dache gefangenen Sperlinge. Endlich findet er bei Hachette eine Stelle, erst als Packer, dann als Schreiber; die Abende waren eigenen Arbeiten gewidmet. Schon nach drei Jahren kündigte er und trat in die Redaktion des „Figaro“ ein, um sie nach weiteren zwei Jahren zu verlassen. Nun arbeitet er nachmittags auf Verlegerbestellung an dem Schauerroman der Geheimnisse von Marseille, morgens an der Romanform der „Thérèse Raquin“. Im folgenden Jahre ward mit Lacroix der Verlags-

vertrag für die Rougon-Macquart abgeschlossen, der ihm eine Rente sicherte, aber aus allerlei Gründen 1875 wieder gelöst und mit Charpentier neugeschlossen wurde. Von dieser Zeit an kennt das äußere Leben des Dichters kaum noch Ereignisse, wenn man vom Wechsel der Stadtwohnungen und der Erwerbung eines Landhauses absieht. Zola ist nur noch der Arbeiter seines Werkes. Über seine Ehe verlautet Widersprechendes: aus seiner gesetzlich geschlossenen sind keine Kinder hervorgegangen. Jene Ninon soll entweder die angetraute Gattin oder die Mutter einer größeren, von ihrem Vater sorgfältig erzogenen Kinderschar, gewesen sein.

Ein unendlich geduldiger, peinlich gewissenhafter, pedantisch regelmäßiger Arbeiter. Vier Arbeitsstunden am Vormittag. In dieser Zeit werden drei Druckseiten erledigt, keine Zeile zu viel oder zu wenig. Erst wird aus dem Stammbaum das Individuum gewählt und sein Milieu bestimmt: ein Säufer, eine Dirne, ein Engel. Dann werden die möglichen Situationen, in die der Held kommen kann, notiert. Wohin geht Nana? Ins Theater, auf ein Pferderennen, in ein Bordell; sie gibt Gesellschaften, nimmt Einladungen an, macht Reisen. Zola erforscht nun das seiner Nana zuerteilte Milieu bis ins einzelste. So erhält er seine Schilderungen durch Anschauung und Studium: „zwanzig Seiten Beschreibung von diesem, zwölf von jenem", heißt es in den Notizen; „was könnte sie wohl noch fertigbringen?" Nun gilt es, Abwechslung in die Masse der Geschehnisse zu bringen; jedes Kapitel muß ein von dem vorigen möglichst verschiedenes Erlebnis erzählen. Dann folgt die Einfügung der Auszüge aus wissenschaftlichen Werken (Lombroso, Lucas u. s. w.), die Benutzung persönlicher Erlebnisse mit Bekannten, die Verwertung alter Lieblingsgedanken; was sich nicht eingliedern läßt, wird für den nächsten Band aufgehoben. Eine große Rolle spielt die Namengebung der Personen, das Resultat eines mehrtägigen Adreßbuchstudiums, denn Zola ist der Meinung, daß jeder Person ein Name entspreche; er vergißt nur, daß der Zusammenhang zwischen Charakter und Name für jeden Beobachter ein anderer ist und von völlig subjektiven Empfindungen abhängt. Nun aber kommt das Schwerste, die Verbindung der Szenen zum Ganzen einer Handlung, die Verknüpfung der verschiedenen Gruppen aus dem Vorder- und Hinterhaus. Wochenlang grübelt Zola über die Herstellung dieser einem phantasiebegabten Dichter so leicht fallenden Zusammenhänge; „ich kann keine Tatsachen erfinden". Endlich gelingt auch das, und nun geht es — ans Dichten? Nein, nur an die letzte Redaktion einer Materialsammlung. In zehn Monaten ist der Band geschrieben. Keine Pause, keine Ferien. Ist die Feder beiseite gelegt, so hört auch die Gehirnarbeit sofort auf; weder am Nachmittag noch bei Nacht kommt dem Dichter der geringste gute Gedanke für sein Werk. Die Maschine ist abgestellt; am folgenden Morgen um neun Uhr drehen sich die Räder in gleichmäßiger Geschwindigkeit von neuem. Der Rest des Tages gehört Ausflügen, der Familie, der Kontrolle seiner Aktensammlung, den Korrekturbogen: die Maschine wird geputzt und ausgebessert, der Kessel gefüllt, die Asche entfernt, der Ofen neu gerichtet.

Von den siebziger Jahren an begann der Verkehr mit Flaubert an den Sonntagnachmittagen, zu denen sich auch Renan, Taine, Turgenjeff, Maupassant, Coppée, Huysmans einstellten, und von denen fast ein jeder Berichte

hinterlassen hat. Aus diesen zu zahlreichen Vereinigungen gingen die intimen Monatszusammenkünfte der vier Ausgepfiffenen: Flaubert, E. de Goncourt, Daudet, Zola (später noch Turgenjeff), hervor. Man las sich neue Sachen vor, diskutierte auch wohl über das Werk eines Dichters, Châteaubriand z. B., den Zola nicht mehr vertragen konnte. Donnerstags empfing Zola seine Bewunderer, meist jüngere und nicht immer interessante Leute. Kaum läßt sich annehmen, daß er in einer dieser Vereinigungen irgend hervortrat. Er ging mit seinen Kräften in seinem Werke auf, reiste nur „in Geschäften" und — las nichts mehr! Er war überzeugt, es werde ihm seinen Stil „verbilden"; es hätte seine Produktion zweifellos verlangsamt, schwerlich verbessert.

Zola war nichts weniger als ein gebildeter Mann. Das Deutsche, Italienische, Russische — in dem russischen „Wjésstnik Jewrópy" erschienen „Les Romanciers contemporains", durch die Zola in Frankreich erst bekannt wurde — blieben ihm fremd; weder eine Kritik noch eine Übersetzung konnte er nur annähernd würdigen; Englisch lernte er während seiner Verbannung (1899) ein wenig. Dr. Toulouse las dem Dichter Fragmente von Aymard, Pascal, Molière, Rousseau vor und fragte nach den Verfassern; Zola rät: Châteaubriand, Voltaire oder Marivaux, Abbé Prévôt, George Sand oder Victor Hugo! Einem sechzehnjährigen Gymnasiasten wären diese unglaublichen Versehen nicht passiert. „Welche Vorstellung erweckt in Ihnen der Name Pascal?" fragt der Arzt weiter. Antwort: „Lettres persanes!" Er bittet, mit Abstrakta Sätze zu bilden; Zola bekommt nichts zustande. Als man ihm in Rom Günstiges von einem Kardinal berichtet, ruft er verblüfft aus: „Es gibt also jetzt ehrenhafte Kardinäle?" Kaum kann man sich einen Begriff davon machen, wie sehr dieses Kind aus dem Volke bis ans Ende seines Lebens Naturbursche geblieben ist, wie wenig ihn die Kultur beleckt hat. Es geht so weit, daß Zola über eine Feinheit des Geruchs verfügt, die nachgewiesenermaßen nur bei primitiven Rassen sich findet.

Wie der kleine Schüler in Aix sein Pensum ohne Vergnügen, beinahe gleichgültig, aber vollständig absolviert, so arbeitet der berühmte Schriftsteller an seinen Werken. „Ein vorzüglicher Mechaniker", meint Amicis leicht ironisch; ein vorzüglicher Chemiker und Apotheker, der seine Droguen wiegt und mischt, einfüllt und durcheinanderschüttelt im täglichen Einerlei des gewohnten Handgriffs. Was er geschrieben hat, wird unbesehen gedruckt; höchstens die Korrektur erfährt leichte Änderungen. Keineswegs aus Zufriedenheit mit dem Geleisteten. „Wenn ich dir sagen könnte, in welch verzweifelter Qual (ich) arbeite) . . . . Haben diese Einfaltspinsel mich nicht hochmütig genannt? Mich, den die Unvollkommenheit meines Werkes bis in den Schlaf verfolgt, der nie die Arbeit von gestern nachsieht aus Angst, sie erbärmlich zu finden und die Kraft der Fortführung zu verlieren? Ich arbeite wie ich lebe, weil ich dazu geschaffen bin, aber wenn du glaubst, es sei ein Vergnügen? Nie bin ich zufrieden, und der große Sturz (culbute) droht immer am Ende" (L'Œuvre). So lebte dieser Arbeitsheld in der Furcht vor den Mängeln seines Werkes und der versagenden Kraft wie ein arbeitender Familienvater, der mit der drohenden Altersschwäche die Seinen der Not entgegengehen sieht. Zola hatte ja nach der materiellen Seite nichts zu fürchten, aber er wußte, daß die abnehmende Popularität

lähmend auf seine Tätigkeit wirken müsse, und daß ein des Schaffens so gewohnter Arbeiter wie er an dem untätigen Ausruhen auf den Lorbeeren zu Grunde gehen müsse. So war für ihn die Frage nach dem Versiegen der schöpferischen Kraft doch auch eine „Lebens"frage, und man versteht es wohl, daß er seine alten Bücher nicht mehr ansehen mochte, aus Besorgnis, sie besser zu finden als die neuen. Ein gütiges Schicksal hat ihm diesen Schmerz erspart. Wenn auch die letzten Bände entschieden einen Rückgang bedeuten, so hatte das Publikum doch noch nicht die Konsequenz daraus gezogen, und es bewahrte die Teilnahme an dem Schaffen Zolas ebenso lange, als es mit seinem Beifall im Anfang zurückgehalten hatte. Die Ausgleichung stellte sich somit schließlich doch noch ein.

Ein einziges Mal wurde Zola aus seinem stillen Arbeitszimmer mit den schnurrenden Katzen und schlafenden Hunden herausgerissen; einmal verließ der ungeheuerlicher Frevel und Laster angeklagte Landwirt von Médan seine Vieh- und Geflügelställe, seinen von ihm selbst bebauten Garten und seine sorgfältig gepflegten Beete: es war zur Zeit der Dreyfus-Affaire.

Man kann die Bedeutung dieses Prozesses für Frankreichs Entwicklung nicht hoch genug anschlagen. Nicht als ob die Ereignisse selbst bedeutsam genug gewesen wären, um an dem Stande der Dinge etwas zu ändern. Aber als Gradmesser der Moralität des französischen Volkes, als plötzlich sich darbietende Gelegenheit zu einem tiefen Einblick in sorgfältig verhüllte Zustände, ist er unschätzbar für den Psychologen des Völkerlebens. An diesem Schibboleth erkannte man die Geister; dieser Sturm wühlte die Grundwellen auf und brachte die edelste Tugend mit dem niedrigsten Laster in unerhört scharfer Ausprägung wahllos ans Tageslicht. Wer hatte solchen Reichtum an Opfermut und Überzeugungskühnheit, wer solche Erbärmlichkeit und Feigheit vermutet? Glücklich das Land, dem es vergönnt ist, so schwere Prüfung zu erleben und durch sie zu erfahren, auf wen es in der Stunde der Gefahr zählen kann!

Zolas Haltung im Dreyfusprozeß wurde sehr verschieden beurteilt. Eine Minorität sah darin nur einen neuen Beweis seiner Eitelkeit. Andere meinten, ein so berühmter Mann, der nichts mehr zu gewinnen und alles zu verlieren habe, könne nur aus Überzeugungstreue sich in eine so peinliche Lage bringen. Die Ängstlichen, die sich bisher vor Zola als dem leibhaftigen Teufel bekreuzigt hatten, zollten seiner „Bekehrung", nicht ohne einen vernichtenden Seitenblick auf seine Vergangenheit, den Tribut der Anerkennung. Im allgemeinen stimmte sein Auftreten die bisherigen Gegner günstiger, veranlaßte auch wohl einige zu einer wohlwollenden Revision ihres Urteils über das Werk des Dichters und trieb seine bisherigen Bewunderer zu einem wahren Paroxysmus des Entzückens.

Vielleicht wäre noch eine andere Erklärung dieses psychologisch so interessanten Falles möglich. Der Verlauf des Prozesses sprach den Menschen Zola ethisch, den Dichter ästhetisch an. Dem Verfasser der „Débâcle", der nie Soldat gewesen war, mußte es leicht sein, die Blößen des Generalstabs und des Kriegsgerichts aufzudecken. Dem auf dem Theater mehrfach ausgepfiffenen Dramatiker, dem zwei Jahrzehnte gegen den Widerspruch und die Gleichgültigkeit einer Welt auf sein Talent und seinen Erfolg trotzig vertrauenden Dichter mußte dieser einsam um sein Recht kämpfende, jüdische Hauptmann sympathisch

sein. Hat sich einmal unser Gefühl für eine Person oder Sache entschieden, wie leicht ist es dann, sie mit guten Verstandesgründen zu stützen! Dazu kam das ästhetische Moment. Hier fand der Dichter Zola, dessen große Kunst das Aufbieten und das Lebendigmachen der Massen gewesen war, einen neuen Stoff. Diesmal handelte es sich nicht darum, die Kunst Leben werden zu lassen; das Leben sollte Kunst werden. Der Stoff war gegeben: dort die organisierten Scharen einer bedeutenden Gesellschaftsklasse, die ihre Existenz bedroht sieht und bei Klerus und Volk Hilfe sucht; hier der unschuldig leidende Gefangene, der ein ganzes Land in Aufruhr bringt, um seine Ehre wiederzuerlangen. Zolas visionäre Phantasie bemächtigte sich sofort des Stoffes und entstellte ihn bis zur Unkenntlichkeit. Dreyfus wurde zum gekreuzigten Heiland, das Kriegsgericht zum Tribunal des Hohenpriesters, die Regierung zum händewaschenden Pilatus, und das Volk tobte wie damals um den Dulder mit dem alten Ruf: „Halt, laß sehen, ob Elias komme und ihm helfe!“ — Ein grandioses Gemälde, aber, wie alle Übertreibungen Zolas, von der Wahrheit weit entfernt. Doch das Fieber des Schaffens hatte ihn diesmal ergriffen; diesmal handelte es sich nicht nur um Literatur, sondern um das Leben selbst. Von der Tribüne, die er fünfunddreißig Jahre lang innegehabt, stieg der Prediger hinab zur Menge, setzte sich der Verbannung aus und gab ein Stück seines Lebens hin für die gerechte Sache. Er hatte schon mit der „Débâcle“ den ungerechten Vorwurf eines Vaterlandsfeindes zu verdienen gehofft; nun wurde er ihm von einer erdrückenden Majorität zuteil

Ein Engländer schrieb in seinem Zola-Nekrolog, der Dichter sei *im rechten Augenblick* gestorben, er habe alles gesagt, was er zu sagen gehabt hatte. Die Mehrzahl war freilich der Meinung, er sei *zu früh* gestorben und habe noch vieles zu bieten gehabt. Man kann mit dem gleichen Recht sagen, er sei *zu spät* gestorben, denn der Höhepunkt seines Lebens war mit der Rückkehr aus England jedenfalls erreicht. Der Vérité-Roman, in dem das kaltgewordene Eisen umständlich geschmiedet wird, ist nur ein ganz gewöhnlicher „Schlüsselroman“, eine kunstlose Aktenzusammenstellung, als Wiedergabe einer genugsam bekannten Wirklichkeit überflüssig, als Kunstleistung verfehlt. Was wäre „Justice“ geworden?

Mit gemischten Gefühlen scheiden wir von diesem Dichter wider Willen, dem alles, was er wollte, mißglückt ist, der groß dasteht trotz seiner Theorien durch den dichterischen Feuergeist, der ihn über die kalten, ästhetischen Gesetze hinweg mit sich fortriß. Zola stellt ein Extrem dar, das einmal erreicht werden mußte, damit wir die Grenzen kennen lernen, die dichterischem Schaffen gesteckt sind. Wer so tief wie er eingetaucht ist in den Abgrund des Elends und der Sünde, wer von dieser Reise ins Totenland so menschheitsgläubig und siegesfreudig zurückkam, der hat dem Pessimismus einen schweren Stoß versetzt: wie sollten wir, deren Blick nur an der Oberfläche haftet, verzweifeln?

Wenn das tiefe und feine Wort wahr ist, das Genie sei nur eine große Geduld, dann ist Emile Zola ein Genie gewesen; wenn nicht, so bleibt uns an dem gewaltigen Arbeiter, dem ehrenhaften, wahren Menschen noch genug zu bewundern.

Spiele des Lebens.

Aus dem Italienischen der Grazia Deledda[1]).

Goulliau und seine Frau gingen die Via Nazionale hinab, tapfer ausschreitend, um sich zu erwärmen. Obgleich erst Anfang November, war es schon kalt, die Luft regungslos, feucht und neblig unter einem bedeckten Himmel.

---

[1]) Die junge italienische Schriftstellerin, die wir heute unseren Lesern vorführen, ist Sardinierin, und die zahlreichen Novellen und größeren Romane, durch die sie seit wenigen Jahren zu hohem Ansehen gelangt ist, spielen in ihrer sardinischen Heimat. Ein Anklang daran wird man selbst in der obigen römischen Skizze finden: der Name „Goulliau" ist ein sardinischer. Grazia Deleddas Vater, ein studierter, poetisch begabter Mann, hatte frühzeitig den Beruf eines Advokaten mit dem einträglicheren eines Produktenhändlers vertauscht, ihre Mutter trägt heute noch das sardinische Nationalkostüm. In der glücklichsten Häuslichkeit wuchs die Tochter heran, und sie hatte das fünfundzwanzigste Jahr erreicht, ohne über ihr altes Städtchen Nuoro und dessen ländliche Umgebung weit hinausgekommen zu sein. Aber schon in ihrem fünfzehnten Jahre erschien eine Novelle von ihr, die sie heimlich an ein römisches Modejournal geschickt hatte. Von der Familie zuerst scheel angesehen wegen dieses, für ein ehrbares sardinisches Mädchen höchst ungewöhnlichen (oder wie sie meinten: kompromittierenden) Schrittes, ließ die jugendliche Schriftstellerin sich doch nicht abschrecken: sie schrieb weiter, veröffentlichte 1893 ihren ersten Novellenband „Racconti Sardi", und bis 1899 vier ihrer Romane, die so großen Beifall fanden, daß die Eltern sich sehr bald mit ihrer, von einem Tag zum anderen berühmt gewordenen Tochter aussöhnten. Im Jahre 1900 vermählte sie sich mit Herrn Madesani, einem Beamten des italienischen Kriegsministeriums, mit ihm kam sie nach Rom, und hier, in diesen „Giuochi della vita", hat sie mit derselben Feinheit der Beobachtung und Anmut des Stils, demselben Wirklichkeitsblick und Humor römisches Alltagsleben geschildert wie früher die heimatlichen Menschen und Dinge. Die vornehmste Zeitschrift Italiens, die „Nuova Antologia", hat das Verdienst, sie zuerst weiteren Kreisen bekannt gemacht zu haben, und die „Revue des Deux Mondes" brachte jüngst eine Studie über sie, der die Übersetzung ihres Romans „Elias Portolu" folgte; jetzt fängt man auch in Deutschland an, sie zu beachten. Grazia Deleddas vom Glück begünstigte literarische Laufbahn hat gewiß nichts gemein mit derjenigen der armen Carina, von deren ehrlichen, aber vergeblichen Versuchen sie uns erzählt. Aber sicher hat auch auf sie selbst einmal gepaßt, was sie den Gemahl Carinas dieser zum Troste sagen läßt: „Sieh auf andere Schriftstellerinnen, sie haben mit kleinen Provinzialblättern begonnen, und sind jetzt bis zu den größten europäischen Revuen gelangt." Die Redaktion.

Um jene Stunde, zwischen acht und neun Uhr abends, war die Via Nazionale fast menschenleer und schimmerte unbestimmt im bläulichen, bald hellen, bald blasseren Lichte der elektrischen Lampen, viele Läden waren schon geschlossen, die Trottoirs schienen breiter als sonst; in der Ferne, auf der einsamen Piazza Termini, stieg mitten im Nebel der Wasserstrahl des Springbrunnens empor wie eine Säule lilafarbenen Kristalls; die elektrische Bahn sauste vorüber, dröhnend im phantastischen Feuerwerk der bläulichen Funken, die aus den feuchten Schienen aufblitzten.

Die beiden Goullians liefen fröstelnd dahin, die Frau den Mann unterfassend, der Mann ihre schmale Hand in der seinigen pressend. Sie waren beide sauber, aber noch sommerlich gekleidet; Goullian sah aus wie ein Künstler, mit langen Haaren und einem Schlapphut; die Frau, etwas größer als er, hatte ein kleines, dunkles Gesicht, von pechschwarzem Haar umgeben, das wirr unter dem mit einer Reiherfeder geschmückten schwarzen Strohhütchen hervorquoll.

Der junge Mann erzählte einen Traum, den er in der vergangenen Nacht gehabt:

„Mir däuchte, der Verleger habe geantwortet, daß er den ‚Frühling' annehme und uns tausend Lire dafür gebe, aber er beanspruchte ausschließliches Eigentumsrecht und wollte, daß du nur deinen Mädchennamen darunter setzest, denn sonst würde die Geschichte nach einer Übersetzung aussehen."

„Ist es ein Traum oder hast du es erfunden?" fragte Carina in zerstreutem und dabei doch scharfem Tone.

„Warum sollte ich es denn erfunden haben? Du glaubst wohl nicht an Träume?"

„Es gibt so sonderbare Träume!" rief sie lebhafter. „Auch ich habe schon so viele, so viele gehabt, daß ich nicht mehr an sie glaube. Nun, es hat nichts zu sagen, heute Abend bin ich schlechter Laune, achte nicht darauf. Wie es auch komme, Hungers werden wir nicht sterben." Sie schwieg einen Augenblick, dann hub sie wieder an: „Was mich niederdrückt, ist die Kälte; mit kalten Füßen kann ich nicht vernünftig reden. Es drückt mich ebenso nieder, wie wenn ich an das denke, was du bist."

„Was bin ich denn?" fragte der junge Mann lebhaft, obwohl ihm die Sache nicht neu war.

„Ein gemeiner Hehler."

Er war beim Lotto angestellt, und in den Augen Carinas, die eine Feindin jeder Art von Glücksspiel war, galt das Lotto natürlich als ein beständiger Diebstahl.

„Gut, ich danke dir," versetzte der junge Mann mit einer Verbeugung. „Und du, die du mich geheiratet hast, was bist du?"

„Auch ich bin gemein, ich habe dich geheiratet, um mir eine Stellung zu sichern . . ."

„Das hättest du nicht gebraucht, dein Vater . . ."

„Genug!" rief sie in fast wildem Tone.

Sie schwiegen, und die Zeit der bitteren Scherze schien vorüber, als das Paar auf dem leeren Trottoir kurz vor dem Bazar Roma zwei in Pelz gehüllte

Frauen einholte, von denen die eine in lächerlicher Weise mit der Miene einer großen Dame ihre Schleppe hinter sich herschleifen ließ.

„Um meine Nerven zu beruhigen, möchte ich auf diese Schleppe treten," sagte Carina leise; und kaum ausgesprochen, setzte sie den Fuß auf den Rock der eleganten Dame und schritt darüber fort, den bestürzten Gemahl hinter sich dreinziehend.

Die noble „Talmi"-Dame schimpfte in römischem Dialekt, aber das Ehepaar war schon weit weg, unter den Neugierigen verschwunden, die vor den Schaufenstern des Bazars standen; und Carina lachte wie ein kleines Mädchen.

„Wer hat sie geheißen, die Schleppe hinter sich herschleifen?" sagte sie; „es ist ihre Schuld."

„Du bist doch recht boshaft. Und wenn man dir so täte?"

„Ich habe keine Schleppe, kann mir den Luxus nicht erlauben," erwiderte sie mit einer Bitterkeit, die gemacht schien, und das frühere Gespräch wieder aufnehmend: „Ich bin boshaft, weil mich friert. Warum muß es kalt sein? Warum sind wir arm? Warum hat mein Vater das abscheuliche Weib geheiratet und entzieht mir die monatliche Zulage? Warum finde ich keinen Verleger, während so viele dumme Frauen, so viele Grasaffen, so viele Kretins einen finden?"

„Dein Unrecht ist, dich erhaben über alle anderen zu glauben," sagte Goullian, indem er eine väterliche Miene annahm. „Es gibt doch Frauen, die den Platz verdienen, an dem sie sich jetzt befinden, weil sie gekämpft, und Geduld und Ausdauer gehabt und sich nicht eher etwas gedünkt haben, als bis das Publikum es ihnen gesagt. Du aber willst nicht kämpfen, nennst dich selbst ein Wunder von Begabung und hältst dich für ein Opfer, weil fünf oder sechs Verleger dein Manuskript abgelehnt haben. Siehst du, ich glaube, du würdest glücklicher sein, wenn du bescheidener wärest."

Als einzige Antwort sagte ihm seine Frau, auch er sei ein Kretin, was ihn aber nicht beleidigte; und es beleidigte ihn nicht, weil er von dem, was er seiner Frau zum Troste sagte, selbst nicht recht überzeugt war.

„Du hast ferner Unrecht," hub er indes wieder an, „daß du dein Manuskript durchaus nur an die großen Verleger schicken willst, ein kleinerer könnte vielleicht . . ."

Carina schnaubte, seufzte, rüttelte ihren Mann. „Ich halte es nicht mehr aus!" rief sie. „Tu mir den Gefallen und schweige oder ich kratze dir die Augen aus."

„Danke. Du bist sehr freundlich!"

Sie sprachen nicht weiter. Mittlerweile waren sie bis zum Teatro Nazionale gekommen und blieben einen Augenblick vor dem Schaufenster von Mantegazza stehen, die neuen Bücher betrachtend.

Beide dachten beständig an denselben Gegenstand, wagten aber nicht mehr davon zu sprechen. — Im blendenden Scheine der elektrischen Flammen, die an der Fassade des Theaters den Titel der Aufführung erleuchteten, standen zwei Frauenzimmer — die eine dick, geschminkt, mit einem großen Federhut, die andere barhaupt, blond, dünn, ärmlich gekleidet. Die erste wandte sich

nach dem Theater, die andere blieb neben Carina stehen, den Blick automatisch auf das Fenster des Buchladens geheftet. Sie hatte starre, grünliche, schwarz umränderte Augen, ein wachsbleiches, unbewegliches Gesicht; als sie merkte, daß Carina sie betrachte, wendete sie sich um, sah auf das junge Paar mit Augen, die plötzlich wie von Haß und Neid funkelten, und entfernte sich.

„Es gibt Menschen, die noch unglücklicher sind als wir," dachte Carina, tröstete sich aber nicht.

Sie gingen weiter. Durch den Pilottabogen kam eine Karre, mit Eisenplatten beladen, die ein betäubendes Geklirr verursachten; dicht hinterher ein Wägelchen, von einem Esel gezogen, und die beiden Goullians liefen zwischen den zwei Vehikeln hindurch und wären vom letzten fast überfahren worden.

„Das fehlte uns noch, daß wir von einem Esel überfahren würden," sagte Carina. „Von einem Automobil, das ginge allenfalls, aber von einem Esel!"

„Es wäre weniger gefährlich und würde dir Reklame machen."

„Nie, nie nie!" entgegnete sie, heftig abwehrend; „lieber will ich niemals in einer Zeitung genannt werden, als daß sie meldete, ich sei von einem Esel überfahren worden; aber sag mir, wohin gehen wir eigentlich?"

„Wohin du willst. Sollen wir ins Café? Erlaubst du, daß ich dir etwas anbiete?" fragte Goulliau mit Galanterie.

„Danke, mein Herr, ich nehme nichts!" versetzte sie im selben Ton.

Jeden Abend wiederholte sich die kleine Szene: Goulliau bot Carina an, ins Café zu gehen, sie lehnte ab. Es schien ein Scherz zu sein, aber der Scherz hatte für sie einen bitteren Geschmack, denn beide wußten, daß sie sich den Luxus, ein Café zu besuchen, nicht mehr erlauben konnten.

Auf der Piazza Venezia angelangt, blieben sie an der Ecke des Korso noch einmal stehen und sahen einen Kollegen Goullians in Bewunderung versunken vor dem Schaufenster der Delikatessenhandlung Aguinos.

„Calzi!" rief ihn der junge Ehemann an.

Der andere wandte sich um; er war unbestimmten Alters, in einen dunkelblauen Mantel gehüllt, wie man ihn vor zehn oder zwölf Jahren trug, ein jüdisch-blonder Typus, mit einem kleinen, steifen Hut nach hinten und etwas schief auf dem rötlichen Haar, das auf der Seite durch einen breiten Scheitel geteilt war. Im rechten Auge hielt er ein Monokle, das ihn zu einem beständigen Grinsen zwang.

„Wie geht es?" fragte er, sich an Goulliau wendend.

Er sah Carina niemals an, obwohl sie seit langer Zeit miteinander befreundet waren, und niemals richtete er zuerst an sie das Wort.

„Was machst du?" fragte Goulliau, „was entdeckst du wieder?"

„Weißt du," erwiderte jener ganz ernst und wichtig, „bei diesem Krämer habe ich etwas Herrliches entdeckt: Salami aus Viadana!"

„Wirklich?" versetzte Goulliau spöttisch, sich sehr erstaunt stellend; „und was noch?"

Mittlerweile schaute auch er ins Schaufenster, aber seine Frau zog ihn am Arme fort. „Laß uns gehen," sagte sie; „warum sehen Sie sich solche verbotene Ware an, Herr Calzi? Kommen Sie mit uns!"

Herr Calzi wollte sich seinem Kollegen anschließen; dieser aber sagte: „Auf die andere Seite! Du bist nicht sehr galant, mein Lieber; du wirst nie Karriere machen."

Herr Calzi ging zu Carina hinüber. Auch der Korso war fast menschenleer, das Pflaster naß und schmutzig, vom weiten, schwarzen Himmel überwölbt, mit den blassen, gelblichen, unbeweglichen Lichtern im Nebel.

„Wie steht es mit Ihren Heiratsplänen?" fragte Carina.

„Vortrefflich, vortrefflich," erwiderte Calzi; „nur ... daß mir die Wahl schwer wird — und die vielen Briefmarken, die es kostet! ... Aber warum haben Sie nicht den Mantel umgenommen, den Sie gestern Abend trugen? Friert Sie denn nicht?"

„Und dabei meint man, Sie sähen mich gar nicht an!" sagte Carina. „Nun — also was wird beschlossen?"

„Noch nichts. Geduld und kaltes Blut, sagte — ich weiß nicht gleich welcher Apostel. Es ist ein Spiel, das mich unterhält, um so mehr als ich auf eine gute Karte zu setzen hoffe."

„Und jene Witwe? Hattet Ihr nicht schon abgeschlossen?" fragte Goulliau, sich vorbeugend.

„Ach was, Witwe! Ganz und gar nicht, es war keine Witwe."

„Was, zum Teufel, war sie sonst?"

„Wohl etwas Ähnliches," rief Carina lachend; „die Soldi waren doch da, Herr Calzi, und was wollen Sie mehr! Wenn die Soldi da sind, Geduld und kaltes Blut!"

„Aber sie waren nicht da, meine Verehrteste. Und nun hören Sie, was mir heute widerfährt. Hört, hört!" rief er mehr für sich als für die anderen.

Er nahm das Monokle ab, und während er es anhauchte und putzte, begann er: „Gestern bekomme ich einen Brief; ich glaube, es war der achtundzwanzigste; und er lautete folgendermaßen: ‚Lieber Herr, ich habe Ihre Anzeige in der ‚Tribuna' gelesen; ich denke, daß ich Ihnen passen würde u. s. w. Vierzig Jahre, gefälliges Äußere, dreißigtausend bar u. s. w. Um uns besser zu verständigen, ersuche ich Sie, morgen um zehn Uhr zum Carlo Alberto-Garten zu kommen; ich werde so und so angezogen sein ꝛc. ꝛc. ... und Sie tragen ein Gänseblümchen im Knopfloch.' Hol du dir die Gänseblumen im November! Doch genug ..."

„Sie hätten eine von Papier nehmen können."

„Genug. Ich gehe hin, wir begegnen uns: ein Rhinozeros zwar, aber gefällig in der Tat. Eher fünfzig als vierzig, doch das pflegt immer so zu sein. Sie zeigt mir ihre Papiere, alles in Ordnung, ich gebe meine Schulden an, sie will sie bezahlen. Unterdessen gehen wir weiter und kommen bei Butons Liqueurladen an. Mechanisch, aus Gewohnheit, bleibe ich stehen und sehe mir die Sachen an. Sie bleibt ebenfalls stehen, und ich lade sie ein, mit mir hineinzugehen und ein Gläschen Curaçao zu trinken. A propos, weißt du, was ich entdeckt habe? Den echten Wachholder, den die Mönche der großen Certosa fabrizieren."

„Wirklich?“ rief Goullian, an den sich Calzi stets wandte. „Wo denn?“

„Fahren Sie doch mit Ihrer Geschichte fort, Herr Calzi,“ bat Carina.

Es schien jedoch, als ob diesem der Wachholder wichtiger sei; denn er bestand darauf, umzukehren und seinem Freunde das „Bar“ zu zeigen, wo der Liqueur zu haben sei und ihn davon kosten zu lassen.

„Ich komme nicht mit,“ sagte Carina.

„Und ich erzähle nicht weiter, Signora!“

Nun gingen sie zurück, um so mehr als der Nebel immer dichter und feuchter wurde; sie kamen wieder auf die Piazza Venezia, traten in den Laden, und Calzi fuhr mit seiner Erzählung fort:

„Also, das Rhinozeros nimmt an! Donnerwetter! Eins, zwei, drei Gläschen, und das letzte will sie bezahlen. Dann macht sie mir einen Vorschlag: ‚Lassen Sie uns vor dem Tor irgendwo frühstücken, jeder zahlt die Hälfte.‘ Gut, wir gehen.“

„Und sie hat dich das Ganze bezahlen lassen?“

„Nein, jeder zur Hälfte. Aber sie hat sich einen fürchterlichen Rausch angetrunken, Donnerwetter! Ich habe sie zu Bett bringen lassen und bin davongegangen. Gott soll behüten und bewahren . . . Drei Gläschen Wachholder!“ rief Calzi, und alle drei traten nun ihrerseits in den Laden.

Ein Mann mit zwei kleinen Hunden, einer noch kleiner als der andere, stand vor dem Schenktisch. Carina bückte sich, um die mikroskopischen Tierchen zu betrachten, und fragte, ob sie Mutter und Sohn seien.

„Nein, das ist der Großvater,“ sagte der Mann barsch, fast beleidigt.

„Was verzehren sie?“

„Für dreißig Centesimi Zwieback täglich und etwas Milch.“

Carina erhob sich seufzend.

„Du möchtest wohl auch eines haben?“ fragte Goullian, sich an seine Frau wendend, als ob sie ein kleines Mädchen wäre. „Warte, nächstes Jahr, dann werden wir reich sein.“

„Freilich, freilich!“ fiel Calzi ein. „Ihr werdet noch viel mehr haben! Aber riech einmal, riecht! Welchen Duft hat dieser Wachholder, welches Aroma! Frau Carina, lecken Sie sich nicht die Lippen?“

„Er schmeckt wie Branntwein,“ sagte Carina.

„Ja, ja, Branntwein!“ rief Calzi beleidigt. Dann gingen sie zusammen hinaus; Calzi, als ob er etwas vergessen habe, kehrte noch einmal in den Laden zurück, holte die Goullians beim Theater wieder ein und begleitete sie bis zur Via Venti Settembre, wo die Goullians im obersten Stock eines großmächtigen Hauses wohnten. Auf den weiten, ganz verödeten Trottoirs sahen die vierfachen Straßenlaternen wie riesige, gelbe, in Nebel gehüllte Blumen aus: an der Ecke des Brunnens, nach dem Palazzo Barberini zu, wachte, zusammengekauert auf ihrem Stuhl, ein kleines buckliges, blondes Mädchen über ihrem Tisch mit Zündhölzchen und Zeitungen. Eine grenzenlose Melancholie lastete auf dem nassen, ungewöhnlich verlassenen, von Dunst umschlossenen Kreuzweg der Quattro Fontane, und die kleine Bucklige in ihrer unförmlichen Gestalt erschien wie der Genius dieser kalten, von den

seltsamen, blumenähnlichen, gelben Laternen erleuchteten Nacht. Carina bemerkte dies alles, und eine tiefe Trauer preßte ihr das Herz zusammen. Das Geschwätz des Herrn Calzi fiel ihr auf die Nerven wie das Gekreisch einer rostigen Säge, so daß sie das Bedürfnis fühlte, ihm eine Grobheit zu sagen, die er jedoch nicht verstand, da sie eine Anspielung auf Voltaires „Candide" enthielt.

Verdutzt blickte er den Freund an; und als er ihn lachen sah, berührte er mit einem Finger die Stirn und schüttelte mehrmals den Kopf. Endlich waren sie an dem Riesenpalast angelangt, in dem die Goullians wohnten: ein Brunnen rieselte hinten im Hofe, eine große Lampe brannte ruhig zwischen den Marmorsäulen des Eingangs. Jedesmal, wenn Calzi diese fürstliche Halle durchschritt, empfand er eine Art Ehrfurcht, als ob er durch einen Tempel ginge, blieb stehen und betrachtete die Marmorstufen des Parterre und eine Nische, in der eine abgeschmackte Statue weißlich schimmerte. Auch jetzt blieb er stehen und Goulliau mit ihm; Carina ging weiter, um nachzusehen, ob beim Portier nicht etwa ein Brief für sie liege.

„Wer wohnt hier?" fragte Herr Calzi in stets neuer Bewunderung. „Das müssen vornehme Herrschaften sein, die selbst auf der Treppe Statuen aufstellen!"

„Und wenn du erst das Vorzimmer gesehen hättest," sagte Goulliau; „vorgestern stand es offen, weil sie Empfang hatten: lauter Sammet und Palmen und zwei Wölfe . . ."

„Wirkliche?"

„Nein, so, wie man sie jetzt hat, und in einem Schaufenster des Korso sehen kann."

„Zwei Wölfe! So sag mir denn, wer da wohnt?"

„Eine deutsche Dame, die eine Perrücke trägt. Halt!" rief Goulliau, plötzlich von einem leuchtenden Gedanken erfaßt: „Die wäre eine Partie für dich!"

„Hört, hört," entgegnete der andere, zugleich bescheiden und geschmeichelt; dann, dem Gespräch eine andere Wendung gebend: „Weißt du, die Via Venti Settembre gefällt mir nicht, weil sie keine Läden hat."

„Das geht doch nicht! Außer dem König wohnen nur die reichen Leute hier," erwiderte Goulliau; aber der Scherz erstarb ihm auf den Lippen, als er Carina zurückkommen sah, totenbleich, ein Päckchen in den Händen.

„Da hast du deinen Traum!" rief sie mit bitterer, zorniger Stimme, als ob sie dem Manne die Schuld gäbe, daß der Roman wiederum zurückgewiesen worden war. Und damit erstieg sie die Hintertreppe mit den kahlen Stufen; der Mann folgte ihr, und Calzi, von der Neugierde gepackt, zu wissen, was geschehen und was das Päckchen enthalte, holte das Ehepaar ein, trotzdem er nicht aufgefordert worden war, mit heraufzukommen.

„Nicht einmal gelesen haben sie ihn, nicht einmal gelesen!" rief Carina, indem sie fast atemlos die Treppe hinauflief, in deren frostigem Raum ihre Stimme zornig widerhallte.

„Was haben sie nicht gelesen?“ fragte Calzi sich selbst und sann auf eine List, wie er Goulliau zum Reden bringen könne. Er blieb auf dem ersten Treppenabsatz stehen und schrie hinauf:

„Ich hoffe, mein Freund, du wirst mich nicht bis zur Kuppel steigen lassen, um dir gute Nacht zu sagen.“

Goulliau machte Halt, während Carina weiterklomm.

„Gute Nacht, denn,“ sagte Calzi, indem er den Freund einholte, der ein gar trauriges Gesicht machte.

„Willst du nicht noch einen Augenblick mit heraufkommen?“

„Wozu?“

„Ich werde dir ein Glas Wein vorsetzen.“

Calzi überlegte. „Was für Wein?“

„Toskanischen.“

„Weißt du denn auch, wo es guten Toskanischen gibt?“

Goulliau wurde diesmal etwas ärgerlich und war nahe daran, eine gereizte Antwort zu geben; aber er wußte sich zu beherrschen und wiederholte die Einladung, die Calzi annahm, ohne sich weiter bitten zu lassen.

Carina war schon hoch oben, und Goulliau stieg langsam nach.

„Zum Henker!“ rief Calzi, „wieviel Stufen habt ihr eigentlich? Dreimalhunderttausend? Es wird einem heiß dabei, selbst in einer so kalten Nacht.“ Da der andere nichts erwiderte, beeilte Calzi sich, ihn einzuholen, und ihn am Arme festhaltend, sprach er mit gedämpfter Stimme: „Sag einmal, was hat denn deine Frau da unten bekommen?“

„Ein Manuskript,“ antwortete Goulliau unbefangen. „Das Manuskript eines sehr schönen Romans, den sie geschrieben hat. Sie beharrt darauf, ihn an die großen Verleger zu senden, die ihn natürlich wieder zurückschicken.“

„Was du sagst! Deine Frau eine Schriftstellerin! Das ist neu, bei Gott, das ist neu!“

„Sie hat übrigens bis jetzt noch nichts veröffentlicht, und ihr Unrecht ist, auf einmal berühmt werden zu wollen.“

„Eine Schriftstellerin!“ wiederholte Calzi für sich selber, voller Staunen. „Wie lang ist denn der Roman? Sehr lang?“

„Nein, eher kurz; mehr eine Novelle, aber harmonisch und sehr originell. Ich habe wenig so Vollendetes gelesen,“ erwiderte Goulliau, dem es eine bittere Freude machte, sich Calzi anzuvertrauen.

„Ich würde ihn verkaufen,“ meinte dieser nachdenklich. „Rück eine Anzeige in die ‚Tribuna‘. Es gibt immer Leute, die Geld zum Fenster hinauswerfen. Wenn sich doch kein Verleger findet!“

„Calzi!“ rief Goulliau schaudernd, indem er an Carina dachte. „Wenn sie dich hörte!“

„Sie ist etwas ganz anderes,“ rief Calzi einigermaßen verächtlich aus. „Die Weiber haben keine Vernunft . . . Laß mich ein wenig ausruhen! Hundertachtundsechzig Stufen! Der Turm meines Heimatstädtchens hat nur halb so viel!“

Sie waren angelangt.

„Welch ein schlechter Geruch!“ rief Calzi, in das kleine, dunkle Vorzimmer tretend; „öffnet ihr denn niemals die Fenster? Luft ist doch billig!“

„Ach was,“ entgegnete Goulliau, der nun doch auch endlich die Geduld verlor. „Wo denn? Es sind die Blumen, welche Carina vom Ponte Nomentano mitgebracht hat.“

„Blumen oder nicht,“ versetzte der andere, die Stimme erhebend, „hier ist ein abscheulicher Geruch, und wenn du das Fenster nicht öffnest, komme ich nicht herein.“

Goulliau mußte das Fenster des Speisezimmers öffnen, das zugleich auch Wohnzimmer war, während Carina in das Schlafzimmer flüchtete, um der Versuchung zu entgehen, das Päckchen, das sie in der Hand hielt, Calzi an den Kopf zu werfen.

„Schläfst du?“ fragte Goulliau eine halbe Stunde später, in das Schlafzimmer tretend.

Carina, im Bett ausgestreckt und bis über die Ohren in die rote Decke gehüllt, steckte einen Finger heraus und verneinte.

„Und wie ist's mit den Füßen?“

„Glühend heiß.“

„Ein Original, dieser Calzi!“ sagte der junge Ehemann, indem er sich entkleidete. „Er ging nicht eher fort, als bis er aus mir herausgebracht hatte, was das Päckchen enthielt . . .“

„Du hast es ihm gesagt!“ schrie Carina, sich im Bett aufrichtend und vor Zorn erglühend. „Das hättest du bleiben lassen sollen! Was versteht das Rindvieh davon? Du entweihst mein Werk.“

„Ruhig, ruhig,“ sagte Goulliau, wobei er, einen nach dem anderen, seine gelbledernen Schuhe auszog. „Er kennt so viele Leute und kann mit irgend einem reden; er kennt Drucker, Journalisten, Abgeordnete: du weißt, daß er eine Art Geschäftsmann ist.“

„Ich brauche dergleichen Leute nicht.“

„Du brauchst niemanden, aber alle werden fertig ohne dich,“ versetzte ihr Gemahl ärgerlich.

Betroffen durch diese traurige Wahrheit, schwieg sie. Ihn aber ergriff ein ungestümes Verlangen, seiner Frau einmal gründlich den Text zu lesen. Bevor er sich jedoch Luft machte, zog er auch die Strümpfe aus, warf sie auf den Boden und sprach dann:

„Hör mich an, zuweilen verstehe ich dich nicht. Du bist so unvernünftig wie ein Pferd aus den Maremmen. Was willst du nun tun? Schlag es dir aus dem Kopf; weder Treves noch Roux, noch irgend ein anderer Verleger, nicht einmal Salani wird je deinen Roman drucken, — du zwingst mich, es dir zu sagen. Es wird, es ist sogar ein Meisterwerk, aber sie werden ihn dennoch nicht drucken. Warum bestehst du darauf? Gib ihn doch einer Zeitung, daß er bekannt werde, laß ihn in einem Feuilleton erscheinen, aber laß ihn erscheinen. — Was erwartest du denn? Du gleichst denen, die ein Vermögen

verdoppeln möchten und es lieber brach liegen lassen, als es mäßig zu verzinsen. Sieh auf andere Schriftstellerinnen: sie haben mit kleinen Provinzblättern begonnen und sind jetzt bis zu den größten europäischen Revuen gelangt."

Carina, die wieder unter die Decke gekrochen war, lachte, und ihr Mann, durch das Lachen ermutigt, nahm sein Nachthemd vom Nagel und sagte: „Es gibt Blätter genug, die das Feuilleton sehr gut bezahlen; man macht es zur Bedingung, daß der Roman später auch als Band erscheine und behält sich alle Rechte dieser ersten Auflage vor. Warum könntest du nicht . . ?"

„Das hat dir wohl dein Rindvieh von Freund geraten?" schrie Carina, die mit zornrotem Gesicht wieder aus dem weißen Bettuch emportauchte. „Beamte, Beamte! Ihr seht nicht über das elende Geld hinaus . . . Es ist wahr!" fuhr sie bitter fort. „Ich kann nichts mehr zum täglichen Brot beitragen. Mein Vater, gemein, wie ihr Männer alle seid, verweigert mir, was er mir versprochen hat, um einem elenden Weibe zu essen zu geben. Ich erwerbe nichts, ich erwerbe gar nichts. Also muß ich meine Gedanken verkaufen, muß ich meine Kunst zum Gewerbe einer Dienstmagd erniedrigen, muß den Traum meiner Seele in ein triviales Feuilleton bringen und in Brot das Geld umsetzen, das die Köchinnen, die Kutscher, die Soldaten, diese Leser des Feuilletons, mir für die Stunde der Wonne zahlen, die ich ihnen verkauft habe . . . Das heißt . . ."

„Carina, du bist toll!" sagte der Mann, sich niederlegend. „Beruhige dich; ich wollte nicht sagen . . . Carina, meine Carina . . ."

Er versuchte sie zu umarmen, aber sie stieß ihn zurück.

„Lieber will ich den Roman jemandem verkaufen," sagte sie, „der ihn unter seinem Namen veröffentlicht. Ich werde dann mich herabsetzen, aber nicht mein Werk."

Goulliau erinnerte sich, daß Calzi denselben Gedanken gehabt habe, sprach aber nicht weiter, um seine Frau nicht noch mehr zu reizen. Zwar wollte die Logik weder des einen noch der anderen ihm recht einleuchten, denn er dachte sich, daß derjenige, der den Roman kaufen möchte, ihn wahrscheinlich auch nicht anders verwerten könne, als im Feuilleton einer Zeitung oder bei einem kleinen Verleger. Aber er hütete sich wohl, diesen Einwand geltend zu machen und sagte nur: „So laß uns Frieden schließen! — Aber, mein Gott, wie kalt du bist! Und du sagtest mir, du seist so heiß."

„Mir ist heiß, weil ich mir einbilde, es zu sein. Wer kann mir die Einbildung rauben? Sieh, während du drüben warst mit deinem sauberen Kollegen, träumte ich, ich bildete mir ein . . . . Aber wozu soll ich es dir sagen, du kannst mich doch nicht verstehen!"

„Carina," versetzte ihr Gemahl in ernstem Tone, „es ist wahr, ich verstehe dich nicht, aber eins verstehe ich: daß ich mir einbildete, ein glücklicher Mensch zu sein, weil ich arbeitete und liebte, weil ich einig war mit meiner Frau und sie mit mir einig war; weil wir arm an Geld, aber reich an Träumen, an Liebe, an gutem Willen und auch an Geist waren; weil wir endlich alles das besaßen, was Geld und Ruhm nicht geben können. Diese

Täuschung nun scheint mir im Schwinden zu sein; denn ich kenne eine, die, so lange es ihr gut geht, so lange sie unter den kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens nicht zu leiden hat, große Worte spricht, daß sie stark, daß sie stolz ist, arm und ein unbekanntes Genie zu sein, daß sie gut und großherzig ist — und dann, beim ersten Hindernis, sich aufbäumt und bös und wild wird wie der Teufel . . ."

„Ich schlafe," sagte Carina, welche die Augen geschlossen hatte. „Der Mönch kann sich an die Wand wenden, um in seiner Predigt fortzufahren."

Aber Goulliau merkte, daß ihre Stimme anders klang; er richtete darum seine Worte nicht an die Wand, sondern blies das Licht aus, und bald darauf im Dunkel des Gemachs, in das durch die gardinenlosen Fenster aus einem Wolkenhintergrund nur ein schwacher Schimmer drang, hörte man einen Kuß.

Carina erwachte zuerst, und kaum steckte sie das zerzauste Köpfchen aus der Decke, so ergriff sie eine ungestüme Freude, als sie wahrnahm, daß der Tag schön sei. Durch die angelaufenen Scheiben fühlte man den reinsten Himmel; ein flutender Lerchengesang stieg auf zwischen dem Gezwitscher von tausenden anderer Vögel, die sich auf den Bäumen der Villa Barberini angesammelt hatten. Das unaufhörliche Rollen der Wagen klang wie das ferne Rauschen eines Stromes. Mit dem Lärm der Wagen und dem Gesang der Vögel verschmolz die schüchterne Klage einer Geige aus den zwei Zimmern nebenan, welche die Gouliaus an einen fremden Herrn vermietet hatten.

Carina lauschte. Sie sah in den unten liegenden Gärten die gelben Bäume still und feucht in den herbstlichen Morgen emporragen und die Lerchen und anderen Vögelchen naß vom Tau der Blätter. Was erzählte ihr Gesang? Es mußte sie frieren und hungern, und doch war ihr Gesang fröhlich und flößte Wonne ein.

Sie dachte wieder an das Päckchen, das sie auf den Tisch geworfen hatte und verglich ihr Werk dem Gesang der Vögel. Es war eine heitere Geschichte, voll Glück, frisch und leuchtend wie der Titel, der sie schmückte. Wer sie gelesen hätte, würde das Gefühl des Frohsinns empfunden haben, den der Gesang der Vögel hervorruft; während, wer sie geschrieben, wie die Vögel beim Herannahen des Winters gefroren und vielleicht auch gehungert haben mochte.

Carina gab sich keiner Täuschung hin, wenn sie auch das Gegenteil behauptete. Gouliaus Gehalt konnte nicht mehr genügen; von Tag zu Tag wurden die zum Leben notwendigsten Dinge teuerer. Um nicht das Licht und die Sonne ihres Schlafzimmers aufgeben zu müssen, in dem Carina den ganzen Tag zubrachte, hatten sie die zwei Zimmer ihrer kleinen Wohnung vermietet. Aber auch das genügte nicht. Carina hatte die Magd entlassen und behalf sich mit der Aufwartung einer alten Schwägerin des Portiers; auch das genügte noch immer nicht. Trotz alledem hielt Carina tapfer stand; nur wenn ihr kalt war, — und auch das geschah bei der respektabeln Höhe der Wohnung der Via Venti Settembre oft genug — gelang es ihr nicht, Herrin ihrer Nerven zu werden; und eine tiefe Trauer kam dann plötzlich

über sie, wie ein eisiger Windhauch, bei dem Gedanken, daß sie dem Wesen, dessen Keimen sie zu ahnen begann, das Leben geben würde, ehe ihre Träume von Wohlhabenheit sich erfüllt hätten.

Und diese Träume, die sie sonst selten verließen, begannen zu entweichen; ihre Nerven litten unter der Kälte wie die Saiten eines musikalischen Instruments, und ihre Seele spiegelte die Herbstwolken wider wie das Wasser eines Flusses. Aber dann genügte der Glanz des reinen Himmels, der Jubel der Lerche, das Zittern der Morgenluft, um das Instrument zu stimmen, das Wasser des Flusses wieder aufzuheitern.

An jenem Morgen, als ihr Mann beim Erwachen sie anlächelte, hielt sie ihm eine kleine philosophische Rede.

„Ich lauschte den Vögeln," sagte sie, „und dachte, daß sie kein Haus haben, kein Brod, keine Kleider, und dennoch nicht nur fröhlich sind, sondern bewußt oder unbewußt auch diejenigen fröhlich machen, die ihr Gezwitscher anhören. Warum sollten wir nicht den Vögeln gleich sein?"

„Warum?" antwortete der junge Mann. „Weil wir nicht, wie die Vögel, das nehmen können, was wir finden . . ."

„Weil wir es nicht zu nehmen wissen," entgegnete Carina.

„Das war es ja, was ich dir gestern abend gesagt habe," rief der Mann.

„Ich erinnere mich nicht, daß du mir gerade das gesagt hättest," versetzte sie. „Indessen werde ich dir jetzt zeigen, ob ich — ja oder nein — mein Gut da nehmen kann, wo ich es finde."

„Was wirst du tun?"

„Ich werde zum Redakteur jenes Blattes, von dem du gesprochen hast, gehen, und ihm ‚den Frühling' anbieten. Wenn er ihn nicht will, verkaufe ich ihn dem ersten besten."

Als Goulliau bemerkte, daß es ihr mit diesem Plane ernst sei, verfinsterte sich sein Gesicht und er sagte in hartem Tone: „Das werde ich niemals erlauben; verstehst du, niemals!"

„Je nun, wir werden sehen!" erwiderte sie trällernd.

Dann stand sie auf, wusch sich, kämmte sich und ging, um der Aufwärterin zu öffnen, die eben klingelte.

„Guten Morgen, Signora Padrona! Wie warm ist es heute!" rief die Frau, eine ältliche Kleine, fest geschnürt, das Haar lebhaft blond gefärbt, modisch gekämmt, mit einem abgetragenen eleganten Mäntelchen bekleidet, das ihr die Miene einer Dame gab.

„Sie sind spät gekommen," sagte Carina; „machen Sie gleich Feuer an."

„Sie sind es, die früh aufgestanden sind," antwortete das Weiblein, den Mantel abnehmend. „Sie sind schon gekämmt, und wie schlecht gekämmt mit Ihrem schönen Haar! Sie sollten sehen, wie sich die Frau des Hauswirts kämmt!"

Carina ging wieder ins Schlafzimmer. „Auf! auf!" rief sie ihrem Manne zu, „steh auf! ich will das Fenster öffnen."

„Was hast du denn heut morgen, Vögelchen?" fragte Goulliau, ihr das Haar zausend. „Was hast du geträumt?"

„Laß mein Haar, es ist schon wirr genug, das hat mir schon die Närrin Lucia gesagt. Ich kann sie nicht mehr ausstehen, ich werde sie fortschicken. Ich werde alles selbst machen, alles, alles! Laß mich, ich will das Fenster öffnen, ich will ausgehen; steh auf, laß mich," sagte sie — indem sie sich Goullians Armen entwand, die ihren Hals umschlangen.

„Du hast heut morgen den Teufel im Leibe," sagte er. „Wohin willst du so früh?"

Während er sich ankleidete, trat Carina zum Fenster, öffnete es und obwohl an das herrliche Panorama gewöhnt, auf das sie täglich von ihrer Höhe aus blickte, konnte sie doch einen leisen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken. In der Nacht hatte es stark geregnet und nun schien ganz Rom aus dem zarten, bläulichen Duft des Herbstmorgens leuchtend emporzutauchen wie aus dem kaum zerrissenen Schleier eines göttlichen Traums. Als weiter Halbbogen wölbte sich der Himmel in abgetöntem Violett; Streifen Landes, grün wie Moos, Bäume, die wie Wolken sich vom Himmel abhoben, rosige, goldumränderte Wolken färbten die Weite des wunderbaren Bildes. Unter Carinas Fenster breiteten sich die Barberinischen Gärten aus; die Bäume, feurig gelb, einzelne rosig rot, funkelten, noch naß vom Regen, auf dem Hintergrund der dunkleren Alleen. Auf den verwitterten Statuen hüpften die Vögel; kein Windhauch, kein atmender Mensch belebte die Einsamkeit des Ortes. Wasserlachen standen auf den Stufen des Belvedere, ein gelbes Blatt kreiste in der unbewegten Luft und fiel lautlos nieder. Es war ein unbekannter, verzauberter Fleck Erde, dieser Garten, die Freude und die Qual Carinas, die ihn brennend begehrte, und doch fühlte, daß sie ihn nie anders als mit dem Blick besitzen werde. Außer den Gärtnern sah sie nie ein menschliches Wesen die von Sonnen- oder Mondschein erleuchteten Baumgänge durchschreiten, die stets von Träumen und Vogelgesang erfüllt waren. So glich der Garten einem von einem bösen Drachen behüteten Schatze, den er nicht genoß und anderen zu genießen verbot.

O, hinunterzusteigen in den perlenden Herbstmorgen, mitzuträumen den Traum der einsamen Gänge, den Duft der sterbenden Blätter einzuatmen, den offenen Blick des strahlenden Himmels zu grüßen! In der Wonne des reinen Morgens die Statuen zu umarmen, an denen die Zeit und die eigene Nutzlosigkeit genagt, mit der Lerche zu jubeln, die tropfenden Zweige, die vor Langeweile sterbenden Blätter zu rütteln; den Ort lebendig zu machen und sich selber Leben zu holen aus dem herrlichen, leeren Raume!

Was hinderte sie daran?

Der Drache bewachte die Gitter und verbot ihr, den Garten zu betreten, den sie in der Seele doch besaß! Sie gedachte der kleinen Gärten, die dem Publikum geöffnet sind und wo sie mit armen alten Frauen sich zu sonnen pflegte; und durch Ideenverbindung kam sie auf den Garten Carlo Alberto, durch den sie heute morgen gehen würde, um zu dem Zeitungsredakteur zu kommen, dem sie ihr Manuskript bringen wollte. Sofort überströmte Widerwille und Bitterkeit ihr Herz bei dem Gedanken, daß sie ihre geistige Arbeit in Brot verwandeln müsse. Sie entfernte sich vom Fenster und schloß es laut.

Goullian hatte sich fertig angekleidet und bürstete seinen nicht mehr sehr neuen Hut, indem er ihm mit melancholischer Ergebung zuflüsterte: „Und nun laß uns wieder in jene Galeere gehen . . ."

Carina betrachtete den Hut, hörte die Worte, die Goullian an seinen Schicksalsgenossen richtete und vergaß die Vögelchen und den sonnigen Tag, das wunderbare Bild Roms, all die schönen und nutzlosen Dinge, die sie kurz zuvor fröhlich gemacht hatten.

Als der Mann ausgegangen war, schrieb sie an den Vater einen Brief voller Grobheiten; dann nahm sie ihr Manuskript, ging aus, zunächst nach dem Bahnhof, um den Brief auf die Post zu geben. Die Straße war naß, aber der Himmel blau und die Luft lau. Der Bahnhofsplatz war durch eine große Volksmenge belebt, die eine aus dem Süden kommende Pilgerschar erwartete; am Horizont, am Ende der langen Straßen, glänzten Wolken wie silberne Hügel; das Pflaster des Platzes leuchtete wie ein metallenes Mosaik und wimmelte von Wagen mit feuchten, dampfenden Pferden, beschmutzten Menschen und allerhand kleinen Fahrzeugen. Von den Bäumen des Gartens fielen Tropfen und goldige Blätter; die Trams glitten rasch dahin, rötlich schimmernd zwischen dem Gedränge, das vor dem ruhigen Gang dieses elektrischen Ungetüms zurückwich.

Carina mischte sich unter die Leute, der eigenen Sorgen vergessend, in der Freude, die sie stets empfand, die vielgestaltige Menge zu beobachten. Diese Freude war ein wenig kaustisch, oder wenigstens hielt die junge Frau sie dafür, und oft, wenn sie bei einem Menschenhaufen stehen blieb, der einen Quacksalber umdrängte, oder ein Schaufenster, oder einen pfiffigen Gassenjungen, der eine Figur auf das Trottoir zeichnete, entschuldigte sie ihre Neugierde mit dem Glauben, daß sie rein künstlerisch sei. Vor den Ausgängen des Bahnhofs standen unbeweglich in langer Reihe die großen Hotelwagen; einige Scheiben funkelten, ein Kutscher auf einem höheren Sitz als die anderen, beherrschte die Menge mit der Miene eines Bühnendiplomaten.

Bei der Ankunft der Pilger drängten sich die Menschen an die Ausgänge und waren einigermaßen enttäuscht, die gewohnten langen und dicken Geistlichen zu sehen, müde, mit unrasiertem Bart, arme Frauen führend oder vor sich hertreibend, die mit Bündeln beladen, matt und erstaunt dahinschritten. Eine ungewöhnliche Anzahl von Verkäufern schlängelte sich durch die Menschenmasse, die Geistlichen und die Pilgerinnen umkreisend; einer vor allen, der wie ein Herr aussah, blond und elegant, schwang den armen Frauen einen Haufen vergolderter Kränzchen vors Gesicht mit dem monotonen Geschrei: „Zwei Soldi! zwei Soldi! zwei Soldi! Die Rosenkränze des heiligen Jahres: zwei Soldi, zwei Soldi, zwei Soldi!"

Es gelang ihm nicht, auch nur einen los zu werden; aber er fuhr fort, phlegmatisch umherzugehen, steif in seinem glänzenden Halskragen, als sei der einzige Zweck seines Lebens, eintönig auszurufen: „Zwei Soldi, zwei Soldi, zwei Soldi!" Eine Gruppe kleiner Stiefelputzer, die sich unter die Menge eingeschmuggelt hatten, putzten schleunig die Stiefel der Pilgerinnen; eine

Zwergin mit violettem Jäckchen und rechtschaffenem Pelzkragen, die Taschen voller Glückslose, sah aufmerksam der Arbeit des Stiefelputzers zu, vor sich hin brummend: „Die Schutzleute! die Schutzleute!“ Zwei Pilgerinnen, neben welchen Carina stand, blickten die Zwergin wie ein übernatürliches Wesen an, und kaum merkte die kleine Person, daß sie Neugierde erweckte, so benutzte sie die Gelegenheit, um ihre Glückslose zu verkaufen. „Vorwärts!“ rief ein Priester mit heiserer Stimme, die Pilgerinnen antreibend; und mitten durch den Lärm der fliegenden Händler und Ansichtskartenverkäufer, das Summen, Rollen und Tosen der Trams und Wagen, ward auch Carina vorwärts gedrängt.

Während sie über den Platz ging, flog ein Fahrrad dicht an ihr vorbei wie ein großer, lautloser Vogel; sie erkannte in dem blonden Radfahrer mit der Schirmkappe den Chronisten des Blattes, nach dessen Redaktion sie eben ihre Schritte lenkte, und errötete.

„Und ich bin doch nicht schüchtern!“ sagte sie zu sich selbst. „Ich bin rot geworden, als ob er gemerkt hätte, daß ich um etwas betteln will. Aber nein ich will mir selbst gebieten, sie sollen mich als das kennen lernen, was ich bin.

Und sie ging weiter. Die Straßen trockneten schnell, die Trottoirs sahen aus wie gewaschen; die ganze Via Nazionale unter einem azurnen, von grog goldenem leichten Gewölk unränderten Himmel, war von hellem, bläuli Licht erfüllt, gegen welches sich die Vorübergehenden mit scharfen Umri[illegible] abhoben, wie auf einer Photographie.

Carina liebte diese große, sympathische Straße mit jener Liebe, die man einer Landschaft, einem Motiv, einem Kunstwerk entgegenbringt. Zuweilen, in gewissen Tagesstunden, bei gewissen Lichteffekten, wenn sie dem Wogen der Menge folgte oder sich auf den weiten Trottoirs verlor, die öde waren wie das offene Land, war sie wie von einem Wahn befangen und merkte gar nicht, daß sie ging; sie meinte, einen Fluß zu durchschreiten, der bald ruhig, bald stürmisch dahin strömte und empfand dabei all den Zauber, den das Spiel und der Widerschein des fließenden Wassers ausübt.

Auch an jenem Morgen, in dem hellen Licht der sonnedurchfluteten Straße, hatte sie das unbestimmte Gefühl von Seligkeit und Zerstreutheit, wiewohl ihres Zieles bewußt, und sich klar darüber, daß sie auf dem Wege sei, das grausame Opfer all ihrer künstlerischen Ideale zu vollbringen.

„Nein, ich bin nicht schüchtern, vorwärts!“ rief sie sich selber zu, indem sie das Redaktionsgebäude betrat.

Auf der Treppe begegnete ihr eine schwarzgekleidete Dame, und diese Begegnung flößte ihr Mut ein.

Vorwärts! Eine erdrückend heiße Luft empfing sie auf der dunklen Treppe. Oben angekommen, blieb Carina stehen, rasch klopfenden Herzens.

Ein blasser Jüngling fragte sie, was sie wünsche.

„Den Redakteur.“

„Er ist nicht da.“

Sich besinnend, daß sie nicht schüchtern sei, nahm sie einen gebieterischen Ton an: „Er hat mir aber gesagt, um elf zu kommen! Bringen Sie ihm meine Karte.“

Der junge Mann nahm die Visitenkarte, verschwand und kam wieder: „Treten Sie ein."

Carina befand sich im Wartezimmer, einem großen Saal, von dessen Glasdach ein graues Dämmerlicht hereinschien; alte gelbe Divans und ein mit grünem Filz bezogener Tisch bildeten das ganze Mobiliar.

Ein Arbeiter, in einem Winkel sitzend, wartete geduldig und schüchtern. Carina fühlte sich wiederum gedemütigt, indem die Stunde verrann, niemand sie rief, und sie mit ihrem Manuskript in der Hand geduldig warten mußte wie der Arbeiter, der gekommen sein mochte, um sich über eine Zeitungsnotiz zu beschweren. Plötzlich, von Ungeduld erfaßt, erhob sie sich und ging in den Korridor hinaus.

Allerlei Leute gingen ein und aus; durch die offenen Türen hörte man Männerstimmen und Gelächter. Einer sprach am Telephon; ein junger Mann mit einer Tasse Kaffee erschien im Hintergrunde des Korridors, und als er Carina sah, ging er ihr entgegen.

Er ließ sie in ein halbdunkles Zimmer treten, und während sie abermals wartete, ging er ins Nebenzimmer und ließ die Tür halb offen. Er mußte wohl sagen, daß eine Dame da sei, die den Redakteur zu sprechen wünschte, denn sie hörte eine näselnde Stimme mit ironischem Mitleid ausrufen: „Armer Redakteur!"

Zorn blitzte in Carinas Augen. Für wen hielt man sie? Oder errieten sie wirklich, weswegen sie gekommen und mißachteten sie so sehr, daß sie denjenigen bemitleideten und verspotteten, der sie anhören sollte? Sie fühlte sich feige und stark zu gleicher Zeit und ging. Aber kaum war sie wieder im Korridor, da steckte der junge Mann den Kopf zur Tür heraus und rief ihr zu: „Ich bitte, mein Fräulein!"

Sie kam zurück, durch das „Fräulein" etwas geschmeichelt, und der junge Mann geleitete sie zur Redaktion.

Ein dicker, blasser Herr mit langem schwarzem Backenbart schrieb vor einem polierten Holztisch, der im Widerschein eines großen Glasfensters wie Silber glänzte. In den fünf Minuten, die Carina dablieb, sah sie nichts als den Widerschein des Tisches und den Bart des Redakteurs, wobei sie die Beobachtung machte, daß die eine Seite desselben länger war als die andere.

„Gut," sagte der Redakteur wohlwollend, nachdem sie ihr Anerbieten vorgebracht hatte. „Kommen Sie Anfang Dezember wieder, dann werde ich Ihnen weitere Mitteilungen machen."

Sie sah sich wieder in der Via Nazionale, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen war, sie empfand eine große Trauer, aber gleichzeitig auch eine große Befriedigung über das Opfer, das sie gebracht zu haben meinte.

Sie ging langsam die Via Parma und die Stufen des Gartens Carlo Alberto hinauf, lehnte sich an die Balustrade und betrachtete den durchlöcherten Tuffstein der Brüstung, der voll Wasser war wie ein Schwamm von Stein. An den entlaubten Platanen hingen einzelne welke Blätter, zitternd, wie vor Furcht, vom Zweige zu fallen, der sie entstehen und vergehen sah. Carina blickte auf den Stein und auf die Blätter; ach ja, wie der Stein zer-

fressen wurde und die Blätter tot waren und herabgeweht werden würden, trotzdem sie nicht vom Zweige lassen wollten, so war ihr starker, süßer Traum gestorben und verdorben, wenn er auch noch nicht zerstieben wollte.

Zu Hause fand sie eine Überraschung vor, die ihr zuerst großen Spaß machte: das kleine Hündchen, das sie gestern abend im Bar gesehen. Das Tierchen, halb geschoren und halb von krausem Fell bedeckt, sah aus wie ein Spielzeug. Es hatte schon vom Speisezimmer Besitz ergriffen und riß mit den Zähnchen an der Franze eines Sessels. Als Carina sich nahte, warf es ihr mit den winzigen leuchtend schwarzen Augen einen fast menschlichen Blick zu und ließ ein ebenso leises als freches Gewinsel hören.

Sie nahm das hübsche Tierchen in die Hände, hob es zu sich empor, legte es sich an den Hals; trug es in die Kammer und warf es aufs Bett. Und während sie den Hut abnahm und in der Schublade nach einem Bändchen suchte, lachte sie in sich hinein und redete mit kindlichem Kosen das Hündchen an: „Und deinen Großvater, wo hast du den gelassen, Cip, Cip? Wohin bist du gekommen? Dich friert wohl; ich werde dir Lucias Pelz umbinden: warte. Halte dich ruhig! Da! wie schön bist du jetzt mit dem roten Band! Sieh da!" rief sie, als sie ihm das Band umgeschlungen hatte. „Wie wird Goulliau lachen. Warte, warte!"

Ihren Mann auf der Treppe hörend, rief sie ihm entgegen: „Cirino, wir haben schon das Kind!"

„Dieser tolle Calzi!" sagte Goulliau, noch halb außer Atem. „Welch ein Original! Er hat es wohl geschickt?"

„Ja," sagte Carina, und die Aufwärterin fügte hinzu: „der Mann, der es hergebracht, meinte, es fräße nur Bisquit."

„Ah," rief Carina zum Hündchen gewandt, „dann bist du hier nicht an deinem Platze, mein Lieber!"

Trotzdem ließ sie ihm Bisquit kaufen, aber die Freude hatte bald ein Ende, und sie ärgerte sich über Calzi. „Er hätte es sein lassen können! Ich schicke es ihm wieder zurück."

Sie schickte es aber nicht zurück. Es war niedlich und amüsant. Anstatt größer zu werden, wurde es immer kleiner. Carina brachte Stunde nach Stunde damit zu, es zu waschen, zu kämmen und ihm das Band um den Hals zu binden.

Eines Abends jedoch, gegen Ende November, bemerkte sie, daß die Ernährung des Hündchens einen Tag des Unterhalts der ganzen Familie gekostet hatte und grollend erwog sie, daß dies armselige Leben zu ernst sei, als daß sie sich auch noch eine Spielerei, eine nutzlose Unterhaltung gestatten dürfe. Und sie ließ ihren Mißmut an Teodoro Calzi aus, der an jenem Abend sie in ihrer kalten Wohnung aufgesucht hatte.

„Sag mir," fragte, kaum eingetreten, Calzi, sich an Goulliau wendend, „was gedenkst du Weihnachten anzufangen?"

„Ich? Nichts. Und dann ist es noch nicht an der Zeit, daran zu denken."

„Sieh, sieh!" versetzte der andere, indem er den Mantel abnahm und ihn sorgfältig zusammenlegte. „Ich hingegen habe mich schon vorgesehen. In

der Via Torino, in der Cooperativa Militare gibt es gefüllte Schweinsfüße . . ."

„Herr Teodoro," unterbrach ihn Carina, „Sie werden doch nicht! Schweinsfüße! Sie! Wir werden Ihnen das Hündchen vorsetzen, das Sie so gnädig waren, mir zu schenken, ohne daß ich es verlangt hätte."

„Das Hündchen," sagte Calzi, ohne beleidigt zu sein, „wo ist es?"

Er wollte es sehen und fand, daß es abgemagert sei, weil Frau Carina ihm ohne Zweifel nicht genug zu essen gebe.

„Es frißt ein halbes Hektogramm Bisquit täglich!" seufzte Goulliau.

„Kein Wunder, daß es abnimmt! Es muß ein Hektogramm haben, ein Hektogramm!"

„So nehmen Sie's hin," rief Carina, „und behalten Sie's für sich. Wir sind arm, haben selber nichts zu essen, geschweige denn für die Hunde."

Goulliau sah sie erzürnt an; aber sein Ärger wich vor der tiefen Trauer, die das ganze Wesen seiner Frau ausdrückte. Carina fing an, durch ihren Zustand zu leiden; sie war sehr bleich, mit trüben Augen, weißen, zusammengeschrumpften Lippen und stumpfem Gesichtsausdruck. Auch Calzi sah flüchtig auf Frau Goulliau und blinzelte unwillkürlich mit dem einen Auge, wobei ihm das leuchtende Monokle herabfiel. Um abzulenken, sprach er von einem venetianischen Kognak und einem Champagner zu drei Lire das Liter und verriet ganz geheimnisvoll seinem Freunde, wie er auf den ersten Blick echten von unechten Champagner unterscheiden könnte

Carina, mit dem Hund auf dem Schoß, hob lebhaft das Haupt; aber Goulliau, fürchtend, daß sie wieder eine Grobheit sagen werde, gab dem Gespräch eine andere Wendung.

„Wie steht's mit deiner Heirat?" fragte er.

„Laß mich in Ruhe mit dem Heiraten," rief Calzi, wobei er sich wie ein Verzweifelnder in die Haare fuhr, zugleich aber doch mit Befriedigung lächelte. „Es ist zum Verrücktwerden; ich habe mehr als siebzig Frauenzimmer hinter mir, alle über vierzig und mit mehr oder minder barer Mitgift. Sprechen wir nicht davon!"

„Ich glaube, Sie prahlen," bemerkte Carina.

Da nahm Calzi aus der Tasche einen Pack Briefe, breitete sie auf dem Tisch aus, schlug mit der Hand darauf und schrie:

„Da sind die Beweise! Lesen Sie!"

Aber Carina mochte nicht lesen.

„Wollen Sie denn absolut heiraten?" rief sie verächtlich. „Wissen Sie denn überhaupt, was die Ehe bedeutet?"

„Ich weiß es sehr wohl; vor allem Bezahlung der Schulden . . ."

„Sie haben Schulden und wollen eine Familie gründen . . ." entgegnete Carina; aber Calzi unterbrach sie:

„Alle Menschen haben Schulden; wer hat keine?"

„Wir, zum Beispiel . . ."

„Ah! ihr! Darum geht es euch auch so gut!" meinte Calzi.

„Wie geht es uns?" rief Carina drohend.

„So gut, daß ihr nicht einmal ein Hündchen ernähren könnt!"

„Carina, lies dies, es ist wirklich gelungen!" rief Goulliau lachend und reichte seiner Frau einen der Briefe hin.

„Laß mich, ich will mir die Hände nicht beschmutzen," sagte sie. „Gott sei Dank, so weit sind wir doch noch nicht, solche Geschäfte zu machen und unsere Freiheit zu verschachern."

„Und Sie", sprach salbungsvoll Teodoro Calzi, das Monokle aus dem Auge nehmend und die Brauen emporziehend, „Sie werden etwas verschachern, was höher steht als die Freiheit, nämlich den Geist; und wenn Sie ihn haben und kein Geschäft damit machen, sondern vorziehen, Not zu leiden, dann sind Sie einfältig."

„Und Sie sind ein unmoralischer Esel, und ich jage Sie zum Hause hinaus . . ."

Goulliau erhob sich, näherte sich seiner Frau, strich ihr mit der Hand übers Haar und bat sie, zu Bett zu gehen. „Tu mir den Gefallen und geh!" Aber sie rührte sich nicht, während Teodoro Calzi die Briefe aufnahm und einsteckte.

„Ich gehe," sagte er, den Mantel umhängend. „Aber glauben Sie nur, Frau Carina, Sie haben Unrecht. Ich ein unmoralischer Esel? Ich bin nicht beleidigt, Frau Carina; ich sage nur, wenn alle meine Grundsätze hätten, würde es besser in der Welt aussehen. Wenn alle auf der Welt so wären, wie ich . . ."

„Dann wäre das Leben ein schmutziges Spiel," sagte Carina.

„Und ist es nicht ein Spiel?"

„Aber noch kein schmutziges. Was kann es übrigens," fügte Carina mit veränderter Stimme hinzu, „für ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu reden? Meine Lage muß, wie Sie sagten, eine recht traurige sein, wenn ich genötigt bin, mit Ihnen zu reden." Damit ging sie.

Sie sperrte das Kammerfenster auf und sah hinunter. Die Nacht war finster und kalt; in die Gärten drang nur ein Dämmerschein von den gelben Straßenlaternen der Quattro Fontane und der erleuchteten Fenster des Palazzo Barberini; die Blätter raschelten im Winde, und unter dem einförmig trüben Himmel, am düsteren Horizont, zeichnete sich das erleuchtete Rom scharf ab. Carina überzeugte sich, daß niemand sie sehen konnte, nahm das Hündchen und schleuderte es hinunter. Dann schloß sie schaudernd das Fenster und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Ja, zuweilen befiel sie die Angst, neurasthenisch zu werden, so quälerisch arbeitete ihr Gehirn, so groß war der Aufruhr ihrer Gedanken. War es nicht schon ein Zeichen von Krankheit gewesen, dies Verbrechen gegen das unschuldige Hündchen, das sie drei Wochen lang unterhalten und ihr Gesellschaft geleistet hatte? Und warum hatte sie dann geweint? was sonst niemals geschah. War sie denn anormal wie vier Fünftel der Frauen? Ach nein, nein, sie wollte nicht anormal sein, sie wollte das Leben nehmen wie es

war, sie wollte stärker sein als das Leben, über das grausame Spiel des Lebens den Sieg davontragen.

„Ich will als Schiffbrüchige fest auf dem Felsen stehen, nicht weit vom Ufer," dachte sie. „Das Meer ringsum ist stürmisch, die Wogen heulen, aber morgen wird es heiter sein, und die Schiffbrüchige wird das blühende Ufer erreichen können."

Der Winter rückte unterdessen immer weiter vor, war für Rom ungewöhnlich streng, und Carina litt heftig unter der Kälte, trotzdem ein beständiges leichtes Fieber ihr Inneres unterwühlte.

An sonnigen Tagen saß sie im Garten Carlo Alberto, mit trauriger Zärtlichkeit die Spiele der Kinder beobachtend; aber oft mußte sie zu Hause bleiben und die feuchte Kälte der regnerischen Tage erleiden.

Ihr Vater hatte an Goulliau geschrieben und ihm den trostlosen Stand seiner Finanzen dargelegt; auch er, allein geblieben und durch feile Menschen beraubt, hatte eine Frau geheiratet, die, selbst arm, ihm weiter nichts bieten konnte als Liebe; und Liebe genügt nicht zum Leben! Als Goulliau Carina geheiratet, hatte er eine Mitgift beansprucht; der Schwiegervater hatte freiwillig dem unerfahrenen jungen Paare ein Monatsgeld angewiesen; unfreiwillig entzog er es ihnen gerade jetzt, da die Eheleute es am meisten benötigten. Was konnte er dazu tun? Auch er hatte sich getäuscht: er litt sehr darunter, konnte aber fürs erste nicht helfen; später vielleicht, um so mehr als er eine Beförderung erwartete.

Auch Goulliau war um die Sekretärstelle eingekommen und erwartete die Beförderung; in der Zwischenzeit jedoch würde Carina, die jetzt so sehr der Pflege, der guten Nahrung, der Ruhe bedurfte, in der Kälte und im Leiden dahinwelken und das Kind zur Welt kommen, ohne das warme Nest zu finden, auf das es ein Anrecht hatte.

Ach, über die kleinen Leiden dieser Welt, die widrigen Zufälle des Schicksals! ach, über den demütigenden Mangel des kleinen Überflusses, der zuweilen notwendiger ist als das Notwendigste selbst; ach, über die verborgene Armut des Lebens, die trauriger, trostloser ist als die offene, dem Licht ausgesetzte Not. So dachten die Goulliaus, die vergebens sich nicht so viel gönnten, um in ein Bar einzutreten, vergebens riesige Strecken zu Fuß zurücklegten, um die zwei Soldi für den Tram zu sparen. Vergebens, daß Carina auf das Chinawasser fürs Haar, auf die feinere Seife, auf lederne Handschuhe verzichtete; vergebens, daß sie das niedliche Hündchen wie ein Stück nutzloses Papier zum Fenster hinausgeworfen; es waren Kleinigkeiten, deren Opfer Schmerz bereitete und nichts besser machte. Goulliau bemühte sich, seine freien Stunden zu verwerten, hatte aber bisher nichts gefunden. Auch er legte sich zahlreiche Entbehrungen auf, litt und erniedrigte sich noch mehr als seine Frau, weil er arbeitete und das Leben tiefer empfand. Kaum, daß er noch einmal in die Oper ging, auf die Galerie oder einen Stehplatz; jedesmal aber ergriffen ihn Zorn und Kummer, wenn er in den Logen die unaufmerksamen Damen sah, die offenbar auf die Vorstellung nicht achteten, nichts davon verstanden, während seine kluge Carina, die die Musik andächtig

liebte, den Tempel der Kunst nicht betreten konnte. Schließlich mußte auch er darauf verzichten; mit bitterer Freude nur trat er manchmal in die Vorhalle, um die Zuschauer ankommen zu sehen und die großen Theaterzettel zu lesen. Eine Loge für den Abend achtzig Lire! So viel, wie er mit vierzehn Tagen Arbeit verdiente!

Eines Abends bemerkte er, daß die Theaterdiener alle aus dem Atrium jagten, die keine Eintrittskarten hatten; er entfernte sich, ehe man es ihm sagte, von einem plötzlichen Haß gegen die Gesellschaft erfüllt. Hinaus, hinaus! Hinaus auch aus der Vorhalle des großen Volkstheaters, das nur die genießen dürfen, die es am wenigsten verdienen.

Gegen Mitte Dezember ging Carina wieder nach der Redaktion jenes Blattes; aber man sagte ihr, daß der Redakteur von Rom abwesend sei. Sie ging gegen Ende des Jahres noch einmal hin, aber dreimal wurde sie abgewiesen mit der Auskunft, der Redakteur sei zu beschäftigt; sie schrieb und erhielt keine Antwort. Jedesmal, wenn sie die halbdunkle, dunstige Treppe hinaufstieg, hatte sie das Gefühl der Erniedrigung: sie meinte betteln zu gehen, dachte aber: „Für dich, für dich!“ — zu dem unbekannten Wesen sprechend, das in ihr lebte. Jetzt war nicht mehr von Kunst, sondern von Leben die Rede, und Carina forderte von ihrer geistigen Arbeit nicht einen eitlen Tagesruhm, sondern einen kleinen Beitrag zu all den schrecklich gemeinen, aber traurig notwendigen Dingen, die das Ereignis mit sich brachte, das unvermeidlich kommen mußte.

Am letzten Tage des Jahres trafen die Goullaus ihren Freund Calzi auf dem Pincio. Der Tag war herrlich, und eine ungeheure Menge drängte sich nach dem Musikpavillon; die Wagen kamen nicht mehr von der Stelle, sie standen fast einer hinter dem andern, die Scheiben und Laternchen funkelten im Widerschein des glänzenden Sonnenuntergangs.

In den Alleen wandelten zahllose elegante junge Damen, nicht alle gleich schön, aber alle wie wenn sie etwas Schönes mit den Augen suchten. Die Goullaus und Calzi fanden auf einer Bank neben der Terrasse Platz, und Teodoro begann philosophische Betrachtungen über die vorbeiziehende Menge anzustellen: „Wie viel Haß und wie viel Liebe, wie viel neue Kleider und Hüte, wie viel Scham, wie viel Bosheit und wie viel Opfer, wie viel Frauen und wie viel Männer, wie viel Neid und wie viel Unbeständigkeit! Und wie viel Gesindel!“

„Und wir gehören dazu!“ bemerkte Goullau.

„Es ist ganz richtig. Wir gehören dazu. Weißt du, was ich heute getan? Ich habe abgelehnt.“

„Eine Heirat?“

„Zum Teufel auch, wie du das errätst! Ja, eine Heirat; sechsunddreißig Jahre alt, sehr schön; sofortige Zahlung meiner Schulden und weitere Dreißigtausend bar; außerdem Base eines Delikatessenhändlers aus Mantua; nahezu Millionär und dessen angebliche Erbin.“

„Und du läßt sie dir entgehen?"

„Ich bedauere es wegen des Delikatessenhändlers, der mir gute Dienste hätte leisten können. Aber es ist mancherlei auszusetzen, verstehst du, mancherlei auszusetzen in ihrer Vergangenheit."

„An ihrer Moral, Herr Calzi?" fragte Carina.

Er schien sie erst jetzt zu bemerken.

„Ei, ei," rief er, „wie geht es Ihnen, Frau Carina? Warum blicken Sie so melancholisch auf jenes Zweigespann? Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß die Affen, die auf dem weichen Polster jenes Wagens sitzen, glücklich seien. Glauben Sie mir, die sind unglücklicher als wir armen Fußgänger."

„Eine alte Geschichte, Herr Calzi. Wir bilden uns ein, daß die Reichen unglücklich seien, um uns über unsere Armut zu trösten. Wenigstens wissen sie nicht, wie einem zumute ist, wenn man friert."

„A propos!" fiel ihr Calzi ins Wort, „was macht man morgen?"

„Das scheint mir gar nicht a propos zu sein," sagte Goulliau.

„Doch," entgegnete Calzi; „es ist heute nicht kalt und wird es auch morgen nicht sein. Folglich, wenn ihr wollt, gehen wir morgen zum Ponte Nomentano und frühstücken auf dem Rasen."

„Um Gotteswillen!" entgegnete Carina rasch, vor dem Gedanken erschreckend, mehr als gewöhnlich auszugeben.

„Warum nicht?"

„Weil ich mich nicht ganz wohl fühle," sagte sie errötend —, begriff aber gleich, daß Calzi den Grund der Ablehnung erraten hatte, denn er nahm aus der Tasche eine Nummer des „Corriere della Sera" und reichte sie ihr hin, mit dem Finger auf eine Anzeige weisend.

Goulliau beugte sich vor, um mit Carina zugleich die Anzeige zu lesen. Das Licht der untergehenden Sonne warf einen roten Schein auf das entfaltete Blatt; in dem Augenblick hub die Musik an, Cavaradossis Romanze „Oh süße Küsse" zu spielen, und die Menge lauschte stumm, während ein Schauer durch die klare Luft ging, die Sonne sich purpurn am violetten, von blutroten Streifen durchfurchten Himmel senkte und unter den glühend bestrahlten Bäumen die Instrumente funkelten und schallten, gleich goldenen Posaunen. Ein Anfall von Schwindel ergriff Carina. Die Anzeige lautete: „Ein bekannter Romanschriftsteller, durch Not dazu gezwungen, würde seine hochinteressante Arbeit gern verkaufen und gegen Entgelt die Revision oder Korrektur anderer Arbeiten ähnlicher Art übernehmen. Sich zu wenden u. s. w."

Also war sie nicht die einzige!

„Das ist ein Mann!" sagte Teodoro Calzi, den Hut lüftend. „Ich grüße und bewundere ihn."

Eine alte, hell gekleidete Dame, die vorüberging, meinte, daß Calzis Gruß ihr gelte und erwiderte ihn.

Carina lachte und faßte wieder Mut.

„Ein gemeiner Mensch," sagte sie. „Ich würde meine Kleider, mein Bett, alles, alles, sogar meine Haare verkaufen, ehe ich so etwas täte."

„Ich bitte in Betracht zu ziehen," sagte Teodoro Calzi, indem er das Blatt wieder zusammenfaltete, „daß der in Frage stehende Schriftsteller wahrscheinlich kein Bett und noch weniger Haare besitzt. Er verkauft wohl sein Werk, um sich Kleider anzuschaffen, und handelt richtig."

„Und du alsdann," platzte Goulliau heraus, „warum heiratest du nicht — jene?"

„Das ist etwas ganz anderes, das hieße sich erniedrigen."

„Und was ist denn das?" fragte der junge Mann, auf das Blatt schlagend.

Calzi schüttelte den Kopf. „Kinder, Kinder," sagte er, „ihr werdet euer Bett verkaufen, eure Kleider, eure Haare und alsdann werdet ihr gezwungen sein, das zu tun, was ihr eher hättet tun sollen!"

„Man kann auch ganz gut Hungers sterben," sagte Carina. „Es ist ein Tod, wie jeder andere."

„Worte, Frau Carina, Worte!"

„Gut," bemerkte Goulliau, „zugegeben, daß einer seinen Geist verkaufen wollte, wie dieser Schriftsteller — gibt es einen Esel, der ihn kauft?"

„Das kommt wohl in Novellen vor," sagte Carina verächtlich.

Calzi nahm sein Monokle ab und blickte Carina mit seinen kleinen gelblichen Augen an. Es war vielleicht das erste Mal, daß er ihr so gerade ins Auge sah, und sein Gesicht, zur Hälfte rot von der untergehenden Sonne, zur Hälfte bleich und im Schatten, erregte einen starken Widerwillen in der jungen Frau.

„Wollen Sie, daß ich mich der Sache annehme?" fragte er. „Wenn Sie wollen, haben Sie nur zu befehlen."

Die Gouliaus wußten, daß Calzi mit ähnlichen Geschäften zu tun hatte; z. B. er ging zu den Wucherern, um Geld für gewisse Kollegen aufzunehmen, er besorgte den Kauf und Verkauf von Möbelstücken, mietete Wohnungen und Dienstboten, verschaffte einem stellenlosen jungen Mann eine Beschäftigung u. s. w. und dies alles ganz uneigennützig; Goulliau wußte sogar, daß Teodoros Schulden zum großen Teil durch Verpflichtungen zu Gunsten anderer entstanden waren, er begriff daher, wie es auch Carina begriff, daß der Freund es ganz ernst meinte und ärgerte sich darüber.

„Tu mir den Gefallen und sprich von angenehmeren Dingen," herrschte er ihn an, „es könnte sich sonst ereignen, daß du das Jahr übel beschließest."

Daraufhin erhob Calzi das Gesicht, steckte sein Monokle wieder ins Auge, legte die Beine übereinander und begann zu trällern; plötzlich stand er auf, reichte den Gouliaus die Fingerspitze und entfernte sich.

Carina sah auf das Wogen der Menge vor sich, und wie die Sonne langsam erlosch, schien auch in ihrem Inneren etwas zu erlöschen. Goulliau stand auf und bot ihr die Hand. Sie ergriff diese liebe, treue Hand und so vereint, wie zwei Kinder, gingen sie und tauchten in den Strom der Menschen unter, die sich entfernten. Jenseits der hohen, dünnen, rötlichen Wand entlaubter Bäume leuchteten am violetten Horizont lange Goldwolken, wie glänzende Kähne, die sich ebenfalls entfernten und in ein unnennbar trübes Meer verloren.

Auch die Zeitung lehnte das Manuskript ab. „Der Frühling" sei für ein Feuilleton nicht geeignet und vielleicht auch nicht als Band in Italien zu veröffentlichen. Das italienische Publikum wolle beim Lesen eines Romans oder beim Ansehen eines Stücks lachen oder stark bewegt werden. Nun sei „Der Frühling" eine Erzählung von Glück, die sehr feine und auch sehr gelungene Arbeit einer glücklichen Seele — sie gebe zu denken, bewege jedoch nicht. Nein, die Verfasserin irre sich, wenn sie meine, daß das Publikum, müde, in der Wirklichkeit zu leiden, Erquickung und Ruhe darin finden würde, von Glück und Freude zu lesen. Nein, das Publikum liebt dergleichen nicht, und ebenso wie es einen grausamen Trost im Unglück anderer findet, verlangt es auch vom Buche, vom Theater, vom Klatsch, eine Geschichte des Schmerzes oder eine unterhaltende Posse. Das Glück anderer langweilt oder reizt nur.

Diese traurigen Dinge las Carina zwischen den Zeilen des kühlen, höflichen Briefchens, das die Ablehnung des Romans motivierte, wiewohl das Schreiben desselben weit davon entfernt gewesen war, sie haben sagen zu wollen. Nunmehr aber war Carina ein Teil des großen leidenden Publikums, und aus ihrer eigensten Erfahrung ergänzte sie die Worte des Schreibers.

Alles dies hinderte jedoch sie nicht, daß sie einen demütigenden Schmerz darüber empfand, selbst von der Stelle zurückgewiesen worden zu sein, die sie einst verachtet hatte, und damit schwand auch die letzte Hoffnung auf eine Besserung des materiellen Lebens.

Ende Januar hatten die Goullians schon einige Schulden, unter anderem waren sie auch mit dem Lohn der Aufwärterin im Rückstand. Carina ließ der Gedanke daran nicht schlafen; sie kam sich feige, unehrlich und gemein vor, und als eines Tages Lucia darauf bestand, befriedigt zu werden, gab ihr Carina hinter Goullians Rücken einen der wenigen Ringe, die sie besaß.

„Ich werde meine Kleider, mein Bett, meine Haare hergeben . . . ", sie erinnerte sich der Worte, die sie zu Calzi gesagt — „alles — zu einer Gemeinheit werde ich mich nicht erniedrigen." Und nun war der Anfang gemacht; alles, alles würde sie hergegeben haben, aber dann? Dann kam der Tag, an dem die Gemeinheit sich erfüllen mußte; der Gläubiger klopfte an die Türe, trat in das ausgeplünderte Haus, schrie, schimpfte und sprach gleichzeitig die grausame Wahrheit: „Auch ich habe das Recht zu leben; bezahlt mein Brot, bezahlt mein Haus, arbeitet auch ihr!"

Arbeiten? Aber wenn ihr, Carina, niemand die Arbeit bezahlen wollte! Niemand? Nein, es war doch einer da, der jene Arbeit bezahlen wollte: warum sie ihm nicht geben? War es nicht unehrlicher, andere um den Lohn ihrer Arbeit zu betrügen? So dachte sie an einem Nachmittag im Februar im Garten Carlo Alberto, an die Balustrade gelehnt. Wie an jenem Tage, an dem sie ihr Manuskript auf die Redaktion der Zeitung gebracht, betrachtete sie den durchlöcherten Stein der Brüstung, und die entlaubten Bäume, die darunter sich abzeichneten. Hinter ihr, grau in der verschleierten Luft, erhob sich das Denkmal Carlo Albertos, das dem Garten den Namen gibt; über ihr der Garten öde und traurig um diese Stunde, vor ihr auf dem schrägen und menschenleeren Trottoir der Via Parma fielen von den rötlichen Bäumen

die letzten toten Blätter, die der Winter geschwärzt hatte. Und nun verglich Carina nicht mehr ihren Traum, wohl aber ihren moralischen Sinn mit jenen Blättern und jenem Stein, und dachte, daß die Kälte, die Feuchtigkeit der Jahreszeit und die traurigen Veränderungen des Lebens auf die menschliche Seele ebenso wirken könnten wie auf die Bäume und Steine.

Sie machte einen Gang durch den menschenleeren Garten und bog dann in die Via Venti Settembre. Ein ungewöhnliches Hin und Her von herrschaftlichen Wagen belebte die Straße. Eine Schar Versaglieri stürmte vorbei wie ein Schwarm großer Vögel; vorüber schritt, von einem Soldaten geführt, ein prächtiges Pferd mit goldverbrämter Decke, und ein Zug deutscher Kleriker in rotem Gewande belebte den gelblichen Hintergrund der Piazza des Quirinale. Es war noch zu früh für Carina, um, wie sie gewohnt war, Goulliau entgegenzugehen, und sie blieb auf dem Platze stehen, auf den silbernen Horizont blickend, von einem weißlichen Nebel verhüllt, in welchem weit und unbestimmt sich das Profil Roms ausbreitete gleich einer Vision in einer dunstigen Wüste.

Carina stand still vor der Balustrade, als sie etwas Geheimnisvolles in sich verspürte. Ihr Kind, ihr Geschöpf bewegte sich. Die junge Frau erbleichte, wiewohl sie schon seit etlichen Tagen dies sehr natürliche Ereignis erwartete; gleichzeitig hatte sie eine eigentümliche Empfindung. Es schien ihr, als ob das Kind hungrig sei und nur darum erwacht wäre und sich bewegt hätte, und die Empfindung sei eine Folge ihrer eben gehabten schwermütigen Gedanken. Aber zugleich erinnerte sie sich, daß sie heute sehr wenig gegessen habe und sie fühlte ein Etwas, das von ihrem Innersten aus ihr die Kehle zuschnürte.

Nun stieg sie die Stufen hinunter und schritt auf das Verwaltungsgebäude zu, entschlossen, Teodoro Calzi zu rufen.

Vor dem Gebäude angekommen, sah sie viele Menschen in der Vorhalle, und es fiel ihr ein, daß es Sonnabend sei, der Tag der Lottoziehung. Sie mischte sich unter die Menge, hielt sich aber in den Gängen, um nicht von Goulliau gesehen zu werden, falls er zum Fenster seines Bureaus trete, wo sich die Gesichter von Beamten zeigten, eifrige Lottospieler auch sie, mit dem Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit.

Eine Masse Menschen füllte den Hof, der groß wie ein öffentlicher Platz war; vom silberweißen Himmel, an dem bläuliche Wolken sich hinzogen, fiel ein helles, breites Licht auf die Gruppen, die atemlos vor Erwartung der Ziehung folgten und selbst der Eukalyptus, der an der Mauer des feuchten Gärtchens hinter dem Hofe dunkel und ohne Regung in die graue Luft ragte, schien dem Spiel zu lauschen.

In der Ziehungshalle rief ein Türsteher in goldbetreßtem Rock mit roten Aufschlägen langsam die gezogenen Nummern aus, indem er sie auf allen Seiten, hüben und drüben, der Menge zeigte. Aus seinen Händen ging das Blatt, auf das die Zahlen gedruckt waren, in die eines Beamten über, eines Herrn in feinem schwarzen Zylinder, der das Blättchen aufmerksam zusammenfaltete und dem mitten in der Halle sitzenden Direktor des Lotto reichte. Carina bemerkte, daß der Direktor die Zahlen in die Kugel schloß mit einer

unbefangenen Gewandtheit und Grazie, als ob dieser ernste Mann mit dem stattlichen Bart und den wohlgepflegten Händen in seinem ganzen Leben nichts anderes getan hätte und all seinen moralischen Eifer sowohl wie seine physische Geschicklichkeit daran setzte, diesen einfachen Akt wie eine außerordentliche Mission zu vollbringen, angesichts eines Volkes, das das Rad anbetete, in welches die Kugel geworfen wurde.

Das Rad drehte sich mit leisem Sausen; daneben stand ein Kind mit langer weißer Schürze und einem mageren bleichen Gesichtchen wie ein zwerghafter Greis und beherrschte das Bild aller, die sich in der Halle zusammengedrängt hatten und eine sonderbare Andacht an einem öffentlichen Altar zu verrichten schienen. Carina bemerkte aber auch, daß alle, die hier im Hofe und in den Gängen versammelt waren, — die meisten erbärmlich oder mit dem traurigen Anstand gekleidet, der die Not verrät — eine spöttische Miene annahmen, die sicher ein inneres Gefühl der Angst verbarg. Viele machten so, als ob sie aus Neugierde eingetreten seien; andere betrachteten Blättchen, die sie in der Hand hielten, oder zählten Nummern an den Fingern ab. Verlebte Gestalten, Gestalten mit Schirmkappen und aufgeschlagenen Rockkragen erschienen und verschwanden in den Gängen, die sich immer mehr füllten und immer mehr verpestet wurden durch das beständige Ausspucken, den Qualm schlechter Zigarren und den widerlichen Geruch von Lumpen und nassen Schuhen. Von dieser farblosen Masse hob sich die russische Bluse einer eleganten Dame und das Profil eines alten Juden ab, dessen charakteristischer Kopf aus einem alten gelben Pelzkragen hervorsah; unwissende Kinder, schüchterne Weiblein in vertragenen Kleidern traten bis an die Mauer zurück und blickten mit einer Art Furcht auf die spöttische Menge und die Ziehungshalle. Mitten im Hofe, auf dem von Feuchtigkeit schimmernden Pflaster, flammten wie brennende Kohlenbecken zwei Apfelsinenkörbe; der Verkäufer, einzig auf die Ziehung achtend, bot nur ab und zu seine Ware zerstreut an.

Dem Kinde mit der weißen Schürze wurden die Augen verbunden. Das Rad bewegte sich rascher, und die Ziehung begann. Das magere Händchen des Kindes — dieses Kindes ohne Blut und ohne Lächeln, das richtige Bild einer traurigen, bleichsüchtigen Glücksgöttin — griff in das dunkle Rad und zog mit den schmalen Fingerchen die erste Zahl heraus. Der Türsteher nahm sie auf einen Drahtteller und reichte sie dem Kontrolleur, der sie dem Direktor weitergab. Und die wohlgepflegten Hände des ernsten Mannes öffneten die Kugel mit derselben Grazie, mit der sie sie geschlossen hatten. Das Blatt kam heraus, wurde vom Kontrolleur entfaltet und wanderte in die Hände des Türstehers. Dieser schrie die Nummer aus, zeigte das Blatt nach allen Seiten, hüben und drüben, und gleich darauf erschien die Zahl in dem Rahmen über der Halle. Ein Gemurmel stieg aus der lauschenden Menge auf, die Gruppen drängten sich aneinander, eine und die andere Stimme warf den Neugierigen den Witz, die Bemerkung, den Vergleich hin, den sie erwartet hatten, und manch ein Gelächter erschallte. Fünfmal wiederholte sich dieselbe Szene, dieselbe Bewegung, dasselbe Gemurmel der Menge. Ein kleiner Alter neben Carina sah auf die Nummern, verglich damit seine Blättchen, schüttelte den

Kopf und bewegte die blassen Lippen. Carina betrachtete ihn voller Mitleid, sie meinte er hätte Hunger.

„Habt ihr viel gesetzt?" fragte sie, sofort bereuend, daß sie den Alten angeredet. Was ging sie der Mann an? War sie nicht ebenfalls gekommen, um ein ebenso unmoralisches Spiel zu spielen wie das Lotto? Auch sie war eine Besiegte, eine Beraubte, schlimmer als der Alte mit den blassen Lippen. Warum sollte sie Anteil nehmen an der Not anderer, da sie doch selber zu denen gehörte, die durch die Spiele des Lebens umgestoßen und zertreten werden?

Der Alte hatte auf eine Ambe gesetzt, auf die beiden Nummern 1 und 17. Er spiele immer, sagte er, ohne jemals gewonnen zu haben. Jetzt aber, da sein Sohn sich bei einem Sturz aus dem Fenster den Kopf zerschlagen, habe er gemeint, es könne ihm nicht fehlen. Aber nein! Was nutzte also ein Unglück, wenn es einem nicht einmal zu einem Treffer verhelfe?

Nach dieser tiefsinnigen Betrachtung richtete der Alte mit flehender Gebärde die blauen, stumpfen Augen auf Carina und dämpfte die Stimme: „Mein Fräulein," sagte er, „seit gestern habe ich nichts gegessen, ich bin ein armer Greis, geben Sie mir ein Almosen . . ."

„Ich habe nichts!" entgegnete sie mit harter, schriller Stimme. Der Alte bebte zurück und entfernte sich.

Die Menschen verzogen sich; über der leeren Halle thronten die schwarzen Nummern; über der Mauer des Hofes, regungslos in der stillen Luft färbte sich der Eukalyptus vom letzten Schimmer des sich wieder aufheiternden Himmels.

Carina befand sich allein in den Gängen, in denen der unsaubere Durchzug der Menge seine Spuren zurückgelassen hatte.

Einige traten noch an die Türe heran, um die Zahlen anzusehen; zwei Beamte liefen die Treppe herunter, sprangen durchs Fenster, um rascher nach dem Hofe zu kommen und gleichfalls die Nummern zu sehen; herein kam ein Munizipalgardist, blickte hin und fluchte, herein kam ein Soldat, blickte hin und lachte. Es kam ein blondes Weibchen, mit bloßem Kopf und einem mongolischen Pelz, betrachtete die Zahlen, sah dann Carina hinter der Glastüre und grüßte. Es war die elegante alte Lucia.

Carina winkte ihr, einzutreten und schickte sie hinauf.

„Rufe einen Diener und sag ihm, er solle Herrn Calzi melden, es sei eine Dame da, die ihn erwarte; paß auf, daß der Herr dich nicht sieht."

Lucia, die von den Abenteuern des Herrn Calzi etwas wußte, glaubte, daß Carina ihm einen Possen spielen wollte und ging.

„Er kommt," sagte sie in geheimnisvollem Tone, nachdem sie die Botschaft ausgerichtet hatte.

„Du kannst gehen," versetzte die Herrin, und die Alte gehorchte.

Eine Minute lang blickte Carina, die hinter der Glastür saß, wo das Tageslicht allmählich blasser wurde, auf die Reihe von Schiebefenstern hin, deren Stützen wie große Fragezeichen aussahen, und fühlte heftiges Herzklopfen. Dann brach sie in Gelächter aus, als sie das bestürzte Gesicht Calzis erblickte, der die Treppe herunterstürmte.

„Sie glaubten wohl, es wäre eine Bewerberin?“ rief Carina, noch immer lachend. „Ich habe Sie angeführt!“ Aber gleich darauf wurde sie wieder ernst. „Hat Goulliau Sie herunterkommen sehen?“

„Nein.“

„Wieviel Uhr ist es?“

„Es fehlen fünfundzwanzig Minuten zu Fünf,“ antwortete Calzi.

„Herr Teodoro,“ sagte Carina, sich erhebend, „ich brauche Sie.“

„Hört! hört! Ist das die Möglichkeit!“

„Tun Sie mir den Gefallen, nicht zu scherzen. Wissen Sie noch, was Sie mir auf dem Pincio sagten?“

Er gab vor, sich nicht zu erinnern; sie setzte sich wieder und sah ihn starr an. „Seien Sie so gut,“ wiederholte sie, „und scherzen Sie nicht. Sie wissen es noch genau. Also denn, ich brauche Ihre Hilfe, aber gleich, schleunigst.“

„Sofort, sofort!“ rief er, in die Hände klatschend, „auf der Stelle!“

„Aber wie lange wird es dauern?“

„Wer weiß!“ sagte er, nachdenklich werdend. „Man muß die Anzeige machen, abwarten, verhandeln.“

„Die Anzeige machen!“ rief sie entmutigt. „Das hätte ich selbst auch gekonnt! Und dann möchte ich, daß mein Mann nichts davon merke, bis die Sache abgemacht ist; wenn er dann schilt, werden wir ihn schelten lassen!“

Man hörte einen Schritt auf der Treppe.

„Still.“ sagte Carina erschrocken, in der Meinung, daß es Goulliau sei.

Ein Beamter kam herunter, ging vorüber, grüßte, entfernte sich. Durch die Glastür sah man Leute, die in dem immer dämmriger werdenden Hof aus- und eingingen.

„Verfassen wir die Anzeige,“ sagte Carina, „Sie bringen sie sofort zur ‚Tribuna‘, und wir denken nicht mehr daran.“

Signor Calzi nahm sein Notizbuch heraus, lehnte sich an die Fensterbrüstung und schickte sich an mit dem Bleistift zu schreiben.

„Eine Schriftstellerin . . .“ begann Carina.

„Nein, so dürfen wir nicht anfangen — überlassen Sie das mir,“ sagte Calzi, am Bleistift kauend.

Er schrieb, wischte wieder aus, murmelte vor sich hin.

„Rasch, rasch!“ flehte Carina, auf die Türe an der Treppe blickend.

„Zum Henker auch, welche Eile Sie haben! Lassen Sie mich doch machen!“

Endlich las er die Anzeige:

„Bekannter Schriftsteller, durch Not gezwungen, möchte einen italienischen Originalroman, unzweifelhaften Erfolges, an jemanden verkaufen, der alle Rechte an demselben erwerben würde. Man wende sich an Bleistift, Postamt, Rom. Strengstes Geheimnis.“

„Eins, zwei, drei, zehn, zwanzig, dreißig Worte. Wir wollen sehen, ob es sich kürzen läßt. Nehmen wir strengstes Geheimnis fort. Ob streng oder nicht streng — —“

„Lassen Sie es sein“ meinte Carina, „es ist besser so.“

Sie suchte in ihrer Börse; aber Teodoro sagte ihr: „Suchen Sie nicht, wir werden später abrechnen . . . Nun aber," fügte er hinzu, nachdem er einen Augenblick geschwiegen und mehrere Worte der Anzeige durchstrichen hatte, „sagen Sie mir nur, wieviel würden Sie verlangen?"

„Nicht unter dreitausend Lire."

„Gott soll behüten und bewahren!" rief Calzi und kraute sich hinter den Ohren; „dreitausend Lire! Das Gehalt eines Sekretärs! — Wie lange haben Sie denn an dem Roman geschrieben . . . ein Jahr? . . ."

„Lassen Sie's gut sein," antwortete Carina; „ärgern Sie mich nicht."

„Dreitausend Lire," wiederholte Calzi langsam und eine Weile wie im Nachdenken versinkend. Dann aber schien sein Antlitz sich zu erleuchten. „Wissen Sie was?" rief er aus — „wie sagt der Apostel: Geduld und kaltes Blut! Ich werde Ihnen den Roman abkaufen."

„Sie?" fuhr Carina auf, mit einem spöttischen Ausdruck um die Lippen.

„Warum nicht? Ich handle mit Antiquitäten, ich nehme Gelder auf und vermittle Darlehn, ich kaufe und verkaufe alte Möbel, warum sollte ich nicht auch einmal einen Roman kaufen? Es ist ein Geschäft wie jedes andere, und ich werde noch dabei verdienen."

Errötend, halb in Scham und Zorn, halb in Bewunderung blickte Carina auf Calzi.

„Sie haben Eile, und ich habe Zeit," fuhr er fort, indem er das Blatt wieder vornahm, auf dem die Anzeige stand, und mit dem Bleistift darunter schrieb:

„Ich habe den Roman für dreitausend Lire gekauft; zahlbar nach Ablieferung des Manuskriptes. Teodoro Calzi."

In diesem Augenblick kam Goulliau die Treppe herab, und als er seine Frau mit bleichem, fast grauem Gesicht vor sich sah, befiel ihn eine dunkle Ahnung, aber er wagte nicht, ein Wort zu äußern.

„Was hast du?" fragte er, ihre Fingerspitzen berührend. „Wie kalt du bist!"

„Es hat sich bewegt!" sagte sie leise und reichte ihm das Blatt mit Teodoro Calzis Unterschrift hin.

Im Garten des Vatikans.

An einem milden Maimorgen des vergangenen Jahres, vormittags gegen elf, hielt, wie gewöhnlich um diese Zeit, an der Türe des Albergo Italia in der Via delle Quattro Fontane der Wagen unseres Freundes Signor Tora, der uns nach dem Eingang zu dem vatikanischen Garten fahren wollte. Signor Tora ist nur ein einfacher Kutscher, der wohl nicht viel mehr besitzt als sein leichtes Wägelchen und sein munteres Pferdchen, mit denen beiden er seinen täglichen Stand auf der Piazza Barberini hat — derselben Piazza, in deren grauem Eckhaus, Nr. 18, einst Herman Grimm und seine Gemahlin Gisela gewohnt haben. Vielleicht bildete diese Erinnerung die erste Attraktion, die sich aber in einem fast vierwöchigen Aufenthalt zu einem immer mehr persönlichen Verhältnis entwickelte. Denn Signor Tora, ein Mann in schon gesetzten Jahren, dezent gekleidet, überaus höflich, aber stets seine Würde bewahrend, kannte Rom, wie nur ein Römer es kennen kann, und gab uns über alles, wonach wir ihn fragten, Auskunft, nicht wie ein Lohndiener, der seine Lektion auswendig gelernt, sondern wie einer, der sich ernsthaft mit den Dingen beschäftigt hat. Und welch ein wundervolles Römisch er sprach — daß ihn zu hören ein wirkliches Vergnügen war! — Mit diesem nun hatten wir überlegt, ob es möglich sein werde, in den meistens geschlossenen und für das Publikum so gut wie unzugänglichen Garten des Vatikans zu gelangen. „Wir wollen es versuchen," erwiderte Signor Tora, den Hut leicht lüftend, und fort trabte sein Rößlein, durch enge Straßen und weite Plätze, vorüber an der rauschenden Fontana Trevi, hinab zum Tiber, über die Engelsbrücke, durch den Borgo, bis die ganze Herrlichkeit von St. Peter — die Kolonnaden, der Obelisk, der Springbrunnen, die Basilika, der Vatikan — vor uns lagen. Hier aber bogen wir ab, in ein Seitengäßchen, das rechts um den päpstlichen Palast herum und durch einen Torweg in einen Hof führt — und hier hielt unser Gespann. Wir traten, von Signor Tora zwar mit den besten Wünschen, aber — wie mir schien — nicht eben zuversichtlich entlassen, in eine Vorhalle, durch die man jedoch nicht nur zu dem Garten, sondern auch zu dem Antikenmuseum des Vatikans geht; und der in einem Bretterverschlag stationierte Beamte war sogleich bereit, uns zwei Billets zu verkaufen. Als wir ihm aber mitteilten, was unser Begehr, blickte er uns zuerst erstaunt an, ward indes keineswegs unwillig, eher freundlich, und wies uns an einen Kollegen gegenüber, der die Schwelle des Gartens bewachte. Merkwürdig! — auch dieser wies die beiden Fremdlinge nicht zurück; er machte wohl einige Schwierigkeiten, las aber vielleicht etwas in unserm Blick, was nicht wie profane Neugier aussehen mochte, und nach nicht allzu langem Besinnen gab er uns mit jener dem Römer eigenen, ganz unnachahmlichen Handbewegung die Erlaubnis, die einer Einladung glich, und dankerfüllten Herzens traten wir ein in den Duft und die Stille des alten, vierhundert Jahre alten „boscareccio".

Es war eine wunderbare Stunde. Die Sonne flimmerte durch das immergrüne Laub, über den hohen Heckengängen leuchtete der blaue Himmel. Nichts störte die tiefe Einsamkeit — nur hier und dort ein Arbeiter, der uns Blumen anbot, oder ein Gärtner, der uns in dem interessantesten Teile des Gartens, zu dem man auf einem breiten Wege langsam emporsteigt, als Cicerone diente. Hier aber, wo die Kuppel des Domes von St. Peter sich mächtig erhebt und im Hintergrunde die violetten Höhenzüge der Sabinerberge den Blick begrenzen, steht das bescheidene Sommerhäuschen, in dem Leo XIII. während der heißen Jahreszeit gern weilte, oft tagelang zubrachte; und davor breitet sich das Weingelände aus, dem er seine liebevolle Sorgfalt zuwandte, hier und dort eine Rebe am Stocke befestigend und des fortschreitenden Wachstums der Trauben sich freuend. Zuweilen auch fuhr er in den Alleen spazieren, die kühl und luftig und schattig sind, in einer altmodischen Kutsche, die wir hernach in der Remise sahen, und die sehr abstach gegen den reich vergoldeten, mit rotem Sammet ausgeschlagenen Prunkwagen Pius' IX. Weiter unten sind die beiden berühmten Brunnen, der eine von Bernini, und das zierliche Kasino Pius' IV., mit den großen — wie die Inschrift sagt — antiken Statuen. Das Ganze, in seiner Schönheit und seiner Verlassenheit, machte doch den Eindruck, der schwer zu beschreiben und nie zu vergessen ist.

In diese Woche noch fiel der Corpus-Christi-Tag. Wir hatten sagen hören, daß an diesem hohen Feste die Messe in der Sixtinischen Kapelle zelebriert werde, doch auch nur vor dem engeren Kreise der zur Kurie Gehörigen oder ihr Nahestehenden, so daß für Fremde wenig Aussicht sei, ihr beiwohnen zu dürfen. Daran dachten wir, indem wir durch die Baumgänge des Gartens wieder abwärts schritten; und innerhalb dieser schweigenden Umgebung, die dennoch mit so starken Accenten zur Seele sprach, im Angesicht des gewaltigen Baues, der ein Gefängnis und dennoch eine Welt beherrscht, regte sich in uns der kühne Wunsch, da so viel uns gelungen, auch dies noch zu versuchen. Draußen angelangt, zogen wir unsern Signor Tora zu Rate. Dieser meinte, daß wir unter allen Umständen eines „permesso" bedürften, und daß ein solcher uns nur von dem päpstlichen Oberhofmeister, dem Majordomus — oder, wie er es aussprach: Maggiordomo — erteilt werden könne. Flugs saßen wir wieder in unserem Einspännerchen, und nicht lange, so stiegen wir vor dem Hauptportal aus, an dem die Schweizer Wacht halten, eine bunte Schar kräftiger Gestalten, ganz in Gelb und Rot, Barett, Wams und Pluderhosen —

In der puffigen, alten, geschichtlichen Tracht,
Als riefe das Horn sie zur Murtener Schlacht.

Man kennt diese hübsche Ballade von Conrad Ferdinand Meyer, die sich auf ein Vorkommnis bei der Thronbesteigung Leos XIII. gründet, als dieser sparsame Papst seinen getreuen Schweizern das übliche Donativ zurückhielt. Da brach eine kleine Palastrevolution aus:

Wann den Himmel ein heiliger Vater gewann,
Ergibt es elf Taler für jeglichen Mann,
So galt's, und so gilt's von Geschlecht zu Geschlecht,
Wir pochen auf unser historisches Recht.

Sie drohen, sich selbst bezahlt zu machen, Kisten und Kasten zu erbrechen, und gar den apostolischen Stuhl zu versteigern:

Der Heilige Vater bekreuzt sich entsetzt,
Und zaudert und langt in die Tasche zuletzt —
Da werden die Löwen zu Lämmern im Nu:
„Herr Heiliger Vater, jetzt segne uns du!"

Heute, wiewohl von Ansehen noch trotzig genug, wurden sie doch ganz wieder Lämmer, als wir baten, uns den Aufgang zum Majordomus zu zeigen, und einer von ihnen, ein schöner Jüngling aus Graubünden, geleitete uns, an der Scala

Regia vorüber, zu einer Seitentreppe, minder prachtvoll als jene, aber mit ihren steinernen Stufen ebenso steil und vielleicht noch höher. Oben, nachdem wir unsere Karten abgegeben, wurden wir von einem Diener in ein geräumiges Vorzimmer geführt, an dessen Tür uns ein distinguiert aussehender Herr in schwarzem Anzug und Frack mit ausgesuchter Artigkeit empfing. Er hörte uns ruhig an; dann aber verneinte er leise mit dem Haupte, indem ein schwaches Lächeln über die feinen Züge seines an den Spanier erinnernden Gesichtes glitt. „Man hat Sie falsch berichtet," sprach er mit wohlklingendem Organ; „in der Sistina wird überhaupt kein Gottesdienst abgehalten. Die beiden letzten kirchlichen Feiern in der Kapelle sind die zur Einsegnung der Leiche Pius' IX. und die zur Inthronisation Sr. Heiligkeit des jetzt regierenden Papstes gewesen, und sie wird sich erst wieder öffnen . . ." Er unterbrach sich; aber wir verstanden und sagten: „Möge der Tag noch fern sein!" Worauf er, wie wenn er erkenntlich sei für dieses Wort, mit dem Kopfe nickte und uns, auf unsere Fragen, noch manches über die Persönlichkeit Leos XIII. mitteilte, dessen ehrwürdiges Alter in jeder Weise geschont werden müsse. Mit einem verbindlichen „Niente, niente," als wir ihm für alles gedankt hatten, entließ er uns, und Signor Tora war ein wenig beschämt, daß wir, die Fremden, ihn den Römer, über diese Pontifikalien belehren konnten!

Seitdem sind anderthalb Jahre vergangen, und zu den höchsten kirchlichen Vorgängen hat die Sixtinische Kapelle sich abermals aufgetan. Wie mit angehaltenem Atem hat der Erdkreis auf jede Nachricht aus der Stadt gelauscht, die den Menschen noch einmal ihre Ewigkeit, den Bekennern und Nichtbekennern noch einmal die Majestät der katholischen Kirche ins Gedächtnis rief. Mag man von welcher Konfession und von welcher politischen Richtung immer sein: dies ist unumstößlich. Mag man gegen den jeweiligen Mißbrauch ihrer Gewalt sich auflehnen: an ihrer alles, selbst diesen Mißbrauch überdauernden Lebenskraft kann niemand Zweifel hegen, und sie wird selbst demjenigen, der sie bekämpft, Bewunderung einflößen. War es nicht ein englischer Hochkirchenmann, war es nicht Macaulay, der, nachdem er in Rom Rankes „Römische Päpste" gelesen, in sein Tagebuch schrieb: „Ich war tiefbewegt, als ich über das ungeheure Alter der päpstlichen Würde nachdachte," und, diesen Satz in dem berühmten Essay über jenes Werk weiter ausführend, sagte: „Keine andere Institution ist stehen geblieben, die den Geist zurückführt zu den Zeiten, da der Opferrauch von dem Pantheon aufstieg und Giraffen und Tiger im flavischen Amphitheater sprangen. Die stolzesten Königshäupter sind nur von gestern, verglichen mit der Linie der Pontifices Maximi." Und war es nicht gleichfalls ein englischer Historiker, Eduard Gibbon, der, fast hundert Jahre früher, in seiner Autobiographie erzählt, daß der Gedanke, die „Geschichte des Niederganges und Falles des römischen Reiches" zu schreiben, ihm gekommen sei, als er sinnend in den Ruinen des Kapitols saß, während die Barfüßermönche die Vesper im Tempel des Jupiter sangen?

Wie belebt sich plötzlich die Erinnerung an jenen Maimorgen im vatikanischen Garten, wenn ich alles dies überdenke und nun, da von dem Balkon der Peterskirche das „Habemus papam!" erklungen ist, unseren eignen großen Geschichtschreiber zur Hand nehme und auf der letzten Seite der letzten Ausgabe der „Römischen Päpste" (von 1874) lese: „Den Truppen, welche gekommen waren, ihn (Pius IX.) zu verteidigen, gab er bei ihrem Abzug von der Höhe der Stufen von St. Peter seinen Segen. Er zog sich auf seine geistliche Autorität zurück, deren ungehinderte Ausübung ihm die Italiener allen anderen Mächten gegenüber garantiert hatten. Inwiefern dieselbe unter den veränderten Umständen möglich sein werde — darauf beruht nunmehr die Gegenwart und die Zukunft."

J. K.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Als Pius X. hat der frühere Patriarch von Venedig, Kardinal Giuseppe Sarto, den päpstlichen Thron bestiegen. Unter den „papabili", den aussichtsvollen Kandidaten für die Nachfolgerschaft Leos XIII., war der nunmehr im Konklave am 4. August zum Papst gewählte Kirchenfürst nicht in erster Reihe genannt worden. Vielmehr waren es der frühere Staatssekretär der römischen Kurie, Rampolla, der ehemalige Nuntius in Wien, Serafino Vannutelli, und der Kardinal Gotti, die als die Hauptkandidaten galten. Sowohl die Wahl Rampollas als auch diejenige Serafino Vannutellis, dessen Bruder Vincenzo gleichfalls dem Kardinalskollegium angehört, hätte einen politischen Charakter nicht verleugnet, während der Karmeliter Gotti gleichsam die stärkere Betonung der religiösen Natur des Papsttums repräsentiert haben würde. Wiederum sollte sich jedoch in dem jüngsten Konklave das alte römische Sprichwort bewahrheiten, wonach derjenige, der in das Konklave als Papst eintritt, es als Kardinal verläßt. Hierdurch soll die Nichtigkeit aller Prophezeiungen hinsichtlich einer Papstwahl charakteristisch bezeichnet werden.

Freilich fehlte es nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden durfte, daß, nachdem Jahrzehnte hindurch ein politischer Papst auf dem Stuhle Petri gethront hatte, die religiöse Strömung diesmal durchdringen würde. Nicht der Karmeliter Gotti sollte jedoch aus dem mehrtägigen Wahlkampfe hervorgehen, sondern der Patriarch von Venedig, Giuseppe Sarto, der nun, gerade wie sein Vorgänger Leo XIII., im Alter von achtundsechzig Jahren auf den päpstlichen Thron erhoben worden ist. Am 18. September 1858 zum Priester geweiht, war Giuseppe Sarto, der, von sehr bescheidener Herkunft, der Sohn eines achtbaren Bauern aus dem Venetianischen ist, geraume Zeit hindurch Pfarrer in Salzano, wo er sich bereits durch seine Menschenfreundlichkeit und eine weit über seine Verhältnisse hinausgehende Mildtätigkeit auszeichnete, die stets ein hervorragender Charakterzug Sartos geblieben ist. Nach einem glaubwürdigen Zeugnisse soll er sogar Pferd und Wagen verkauft und seine geistlichen Besuche in der ländlichen Umgebung Salzanos zu Fuß gemacht haben, um die Not der Armen lindern zu können.

Doch hat es dem für sich selbst anspruchslosen Landpfarrer keineswegs an geistigem Verkehr gefehlt. Vielmehr war es gerade in Salzano, wo Giuseppe Sarto innige persönliche Beziehungen zu dem späteren Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, dem gegenwärtigen Deputierten von Pieve di Sacco, Romanin-Jacour, anknüpfte. Es empfiehlt sich, auf diese Tatsache hinzuweisen, weil Giuseppe Sarto auch als Patriarch von Venedig zu den Staatsbehörden des geeinten Königreichs Italien, sowie zu der Casa Savoia gute Beziehungen unterhielt, obgleich ihm eine Zeitlang aus Gründen, die keineswegs seine Person betrafen, das Exequatur verweigert wurde. Im November 1884 wurde er

als Bischof nach Mantua berufen, wo er wiederum seine Mildtätigkeit in so hohem Maße bewährte, daß ihm selbst arge Verlegenheiten erwuchsen. Nur darf nicht verschwiegen werden, daß Sarto damals zugleich einen Zug der Unversöhnlichkeit auf geistlichem Gebiete annahm, der sich insbesondere in der Unterstützung der gegen die Anhänger Rosminis gerichteten Bewegung kundgab. Rosmini selbst, der im Jahre 1828 als kirchlicher Reformator aufgetreten war und sich bereits im Jahre 1830 an Piemont angeschlossen hatte, war bemüht gewesen, durch seine Philosophie dem Glauben eine vernunftgemäße Begründung zu geben. Obgleich er dem Papste Pius IX. ins Exil nach Gaeta gefolgt war, wurde doch seine Schrift: „Über die fünf Wunden der Kirche" auf Betreiben der Jesuiten auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt. Allerdings könnte es sich als unrichtige Psychologie erweisen, wollte man aus dem Umstande, daß Pius IX. gleichsam als Liberaler begann und später dennoch alle von den italienischen Patrioten auf ihn gesetzten Hoffnungen täuschte, den Schluß ziehen, daß Papst Pius X. sich nunmehr auch in der umgekehrten Richtung entwickeln werde wie der Urheber des „Syllabus", in dem Pius IX. die angeblichen auf die Religion, die Wissenschaft und das bürgerliche Leben bezüglichen „Irrlehren" bezeichnete. Keinesfalls konnte es überraschen, daß die italienische Regierung Bedenken hinsichtlich der Erteilung des Exequatur an Giuseppe Sarto hegte, als dieser am 12. Juni 1893 zum Kardinal und in dem drei Tage später abgehaltenen Konsistorium zum Patriarchen von Venedig ernannt wurde. In den maßgebenden Kreisen Italiens wurde die Besorgnis gehegt, daß der Kardinal Sarto eine unversöhnliche Gesinnung betätigen könnte. So berief sich die italienische Regierung auf die alten, vom päpstlichen Stuhle der Serenissima verliehenen Privilegien, wodurch dieser das Ernennungsrecht hinsichtlich des Patriarchen von Venedig zustand. Damals mußten die Franzosen gleichsam die Kosten des Ausgleiches bezahlen, der hinsichtlich des Konfliktes über das Patriarchat von Venedig zwischen dem Vatikan und dem Quirinal erzielt wurde. Die römische Kurie erteilte als Äquivalent für das dem Patriarchen Sarto gewährte Exequatur ihre Zustimmung zur Ersetzung der französischen Lazaristen in der Kolonie Eritrea durch italienische Mönche, so daß eine prefettura apostolica für die italienische Kolonie in Afrika entstand. Sollte dieser charakteristische Vorgang für den Kirchenfürsten vorbildlich werden, der an sich selbst die unmittelbare Wirkung einer versöhnlichen Aktion in einer wichtigen Frage erfuhr? In Frankreich, wo stets das größte Gewicht auf das angebliche Protektorat im Orient und anderwärts gelegt wird, wo ferner die katholischen Missionen mit Eifersucht aufrecht erhalten werden, erregte das Vorgehen der päpstlichen Kurie in der Kolonie Eritrea um so größeres Aufsehen, als damals noch ein schroffer Antagonismus zwischen den beiden „lateinischen Schwestern" bestand. Vielleicht läßt sich auch aus diesen Vorgängen ein gewisses Mißtrauen erklären, das hier und da in der französischen Presse gegen den Papst Pius X. auftaucht.

Ohne Frage war in Frankreich auf den Sieg des Staatssekretärs Leos XIII., des Kardinals Rampolla, gerechnet worden. Die der französischen Regierung nahestehende Presse ließ keinen Zweifel darüber obwalten, daß dieser Kardinal in der Tat der Kandidat der Republik sei. Nur mußte es als ein psychologisches Rätsel erscheinen, daß die französischen Kardinäle trotz des heftigen Kampfes, der vom Ministerium Combes gegen die geistlichen Genossenschaften geführt wird, sich bereit finden ließen, auf die Absichten des Ministers des Auswärtigen, Delcassé, ohne weiteres einzugehen. Hätte man nicht vielmehr erwarten sollen, daß bei diesen Kirchenfürsten gerade die Kandidatur des Staatssekretärs Leos XIII. auf Widerspruch stoßen würde, weil Kardinal Rampolla es war, der früher die französischen Katholiken aufgefordert, ihren Anschluß an die Republik zu vollziehen, und der in jüngster Zeit nur lau und leise gegen die Auflösung der Kongregationen protestiert hatte? Wiederum zeigte sich jedoch, daß es in Frankreich lediglich des Anschlagens der patriotischen Saite bedarf, um sogleich eine volle Wirkung zu erzielen. Herr

Delcassé empfing die französischen Kardinäle vor ihrer Abreise nach Rom, und die in den unterrichteten Organen veröffentlichten Informationen ließen deutlich erkennen, daß der Minister des Auswärtigen diesen Papstwählern nicht bloß die Kandidatur Rampollas aufs nachdrücklichste empfahl, sondern auch den Sieg dieses Kandidaten als eine Niederlage der Dreibundmächte bezeichnete. Von deutscher Seite war freilich in authentischer Weise festgestellt worden, daß für oder wider keinen einzigen Kandidaten Stellung genommen würde, da die Papstwahl als eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche und des Konklave angesehen wird. Mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit wurde jedoch in Frankreich an der Phantasie festgehalten, daß der deutsche Kaiser selbst sich die Bekämpfung der Kandidatur Rampollas angelegen hätte sein lassen, und diese falsche Vorspiegelung erklärt es, daß die französischen Kardinäle sämtlich für den früheren Staatssekretär Leos XIII. stimmten, bis sich dessen Kandidatur als völlig aussichtslos erwies.

Wer möchte trotzdem vorauszusagen wagen, welche Stellung Pius X. gegenüber den verschiedenen Ländern einnehmen könnte. Am meisten interessiert die Frage, ob unter dem neuen Papste eine Besserung der Beziehungen des Vatikans zum Quirinal eintreten wird. Als Patriarch von Venedig hat Kardinal Sarto sich in den letzten Jahren durchaus nicht unversöhnlich gezeigt. Zuerst gewann es allerdings den Anschein, als ob er die von ihm als Bischof von Mantua bekundeten Anschauungen nicht verleugnen werde. Übte nun die Stadt Tizians ihren unwiderstehlichen Zauber auf ihren Patriarchen aus? Tatsache ist, daß Kardinal Sarto wie beim Anlaß des Besuches, den der deutsche Kaiser dem König Humbert und dessen Gemahlin in der Lagunenstadt abstattete, auch später mit dem italienischen Königshause Beziehungen unterhielt. Als unlängst der Grundstein für den Wiederaufbau des Campanile gelegt wurde, hielt Kardinal Sarto in Gegenwart des Grafen von Turin und des italienischen Unterrichtsministers die Weiherede, in die er freundliche Worte für das Königshaus selbst verflocht. Nur wäre es voreilig, aus diesen Vorgängen weitgehende Schlußfolgerungen zu ziehen. Vielmehr erscheint es geboten, auf verschiedene Phasen in der Entwicklung des nun zur höchsten Würde der katholischen Christenheit Berufenen hinzuweisen.

Daß Papst Pius X. den urbi et orbi geltenden Segen von der inneren und nicht von der äußeren Loggia der Peterskirche aus gespendet hat, darf nicht als Symptom für die Gesinnung des neuen Papstes angeführt werden. Diese Frage ist jedenfalls vom Kardinalskollegium selbst in einer der Versammlungen, die dem Konklave vorangingen, erörtert worden. Ebensowenig darf die Tätigkeit, die der Patriarch von Venedig durch seine Einwirkung auf die Gemeinderatswahlen entfaltete, als irgendwie präjudizierlich für seine Stellung gegenüber der Teilnahme der Klerikalen an den politischen Wahlen erscheinen. Das non expedit Leos XIII. wird kaum in absehbarer Zukunft aufgehoben werden; und solange der Vatikan auf die im Garantiegesetze für den Papst ausgeworfenen Millionen verzichtet, bleibt er auf den Peterspfennig angewiesen, der unzweifelhaft eine starke Einbuße erfahren würde, wenn die Legende von der Gefangenschaft des Papstes endgültig beseitigt wäre.

Um eine Legende handelt es sich aber in der Tat, wie durch den ungestörten Verlauf des jüngsten Konklaves deutlich bewiesen worden ist. Wohl waren auf dem Platze vor der Peterskirche in der unmittelbaren Umgebung des Vatikans italienische Truppen aufgestellt. Diese hatten jedoch lediglich den Auftrag, die Ordnung aufrechtzuerhalten, sowie die offiziellen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Das Konklave selbst beriet und beschloß in voller Freiheit und Unabhängigkeit. Daß von seiten des Bischofs von Krakau, des Kardinals von Puzyna, im Namen des Kaisers von Österreich und Königs von Ungarn das Veto gegen die Wahl Rampollas zum Papst eingelegt wurde, ist eine Tatsache, für die das Königreich Italien sicherlich nicht verantwortlich gemacht werden darf. Man kann als ziemlich sicher annehmen, daß der Konflikt, in den Kardinal Rampolla vor Jahren mit der ungarischen

Regierung geriet, sowie das ganze Verhalten des Staatssekretärs gegenüber der katholischen Kirche in Ungarn die hauptsächliche Ursache des geltend gemachten Rechts der Exklusive gewesen ist. Um so abgeschmackter ist es daher, wenn wiederum von französischen Blättern behauptet wird, der deutsche Kaiser habe auf Österreich-Ungarn eingewirkt, um das Veto herbeizuführen. In Wirklichkeit bedeutete dieses für die deutschen Kardinäle eine vollständige Überraschung, zumal die Wahl des früheren Kardinal-Staatssekretärs im Hinblick auf die Gruppierung der Papstwähler ohnehin ausgeschlossen erscheinen mußte. Die französischen Blätter übersehen, daß sie sich in einen unlösbaren Widerspruch verwickeln, indem sie bald behaupten, Deutschland habe im jüngsten Konklave Schiffbruch gelitten, bald versichern, die Wahl des Patriarchen von Venedig wäre als ein acte de vengeance behufs Beseitigung der Kandidatur Rampollas aufgefaßt worden.

Nur wenige französische Organe geben gleich dem „Matin" zu, daß die Nichtwahl Rampollas im Hinblick auf die unleugbaren Bemühungen des Ministers des Auswärtigen Delcassé als eine Niederlage der französischen Politik angesehen werden müsse. Der „Temps" dagegen führt ohne jede Spur einer Begründung in Bezug auf Pius X. in einem Artikel „Le Pape et la France" aus: „Er gehört mit einem Worte zu der Partei, die man als rampolliste oder die französische Partei, im Gegensatz zu der deutschen Partei, zu bezeichnen übereingekommen ist."

Indessen ist es müßig, über die künftige Haltung des neuerwählten Papstes in dieser und in anderen Fragen Vermutungen anzustellen, die sich erfüllen oder nicht erfüllen können. Bis jetzt kennt man sicher nur seine Persönlichkeit, der von allen Seiten, wenn nicht die umfassende Bildung Leos XIII., doch die gleiche Frömmigkeit und Integrität des Charakters und ganz besonders neben großer Würde zugleich große Freundlichkeit zugeschrieben wird. Es ist Tatsache, daß er ein kleines Buch herausgegeben hat, in dem er den ihm unterstellten Geistlichen Höflichkeit im Verkehr mit den Menschen zur Pflicht macht. Bekannt ist auch, welcher Popularität er sich in Venedig erfreute, wie sein Rat in allen, vornehmlich sozialen Angelegenheiten gesucht ward, mit welchem Eifer und Erfolg, z. B., er tätig war, die Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu vermitteln, wie, mit einem Worte, ein starker, im besten Sinne demokratischer Zug ihn dem Volke teuer machte. Wenn Pius X. auf diesem Gebiete die friedliche Politik seines Vorgängers fortsetzt, kann sein Wirken nur ein segensreiches sein.

Von einer schweren Heimsuchung sind die preußischen Provinzen Schlesien und Posen betroffen worden. In verheerender Weise hat insbesondere in Schlesien das Hochwasser Leben und Eigentum der Bewohner gefährdet, und der durch die Überschwemmungen herbeigeführte materielle Schaden beziffert sich nach Millionen. Obgleich sich auch jetzt wieder die Hilfsbereitschaft der gesamten Bevölkerung in vollem Maße betätigen wird, erwuchs doch dem preußischen Staate selbst die unmittelbare Pflicht, in großem Maßstabe helfend einzugreifen. Eine Zeitlang schien es, als ob die dringend gebotene Staatsaktion sich nicht ohne Zögern vollzöge. Sobald dann aber der deutsche Reichskanzler in seiner Eigenschaft als Präsident des preußischen Staatsministeriums allem Zögern ein Ende gemacht hatte, bewährte sich diese durch die Verhältnisse durchaus gebotene Initiative in jeder Hinsicht. Überdies galt es auch, weiteren Gefahren vorzubeugen, da als Folge der verwüstenden Überschwemmungen der Typhus über größere Landesgebiete sich hätte ausbreiten können. Graf Bülow befand sich daher, als er seine dankenswerte Initiative ergriff, in vollem Einklange mit den hochherzigen Absichten des deutschen Kaisers. Hervorgehoben zu werden verdient auch die aufopfernde Tätigkeit der an die gefährdeten Stellen entsendeten Offiziere und Mannschaften unseres Heeres. Wiederum hat sich gezeigt, daß Deutschland in der Stunde der Gefahr auf das „Volk in Waffen" zählen darf, auch wenn es nicht gilt, in Feindesland Heldenmut zu betätigen, sondern den entfesselten Naturgewalten auf vaterländischem Grund und Boden die Stirn zu bieten.

Eine Anzahl Vertreter der verschiedenen bei der in Aussicht stehenden Erneuerung des deutsch-russischen Handelsvertrags beteiligten Ressorts der Reichs- und Landesbehörden hat sich nach St. Petersburg begeben, um dort mit Delegierten der russischen Regierung einleitende Vorverhandlungen zu führen. Nachdem sowohl in Deutschland als auch in Rußland die Zolltarife der beiden Länder unter Hinzuziehung von Sachverständigen eingehend geprüft worden sind, bezwecken die Beratungen der in St. Petersburg versammelten Kommissare, unter denen auch die landwirtschaftlichen Interessen Deutschlands berufene Vertreter gefunden haben, das Material für den neuen Vertrag zu klären und vorzubereiten. Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß es an Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Tarifsätze nicht fehlt. Auch ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die deutschen Kommissare sogar nach kürzerer Zeit zurückkehren könnten, ohne daß deshalb auch nur im geringsten von einem Abbruch der Vorverhandlungen die Rede sein dürfte. Vielmehr wird daraus nur gefolgert werden können, daß die Verhandlungen auf beiden Seiten mit größter Umsicht und unter Wahrung aller in Betracht kommenden Interessen geführt werden. Auch könnte noch längere Zeit vergehen, ehe die Bevollmächtigten Deutschlands und Rußlands über den Entwurf des neuen Handelsvertrags selbst unterhandeln. Daß die augenblicklich geführten Vorverhandlungen in der russischen Hauptstadt stattfinden, darf nicht überraschen, da Rußland seine Unterhändler in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Berlin schickte, als die Besprechungen über den jetzt noch bestehenden deutsch-russischen Handelsvertrag eröffnet wurden.

Dem Hinweise gegenüber, daß die Vorverhandlungen mit Rußland jedenfalls bereits weiter gediehen seien als diejenigen mit Österreich-Ungarn, muß betont werden, daß die verbündete Monarchie in Ermangelung des Ausgleiches zwischen den beiden Reichshälften noch nicht über einen endgültigen Zolltarif verfügt, auf dessen Grundlage Verhandlungen geführt werden könnten. Von diesem Gesichtspunkte aus erweisen sich die jüngsten Vorgänge in Ungarn: das Verhalten der Obstruktionspartei, die aufsehenerregende parlamentarische Bestechungsaffäre und die Krisis, die sich innerhalb der Regierung daran knüpfte, als charakteristische Impedimenta. Von dem gesunden politischen Sinne der Ungarn, der sich gerade in schwierigen Lagen häufig bewährte, darf jedoch gehofft werden, daß er auch diesmal die allerdings hochgesteigerten Schwierigkeiten überwinden wird.

Das Wiederaufflackern des Aufstandes in Mazedonien hat durch den Tod des russischen Konsuls in Monastir, Rostkowsky, eine weitere Verwicklung erfahren. Der Zwischenfall selbst ist noch nicht völlig aufgeklärt, da der Gendarm, der den Konsul tötete, behauptet, zuerst tätlich angegriffen worden zu sein. Die türkische Regierung hat sich jedoch bereit erklärt, volle Genugtuung zu gewähren. Anderseits bürgt die friedliche Gesinnung des Zaren und des russischen Ministers des Auswärtigen dafür, daß internationale Komplikationen nicht zu befürchten stehen. Die Ruhestörer auf der Balkan-Halbinsel dürfen also nach wie vor nicht auf eine Unterstützung ihrer Bestrebungen von seiten Rußlands rechnen, und die mazedonischen Komitees werden sich in dieser Hinsicht auch nach dem beklagenswerten Vorgange in Monastir enttäuscht sehen.

Literarische Rundschau.

Heine und Napoleon.

Heinrich Heine und Napoleon I. Von Paul Holzhausen. Mit vier illustrativen Beigaben. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1903.

Alle Welt weiß, daß Heines Napoleon-Kultus zu den charakteristischen Zügen seiner schriftstellerischen Physiognomie gehört, nicht minder, daß er sich in seinem Urteil über den Kaiser mit zahlreichen seiner Zeitgenossen nahe berührt; manchen war es auch bekannt, daß den begeisterten Worten Heines einige nüchterne und weniger günstige gegenüberstehen. Es durfte daher als wünschenswert angesehen werden, daß einmal alle hierher gehörigen Äußerungen des Dichters der „beiden Grenadiere" zusammengestellt und in ihrer historischen wie psychologischen Bedeutung gewürdigt würden. Kaum ein anderer war durch seine umfassenden Studien zur Lösung dieser Aufgabe so gut vorbereitet wie Paul Holzhausen, der Verfasser des uns vorliegenden umfassenden Werkes. Holzhausen hat es sich nämlich zur besonderen Aufgabe gemacht, die Urteile der Zeitgenossen über Napoleon zu sammeln, um hierdurch das Bild der mächtigen Persönlichkeit zu vervollständigen. Die bisherigen Ergebnisse seiner Forschungen legte er nieder in den Schriften „Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher" (Bonn 1900) und „Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Dichtung" (Frankfurt a. M. 1902); als wichtigste Äußerungen über seinen Heros erschienen ihm aber diejenigen Heines, denen das neue Buch gewidmet ist. Das Werk ist also von Haus aus mehr als ein Beitrag zur Napoleon-Literatur denn als ein solcher zur Heine-Literatur geplant gewesen, und dieser Ausgangspunkt der Arbeit läßt sich auch jetzt noch erkennen. Allerdings hat sich Holzhausen mit Heines Schriften sehr gründlich vertraut gemacht, insbesondere auch hat er die in den Lesarten meiner Ausgabe abgedruckten, von dem Dichter selbst wieder getilgten Stellen, in denen oft seine geheimeren Gedankengänge verraten sind, sorgfältig berücksichtigt. Aber er ist nicht genügend vertraut mit der Literatur über Heine. Sonst hätte es ihm nicht begegnen können, einem so unbedeutenden Machwerk wie Max Kaufmanns Schrift „Heines Charakter und die moderne Seele" (Zürich 1902) oder auch Ducros' Werk über Heine (S. 63) Worte lebhafter Anerkennung zu zollen. Desgleichen verraten mehrere Stellen (S. 69, 191, 195), daß Holzhausen über die nunmehr erledigte Frage nach Heines Geburtsjahr keine ausreichende Kenntnis besaß.

Er zerlegt seine Darstellung in sechs Kapitel und unterscheidet bei Heine eine Periode der unbedingten Bewunderung Napoleons, eine solche des Zweifels und eine solche der Rückkehr zu den Anschauungen seiner Jugend. Dieser Hauptdarstellung geht eine sehr breite Erörterung des Milieus und der Vorgeschichte

voraus, sowie eine Darstellung über die besonderen Ursachen, durch welche Heine der typische Napoleon-Dichter Deutschlands geworden sei. Hierbei wird, wenn wir das Wesentliche von dem Unwesentlichen scheiden, schließlich doch nur die bekannte Tatsache wiederholt, daß Heine als Rheinländer und als Jude doppelte Ursache hatte, für das Große und Nützliche, das ihm und seinesgleichen durch den Imperator geboten wurde, mit Jubel und Dank zu antworten. Das Wichtigste von Holzhausens Darstellung, die erwähnte Unterscheidung von drei Perioden in Heines inneren Beziehungen zu Napoleon, halte ich nicht für eigentlich unrichtig; nur ist die Zeit der Ernüchterung und die Anzahl der in diesem Sinne gehaltenen Äußerungen so begrenzt, daß es kaum zweckmäßig erscheint, diese aussetzenden Pulse der Verehrung als eine besondere Periode abzugrenzen. Eine so komplexe Erscheinung wie Napoleon läßt sich natürlich von verschiedenen Seiten betrachten: je nach dem Interesse und der Stimmung des Augenblicks hat Heine bald diese, bald jene berücksichtigt, und dementsprechend sind seine Äußerungen verschieden ausgefallen. Ernüchtert erscheint er insbesondere gegen Ende der dreißiger Jahre, d. h. zu derselben Zeit, in der er, durch materielle Not gedrückt, journalistische Pläne verfolgte, die ihm eine Aussöhnung mit der preußischen Regierung wünschenswert erscheinen ließen. Es ist sehr richtig von Holzhausen bemerkt, daß bei Heine die Wärme seines Gefühls für Napoleon und für Preußen stets im umgekehrten Verhältnis zueinander stünden, und daß sich das eine in demselben Maße erhitzte wie das andere erkaltete.

Einen zweiten Hauptgedanken, durch den er seine Darstellung regelt, entnimmt Holzhausen der erwähnten Schrift von Max Kaufmann: er hebt nämlich immer wieder hervor, daß Heine Impressionist, Neurastheniker, Hysteriker und erblich schwer belastet gewesen sei; seine Äußerungen über Napoleon seien auch nur recht zu würdigen, wenn man sie im Hinblick auf diese Gemütsverfassung beurteile. Über Heines Gesundheitszustand ist uns vor einigen Jahren durch Dr. S. Rahmer in Berlin eine hochinteressante und sorgfältige Darstellung geschenkt worden, die niemand, der sich mit dem Dichter beschäftigt, unberücksichtigt lassen darf; Kaufmanns Arbeit kommt dem gegenüber nicht in Betracht. Nun ist es ohne Frage mit der erblichen Belastung Heines eine eigene Sache; zwar gibt es in seiner mütterlichen Verwandtschaft ein paar Personen mit etwas ungewöhnlichen Zügen, aber demjenigen, der den Blick auf die Gesamtheit der Familienangehörigen von väterlicher und von mütterlicher Seite gerichtet hält, kann es nicht verschlossen bleiben, daß sich hier überall eine ungewöhnliche Lebenskraft geltend macht. Der Dichter selbst verrät ohne Frage, wie zahlreiche künstlerische Genies, eine mehr als normale Empfindlichkeit gegen alle Reize: seine Affekte sind stärker und lebhafter als die der Durchschnittsmenschen; auf ihnen beruht die hinreißende Wirkung seiner besten Schöpfungen. Wir wollen nicht leugnen, daß diese Reizbarkeit und Empfindlichkeit gelegentlich ins Pathologische übergeht (sind doch die Grenzen des Gesunden und Krankhaften schwer zu ziehen); sicher aber ist es, daß sich der Dichter, dank jener starken Lebenskraft, die er ererbt hatte, immer bald wieder in eine normale Gemütsverfassung zu setzen vermochte, und die Wirklichkeit so erkannte, wie sie war. Gern wollen wir also zugestehen, daß Heines Äußerungen über Napoleon nicht nur subjektiv sind, sondern durchweg die lebhafte Gefühlsbetonung aufweisen, durch welche sich Menschen von reizbarem Nervenleben auszeichnen; diese Gefühlsbetonung steigert die Subjektivität, läßt die einzelnen Äußerungen als Augenblicksäußerungen erscheinen. Falsch aber würde es sein, wenn wir wegen solcher Gefühlsfärbungen den Wert der einzelnen Äußerungen Heines in Frage stellen, wenn wir sagen wollten: wäre Heine bei Niederschrift dieser oder jener Stelle in einer anderen Stimmung gewesen, so würde auch sein Urteil anders ausgefallen sein. Darin liegt die Gefahr, welche durch den Hinweis auf das Pathologische entsteht; es kann der Anschein erweckt werden, als wenn dem Dichter der Vorstellungswert seiner Äußerungen teilweise getrübt gewesen wäre — und davon darf im Ernst nicht die

Rede sein. Ich kann also nicht zugeben, daß durch den zweiten Hauptgedanken Holzhausens, diesen Hinweis auf das Pathologische, wesentlicher Nutzen gestiftet worden wäre, und wenn der Verfasser meint, daß die ältere Forschung deshalb entschuldbar sei, weil ihr die durch Herrn Max Kaufmann gebotene Belehrung noch nicht aufgegangen war, so wollen wir diese Entschuldigung mit Dank ablehnen.

In der Darstellung ist Holzhausen nicht immer glücklich. Am bedauerlichsten ist es, daß er sich so wenig zu beschränken weiß: wenn er es vermocht hätte, den Inhalt seines Buches auf die Hälfte oder auf den dritten Teil des jetzigen Umfanges zu bemessen, so würde es besser ausgefallen sein. Aber freilich, die Breite hängt mit den großen Vorzügen seiner Arbeit zusammen, nämlich mit dem erstaunlichen Fleiß bei der Sammlung seines Materials. Die Belesenheit des Verfassers ist sehr groß, und oft öffnet er ein Schubkästlein nach dem andern, um noch diese und jene an und für sich interessante Mitteilung daraus zu entnehmen, die uns jedoch in der Erkenntnis der Hauptsache aufhält. Auch sind manche Gedanken bei ihm in schiefe Beleuchtung gerückt. Freilich, wenn St. Helena als ein zweites Golgatha hingestellt wird und dementsprechend Napoleon als ein anderer Heiland, die Berichterstatter Antommarchi, Las Cases und andere als die neuen Evangelisten bezeichnet werden, so sind das Geschmacklosigkeiten, die nicht auf Holzhausens, sondern auf Heines Konto kommen. Aber man wundert sich doch, daß der Verfasser niemals ein energisches Wort findet, um zu zeigen, daß wir solcher charakterlosen Minderjährigkeit der vormärzlichen Zeit entronnen sind. Wenn er (S. 161) schreibt: „Und auch diese Religion (nämlich der Kultus Napoleons) hatte ihren Jesusknaben, der für die Sünden der Väter geopfert wurde, den Herzog von Reichstadt, der ... den Martertod starb, freilich ohne der Welt das Heil gegeben zu haben" — — so müssen wir dem Bedauern darüber Ausdruck geben, daß es der Verfasser versäumt hat, diese unglückliche Stelle zu streichen. Doch ich mag von dem Buche nicht scheiden, ohne nochmals hervorzuheben, daß wir alle aus ihm im einzelnen lernen können, und daß es die Arbeit eines tüchtigen Forschers ist; die meisten Schwächen, die es aufweist, würden geschwunden sein, wenn der Verfasser es über sich vermocht hätte, sein umfangreiches Material rücksichtsloser zu sichten.

Ernst Elster.

Neue Gedichte von Paul Heyse.

Ein Wintertagebuch (Gardone 1901—1902). Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1903.

Wer Paul Heyses jüngst von uns angezeigte „Novellen vom Gardasee" in der Erinnerung hat, der kennt die Schönheit und den geheimen Reiz der Natur in und um des Dichters geliebtes Gardone. In den Novellen treten fremde Menschen auf, deren in der Heimat starr und siech gewordenes Wesen sich hier oben wunderbar-schmerzlich entfaltet. In dem Wintertagebuche gibt es eigentlich nur eine Person, die uns beschäftigt, und das ist der Dichter selbst, der einsam in seinem Landhause den Winter verlebt und mit sich und der Natur geheime Zwiesprach hält. Was er schaut und empfindet, wird ihm ein Gedicht, das ihn beruhigt und andere erfreut. Und so enthält sein „Wintertagebuch" einen mit dem Kunstsinn der antiken Dichter geordneten Kreis von Gedichten, die im Winter 1901 auf 1902 am Gardasee entstanden sind.

Im November kommt der Dichter in Gardone an. Wie einst sein Dichterkollege Catull begrüßt er Land und See und hoch am Berg das alte Nest: „Und

ihr zumal am Seegestad, mein Haus und Garten, seid gegrüßt." In einem alten Buche findet er geschrieben, wie's fürstlich hohe Herren und edle Damen vorzeiten hier an der Riviera trieben, und von den Ghibellinen und Guelfen bis auf Bonaparte und Garibaldi steigt die Vergangenheit vor des Dichters Auge empor, bis hin zur allerneuesten Gegenwart, deren feine Welt er — vor seinem Hause „vorüberradeln" sieht. Launig und ernst widmet er, wie auch einst Catull dem toten Sperling seiner Geliebten, dem armen Nino einen Nachruf: „Du warst zwar nur ein Pferd, doch gut und sanft und wohl auch hübsch in deiner Jugend, bis die Last der Arbeit dir das glatte Fell verdarb und dir der Rücken einsank." Oder ihn rührt und ergreift das Geschick merkwürdiger Menschen, die ihm der Zufall entgegenführt: der kleinen Pasqua mit ihrer Last schwarzer Haare und der dunklen Augen Glut, oder der reizenden Schelmin, die im Olivenwalde unaufhörlich ihr „chi bella non è, fortuna non ha" in die Welt singt, oder des vom Tode gezeichneten Fürstensohnes vom Newastrande, der im Anblick des ewigen Sonnenscheines sterben muß, oder des blonden Wesens von achtzehn Jahren, dem nur „zwei Schritt vom Grabe" noch der glühende Strom der Eifersucht aus den Augen bricht; das letzte Gedicht am intimsten dem Tone der Gardasee-Novellen sich anschmiegend. Nun kommt auch bald das Weihnachtsfest heran, und über das, „was (in Deutschland) doch durchaus gehört zu einem richtigen heiligen Christ": Schnee, Eis und Schlittenbahn — täuscht der Dichter sich hinweg mit dem Gedanken, daß in der ersten Weihnacht das liebe Christkind doch auch in der Nacht des Südens erschien, in der, statt der goldenen Kerzen des Weihnachtsbaumes, um den Leitstern herum das Gewimmel der Sterne funkelte, wie jetzt über ihm am Gardasee. Und wie der Dichter glaubt, an dieser Stätte auch richtige Weihnacht zu feiern, so hofft er einst im Schatten der Pergola an seines Gartens Uferrande den letzten Schlummer zu schlafen; ergreifend, wie er um Wilhelm Hertz, der ihm vorangegangen, seinen Schmerz ausströmen läßt. Aber nicht müde oder greisenhaft-fröstelnd sind des Dichters Gedanken geworden — nein, jugendfrisch und dankbar genießt er Gunst und Glück seiner hohen Lebensjahre weiter, die ihm einen erfahrungsreichen Rückblick auf den Wechsel der Dinge gewähren und zu „einsamer Einkehr in sich selbst" ihn laden. Aus diesen Motiven erblüht ihm eine Reihe erinnerungskräftig empfundener oder weise meditierender Gedichte. Prächtig die Huldigung vor Bismarck, dem des Dichters Herz erglüht bei der Erinnerung an jene Zeit, da „aufgeführt ward eine Welthistorie, größer als sie je ein Dichter träumte: ein Volkserstehen aus überlanger Schmach zu höchster Herrschermacht und Glorie", und er preist sein Glück, daß er „den hohen Genius, der vollbracht so traumhaft Herrliches, mit Augen schaute, ja die Hand ihm leibhaft drücken durfte". In anderen Gedichten wieder, namentlich in den dem Wintertagebuche angehängten Ghaselen, setzt sich der Dichter mit Welt und Leben, mit eigenen und fremden Ansprüchen, mit Freund und Gegner milde und doch sicher auseinander. Friedrich Rückert und Horaz, deren Gedichte er mit in seinen „Greisenwinter" genommen hat, erquicken ihn mit ihrer Weisheit. Von den Künsten ist die Musik ihm treu und unentbehrlich geblieben, und er übt sie wie zu jener Zeit, da er der eignen Mutter kleine Lieder hörte. Aus allem wird ihm die stille Ermutigung: „Sei nur getrost! Was auch geschieht, werd' an dir selbst nicht irre, mein Herz!"

Die kurzen Wintertage gehen vorüber, im Februar schon beginnt es leise zu knospen, das Veilchen haucht seinen Duft in die linden Lüfte. Aber „nun knallt es wieder an allen Enden in Ölbaumhalden und Rebgeländen, den kleinen Vögeln den Tod zu bringen, die kaum erst schüchtern ihr Liedchen singen", und dies Mordgelüste des Italieners bewegt den Dichter, dem Volke Italiens sein Sündenregister vorzuhalten und ihm, dem liebenswürdigen, schlecht erzogenen großen Kinde, einen deutschen Unteroffizier zu wünschen, dessen Drill ihm nötig sei, um es zu neuen Taten freudiger Lebenskraft zu erziehen. Mit tausend Rosen beschenkt nun auch schon der April die Berge, der Mai ist da, es naht des Dichters Abschied vom

Gestade des Sees: sein Wintertraum im Süden ist ausgeträumt. Heimwärts, nach München, geht es über die Alpen zurück. Bald lauscht er wieder holden Heimatklängen, der deutsche Wald umrauscht ihm kühl die Stirne, und in ihm ruft's: „Sei froh der Heimkehr! . . . Denn deines Wesens tiefste Wurzeln Sind zäh gesenkt in die deutsche Erde, Wenn auch der Wipfel sich gern In italischen Lüften wiegt." Und so nehmen auch wir vom Dichter Abschied, dankbar dafür, daß er uns so freundlich mit den Früchten dieses Winters beschenkt hat.

Reinhold Steig.

Herman Grimms „Unüberwindliche Mächte".

Unüberwindliche Mächte. Roman von Herman Grimm. Dritte Auflage. Zwei Bände. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1902.

Sinnt man den Eindrücken des Romans noch einmal nach, so mag man sich in einen Salon versetzt wähnen, den seit langem kein Fuß mehr betreten. Die herabgelassenen Vorhänge gönnen dem Tageslicht nur unbestimmten, spärlichen Eintritt. Aber die Möbel stehen noch da wie damals, als vorzügliche Menschen hier ein- und ausgingen, auf dem zierlichen Damenschreibtisch liegt noch ein aufgeschlagenes Buch, es ist, als wären die Stühle zu zwangloser Unterhaltung zusammengerückt. Pastellbilder hängen an den Wänden, ein wenig verstaubt, aber man sieht diesen Herren und Damen in medaillonförmigen Rahmen in die Augen und fühlt sich zu ihnen hingezogen. Beinahe peinigend erwacht die Sehnsucht, in diesem Kreise, in dieser Umgebung leben zu dürfen.

Herman Grimms Roman ist im Jahre 1867 erschienen. Die zweite Auflage folgte der ersten rasch. Und nun, nachdem der teure Mann selbst von uns geschieden, fünfunddreißig Jahre nach der ersten Veröffentlichung, erlebt das Buch eine Neuausgabe. Sie wendet sich im wesentlichen an eine neue Generation.

Es ist der Roman des Salons, den Herman Grimm geschrieben. Julian Schmidt, der den Wert des Buches vollauf erkannte, rügte, daß alle seelischen Entwicklungen, alle Wandlungen und Kämpfe nicht direkt gegeben seien, sondern nur eben widergespiegelt in geistreichen Unterhaltungen. Diese Leute sollten auf die Straße, in die Arbeit des Alltags hinaustreten, um da ihren Mann zu stehen, verlangte er. Wohl traf er damit von seinem Standpunkt aus das Richtige, doch sehen wir die Dinge heut in etwas anderem Lichte. Ein öffentliches Leben war damals doch eben nur in den Anfängen ersten Entstehens. Auch scheint uns die Eigenschaft, die Schmidt rügt, die typische der Literatur jener Tage zu sein; sie ist es, die dem Roman in unseren Augen Zeitgepräge verleiht, das wir nicht missen möchten. Wie man denn überhaupt die Empfindung hat, daß dieses Buch einem die Lektüre vieler Bücher aus jenem Jahrzehnt erspart. Und das gibt immer einen Maßstab.

In Salongesprächen wird das eigentliche Thema des Romans abgehandelt: der Zusammenprall zweier Lebensanschauungen. Dem Adel, der an seinen, im Schwinden begriffenen Vorrechten festhalten möchte, die Berührung mit der arbeitenden Menge scheut, in vornehmer Zurückziehung und veredelten Genüssen seine Tage erwerblos im Kreise von Standesgenossen verbringen will, tritt das neue, charaktergefestigte, gebildete und arbeitsame, hier auf Amerika getaufte Bürgertum entgegen. Kastengeist, abgesonderte Erziehung, gesellschaftliches Bewußtsein erweisen sich dem Adel als „unüberwindliche Mächte". Vertreter der einen wie der anderen Anschauung treffen im Salon zusammen und wissen ihre Gedanken zu begründen. Aber Herman Grimm verfällt dennoch nicht abstraktem Theoretisieren. Er bleibt

sich der Aufgabe des Charakteristikers, des Psychologen bewußt. Die Menschen verflüchtigen sich nicht zu Doktrinen. Wenn die Heldin einmal sagt: „Es ist merkwürdig, Sie gehören zu den Menschen, denen gegenüber man immer ganz andere Dinge ausspricht, als man eigentlich die Absicht hatte" — so scheint in diesem einen Satz das irrationelle Element angedeutet, das in Wahrheit das Leben ausmacht und Menschenwollen von Theorien scheidet. Und kunstreich hat Grimm es verstanden, diesen Salongesprächen stilistische Färbung und Schattierung zu geben. Das alles atmet einen letzten Hauch verblichener, goethesuchender Romantik.

In gewissem Sinne lebt der Held die Probleme des Buches. Adelsfroh, aber auch (in der angedeuteten Weise) adelsbefangen, trägt er in sich ein starkes Lieben zu einer jungen, selbstsicheren Amerikanerin. Aber dieser junge Mann ist weit entfernt, der Typus des deutschen oder gar des preußischen Adels zu sein. Er erinnert vielmehr (und Grimm ist sich dessen bewußt) an eine Goethesche Gestalt. Er ist eine Zuschauernatur und hat den Tassozug. Er kämpft den Zwiespalt in seinem Innern zwischen ererbten Anschauungen und den Forderungen seiner Zeit auch nicht frei in sich durch, er steht unter dem Bann von Zufälligkeiten. Ganz im Geschmack jener Tage konstruiert Grimm eine komplizierte Vorgeschichte, reich an Mißverständnissen: der junge Adlige muß zeitweise an der Echtheit seines Blutes Zweifel hegen. Aber Grimm erhebt sich doch auch wieder über die Mode, indem er dieser Vorfabel psychologisch seine Züge abgewinnt. Nur den tragischen Abschluß des Romans wird man ihm nicht zugestehen können. Denn diese Tragik ist zufällig und konventionell. In Wahrheit war das Ziel innerlich von dem Helden erreicht. Die unüberwindlichen Mächte waren überwunden.

Auch das Mädchen, das dieser junge Adlige liebt, ist keineswegs die typische Amerikanerin. Etwas Weiches eignet ihr bei aller Selbständigkeit, ein Hingebungsbedürfnis; auch sie ist in Pastellmanier gehalten. Grimm liebt es überhaupt nicht, die Farben hart aufzutragen: er bringt Distanz zwischen sich und seine Gestalten, er läßt den Seelen gleichsam ihre Schleier. Was trotzdem die Stärke der Wirkung nicht aufhebt. In der Liebe dieses jungen Mädchens ist ein Zug todesmutiger Leidenschaft.

Und dann erzittern plötzlich die Fenster des Salons, man hört den schweren Tritt der Bataillone in den Gassen. Der österreichische Krieg ist ausgebrochen. So plötzlich tritt er ein, daß man das Gefühl hat, er habe damals wie alle Welt so auch den Schreibenden überrascht. Und damit kommt ein neues Element in die Dichtung: das Unmittelbare. In einer Dorfkirche, die in ein Lazarett verwandelt worden, spielt sich die entscheidende Szene ab. Die Nacht ist hereingebrochen, durch die Fenster fällt das Mondlicht, und ein Schwerverwundeter schildert, was in ihm vorgegangen, als die Reiterregimenter bei Königgrätz an ihm vorüber in die Feinde stürmten. Auf all den Betten ringsum haben sich die hageren, schmerzgezeichneten Gestalten aufgerichtet, alles hört lautlos zu, ein plötzliches „Hurra!" tönt von allen Lippen und verhallt dann geisterhaft in der dunklen Kirche. — Diese Szene gehört zu den stärksten und eindrucksvollsten unserer epischen Dichtung überhaupt. Es war sehr viel Feinheit, aber es war auch Kraft in Herman Grimms künstlerischem Schaffen.

Fünfunddreißig Jahre sind seit dem Erscheinen des Romans verstrichen. Man lebt ihn heut noch mit.

Ernst Heilborn.

σz. **Die Natur in der Kunst.** Studien eines Naturforschers zur Geschichte der Malerei. Von Felix Rosen. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Der Titel des Buches verspricht etwas zu viel. Denn es beschäftigt sich nicht mit dem ganzen Gebiete der malerischen Naturdarstellung, sondern läßt die Bildung der menschlichen und der Tiergestalt fast ganz beiseite und beschränkt sich auf die Pflanzenwelt und auf die tote Erdkruste. Auch behandelt es nur die Zeit von der Ausbildung der gotischen Malerei bis auf Raffael: gerade diejenigen Künstler, welche Pflanzen, Steine und Geländebildung am intimsten angeschaut und am glücklichsten wiedergegeben haben, die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts, fehlen also. Innerhalb dieser Grenzen bietet das Buch manche feine Beobachtung und treffende Bemerkung; immer hat man das Gefühl, mit einem klugen Manne von umfassender Bildung zu tun zu haben. Der Kunsthistoriker wird viel von dem Naturforscher lernen können, soweit er Naturforscher bleibt; wo er aber selbst Kunsthistoriker sein will, muß man sich vor ihm in acht nehmen. Denn sein Stilgefühl ist mehr als unsicher; bringt er es doch fertig, die Kreuzigung, welche im Berliner Museum mit dem Namen des Jan van Eyck bezeichnet ist, dem letzten Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben! Und doch ist bei diesem Bilde gar kein Zweifel möglich, daß es den frühesten Anfängen der altniederländischen Kunst angehören muß: alle wirklichen Kenner sind darin einig, mögen sie über den Meisternamen auch noch so verschieden denken. Das Buch ist daher am glücklichsten, wo es sich an eine Kunstforschung anlehnen kann, die schon einigermaßen zum Abschluß gekommen ist, d. h. auf dem Gebiete der italienischen Kunst; bei der niederländischen, wo die ganze Untersuchung noch im Flusse ist, befriedigt es viel weniger. Leider ist Guthmanns treffliches Werk über „Die Landschaftsmalerei der toskanischen und umbrischen Kunst" noch nicht benutzt; wahrscheinlich ist es erst erschienen, als Rosens Untersuchungen schon abgeschlossen waren. Die beiden Bücher berühren sich vielfach und ergänzen einander oft auf das glücklichste.

ρ. **Rom.** Neuere Kunst seit Beginn der Renaissance. Von Prof. Dr. Otto Harnack. Mit 159 Abbildungen. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Union. Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Die Vorzüge, die wir dem ersten Bändchen des „Modernen Cicerone" (Florenz von Schubring) nachgerühmt haben, finden sich auch in diesem wieder, und hier war die Aufgabe beträchtlich schwieriger. Florenz ist einheitlicher, übersichtlicher: es umfaßt im wesentlichen nur die Jahrhunderte der Frührenaissance, nicht, wie Rom, Jahrtausende der Kunst und Kunstgeschichte. Wohl hat Prof. Harnack von seiner Betrachtung die Antike ausgeschlossen, der ein eigenes Bändchen gewidmet sein wird, und das feine führt uns vornehmlich in die strahlende Welt der Hochrenaissance. Aber wie unerschöpflich ist sie, wie strömt in ihr alles Größte zusammen, was diese große Zeit zu leisten vermag, und wie leuchtet um die beiden Einzigen, Michelangelo und Raffael, eine Schar von Kräften, die gleich ihnen nicht hier geboren, aber auf diesem Boden heimisch geworden und zum höchsten Maß ihres Könnens erwachsen sind! Es ist nicht, wie in Florenz, Florentiner Kunst allein: es ist die Kunst überhaupt, die, hervorgegangen aus Bedingungen, die sich nie wiederholen werden, hier ihre goldene Mittagshöhe erreicht hat und für uns Nachgeborene weiterlebt in den Palästen, den Kirchen, den Sammlungen Roms. Durch diese will Prof. Harnack uns geleiten; man erkennt in ihm sogleich den Fachmann, der nichts Wesentliches übersieht, aber aus der Fülle seines Wissens nur so viel gibt, als für den Laien notwendig ist, um die Werke der bildenden Kunst und Architektur verstehen zu können und sich dadurch auf ihren Genuß vorzubereiten. Das Büchlein ist für diesen Zweck auch äußerlich sehr praktisch eingerichtet, mit guten Registern versehen und mit zahlreichen, in ihrer Verkleinerung vortrefflich ausgeführten Abbildungen geschmückt.

oγ. **Antonio Stradivari, his life and work** (1644—1737). By W. Henry Hill, Arthur F. Hill & Alfred E. Hill. London, William E. Hill & Sons. 1902.

Die drei Brüder Hill, welche zu den besten Instrumentenmachern der Gegenwart gehören und Inhaber einer berühmten Firma in London sind, waren vor allen berufen, ein Leben Stradivaris zu schreiben. Der stattliche Band enthält wohl das reichste Material, das über diesen bisher gesammelt worden ist, und von besonderem Interesse ist die Lebensbeschreibung im ersten Kapitel. Dem Cremonesen Signor Mandelli ist es gelungen, mit unermüdlicher Geduld aus Kirchenregistern seiner Vaterstadt neue Daten zur Biographie des großen Meisters zu gewinnen, und er selbst forderte die Brüder Hill auf, sie zu verwerten. So hören wir z. B., daß Antonio nicht in Cremona zur Welt kam, was bisher allgemein angenommen worden ist; seine Eltern wanderten vielmehr um 1630 von dort aus, da die Stadt durch Krieg und Teurung in so großes Elend gekommen und durch die Pest so schwer heimgesucht worden war, daß jeder ihr entfloh, der die Mittel dazu besaß. Das früheste Zeugnis von Antonios Anwesenheit in Cremona ist eine von ihm 1666 datierte Geige, die er in seines Meisters Niccolò Amati Werkstatt vollendete; auch wissen wir, daß er 1667 in der Kirche von Sant' Agato getraut wurde. Er sollte die Vaterstadt nicht wieder verlassen und zwar kaufte er sich 1680 ein Haus an der Piazza San Domenico (jetzt Piazza Roma), welches er durch 57 Jahre bewohnte, bis er, ein dreiundneunzigjähriger Greis, hier die Augen schloß. Er wurde in der Cappella del Rosario in San Domenico begraben, wo er für sich und seine Familie eine Grabstätte erworben hatte. Als diese Kirche 1869 demoliert wurde, um einem öffentlichen Garten Platz zu machen, bestand noch so wenig Pietät für das Andenken des großen Mannes, daß seine Gebeine mit allen anderen zusammen in einem Massengrab im Campo Santo bestattet

wurden. In den nächsten Kapiteln verfolgt man bis zur Glanzzeit seines Lebens, welche etwa um 1700 beginnt, den schlichten Mann in seiner nie ermüdenden Schaffensfreudigkeit, wie er, als echter Künstler von seinen Resultaten nie befriedigt, immer wieder ändert, experimentiert und verbessert, um sich der Vollkommenheit zu nähern. Weiterhin werden wir unterrichtet über Stradivaris Firnis, die Konstruktion und Bildung der einzelnen Teile, seine Etiketten, die Zahl der von ihm verfertigten Instrumente (sie werden im ganzen auf nicht weniger als 1116 geschätzt, von denen wahrscheinlich noch etwa 600 erhalten sind), über die Preise, die für dieselben einst und jetzt bezahlt wurden, endlich über ein vermeintliches Porträt aus Antonios Jugend, welches aber als falsch erwiesen wird. Im ersten und zweiten Appendix sind alle Daten aus Kirchen- und Staatsregistern zusammengestellt, im dritten eine vergleichende Tabelle der Maße seiner Instrumente gegeben. Überall erkennt man die Sachverständigen; fühlt, daß die Hand, welche hier die Feder führt, dasselbe Gewerbe wie Stradivari — oder sollte man nicht sagen: dieselbe Kunst? — zum Lebensberuf erwählt hat. Mit warmer und hoch gehaltener Empfindung werden die einzelnen Violinen, Bratschen und Cellis beschrieben, und den Künstlern der dringende Rat gegeben, ihre herrlichen alten Instrumente zu schonen, deren idealen Wert zu verstehen. Besonders erfreulich ist die Stellung der Brüder Hill denjenigen gegenüber, welche im Geigenmacher von Cremona einen Gelehrten sehen wollen, der über Gesetze der Tonschwingungen grübelt und akustische Probleme löst. Aufs entschiedenste betonen sie, daß Stradivari seine herrlichen Resultate allein der Erfahrung verdankte und der zähen Ausdauer, mit welcher er durch unermüdliche Experimente jene Erfahrung bereicherte. Daß er eine höchst talentvolle Natur war und mit selten geschickter Hand Stift und Messer führte, das machte den Handwerker zum Künstler. Die glänzende Ausstattung gibt dem schönen Bande noch eine besondere Bedeutung. In 21 vollendet ausgeführten Farbendrucken sind fünf Violinen, ein Cello und eine Bratsche von Stradivari in je drei Ansichten wieder gegeben; mehrere Faksimiles von Briefen, Etiketten u. s. w., ein Stammbaum der Familie, das vermeintliche Bildnis von Stradivari und 55 Illustrationen im Text vervollständigen den Wert dieses Werkes, aus welchem Kenner und Liebhaber in gleichem Maß Anregung und Belehrung schöpfen werden.

dr. **Johann Hinrich Wicherns** Gesammelte Schriften. Bd. III: „Prinzipielles zur inneren Mission". Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1902.

Bei der günstigen Aufnahme, welche die beiden ersten, auch von uns mit uneingeschränkter Anerkennung besprochenen Bände der „Gesammelten Schriften" des Begründers der „innern Mission" gefunden haben, erscheint begreiflich, daß denselben ein dritter Band gefolgt ist. Daß derselbe nicht weniger als achtzig Druckbogen umfaßt, und daß diese 1268 Seiten so gut wie ausschließlich dem in den früher publizierten Briefen und Tagebuchblättern sattsam erörterten Gegenstande gelten, erweckt indessen Bedenken. Wichern war ein Mann der Tat, dessen großer und segensreicher Einfluß auf seine Persönlichkeit zurückzuführen war: was er geschrieben, kam vornehmlich als Ergänzung seiner direkten Wirksamkeit in Betracht und konnte schon aus diesem Grunde eine nur zeitliche Bedeutung in Anspruch nehmen. Wicherns Aufsätze teilen das allgemeine Los journalistischer Arbeit. Dauerndes Interesse vermögen Publikationen solcher Art nur ausnahmsweise zu behaupten; mit den Zwecken, auf welche sie gerichtet werden, erlischt der Regel nach ihre Bedeutung. Im einzelnen festzustellen, mit wem ein Mann der Tat sich auseinanderzusetzen hatte, und was ihm in der einen oder anderen Veranlassung die Seele bewegte, ist Sache des Biographen. Einen solchen hatte Wichern bereits vor zwei Jahrzehnten in der Person seines Freundes Oldenberg gefunden. Wollte man sich daran nicht genügen lassen, so wäre allenfalls am Platze gewesen, einzelne seiner größten und wichtigeren schriftstellerischen Auslassungen wiederzugeben; den Schriftsteller Wichern Schritt für Schritt und Jahr für Jahr zu begleiten, lag um so weniger Grund vor, als es sich um das Gedächtnis eines Mannes handelte, der die Schriftstellerei lediglich als unvermeidliche Hilfs- und Nebenarbeit behandelte. Dazu kommt noch ein anderes. In der Natur der Sache lag, daß der Begründer der inneren Mission Personen und Erscheinungen seiner Zeit so gut wie ausschließlich nach ihrem Verhältnis zu seinem Lebenswerk beurteilte. Solche berechtigte Einseitigkeit hat unvermeidlicherweise dazu geführt, daß die von ihm ausgesprochenen Urteile und Meinungen nicht immer das Wesen der Sache trafen, und daß sie dem heutigen Leser vielfach den Eindruck des Überlebten machen. Und wie sollte dem anders sein, wo soziale, kirchliche und politische Verhältnisse unseres Vaterlandes sich im Lauf der Zeit unkenntlich verändert haben? Über den König Friedrich Wilhelm IV., über Schenkel und Strauß, über die verschiedenen Phasen deutscher Kirchenpolitik, ja, selbst über Bedeutung und Aufgabe der inneren Mission wird und muß im zwanzigsten Jahrhundert anders geurteilt werden, als vor fünfzig und vor vierzig Jahren geschah. Zu einer Wiedergabe auch der überholten und durch die Folgezeit rektifizierten Einzelurteile eines auf eine bestimmte Sphäre beschränkten, ganz von einem großen Zweck erfüllten Mannes hat aber keine Veranlassung vorgelegen. Daran hätte in dem vorliegenden Falle festgehalten werden sollen. Gewisse Wirkungen werden unserem Buche auch jetzt nicht fehlen — stärker und sicherer würden dieselben aber ausfallen, wenn der Herausgeber sich das „Weniger wäre mehr" selbst gesagt hätte.

ρσ. **Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternberg.** Erster Band: Briefwechsel zwischen J. W. v. Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg (1820—1832).

Herausgegeben von August Sauer. Mit drei Bildnissen Sternbergs. Prag, J. G. Calvesche k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Josef Koch). 1902.

Aus Böhmen kommen jetzt ununterbrochen zu uns die erfreulichsten Zeichen energischer, deutscherhaltender Arbeit herüber, die sich die dortige Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur angelegen sein läßt. Tüchtig und gehaltreich ist die von Adolf Hauffen in Prag geleitete Monatsschrift „Deutsche Arbeit", wirksam und von dauerndem Werte die „Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen", welche von derselben Gesellschaft ins Leben gerufen worden ist. In dieser Bibliothek nun (Bd. 13), beginnt August Sauer eine Auswahl der Schriften des böhmischen Grafen Kaspar von Sternberg auf das glücklichste mit dem Briefwechsel zwischen diesem und Goethe. Graf Sternberg und Goethe sind durch gemeinsame naturwissenschaftliche Bestrebungen zusammengeführt und -gehalten worden, so daß die beiden Männer seit 1820 „treu anhänglich" miteinander eines Weges gingen. Durch den Grafen nahm Goethe, der Böhmen liebte, an dem Vaterländischen Museum in Prag, an der böhmischen Literatur, und während der letzten Lebensjahre an den Verhandlungsergebnissen der in verschiedenen Städten Deutschlands sich versammelnden Naturforscher Anteil. Wie viel diese Freundschaft Goethe galt, spricht 1827 auf das rührendste sein kurzes Gedicht an den Grafen aus, worin er der Schönheit jugendlicher Jahre die Herrlichkeit einer so edlen Altersfreundschaft, wie er sie in Graf Sternberg genieße, gegenüberstellte. Sorgsam und vollständiger als früher hat Sauer die gesamte Korrespondenz beider Männer abschließend vereinigt, und was zu Genuß oder Verständnis nötig war, in Einleitung, Beilagen und Anmerkungen beigebracht, so daß dieser einheitlich abgerundete Band den lebhaften Wunsch erregt, nun auch die eigenen Schriften des Grafen zu empfangen, die im Buchhandel vergriffen oder sonst kaum erhältlich sind. Es sollen folgen eine Neuausgabe seiner Selbstbiographie, gedruckte und ungedruckte Reisetagebücher und Reisebeschreibungen, kleinere Aufsätze, Reden und Vorreden zu seinen größeren wissenschaftlichen Werken. Dies Unternehmen wird zweifellos Person und geistige Bedeutung des böhmischen Grafen neu erstehen lassen. Wer Goethe so viel war wie Graf Sternberg, hat ein An- und Vorrecht darauf, dem Gedächtnis der Nachlebenden erhalten zu bleiben.

βλ. **Corneille and the Spanish Drama.** By J. B. Segall, Ph. D. (Columbia). New York, The Columbia University Press. 1902.

Die Studie des amerikanischen Gelehrten über den Einfluß des spanischen Dramas auf das Werk von P. Corneille begegnet sich mit dem fast gleichzeitig erschienenen Buch des ungarischen Gelehrten W. Huszar über dasselbe Problem vergleichender europäischer Literaturgeschichte. Seit den Tagen, da die Gebrüder Schlegel ihm ihre Aufmerksamkeit zuwandten, hat die Frage, was der „Cid" von Guillem de Castro „Las Mocedades del Cid", was der „Menteur" von Ruiz de Alarcon y Mendozas „Verdad Sospechosa" entlehnte nie aufgehört, die Kritik zu beschäftigen. Ihre Aufgabe war um so sicherer vorgezeichnet, als Corneille selbst diese spanische Komödie, die er anfänglich irrtümlicherweise für ein Werk Lope de Vegas hielt, in der Vorrede zum „Menteur" das Vorbild nennt, „das er teilweise übersetzt, teilweise nachgebildet habe". Ebensowenig verschwieg Corneille, was er dem ersten Schöpfer des „Cid", Guillem de Castro, verdankte. Mr. Segall hat durch genaue Vergleichung, Akt für Akt, der spanischen Originale und der französischen Nachbildungen die Wandlung geprüft, durch welche das spanische, episch-romantische Drama die klassische französische Tragödie wurde, welche die Handlung einheitlich gestaltete, den Charakteren feste Umrisse gab und den mittelalterlich-brutalen Inhalt zum tragischen Konflikt steigerte. Während der Amerikaner die Entlehnungen Corneilles nach dem Vorgang der Franzosen auf einige seiner Jugendwerke, die genannten zwei Stücke und die Fortsetzung des „Menteur" beschränkt, geht Herr G. Huszar weiter und nennt unter anderem „El honrado hermano", das Vorbild von „Horace", Calderons „Los dos amantes del cielo" das von „Théodore", Brunetière gesteht die Richtigkeit der Beweisführung zu, er erkennt die Bedeutung der von Franzosen nicht übertroffenen Leistung des ungarischen Forschers an. Aber er beansprucht für den französischen Dichter die Magie des Stils, den historischen Sinn, das dramatische Genie, die nationale Eigenart und verlangt von der vergleichenden Literaturgeschichte ein Studium der europäischen Gesamtliteratur, von welcher die nationalen Literaturen nur die einzelnen Manifestationen sind.

γ. **Annibal dans les Alpes.** Par Paul Azan. Paris, Picard. 1902.

Den Weg festzusetzen, den Hannibal über die Alpen genommen hat, und den Ort zu bestimmen, an dem die Schlacht im Teutoburger Wald geliefert ward, gehört beides zu den umstrittensten historisch-topographischen Fragen, über die schon Hunderte von Untersuchungen angestellt worden sind, ohne daß das jeweils gefundene Ergebnis sich allgemeiner Billigung erfreut hätte. Erst neuerdings (1900) hat ein schwäbischer Gelehrter, Professor Oskander am Realgymnasium in Stuttgart, auf Grund von Selbstschau in einem vielbeachteten, tüchtigen Buch „Der Hannibalsweg" über allen Zweifel dartun zu können gemeint, daß der große Mont Cenis der von Hannibal überstiegene Berg sei. Dann hat der Italiener Montanari in einem Buch über Hannibal 1901 und in einer Broschüre „punto per punto" 1902 zu beweisen versucht, daß Hannibal über die Durance aufwärts über Sisteron und Gap nach Susa gezogen sei. Der Verfasser des obengenannten Buches, ein Offizier, jetzt in der historischen Sektion des französischen Generalstabs angestellt, bemüht sich, den Nachweis zu erbringen, daß Hannibal die Isere aufwärts über den kleinen Mont Cenis und den Paß Col du Clapier marschiert und von da

nach Susa ins Tal der Dora Riparia hinabgestiegen sei; Italien sah er vom Clapier aus, von wo nach Azan allein die gewaltige Fernsicht möglich ist, die Hannibal nach den Quellen genoß. Die Druentia des Livius ist nach Azan nicht die Durance, sondern der Drac; die Rhone des Polybius die heutige Isère. Auf die Einzelheiten der Begründung können wir an dieser Stelle nicht eingehen; aber das muß gesagt werden, daß Azans Arbeit achtungswerte Studien und gründliche Vertiefung in den Gegenstand bekundet.

γ. **La dernière des Romanow, Elisabeth I., impératrice de Russie.** Par K. Waliszewski. Paris, Plon, Nourrit & Co. 1902.

Der geistreiche und gelehrte Historiker, der in einer Reihe von Werken die Geschichte Rußlands im 18. Jahrhundert behandelt hat, füllt mit diesem Bande die Lücke aus, die noch in seinem Unternehmen vorhanden war. Er spricht schon im Titel aus, wie er Elisabeth auffaßt: als die letzte Vertreterin der letzten nationalen Dynastie, welche Rußland gehabt hat. Ihr Neffe und Nachfolger Peter II., der Ahnherr des heutigen Kaisers, war ein Deutscher und wollte nur ein Deutscher sein; Rußland war ihm nur ein Anhängsel seines eigentlichen Heimatlandes, und wenn man Waliszewski glauben wollte, so hätte er Friedrich den Großen, „dessen Spion er als Großfürst gewesen war", durch seinen Abfall von der Koalition vor dem sonst sicheren Untergang gerettet, was nun freilich zuverlässig eine große Übertreibung ist. Katharina II. wollte wohl Russin sein, brachte es aber nicht zuwege, ihre Rasse zu vergessen. Im Gegensatz zu diesen ihren Nachfolgern ist Elisabeth eine wahre und echte Russin, und trotz aller schweren Schäden ihres Regiments hat „sie den Sinn für jene Unabhängigkeit sich gewahrt, welche die erste Bedingung einer nationalen Existenz ist, und den Kultus der Überlieferungen, welche deren Seele ausmachen". Von dieser Voraussetzung geht das Werk aus, das auf soliden Archivstudien in Paris, Wien und Berlin beruht, und von dieser Voraussetzung aus muß man es lesen und beurteilen.

γ. **Le 19ième siècle vécu par deux Français.** Paris, Delagrave. O. J.

Un demi-siècle de vie (1848—1901). Ebenda. O. J.

In diesen zwei Bändchen erhalten wir die Aufzeichnungen, die ein französischer Staatsbeamter und Schriftsteller, Eugen Mouton, über das Leben seines Vaters, Ludwig Mouton, und sein eigenes hinterlassen hat. Sie führen uns vom italienischen Feldzug Bonapartes, dem Ludwig Mouton als einfacher Soldat anwohnte, bis zur Schwelle der Gegenwart herunter. Ohne daß sie besonders neue Aufschlüsse über die Geschichte des 19. Jahrhunderts enthielten, bieten sie doch eine Reihe interessanter kulturhistorischer Schilderungen, so über das Leben auf der Kolonie Guadeloupe, wo Ludwig Mouton sich verheiratete, über die Negerrasse und ihre Anlagen und Behandlung, worüber Ludwig XIV. 1685 sehr humane Verfügungen erließ, über einen großen Wahlbetrugsprozeß unter dem zweiten Kaiserreich, in dem die Regierung unter der Hand die untersuchte, welche sie amtlich anklagte. Auch erhalten wir interessante Beiträge zur Kenntnis vieler hervorragender Persönlichkeiten, wie die Réjane, Sarah Bernhardt, Liszt, Pierre Loti, die Prinzessin Mathilde u. a.

ρσ. **Romantische Märchen.** Von Brentano und Tieck. Erste Reihe. In Auswahl und mit Einleitung von Bruno Wille. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902.

Neben der literargeschichtlichen Beschäftigung mit den Romantikern, die in starkem Zunehmen begriffen ist, geht das gute und befördernswerte Streben einher, ihre Werke von neuem als lebendigen Lesestoff in das Publikum einzuführen. Natürlich kann dies letztere nur durch Darbietung der besten, vollendetsten Stücke eines Autors geschehen, und so sind denn auch in der jüngsten Zeit unter diesem Gesichtspunkte mehrfach Auswahlen aus den verschiedensten Romantikern erschienen. Bruno Willes Ausgabe bietet, in ihrer ersten Reihe, von Brentano das Gockelmärchen, den Schulmeister Klopstock und das Kommanditchen, von Tieck die Elfen. Die umfängliche Einleitung ist, unter Vermeidung historischer Beziehungen, ganz modern gehalten, vielleicht jedoch, wenn ich mir bloß genießende Leser vorstelle, noch etwas zu kompliziert und farbig, als daß sie einfach und anspruchslos auf den Inhalt des Buches hinwiese. Es wäre sehr zu wünschen, daß das Unternehmen seinen guten Fortgang hätte.

ρσ. **Wer ist mein Nächster? Negertypen aus Deutschwestafrika.** Von Paula Karsten. Berlin, Gose & Tetzlaff. 1903.

Die Verfasserin dieses inhaltsvollen Buches hat sich, als Lehrerin junger, nach Berlin gekommener Westafrikaner, lebhaft für die Volkssitten, Gebräuche und Lebensgewohnheiten der Eingeborenen in unseren afrikanischen Schutzgebieten interessiert und aus dem Munde ihrer jungen Freunde Märchen, Sagen, Lieder und andere Nachrichten über den Kulturstand der Neger aufgenommen. Vieles ist ganz überraschend und findet zum Teil in den Traditionen anderer, europäischer oder asiatischer Völker ein fast unerwartetes Seitenstück. Ihre, das Zeichen der Unmittelbarkeit tragenden Ergebnisse bringt die Verfasserin mit größter Anspruchslosigkeit vor; es ist ihr allein um ihre gute Sache zu tun. Der einzige Nebenzweck, der sichtbar hervortritt, ist der, den Negern liebevollere Beachtung und mehr gleichstellende Behandlung seitens ihrer meisten Mitmenschen zuzuwenden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Astura. — St. Hubertus. Novelle von Manfred von Astura. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Auer. — Soziales Strafrecht. Ein Prolog zur Strafrechtsreform von Fritz Auer. München, F. H. Beck. 1903.

Bastier. — Fénélon. Critique d'art. Par Paul Bastier. Paris, Emil Larose. 1903.

Bock. — Die Brille und ihre Geschichte. Von Emil Bock. Mit einem Titelbilde und 32 Abbildungen. Wien, Josef Safar. 1903.

Bousset. — Das Wesen der Religion, dargestellt an ihrer Geschichte. Von Wilhelm Bousset. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Bücher. — Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft. Denkschrift, im Auftrage des akademischen Schutzvereins verfaßt von Karl Bücher. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Bugenhagens christliche Vermahnung an die Böhmen. Nach dem Originaldruck vom Jahr 1546 neu herausgegeben von Constantin von Kügelgen. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Bulletin de la societe d'Etudes coloniales. — Deuxième année. No. 7. Bruxelles, A. Lesigne. 1903.

Cumont. — Die Mysterien des Mithra. Von Franz Cumont. Autorisierte deutsche Ausgabe. Von Georg Gehrich. Mit neun Abbildungen im Text und auf zwei Tafeln, sowie einer Karte. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Dahn. — Felix Dahns sämtliche Werke poetischen Inhalts. Neue Folge. Dritter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. O. J.

Dierks. — Von der Vererbung und ihrer Bedeutung für die Pädagogik. Von W. Dierks. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Dorner. — Grundriß der Religionsphilosophie. Von A. Dorner. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Erdmann-Jesnitzer. — Der Stafflerfranzl. Roman von Selma Erdmann-Jesnitzer. Bremen, Gustav Winter. 1903.

Eucken. — Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. Von Rudolf Eucken. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Frank. — Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman. Von Josepha Frank. Wien und Leipzig, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Frobenius. — Völkerkunde in Charakterbildern des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden und der reiferen Menschheit. Von Leo Frobenius. Mit über 700 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Hannover, Gebrüder Jänecke. 1902.

Frommel. — Vom Reich der Kraft. Predigten von Otto Frommel. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Fuchs. — Auf Dornenpfaden. Ein maschinistischer Roman von Hanns Fuchs. Berlin, H. Barsdorf. 1904.

Funck-Brentano. — Die Giftmord-Tragödie nach den Archiven der Bastille. Mit einem Vorwort von Albert Sorel. Einzige berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Nina Knoblich. Mit acht Illustrationen. München, Albert Langen. 1903.

Gaulle. — Les Celtes au XIXe Siècle. Le réveil de la race. Par Charles de Gaulle. Nouvelle édition. Paris, librairie Bretonne, M. le Dault. 1903.

Geiger. — Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn. Ausgewählt und mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Geschichte, Zur, der Kaiserlichen Wiener Zeitung. — 8. August 1703—1903. Wien, Selbstverlag der Kaiserlichen Wiener Zeitung. 1903.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe. Dreiundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Zweiter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldfriedrich. — Die Rechtfertigung durch die Erkenntnis. Von Johann Goldfriedrich. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1903.

Grabein. — In der Philister Land. Roman von Paul Grabein. Berlin, Rich. Bong. O. J.

Gumpel. — Die Spekulation in Goldminenwerten. Praktische Ratschläge und Belehrungen. Von S. Gumpel. Mit Karten und Plänen. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1903.

Guthmann. — Über Otto Greiner, Von Johannes Guthmann. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 1903.

Gyp. — Baron Sinai. Roman von Gyp. Einzig berechtigte Übersetzung von Fritz Waldstein. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Harnack. — Augustins Konfessionen. Ein Vortrag von Adolf Harnack. Dritte Auflage. Gießen, J. Ricker. 1903.

Harnack. — Das Mönchtum, seine Ideale und seine Geschichte von Adolf Harnack. Sechste Auflage. Gießen, J. Ricker. 1903.

Harro. — Die Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Kritische Beleuchtung der biblischen Auferstehungsberichte. Ein freies Wort an das deutsche Volk. Von Ferdinand Harro. Leipzig, Blumberg & Co. O. J.

Heitmann. — Das Lehrerprüfungswesen. Von Albert Heitmann. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Helbig. — Die erste Erfindung. Vorgeschichtliche und kulturhistorische Gedanken. Von Carl Ernst Helbig. Zweite, unveränderte Auflage. Dresden, Oscar Damm. 1902.

Heller. — **Geinborg.** — Primadonna. Erzählung von O. Heller. Ein Feldpostbrief. Novelle von W. H. Geinborg. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Hensel. — Hauptprobleme der Ethik. Sieben Vorträge von Paul Hensel. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Herbst. — Der General des Zaren. Drama in einem Aufzug. Von Guido Herbst. Bremen, Druck von Carl Schünemann. O. J.

Humboldt. — Wilhelm von Humboldts gesammelte Schriften. Herausgegeben von der königlich preussischen Akademie der Wissenschaften. Erster und zehnter Band. Berlin, B. Behrs Verlag. 1903.

Jenny. — Gedichte. Von Albert Jenny. Dresden, E. Pierson. 1903.

Julia-Virginia. — Primitien von Julia Virginia. Berlin Charlottenburg. Verlag Continent, Theo Gutmann. O. J.

Kaulbach. — Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern. Von Kaethe Kaulbach. Mit einem Beiheft, enthaltend 21 Nachbildungen von künstler Steinzeichnungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Klaue. — Aus zwei Welten. Gedichte nebst einigen Skizzen. Von Max Klaue. Dresden und Leipzig, E. Pierson. O. J.

Knapp. — Fra Bartolommeo della Porta und die Schule von San Marco. Von Fritz Knapp. Mit 122 Abbildungen. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1903.

Krembs. — Dichter und Maler. Ein Beitrag zum Unterrichte in der Litteratur- und Kunstgeschichte. Von B. Krembs. Leipzig, Türrische Buchhandlung. 1903.

Lange. — Volksschule und Deutschtum in der Ostmark. Von G. Lange. Bielefeld, A. Helmich. O. J.

Langwerth von Simmern. — Deutschtum und Anglophobie. Zur Beurteilung Englands. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Wiesbaden. Wilhelm Breding. 1903.

Lehaucourt. — Histoire de la guerre de 1870–1871. Par Pierre Lehaucourt. Tome III. Paris, Berger-Levrault et Cie. 1903.

Lohwag. — Übergangsmenschen. Drama in vier Akten. Von Emil Lohwag. Dresden, E. Pierson. 1903.

Maier. — Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1902.

Merk. — Das Kätle der Hermandt. Roman von E. Merk. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903.

Michaut. — Sainte-Beuve. Avant les „Lundis". Essai sur la formation de son esprit et de sa méthode critique. Par G. Michaut. Fribourg, Librairie de l'université. 1903.

D'Oliveira. — Goivos. Di M. Mendouça d'Oliveira. Lisboa. Antiga casa Bertrand. 1903.

Peabody. — Jesus Christus und die soziale Frage. Von Francis G. Peabody. Autorisierte Übersetzung von E. Müllenhoff. Giefsen, J. Ricker. 1903.

Pizzighelli. — Die photographischen Prozesse. Dargestellt für Amateure und Touristen. Von G. Pizzighelli. Dritte, verbesserte Auflage; bearbeitet von Curt Mischewski. Mit 221 in den Text gedruckten Abbildungen. Halle a. S., Wilh. Knapp. 1903.

Preyer. — Indomalayische Streifzüge. Beobachtungen und Bilder aus Natur und Wirtschaftsleben im tropischen Südasien. Von Axel Preyer. Mit 50 Abbildungen. Leipzig, Th. Grieben. 1903.

Reimarus. — Babel und Bibel. Resultate der neuesten Bibelforschung als Widerlegung und Antwort auf den Brief des Kaisers Wilhelm II. an Admiral von Hollmann. Von Reimarus jun. Leipzig, Blumberg & Co. O. J.

Richter. — Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Von Raoul Richter. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Rieder. — Zwei Pfarrer und andere Bilder aus dem Erwerbsleben von Josef Rieder. Leipzig, G. Hedeler. O. J.

Ruskin. — Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Theodor Knorr. Erster Band. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1903.

Schmarsow. — Unser Verhältnis zu den bildenden Künsten. Sechs Vorträge über Kunst und Erziehung. Von August Schmarsow. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Schmidt. — Die Urzeugung und Professor Reinke. Von Heinrich Schmidt. Odentirchen, Dr. W. Breitenbach. 1903.

Schott. — Die Seeberger. Erzählung aus dem Walde. Von Anton Schott. Einsiedeln, Benziger & Co. 1903.

Schumm. — Frankreichs letzter Ritter. Ein Lebensbild von Anton Schumm. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Schuster. — Hermann von Hermannstadt. Ein froher Sang aus Siebenbürgens Vorzeit. Von Moritz Schuster. Hermannstadt. Kommissions-Verlag von W. Krafft. 1903.

Schuster. — Jaromar I. Der Fürst von Rügen. Historische Novelle von Wilhelm Schuster. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Schütz. — Reformortografi. Fon fon Schütz. Zoppot, Wpr. Verlag der Reformotografi. 1903.

Seewald. — Fränkisch. Ein Roman aus den sechziger Jahren. Von H. Seewald. München, Eduard Koch. 1903.

Seillière. — Peter Rosegger und die steirische Volksseele von Ernest Seillière. Autorisierte Übersetzung von J. B. Semmig. Leipzig, L. Staackmann. 1903.

Sello. — Alt-Oldenburg. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte von Stadt und Land. Von Georg Sello. Mit 3 Vignetten, 2 Tafeln und 1 Stadtplan. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

Siengalewicz. — Donaufluten. Roman von Zeno von Siengalewicz. Dresden, E. Pierson. 1903.

Sieroszewski. — Sibirische Erzählungen. Von W. Sieroszewski. Autorisierte Übersetzung von M. Sutram. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Simon. — Das gewerbliche Fortbildungs- und Fachschulwesen in Deutschland. Ein Überblick über seine Entwicklung und seinen gegenwärtigen Stand. Von Oskar Simon. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Stram. — Professor Hieronymus. Roman von Amelie Stram. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von W. Mann. Zweite Auflage. München, Albert Langen. 1903.

Sommer. — In der Waldmühle. Roman von Fedor Sommer. Leipzig, Rob. Friese. 1903.

Spanier. — Hans Thoma und seine Kunst für das Volk. Von M. Spanier. Leipzig, Breitkopf & Härtel. O. J.

Steffen. — Friedrich Nietzsches Weltanschauung und Lebensmaximen nach seinen Werken. Sieben Essays von E. Steffen. Göttingen, Lüder Horstmann. 1903.

Stenglin. — Der Synodale. Eine fast wahre Geschichte. Von Felix Freiherrn von Stenglin. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Stradner. — Neue Skizzen von der Adria. III. Istrburnien und Dalmatien. Von Josef Stradner. Graz, „Leykam". 1903.

Thode. — Schauen und Glauben. Von Henry Thode. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Thode. — Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke zu feiern? Von Henry Thode. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Toeplitz. — Die Ernährung des Kindes. Ein Wegweiser für Mütter aller Stände. Von Fritz Toeplitz. Breslau, Preuß & Jünger. 1903.

Uslar. — Das Gold. Sein Vorkommen, seine Gewinnung und Bearbeitung. Gemeinverständlich dargestellt von Manuel v. Uslar. Mit 19 Abbildungen im Texte und 2 Tafeln. Halle a. S., Wilhelm Knapp. 1903.

Volksabende. — Herausgegeben von Hermann Kaiser. I. Hans Sachs. Von Richard Bürkner. — II. Wilhelm Hauff. Von Hermann Mosapp. — III. Königin Luise. Von Hermann Müller-Bohn. Gotha, Verlagsbureau.

Wedekind. — Frühlingserwachen. Eine Kindertragödie. Von Frank Wedekind. Dritte Auflage. München, Albert Langen. 1903.

Weininger. — Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung. Von Otto Weininger. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Weise. — Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und Belehrung. Von O. Weise. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Wettendorfer. — Der Kurort Baden bei Wien. Führer für Ärzte und Kurgäste. Von Alexander Wettendorfer. Dritte, mit Berücksichtigung der fortschrittlichen Neuerungen im Kurorte umgearbeitete Auflage. Mit zwei Theaterplänen. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Wilbrandt. — Timandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Wilda. — Reise auf S. M. S. „Möwe" Streifzüge in Südseekolonien und Ostasien. Von Johannes Wilda. Mit 19 Vollbildern und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1903.

Wildenbruch. — Ein Wort über Weimar. Von Ernst von Wildenbruch. Als Flugschrift gedruckt. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1903.

Willy. — Claudine geht. Von Willy. Einzig berechtigte Verdeutschung nach der achtundfünfzigsten Auflage des Originals von Georg Nördlinger. Budapest, G. Grimm. 1903.

Woltmann. — Politische Anthropologie. Eine Untersuchung über den Einfluss der Descendenztheorie auf die Lehre von der politischen Entwicklung der Völker. Von Ludwig Woltmann. Eisenach und Leipzig, Thüringische Verlagsanstalt. 1903.

Wundtke. — Ein Wohltäter? und anderes. Großstadtgeschichten. Von Max Wundtke. Leipzig, E. F. Tiefenbach, Sep. Eto. O. J.

Wustmann. — Allerhand Sprachdummheiten. Kleine deutsche Grammatik des Zweifelhaften, des Falschen und des Hässlichen. Ein Hilfsbuch für alle, die sich öffentlich der deutschen Sprache bedienen. Von Gustav Wustmann. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1903.

Zabel. — Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken aus alter und neuer Zeit von Eugen Zabel. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1903.

Zenker. — Die Gesellschaft. Von Ernst Victor Zenker. Zweiter Band. Die soziologische Theorie. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Ziehen. — Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. Nebst sonstigen Vorschlägen zur Organisation der Volkserziehung. Von Julius Ziehen. Berlin, Weidmann. 1903.

Zorell. — Zur Frage über „Babel und Bibel". Von Franz Zorell. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING ... JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.116

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY